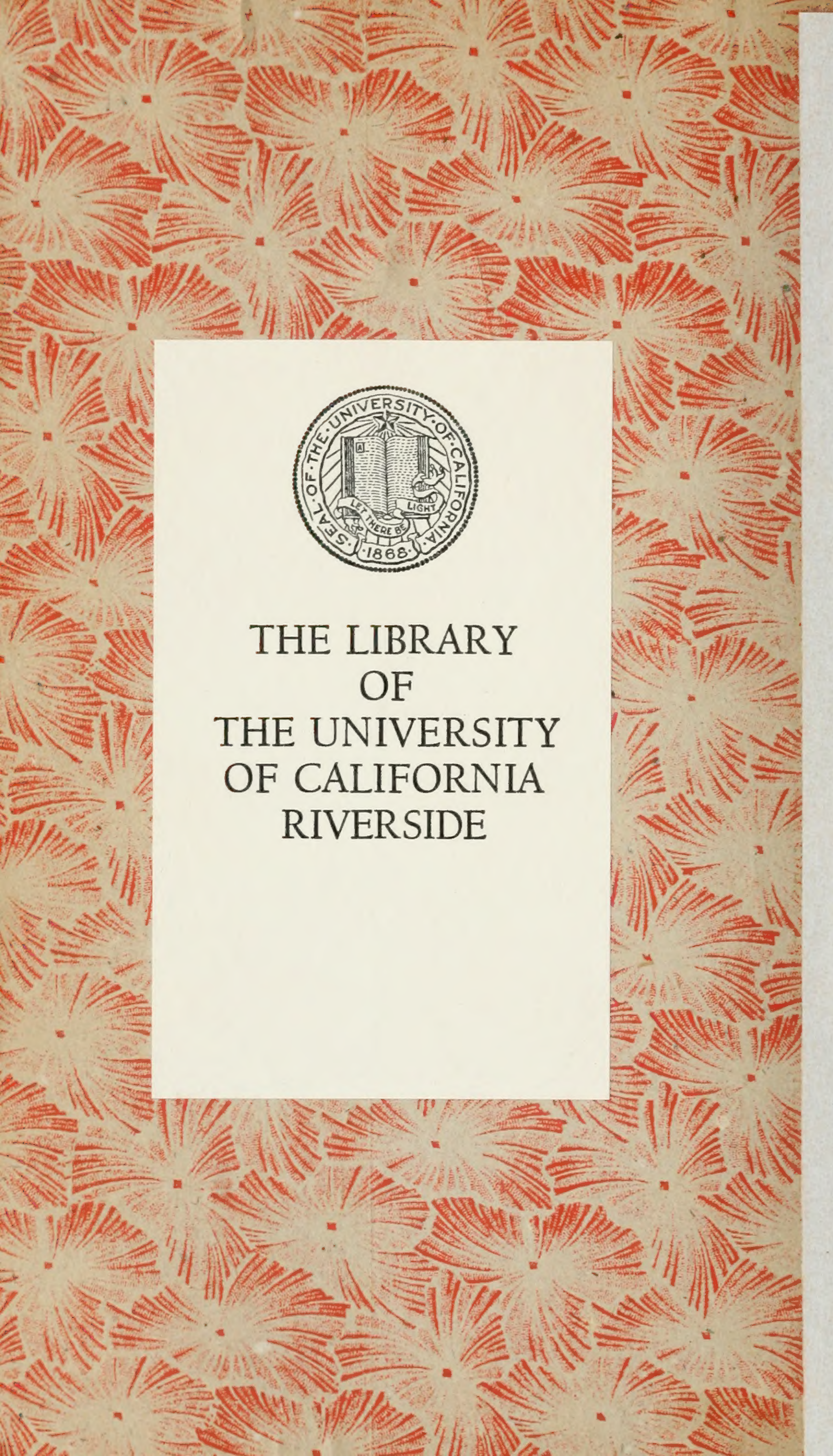
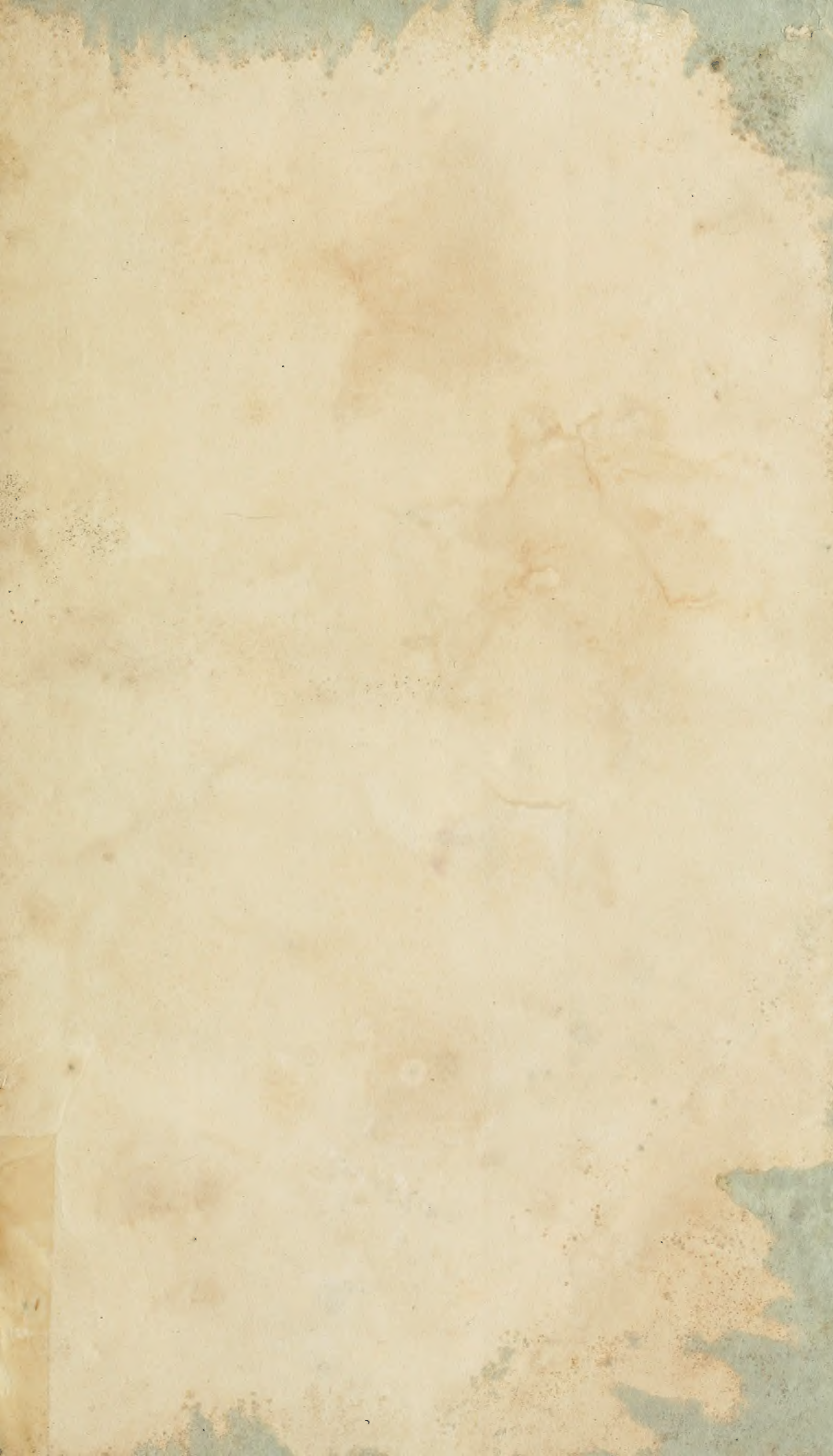

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 665 637 5


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
RIVERSIDE








J. H. Schramm del.
E. Mandel dir.
R. Reyher sc.

# Reisen und Entdeckungen

in

# Nord- und Central-Afrika

in den Jahren 1849 bis 1855

von

Dr. Heinrich Barth.

---

Im Auszuge bearbeitet.

---

## Erster Band.

Mit Holzschnitten, 2 Bildern und dem Portrait des Reisenden.



Gotha.

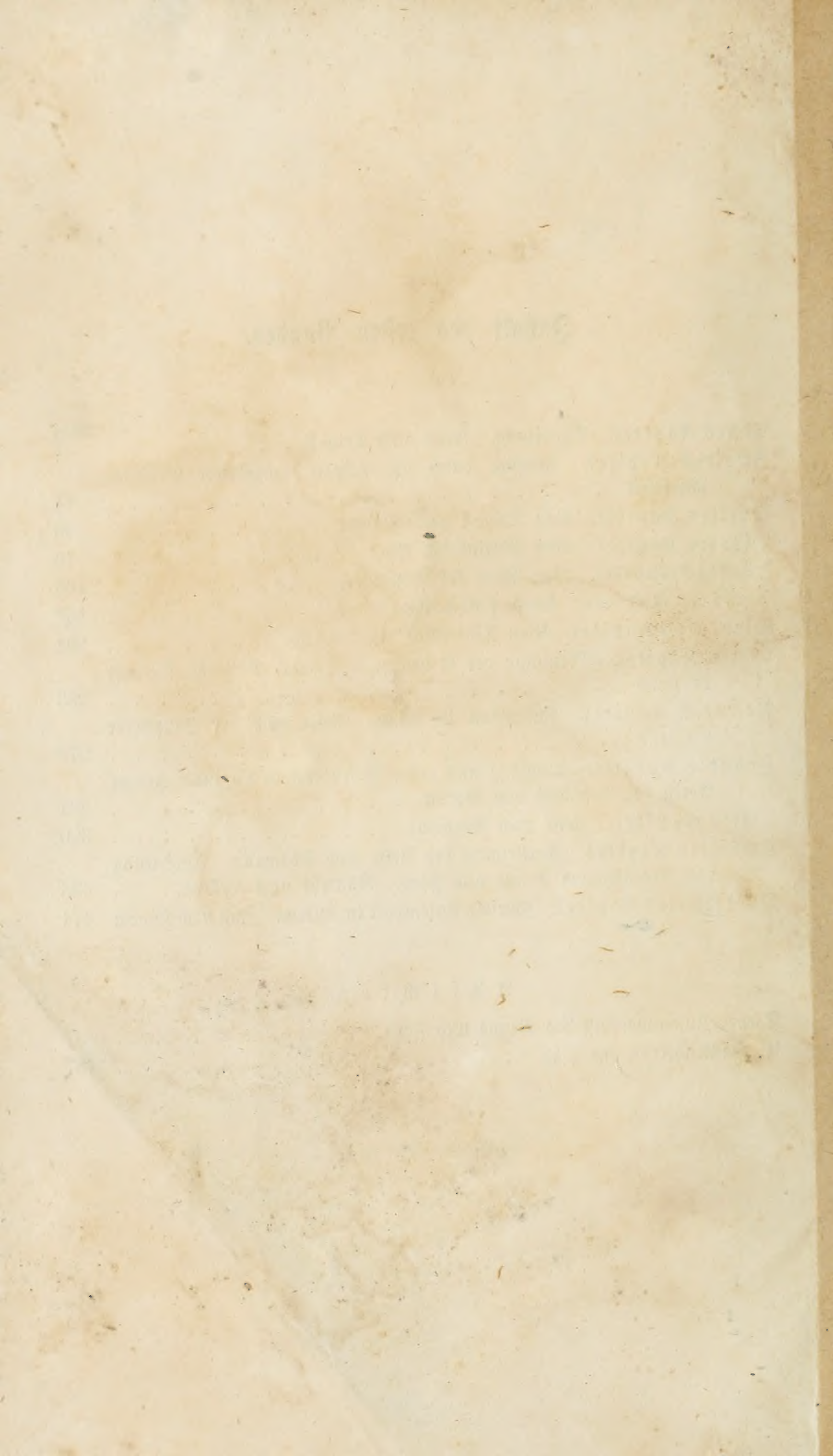
Verlag von Justus Perthes.

1859.

# Inhalt des ersten Bandes.



## Ansichten.



# Erstes Kapitel.

## Einleitung. Reise nach Triposi.

Im Sommer 1849 legte Herr James Richardson, welcher sich bereits durch seine in den J. 1845 und 46 ausgeführte Entdeckungsreise um die Geographie des nördlichen Afrika wohl verdient gemacht hatte, der englischen Regierung den Plan zu einer größeren Expedition nach einigen der wichtigeren Königreiche von Mittelafrika vor, wobei er als Hauptzwecke die Abschaffung des Sklavenhandels und die Anknüpfung von Handelsverbindungen vor Augen hatte. Die englische Regierung ging auf diesen Plan ein, und durch den preußischen Gesandten in London, Baron von Bunsen, veranlaßt, gestattete sie, daß ein deutscher Gelehrter sich der Expedition anschließe, damit auch in wissenschaftlicher Hinsicht das Unternehmen nach Möglichkeit ausgebeutet würde. Es war am 5. October 1849, als mein verehrter Lehrer und Freund Herr Prof. Karl Ritter mir dies Anerbieten der englischen Regierung mittheilte. Ich hatte gerade in jenen Tagen die Herausgabe der Beschreibung meiner früheren, in den J. 1845, 46 und 47 ausgeführten Wanderungen durch das nordafrikanische Gestadeland abgeschlossen. Auf dieser Wanderung hatte ich als einzelner Reisender mich ganz den Arabern angeschlossen und mich vollständig eingebürgert in jene eigenthümliche Lebensform, deren charakteristische Züge das Kameel und die Dattelpalme bilden. Ich hatte lange Reisen durch wüste Landschaften gemacht, hatte den weiten Saum der Großen Syrte umkreist und nach einer durch das kleine malerische Gebiet von Cyrenaika gebotenen erfreulichen Abwechselung die Libysche Wüste bis nach Egypten hin durchzogen. Auch in Egypten hatte ich meine Reise nicht auf eine bequeme Bootfahrt auf dem Nil beschränkt, sondern hatte länger als einen Monat in den Gebirgsthälern zwischen Assuan, Berenike und Kosser zugebracht; ich hatte dann später meine Reise ein ganzes Jahr lang durch Syrien und Klein-Asien fortgesetzt.

Ich hatte also die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten einer solchen Wanderung zur Genüge kennen gelernt, und diese Vorübung und Gewöhnung an Reisebeschwerden war unschätzbar. Ja, ich kann wohl mit Bestimmtheit sagen, daß ich meine große, fast sechsjährige Reise, wo ich fünf volle Jahre in den Tropengegenden umherzog, die schwüle Hitze der Vorsommer und die Nässe von fünf Regenzeiten an Flüssen und Sümpfen ertrug, und oft ungeheuer angestrengte Eilmärsche machen mußte, ohne jene Vorbereitung nie ertragen haben würde. Allerdings war mein Hauptaugenmerk auf jener Reise durch die Gestadeländer des Mittelmeeres vorzüglich auf die Reste des Alterthums und auf solche Völkerverhältnisse gerichtet, welche noch jetzt ein Licht auf die alten Zustände werfen; doch war mir die lebendige Gegenwart keineswegs gleichgültig geblieben und ich hatte stets einen Seitenblick nach jenen halb oder ganz unbekannten Landschaften im Innern Afrika's geworfen, welche in fortwährender Verbindung mit der Küste stehen. Freilich leiteten mich damals auch in jene Gegenden mehr die Spuren des in's Dunkel sich verlierenden Handels des alten Karthago, als die Zusammenhänge und Ergebnisse der neueren Entdeckungen, wenn gleich in früher Jugend schon Mungo Park's und der Gebrüder Lander Reisen meine geistige Theilnahme im höchsten Grade erregt hatten. Ich hatte so viel von jenen Gegenden kennen gelernt, daß das Verlangen, mehr von denselben zu wissen, mich nur um so heftiger bewegte. Mochte das heimliche Sehnen nach jenem fernen Binnenlande, das in eigenthümlichen kleinen Zwischenfällen Nahrung fand, während der Reise von den lebhaften Eindrücken anziehender und malerischer Gegenden in den Hintergrund gedrängt sein, jetzt, da ich zur Ruhe des europäischen Lebens zurückgekehrt war, fing es an, mich immer dringlicher zu mahnen, zumal bei der unerfreulichen Wendung der vaterländischen Verhältnisse. Der alte biedere Colonel Warrington, englischer Consul in Tripoli, der in mir einen Erforscher Inner-Afrika's geahnt zu haben schien, hatte bereits versucht, mich von meiner beabsichtigten Bahn an den Küstenländern abzuziehen, und mir seinen vollen Beistand zugesichert, falls ich es versuchen würde, in's Innere einzudringen.

Auf meiner dreijährigen Reise in den Gestadeländern des Mittelmeeres hatte ich oft Gelegenheit gehabt, die Macht des englischen Schutzes zu prüfen. Alle englischen Consuln von Tanger bis Brusa hatten mir ihre freundlichen Gesinnungen bewiesen, und ich hatte wiederholt ihre Gastfreundschaft genossen; ihr Schutz hatte es mir

möglich gemacht, mit einem gewissen Grad von Sicherheit jene wüsten Gegenden zu durchziehen. So war die allgemeine Bewunderung, die ich für die britische Nation hege, und die persönliche freundschaftliche Hinneigung, mit der ich mich zu vielen Engländern hingezogen fühlte, für mich ein neues Motiv, meine Mitwirkung bei der Ausführung der kosmopolitischen Absichten der Engländer in Bezug auf die verwahrlosten Völkerschaften Inner-Afrika's anzubieten. Mit Begeisterung erklärte ich mich daher bereit, mich Herrn Richardson anzuschließen, unter der Bedingung jedoch, daß der wissenschaftlichen Erforschung des Innern eine größere Ausdehnung und Bedeutung gegeben werde, während ursprünglich die Abschaffung des Sklavenhandels und die Abschließung von Handelstractaten mit den Häuptlingen der Wüste in den Vordergrund gestellt waren.

Während noch die Verhandlungen zwischen der englischen Regierung, Herrn Richardson und mir im Gange waren, suchte mein seliger Vater mich von dem gefahrvollen Unternehmen mit so eindringlichen Gründen abzuhalten, daß meine kindliche Liebe und Ergebenheit ihm nicht widerstehen konnte. Ich trat daher von der übernommenen Verpflichtung zurück und machte Herrn Dr. Overweg Platz, welcher in jugendlicher Begeisterung sogleich hervortrat und, von der Berliner geographischen Gesellschaft unterstützt, seine Dienste anbot. Allein es war zu spät; die englische Regierung hatte inzwischen mein Anerbieten bereits angenommen. Es gelang mir, die liebevollen Besorgnisse meines Vaters zu beseitigen; — hat er doch auch noch die Freude gehabt, mich ruhmgekrönt von meiner Reise heimkehren zu sehen! So schloß ich mich der Unternehmung an, die englische Regierung gestattete mit anerkennenswerther Liberalität, daß auch Dr. Overweg an der Expedition Theil nehme, und dieser selbst sollte nunmehr eine ausgedehntere wissenschaftliche Richtung gegeben werden. Deshalb ward auch ein Seemann den Reisenden beigesellt, und es ward beschlossen, ein Boot mitzusenden. Die Wahl des Seemanns war nicht ganz glücklich, und Herr Richardson hielt es für besser, ihn von Mursuk zurückzusenden; das Boot dagegen, das auf dem außerordentlich schwierigen Landwege über Mursuk, Rhat, Air und Sinder fortgeschafft wurde und die Verwunderung und das Staunen aller Stämme des Innern erregte, kam endlich glücklich bis an den Ort seiner Bestimmung, welchen zu erreichen dem Leiter der Unternehmung nicht beschieden war.

Schon Anfang November 1849 sandte mich Herr Richardson

zu näherer Besprechung mit der englischen Regierung nach London und Dr. Overweg folgte mir dahin. Nachdem wir nun dort ein schriftliches Uebereinkommen getroffen, reisten wir beiden Deutschen, während Herr Richardson noch in Paris auf einige Depeschen wartete, über Marseille, Philippeville und Bona nach Tunis, das wir am 15. December 1849 erreichten. Hier versahen wir uns vor allen Dingen mit Kleidungsstücken, da Tunis auch jetzt noch unter den Städten des Maghreb den Rang eines kleinen Paris bewahrt und in Kunstschneiderei Tripoli bei weitem hinter sich läßt. Daneben machten wir täglich zu Pferde höchst interessante Ausflüge nach der Stätte des alten Karthago. Diese Uebungen waren um so nothwendiger und nützlicher, da Dr. Overweg früher nie zu Pferde gewesen war. Mir aber war es ein höchst erfreuliches Gefühl, daß ich vor dem Antritt meiner langen und schwierigen Reise noch einmal die Ruinen dieser einst so mächtigen und gewerbthätigen Hauptstadt eines gewaltigen Reiches ausländischer Ansiedler auf dem afrikanischen Festlande besuchen konnte; auf dieser ruhmvollen Stätte machte ich die kühnsten Entwürfe für mein großes Unternehmen.

Mit einem hübschen Vorrath nützlicher und schmucker Artikel versehen, verließen wir Tunis am Nachmittag des 30. December, um nun Tripoli, den eigentlichen Ausgangspunkt unserer großen Reise, zu erreichen, wo wir mit Richardson wieder zusammentreffen wollten. Die erste Nacht brachten wir in Hammam el Enf zu. Schon vor drei Uhr Morgens brachen wir wieder auf und verfolgten den reizenden und anziehenden Weg über Krumbalia. Dieses schön gelegene Dorf ist jetzt nur ein Haufe Ruinen und gewährt uns ein Bild sowohl von der Schönheit und Fruchtbarkeit des tunesischen Gebiets, wie von dem elenden Zustande, zu dem es jetzt herabgesunken ist. In einer weiten wüsten Fläche liegt hier überall der reichste Fruchtboden, und nur die schönen Gärten von Turki, die wir zur Seite ließen, bilden hier eine beschränkte Stätte des Anbaues. Dann ließen wir el Chuin zu unserer Rechten, einen, wie es heißt, einst dichtbewohnten Ort, dessen Einwohner aber an den Wirkungen einer verderblichen, mit Erdharz geschwängerten Quelle gestorben sein sollen, die später gleichfalls wieder verschwunden ist. Darauf erreichten wir das mit einigen einsamen Palmbäumen geschmückte, höchst malerische el Arbain, die Stätte der „Vierzig", nämlich der vierzig Blutzeugen; an dieser heiligen Stätte nahm unser Maulthiertreiber Ali in seinem frommen Eifer eine Handvoll des heiligen Erdreichs und besprengte uns damit,

ohne Zweifel in der frommen Absicht, daß uns diese Weihe in den uns bevorstehenden Gefahren beschirmen sollte.

Während wir uns in der Ebene hielten, tauchte in der Entfernung der schön geformte malerische Berg Saghuan, die heilige Bergkuppe der alten Einwohner, in seiner majestätischen Gestalt auf. Eine Stunde nach Mittag erreichten wir den „bir el buita", den „Brunnen des Gemächleins". Hier konnten wir in einem anständig aussehenden, reinlichen Chan unser Quartier nehmen. Aber unser jugendlicher Muth erlaubte uns nicht lange Rast und vor elf Uhr Abends saßen wir wiederum auf unseren Maulthieren.

Ich werde nie diese Nacht vergessen, die Nacht, welche das neue Jahr 1850 anfing, in dessen Verlauf wir so manche schwere Prüfungen bestehen und durch Ausdauer unsere Erfolge erringen sollten. Es war eine finstere, überaus kalte Nacht, und kaum wußten wir uns mit all' unserem Vorrath von Unter- und Oberzeug vor der Kälte zu schützen. Als Mitternacht eintrat und der feierliche Augenblick gekommen war, da das neue Jahr begann, machten Overweg und ich Halt, begrüßten das neue Jahr mit Begeisterung und wünschten uns, unsere Hände schüttelnd, glücklichen Erfolg auf unserer gefährlichen Laufbahn. Wohl konnten wir ahnen, daß uns manche Schwierigkeiten bevorstehen und daß wir der besonderen Gnade des Barmherzigen bedürfen möchten. Unsere mohammedanischen Begleiter — außer unserem Diener und den beiden Maulthierführern vier Reiter des Bey und drei Eingeborne von der Insel Djirbi — nahmen an dieser Scene innigen Antheil, als sie den Grund davon erfuhren, und wünschten uns auch ihrerseits allen möglichen Erfolg für das neue Jahr. Auch unterhielten sie uns während des ermüdenden nächtlichen Marsches mit ihren keineswegs ganz unharmonischen Gesängen, die auf der weiten öden Steppe und in der unheimlichen Stille der Nacht einen tiefen Eindruck machten.

In der Morgendämmerung erreichten wir das Djeriba genannte Gewässer, das wir erst passiren konnten, nachdem wir eine Art Damm gebildet hatten. Auch bei dem verfallenen Städtchen Herkla hielten wir nur kurze Rast, und als wir um 1 Uhr Nachmittags bei Susa eintrafen, nahmen wir unser Quartier außerhalb der Stadt im Funduk Ssidi Djafer, um wiederum bei Nacht aufbrechen zu können; denn die Stadtthore bleiben bis zum Morgen geschlossen.

Vor drei Uhr Morgens waren wir wieder im Sattel, und ein zwölfstündiger Ritt brachte uns nach Djem oder Ledjem, zur ruhm-

würdigen Burg der Prophetin, die noch immer eines der glänzendsten Denkmäler römischer Größe ist und durch den Gegensatz gegen die elenden zu ihren Füßen liegenden Wohnungen, welche die mohammedanische Indolenz charakterisiren, noch mehr gehoben wird.

Nach einem weiteren zwölfstündigen Ritt kamen wir am 3. Januar nach Sfakes. Hier wünschten wir die Langwierigkeit, Kostspieligkeit und Gefahr einer durch unser bedeutendes Gepäck noch erschwerten Landreise um die Kleine Syrte zu vermeiden. Wir suchten uns deshalb ein Boot zu verschaffen, um uns direct nach Tripoli oder einem anderen Punkte auf der anderen Seite der Kleinen Syrte zu bringen. Hätten wir aber vorher wissen können, wie tödtend langwierig unsere Seereise ausfallen und uns am Ende doch gerade an der gefährlichsten Stelle zur Landreise zwingen würde, so würden wir sicher den Landweg rings um die Syrte vorgezogen haben. Wir hatten gehofft, daß eine Fahrt von höchstens 48 Stunden uns über den Golf hinüberführen würde. Statt dessen gebrauchten wir neun volle Tage, um die weniger als 120 nautische Meilen betragende Strecke von Sfakes bis Sarsis zurückzulegen. Der Grund der Schwierigkeit lag darin, daß die Insel Djirbi, die natürliche Station des Wasserverkehrs zwischen dem tunesischen und tripolitanischen Gebiet, eben damals, mehr aus politischen als aus sanitätspolizeilichen Rücksichten, unter die strengsten Quarantaineregeln gestellt und von allem Verkehr mit dem Festlande abgeschnitten war. Nur mit vieler Mühe gelang es uns daher, einen „Gareb“ zu miethen, um uns nach dem westlichen Soara überzusetzen.

Während unseres zweitägigen Aufenthaltes in Sfakes machten wir die Bekanntschaft eines Juden, der sich Baranes nannte und identisch ist mit dem jüdischen Diener Jakob, der Denham und Clapperton begleitete und in ihrem Tagebuch als ein eingebildeter, störriger Mensch geschildert wird. Er theilte uns Manches von jener Expedition mit und erzählte namentlich auch von ihrem Zusammentreffen mit einem als Moslim verkleideten dänischen Reisenden, der von Dar-For über Wadai nach Bornu vorgedrungen sei. Obgleich er seiner Sache ganz sicher zu sein vorgab, so kann ich doch kaum an die Wahrheit der Geschichte glauben, weil weder in dem Tagebuch jener Expedition, noch sonst irgendwo eine so wichtige Unternehmung eines europäischen Reisenden erwähnt wird.

Am Morgen des 5. Januar 1850 schifften wir uns in unserem „Gareb“ ein. Es war ein kleines, armseliges Boot. Die Kajüte,

kaum größer als ein Hundehaus, maß in ihrem größten Durchmesser nur sechs bis sieben Fuß. Hier mußten Overweg und ich bei dem kalten Wetter ohne irgend ein Verdeck die Nacht zubringen. Anfangs ging unsere Fahrt leidlich gut von Statten, aber bald ward der Wind ungünstig; schon am Abend des ersten Tages waren wir genöthigt, Nektah gegenüber Anker zu werfen; nachdem wir hier mehrere Tage festgelegen, konnten wir endlich unsere Fahrt fortsetzen und gelangten im Dunkel der Nacht nach Meheress. Hier wollten wir uns um jeden Preis aus einem so elenden Kerker, wie unser Boot war, befreien und gingen deshalb mit unserem ganzen Gepäck an's Land. Zwei Tage und Nächte blieben wir in Meheress, einem traurigen, verödeten Orte, in welchem eine große Cisterne fast das einzige anständige Gebäude ist. Von dem hohen Dache der Cisterne ließ ich mein Auge über das Bild abschreckender Wüstenei hinschweifen, zu welcher das alte Byzacium, einst der Reichthum Karthago's, gegenwärtig herabgesunken ist. In dem Orte selbst bemerkten wir wenigstens noch einige Spuren von Industrie, indem man theils Matten, theils wollene Decken oder sogenannte Barrakane verfertigte. Ein Unterofficier oder Schausch, der hier seinen Posten hat, hielt uns wahrscheinlich für Spione im Sold des Sultan, vor dem der Bey damals in nicht geringer Besorgniß war. Denn er wollte uns glauben machen, daß an diesem Theile der Küste nicht weniger als 500 Mann Tunesischer Truppen stationirt wären.

Nachdem wir uns vergeblich bemüht hatten, hier Kameele aufzutreiben, mußten wir uns am Morgen des 11. Januar entschließen, die See noch einmal zu versuchen. Der Wind war nördlich und versprach günstige Fahrt, aber bald hatte er sich wieder gedreht, und im langweiligsten Schneckengang kreuzten wir an der Küste hin. Bei Sonnenuntergang passirten wir das mit dem Kasr Unga bekränzte Vorgebirge. Jetzt hatten wir das Schlimmste überstanden, und am nächsten Morgen sah ich mit Vergnügen, daß wir von der Küste entfernt mitten auf dem Golfe schwammen, und daß unser Raeis oder Capitän verwegen genug gewesen war, sein Schifflein gerade auf den Kanal von Djirbi loszuhalten, statt wie vorher an der Küste entlang zu steuern. Wir rückten nun leidlich vorwärts und hatten zugleich die anziehende Ansicht des Bergzuges, der in der Ferne hinter den die Küste schmückenden Palmenpflanzungen in deutlichen Umrissen sich hinzog. Wir hatten gehofft, noch vor Einbruch der Nacht den Kanal passiren zu können; da uns aber der Wind verließ, mußten wir Anker werfen und bis Tagesanbruch warten. Denn während der Nacht kann der Kanal seiner

Seichtigkeit wegen nicht passirt werden. Selbst in der Helle des folgenden Tages kam unser kleines Boot, das nur zwei bis drei Fuß tief ging, zweimal auf den Grund. Vom Wasser aus hatte ich Gelegenheit, den malerisch zerrissenen Charakter des weithin sichtbaren hohen Vorgebirges Djurf oder „tarf el djurf" zu beobachten, auf welchem im Alterthum ein Tempel der Venus, der gastfreundlichen Göttin des Seefahrers, stand. Nachdem wir das seichte Bassin oder die Erweiterung passirt, kamen wir durch die zweite Enge. Hier ward die Passage durch Ruinen von Castellen erschwert, welche, auf dem Festlande wie auf der Insel gelegen, die Brücke oder „kantara", den jetzt in Ruinen liegenden Pons Zitha der Römer, vertheidigten. Nachdem wir den Kanal passirt, hielten wir uns gerade aus durch die offene See und nach Umsegelung des Raſs Mamura betraten wir endlich am 13. Januar Nachmittags den Hafen von Sarsis. Hier schafften wir sogleich unser Gepäck an's Land; denn obgleich gerade der schwierigste Theil der Landreise nach Tripoli noch bevorstand, nämlich der seiner Unsicherheit halber verrufene Grenzbezirk des tunesischen und tripolitanischen Gebiets, so wollten wir doch lieber Alles ertragen, als den Zustand von Sklaverei, zu dem wir in unserer elenden Barke neun Tage lang verdammt gewesen waren, noch länger erdulden.

Sarsis besteht aus fünf gesonderten Dörfern, jedes mit seinen besonderen Palmenhainen. Einzelne verfallene Häuser ausgenommen, macht der Ort im Ganzen den Eindruck von Ordnung und Wohlstand. Auch einige römische Ruinen sind in der Nähe, namentlich eine Cisterne von bedeutender Ausdehnung. Es gelang uns hier, zwei Pferde und fünf Kameele zu miethen, und schon am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort. Da sich uns noch andere Reisende anschlossen, so bildeten wir eine ganz zahlreiche und wohlbewaffnete Truppe und konnten daher den etwas unsicheren Weg um die südliche Seite des See's von Biban wählen, dessen nordwestlichen Winkel wir nach etwa acht Meilen Wegs erreichten. Der See oder die „Ssebcha" von Biban ist ein tiefer Golf oder Busen des Meeres und ist durch einen engen Kanal, den „wad mta el Biban", mit der offenen See verbunden. Das eigentliche Bassin hat daher nicht den Charakter einer wirklichen Ssebcha; denn mit diesem Namen bezeichnet man eigentlich eine seichte, mit einer Salzrinde bedeckte Einsenkung, die zuweilen trocken ist und zu anderen Zeiten eine Wasseransammlung bildet. Eine solche Beschaffenheit haben nur die Ufer des See's und namentlich die sogenannte „Machada", eine Einsenkung, welche, weit

in's Land einschneidend, zuweilen auf einem großen und wegen der Nachbarschaft gesetzloser Beduinenstämme gefährlichen Umwege umgangen werden muß. Glücklicherweise fanden wir die Machada trocken und konnten dieselbe ohne Schwierigkeit passiren. Nachdem wir die Nacht in geringer Entfernung von einem Beduinenlager zugebracht hatten, setzten wir am 15. Januar unsere Wanderung fort. Wir kamen jetzt durch besser bewohnte Gegenden; denn zahlreiche Heerden von Rindvieh bedeckten die reichen Weidegründe; auch ließen sich zuweilen Rudel von Antilopen sehen. Ich lenkte etwas vom Wege ab, um die Ruinen einer römischen Ortschaft, „el Medeina" oder „die Stadt", am Rande des See's zu besuchen. Jedoch sind dieselben uninteressant und kleinlich mit Ausnahme des Quai's. Dieser besteht aus ziemlich regelmäßigem, gut erhaltenem Quaderwerk und beweist, daß der See in alten Zeiten viel tiefer als gegenwärtig gewesen sein muß.

Von hier setzten wir unseren Weg über schönes Wiesenland fort, ließen eine nahe am Ufer gelegene Gruppe Ruinen zur Seite liegen, und hatten um 2 Uhr zur Rechten ein leichtes Gehänge, das nach der einstimmigen Angabe unserer Begleiter die „makta" oder die Grenze zwischen dem tunesischen und tripolitanischen Gebiet bildet. Eine Stunde weiter wählten wir unser Nachtlager zwischen dem ansteigenden Boden und dem Meeresufer, das weiterhin den tief einschneidenden Hafen Mirssa Bureka bildet.

Am folgenden Tag erreichten wir mit zehn Meilen die Ruinen eines Castells und eines gleichfalls aus Quadern gebauten Dorfes, neben denen ein langer und imposanter Molo „el Mina" in's Meer hinausragt. Als wir später den weit sichtbaren Hügel erreichten, auf dessen Gipfel die Kapelle des Heiligen (Ssidi) Said ben Salah steht, war keiner unserer Gefährten, der nicht die Höhe bestiegen hätte, um dort ein kurzes Gebet zu sprechen. Hier verließen wir das Ufer und setzten unseren Marsch über schönes Steppenland fort, bis wir uns der Pflanzung Soara oder Soara el gharbia näherten. Hier eilte ich voraus, um uns bei meinem früheren Freunde Said-bu-Ssemmin Quartier zu verschaffen, für den ich früher, als er in Ungnade gefallen, Fürsprache eingelegt hatte und der wirklich in die Regierung von Soara wieder eingesetzt war. Er war hoch erfreut, mich wieder zu sehen, und als er von der gefährlichen Reise hörte, die ich jetzt beabsichtigte, empfahl er mich der Gnade des Allmächtigen und vertraute auf meinen Unternehmungsgeist, der mich sicher durch alle Gefahren führen werde.

Wir betraten jetzt eine Landschaft, welche im Alterthum durch

große und wohlhabende Städte ausgezeichnet war, unter denen Sabratha als die bedeutendste hervorragt. Auch jetzt ist die Gegend mit lieblichen Palmenhainen bestreut, die von schönem Weideland unterbrochen sind. Jedoch liegen die Palmenpflanzungen fast alle in einiger Entfernung von der Küste; hart an dieser ist der Boden voll von Ssebcha's und deshalb höchst einförmig. Etwa 16 Meilen östlich von Soara gelangten wir an die Grenze zwischen der gleichnamigen Provinz und dem Regierungsbezirke von Bu-Adjila. Leider waren unsere Pferde zu ermattet, als daß wir die Ruinenstätten von Sabratha (in der Nähe der anmuthigen Pflanzung von Kasr Aleiga) und von Pontes (bei Soara e' Scherkieh) hätten besuchen können. Unser Nachtquartier nahmen wir in einem Araberlager, das höchst malerisch in dem Dattelhaine von Utbah lag. Wir erfreuten uns an dem magischen Licht, welches die großen Feuer auf die Palmen warfen. Eine sehr unangenehme Zugabe aber waren die zahllosen Flöhe, die uns in dem arabischen Zelte während der Nacht quälten und uns selbst bis Tripoli verfolgten. Am folgenden Tage, 18. Januar, eilten wir, nach Tripoli zu kommen, das wir nach einem ununterbrochenen Marsch von dreizehn und einer halben Stunde erreichten. Wir hatten erwartet, Herrn Richardson hier bereits anzutreffen; allein er langte erst zwölf Tage nach uns an. Inzwischen wurden wir überaus freundlich von dem englischen Generalconsul Herrn Crowe und von dem Viceconsul Herrn Reade aufgenommen, und fanden in dem Hause des früheren österreichischen Consuls ein freundliches Unterkommen. Unter Vorbereitungen zur Reise, Spaziergängen in der anziehenden Umgebung und gelegentlichen Besuchen verstrich uns die Zeit ganz angenehm. Auch dem Statthalter der Provinz, Bascha Jesid, wurden wir vorgestellt und er empfing uns freundlich und wohlwollend. Zu den Personen, die uns interessirten und uns Dienste erwiesen, gehören auch der französische Consul Herr Pelissier, Dr. Edward Dickson und der österreichische Consul Herr Francowich. Vor Allem aber sei es mir vergönnt, den Tribut meines Dankes Herrn Frederic Warrington darzubringen. Dieser liebenswürdige arabisirte Europäer ist für einen afrikanischen Reisenden ohne Zweifel die interessanteste Persönlichkeit in Tripoli. Er begleitete mich im März 1850 bis Kasr Ghurian und empfing mich bei meiner glücklichen Rückkehr im Sommer 1855 bei Delem nahe bei Mursuk. Er widmete sich mit Eifer und Liebe dem Interesse unserer Expedition und trug nach Kräften zu unserem Erfolge bei.

## Zweites Kapitel.

### Ausflug durch die Tripoli umgebende Gebirgslandschaft.

Wir brannten vor Begierde, unser großes Unternehmen baldmöglichst anzutreten; allein weder das von Malta erwartete Boot, das zur Befahrung des Tsadsee dienen sollte, noch die Instrumente, Waffen und Zelte waren angekommen, und wir sahen ein, daß die Vorbereitungen für die definitive Abreise wenigstens noch einen Monat erfordern würden. Daher beschlossen Overweg und ich, diese Zeit zu einem längeren Ausfluge in einem Umkreis von 60—80 Meilen um die Stadt zu benutzen. Zwar war unsere Ausrüstung sowohl in wissenschaftlicher als auch in materieller Hinsicht nicht genügend, doch waren wir mit einem guten Sextanten, einem Chronometer, ziemlich guten Kompassen, Thermometern, einem Aneroïd-Barometer und durch die Güte des Herrn Warrington mit einem Zelte versehen.

Wir verließen die Stadt am 4. Februar Abends erst nach Sonnenuntergang und folgten anfangs in westlicher Richtung dem Küstensaume. Wir hatten die erste Nacht in Ghargasch zubringen wollen; allein da es so spät geworden war, so lagerten wir in der Meschia unter Palmbäumen. Wir kamen dadurch um einen heiteren Abend; erst am folgenden Morgen trafen wir bei dem hart an der Straße gelegenen alten römischen Gebäude, welches „Kasr el Djehalieh“ oder „die Burg der Unwissenden oder Heiden“ genannt wird, unseren Freund Frederic Warrington, der hier die ganze Nacht auf uns gewartet hatte. Bald passirten wir den Stein Ssidi Arifa, den, wie die Legende erzählt, der Heilige dieses Namens durch sein Wort an die Oberfläche gehoben haben soll, als er Arbeitern, welche einen Brunnen gruben, auf die Köpfe gefallen war; diese Leute aber seien unbeschädigt davongekommen. Nicht minder merkwürdig ist das Wunder, das vom Ssidi Ssalah, einem andern Heiligen, erzählt wird, dessen Kapelle wir weiterhin nahe an der Seeküste trafen, und der aus der

Tiefe des Meeres eine Menge wohlgekochter Fische sich vor die Füße gezaubert haben soll. Bis hierher begleitete uns Herr Warrington; von jetzt an waren wir uns selbst überlassen.

Wir verfolgten anfänglich noch die am Meere entlang führende Straße, wandten uns aber bald in mehr südlicher Richtung von derselben ab und betraten die schöne, schon im Mittelalter hochgepriesene Palmenpflanzung von Sensur. Ueberhaupt ist der District von Sensur wegen seines fruchtbaren Bodens und guten Wassers einer der schönsten Theile der Küste von Tripoli. Weiterhin, nachdem wir Ssayada zur Seite gelassen hatten, wurden wir durch einige neu angelegte Gärten angenehm überrascht. Dies ist eine in diesem Lande um so seltnere Erscheinung, weil die Art der Besteurung, welche nicht vom Ertrag des Baumes, sondern vom Baume selbst erhoben wird, geradezu von neuen Anlagen abhält. — Nachdem wir um Mittag einen kurzen Halt nahe bei der kleinen Oase des Ssidi Ghar gemacht hatten, nahmen wir unser Nachtquartier in dem großen Hofraum des Kasr Gamuda, wo uns der Keimakam Mustapha Bey mit großer Freundlichkeit empfing. Die ganze Pflanzung von Sauya, zu welcher Gamuda gehört, soll 130,000 Palmbäume enthalten. — Wir verfolgten von hier eine südliche Richtung, um baldmöglichst die ersten Ausläufer des gebirgigen Nordrandes des tripolitanischen Plateau's zu erreichen. Der Morgen des 6. Februar war überaus schön, und wir benutzten einen angenehmen Spazierritt durch die Palmenpflanzung, um Datteln und Korn einzukaufen. Nachdem wir von den Palmen Abschied genommen, kamen wir zuerst durch tiefe Sandhügel, die sich hier unmittelbar an den schmalen Saum der Pflanzungen anschließen. Bald aber zeigte der Boden wieder einen fruchtbareren Charakter und war mit vielen Arten vortrefflichen Kameelfutters bedeckt. Kurz vor Mittag wurden wir zuerst durch einen Blick über den mannigfaltig gestalteten Kamm der vor uns liegenden Bergreihe erfreut, über die man schon vom Thurm der großen Moschee in Tripoli eine weite Aussicht hat. Später am Nachmittag kamen wir durch wohlbevölkertes, schönes Steppenland; hier sind die Wohnsitze des Stammes der Bela-ssa, welcher die ganze Gegend zwischen den Urschefana und den Bu-Adjila einnimmt. Ueberall in der Nähe der Straße erblickten wir Lager der Bela-ssa, und für die Nacht schlugen wir unser Zelt neben dem Lager des Häuptlings dieses Stammes auf, welches aus sieben Zelten bestand. Der Häuptling selbst, Namens Mohammed Tschelebi, brachte uns etwas Basin, ein gewöhnliches tripolitanisches Gericht; den Kaffee

aber, mit dem wir ihn dafür bewirthen wollten, verschmähte er; vielleicht fürchtete er, wir möchten es machen wie die Türken, welche die ihnen nicht ergebenen Häuptlinge oft mit Kaffee vergiften. Auch am folgenden Tag (7. Febr.) ging es noch in der „Djefarah“ oder dem „Unterland“ weiter, aber indem wir unseren Weg südwärts durch die kräuter- und brunnenreiche Landschaft „el Habl“ verfolgten, näherten wir uns dem Bergabfall immer mehr. Von der nicht unbedeutenden Erhebung „el Ghunna“, der höchsten Spitze einer kleinen Hügelkette, würden wir eine schöne Aussicht auf die vor uns liegende Bergkette gehabt haben, wenn nicht der starke Wind die Luft mit Sand erfüllt und uns dadurch jeden Blick in weitere Ferne genommen hätte. Nachdem ich mit meinem Diener Ibrahim lange auf der Höhe von „el Ghunna“ verweilt hatte, verloren wir fast die Spur unserer kleinen vorausgeeilten Kafla, deren Fußstapfen auf dem sandigen Boden gänzlich verweht waren. Erst am „bir el Rhanem“ oder „Schaafsbrunnen“ vereinigten wir uns wieder mit den Unsrigen.

Von hier erreichten wir in einer Stunde die ersten Vorhügel der Bergkette. Der Theil des Gebirges, den wir zuerst betraten, führt bald als der höchste Theil des Plateaurandes den allgemeinen Gattungsnamen Djebel, bald wird er mit dem besondern Stammnamen Yefren bezeichnet; er hat eine durchschnittliche Höhe von 2200 Fuß. Er besteht aus Kalkstein, dem hie und da Sandstein aufgelagert ist; auch kommt an manchen Stellen Basalt zum Vorschein. Den natürlichen Zugang in die Bergregion bilden hier, wie überall, die von der Höhe herabsteigenden Wadi's, und so folgten wir dem „Wadi el Ethel“, das seinen Namen vom Ethelbaum erhalten hat, welcher hie und da die Oede der Gegend unterbricht. Das Thal, bald in größerer, bald in geringerer Breite ansteigend, bildet allmählich eine bedeutende Ebene. Es war wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Eingebornen und den türkischen Eroberern. Jetzt unterbrach nur eine kleine Ziegen- und Schaafheerde und ein einsames Beduinenlager die Stille und Oede, welche die ganze Gegend beherrschte. Die Eingebornen, ursprünglich dem Berberstamme angehörig, aber stark mit Arabern untermischt, hatten früher in diesem Gebirge eben so behagliche wie liebliche Wohnsitze. Allein die Zeit ihres unabhängigen nationalen Lebens ist vorüber, und durch wiederholte erfolglose Versuche, das türkische Joch abzuschütteln, haben sie ihre Lage nur verschlimmert. Jetzt ist das Leben dieser ganzen Bevölkerung ein wahrhaft klägliches; denn ausgesogen und allen möglichen Plackereien ausgesetzt verlieren

sie allen frohen Lebensmuth, und während sie mit Stumpfsinn die fortdauernden Ungerechtigkeiten ertragen, warten sie lauernd den Augenblick der Rache ab, wo sie gegen ihre Unterdrücker wieder aufstehen mögen. Ihre Dörfer scheinen eher Ruinen zu sein als noch belebte Wohnstätten. Inmitten dieser armseligen Behausungen aber erhebt sich die Zwingburg der türkischen Unterdrücker, gewöhnlich „Kasr-il Djebel“ oder „das Bergschloß“ genannt.

Gegen Abend stiegen wir abwärts in die tief ausgerissene Schlucht des „Wadi Scheich“, dessen steile und jähe Wände sehr schöne Schichten rothen und weißen Sandsteins mit einer unteren horizontalen Kalkschicht zeigten. Hier suchten wir einen gegen den unangenehmen kalten Wind geschützten Platz für unser Nachtlager.

Am nächsten Morgen (8. Februar) stiegen wir aus dem Thalschlunde auf der anderen Seite aufwärts und kreuzten zu wiederholten Malen das „Wadi Scheich“. Die mannigfach geformten Abhänge der Berge mit einer Menge von Kegelhöhen, auf deren Gipfeln mehrere halbverlassene Burgen aus dem Mittelalter der Araber lagen, gewährten einen interessanten Anblick. Namentlich zeichnete sich die zweimal von den Türken zerstörte Burg der Uelad Merabetin aus. In den zwischen den kegelförmigen Höhen schroff einschneidenden Thälern bilden sich zur Zeit der Regengüsse schöne Wasserfälle, welche mit Gewalt von den jähen Felswänden herabstürzen und den zerrissenen Bergschluchten den Charakter einer wilden malerischen Scenerie geben. Wo Wadi Scheich sich mit Wadi Ginna oder Gilla vereinigt, folgten wir dem letzteren, und wurden bald durch den Anblick der ersten Gruppe Dattelbäume, denen dann auch Feigenbäume folgten, erfreut. Nachdem wir an der hohen, steilen östlichen Thalwand hinaufgestiegen waren, zeigten sich bald auch Olivenbäume. Nachdem wir das in ächt berberischer Benennung Tassemeratye genannte Dorf passirt und einige andere Dörfer zur Seite gelassen hatten, erreichten wir die türkische Festung „Kasr il Djebel“. Diese Burg liegt am äußersten Rande einer steilen Felswand, welche sich in die Thalebene senkt, in einer Höhe von 2150 Fuß über der Meeresfläche. Wenige hundert Schritte östlich davon erhebt sich eine andere, die Burg beherrschende Anhöhe, auf welcher früher gleichfalls ein befestigtes viereckes Gebäude stand. Von dieser letzteren Anhöhe hat man einen sehr freien Blick über die Thäler und Hochebenen im Süden. Die hohe und steile Felswand, auf der die Burg selbst liegt, ist wunderbar schön in Geschieben von Gyps und Kalkstein von verschiedener Farbe gelagert. Zur Zeit unseres

Besuches hatte die Burg eine Besatzung von 400 Mann und nur eine Bastion mit drei Kanonen an der südlichen Ecke. Im Juni 1855 ward sie den Türken von dem abenteuerlichen unternehmenden Häuptling Rhoma oder Ghoma entrissen, ist aber gegenwärtig wieder in den Händen der fremden Zwingherren, die jenen aufständischen Häuptling besiegt haben. — Nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, machte uns der Keimakam oder Statthalter Hadj Raschid einen Besuch. Da die ganze Landschaft von Soara bis Ghadames in SW. und bis zum Tar-hona in SO. unter seinem militärischen Befehl steht, so gilt er für die zweite Person im Baschalik. Er war früher im cilicischen Adana Gouverneur gewesen, und ich erging mich mit ihm in Erinnerungen an Klein-Asien. Allein diese Osmanli haben keinen Sinn für das mannigfach gestaltete Völkerleben ihres weitgeschichteten Reiches, sie denken nur an ihre Pfeife und ihren Geldsack.

Ich wünschte sehr, diesen schroffen Abfall des Plateau's, der durch seine massenhaft in die Ebene vortretenden Bergspornen überaus malerisch gestaltet ist, näher kennen zu lernen. Während daher Dr. Overweg bei Kasr il Djebel zurückblieb, um seine geologischen Forschungen weiter zu verfolgen, unternahm ich am 9. Februar mit dem Schausch, der uns von Tripoli aus begleitet hatte, und mit einem hier aufgegriffenen Sintani-Burschen einen Ausflug in westlicher Richtung. Anfänglich machten wir eine kleine Abschweifung nach Norden, um Ta-gerbust zu besuchen, welches einst in der alten Berberzeit der reiche und bedeutende Hauptort des ganzen Yefren gewesen sein soll. Jetzt ist es ein Haufen Ruinen, und kaum 25 seiner Steinhäuser sind noch bewohnt. Von hier stiegen wir in südlicher Richtung allmählich in Windungen den steilen Abhang der Kalkschichten hinunter. Die Felswand erhob sich über uns, schichtenweis in verschiedener Farbenpracht vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun gelagert. Ueberall, wo die steile Senkung durch ein ebenes Plätzchen unterbrochen wurde, an dem etwas Fruchtboden sich festsetzen konnte, erhoben sich einzeln stehende Dattelpalmen und bildeten mit ihrem leichten, federartigen Blätterwerk einen anmuthigen Gegensatz gegen die nackte todte Felswand. Auf einer kleinen Terrasse rauscht aus einer Höhle am Fuße steiler Felsmassen eine reiche Quelle des schönsten, klarsten Bergwassers hervor und giebt einer Gruppe von etwa zwanzig zwischen den Felsblöcken aufschießenden Dattelpalmen Nahrung und Leben. Kaum vermag die Phantasie sich eine reizendere Scenerie zu denken, als die, welche den Quellborn umgiebt, und während unsere Thiere getränkt

wurden, entwarf ich die nachstehende Skizze dieser malerischen, prächtig beleuchteten Gruppe.



So den Felsabhang hinabsteigend gelangten wir in das Thal „Wadi el Gassais", das sich hier zu einer rauhen Ebene erweitert. Von hier verfolgten wir unseren Weg nach Westen; zur Rechten hatten wir die Djefara, die in wellenförmigen Schwellungen sich bis zum Meere erstreckt, zur Linken die fast 2000 Fuß hohen Ausläufer des Plateau's, die als großartige, regelmäßig geschichtete Vorgebirge in die Ebene hervortreten. Gewiß mit Recht dürfen wir diese Formation der Gewalt der Wasser zuschreiben, die sich zur Zeit der Abtrocknung des Festlandes durch diese tief eingerissenen Schluchten Bahn brachen.

Nachdem wir das Wadi Chaleifa zur Linken gelassen, änderten wir unsere bisher westliche Richtung mehr nach Südwesten, und da hier auch zu unserer Rechten ein mächtiger Bergsporn weit in die Ebene vortrat, so kamen wir wieder in den Bereich der Bergregion. Wir betraten zunächst das malerische Thal „Uelad Ali", in welchem der Pfad allmählich sehr steil anstieg, namentlich in der Mitte des Abhanges, nachdem wir die sanfter abfallenden Schuttmassen überwunden hatten. Einst war dies Thal reich mit Baumpflanzungen und Dattelwäldern geschmückt, jetzt ist es eine öde Wildniß, und nur vereinzelte Feigenbäume und Dattelpalmen lassen die Culturfähigkeit

des Bodens erkennen. Zu Zeiten bilden hier die am jähen Bergabhang herabstürzenden Wassermassen einen Wasserfall, durch den das horizontale mittlere Kalklager blosgelegt und eine vollständige Terrasse gebildet ist.

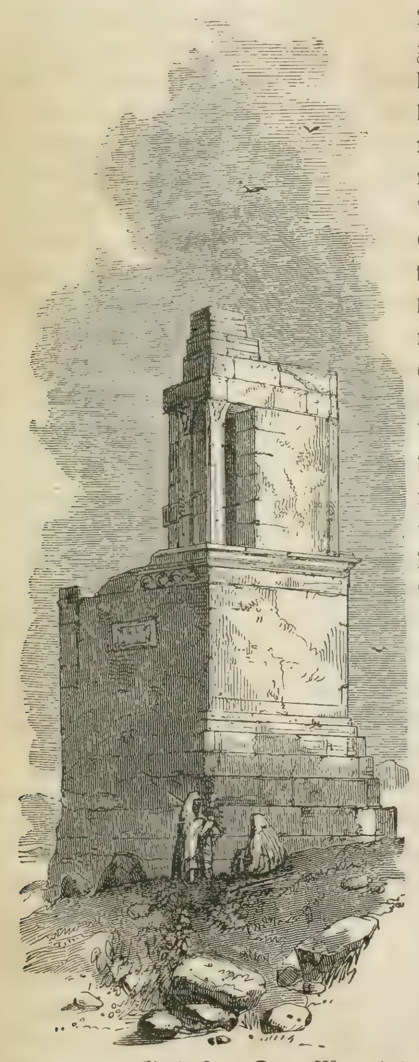
In zwei am Rande des Abhanges gelegenen elenden Dörfern der Rieina bemühten wir uns vergeblich, etwas Futter für unsere Thiere zu kaufen; nur Feigen für uns selbst fanden wir in Ueberfluß. In der That sind Feigen ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner dieser Gegend, gerade wie Datteln in den flachen Landschaften Nord-Afrika's und Erdmandeln in Central-Afrika. Das Dorf Kasr Schelluf, welches wir später erreichten, machte den Eindruck größerer Wohlhabenheit, und die Einwohner erwiesen sich viel gastfreundlicher als die von Rieina; doch war das kellerartig dumpfe und feuchte Loch, welches man mir als Nachtquartier anbot, so abschreckend, daß ich es vorzog, noch weiter zu gehen. Nach kurzer Zeit verließen wir unsere südwestliche Richtung und wandten uns, den Rückweg antretend, ostwärts nach dem großen und in dieser Gegend weitberühmten Kloster Sauya; hier wollte man uns jedoch kein Nachtlager geben. Inzwischen war bereits vollständige Dunkelheit eingetreten, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es uns, die steilen Kalkterrassen hinabzusteigen und in dem Dorfe Chaleifa ein Unterkommen für die Nacht zu finden.

Am folgenden Tage (10. Februar) verfolgten wir unseren Weg in östlicher Richtung; unter mehreren Schluchten, an deren Rande wir hinzogen, war namentlich die von dem Quellstrom Wuanieh gebildete durch ihre Schönheit ausgezeichnet. Allmählich ansteigend erreichten wir wieder das Niveau der Hochebene, die leicht wellenförmig gebildet und mit Halfa und Gedim bedeckt ist. Wir blieben auf der Höhe des Plateau's, bis wir den Rand des Thales Rumieh erreichten, des oberen südlichen Theiles des Wadi el Ghassass, das wir am Tage zuvor in westlicher Richtung durchzogen hatten. Hier betraten wir eine wunderbar schöne, wilde Berglandschaft, die den großen Ruf, welchen dieses Thal bei den Eingebornen hat, vollkommen rechtfertigt. Das Thal ist sehr fruchtbar, zugleich aber auch sehr ungesund und erzeugt viele Fieberkrankheiten. Ein reicher Quellstrom schäumte in einer engen, steil abfallenden Schlucht dahin und bewässerte zahlreiche Gruppen von Palm-, Granat-, Feigen- und Aprikosenbäumen. Eine Zeit lang zogen wir in dem prachtvollen Felsschlund hin; dann erstiegen wir den östlichen Rand des Thals, und

diesem in nördlicher Richtung folgend erreichten wir bald wieder die türkische Zwingburg. Hier war gerade Markttag, aber die Armseligkeit des Verkehrs war uns ein neuer Beweis von dem Mangel an nationaler Wohlfahrt. Nicht gesinnt, uns hier länger aufzuhalten, nahmen Overweg und ich vom Kaimakam freundschaftlich Abschied und verfolgten unseren Weg zunächst in südöstlicher Richtung, um den höchsten, 2800 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Punkt des Djebel, auf welchem das merkwürdige römische Denkmal Enscheb e' Ssufet gelegen ist, zu besuchen. Unser Weg führte an mehreren Dörfern vorbei, unter welchen Um e' Sersan das bedeutendste und auch deshalb merkwürdig ist, weil es stets ein Herd des Aufstandes und der Ausgangspunkt fast aller nationalen Erhebungen im Gebiete des Jefren gewesen ist. Nachdem wir noch ein einzelnes Pachtgehöft — hosch — mit einer wohlgepflegten Olivenpflanzung passirt hatten, erreichten wir die Ruinen eines befestigten Dorfes, aus denen das römische Denkmal uns plötzlich vor Augen trat. Die eintretende Dunkelheit erlaubte uns am Abend nicht mehr, dasselbe genauer zu besichtigen. Nach einer überaus kalten Nacht — wir hatten am Morgen nur 3° Wärme — erstieg ich mit Anbruch des Tages den höheren, dem Monument gegenüber liegenden Hügel, auf welchem einst eine aus Quadersteinen erbaute Burg stand. Ohne Zweifel war dies einst eine römische Befestigung; der großartige Quaderbau, dessen Grundmauern sich noch unterscheiden lassen, beweist dies unzweifelhaft. Die Frontseite war nach Osten gerichtet und maß eben so wie die Westseite 57 Fuß 8 Zoll, während die Nord- und Südseite nur 54 Fuß hielten. Ein starker Vorbau an der Ostseite schützte das Thor. Nach dem Fall der römischen und byzantinischen Herrschaft scheinen die Berbern die Burg neu befestigt zu haben. Ihre Ergänzungen — ein Vorbau an der Westseite, Bastionen an den Ecken und beträchtliche Außenwerke am Abhange des Hügels — lassen sich leicht daran erkennen, daß sie in minder großartigem Style aus kleinen unregelmäßigen Feldsteinen erbaut sind.

Diese Burg ist während der geschichtlichen Stürme, die Jahrhunderte lang diese Gegenden erschüttert haben, bis auf wenige Trümmer zerfallen. Wohlerhalten dagegen ist noch das römische Grabmal Enscheb e' Ssufet, und es wird noch jetzt, wie fast alle diese vereinzelten hohen Grabdenkmale, von den umwohnenden Stämmen mit einer Art von heiliger Scheu und Verehrung betrachtet. Leider ist keine Inschrift erhalten, und wir können deshalb nicht mit Bestimmtheit

ermitteln, wem zu Ehren das Grabmal errichtet worden. Allein der Baustyl scheint dem zweiten christlichen Jahrhundert anzugehören, und es ist daher wahrscheinlich, daß es das Grab eines römischen Befehlshabers der Burg aus der Zeit der Antonine ist. Das Denkmal steht südwestlich von der Burg auf einer etwas niedrigeren Anhöhe.



Die nebenstehende Ansicht wird zur Verdeutlichung der Beschreibung dienen. Die gesammte Höhe beträgt 36 Fuß. Der Grundbau mißt 16 Fuß $8\frac{3}{4}$ Zoll an der West- und Ostseite und 16 Fuß an der Nord- und Südseite. Dieser Grundbau umschließt die Grabkammer, die wegen der eigenthümlichen Konstruktion des Daches bemerkenswerth ist. Auf der Basis erhebt sich das Denkmal in zwei Stockwerken; das untere derselben, 13 Fuß 7 Zoll hoch, ist an den Ecken mit Pilastern geziert und mit einem reich geschmückten Gesimse versehen. Das obere, auf diesem Haupttheile ruhende Stockwerk ist etwa 10 Fuß hoch und mit korinthischen Pilastern verziert; an der Süd- und Westseite hat es glatte Mauern, an der Ostseite ein mit korinthischen Pilastern geschmücktes Bogenfenster und an der Nordseite eine einfache Bogenöffnung, welche die ganze Höhe des Stockwerkes einnimmt. Hier stand wahrscheinlich das Standbild des Mannes, dem das Denkmal errichtet worden. Der Oberbau hat ein einfaches, etwa 4 Fuß hohes, von einer Kranzleiste überragtes Gesimse. Das Material ist ein schöner Kalkstein, wie er

am Platze selbst gebrochen wird; derselbe hat im Laufe der Zeit eine lebhaft bräunliche Farbe, fast wie Travertin, angenommen.

Aufgehalten durch die Betrachtung dieses Denkmales mußten Overweg und ich eilen, um unsere Kameele, die schon einen weiten Vorsprung gewonnen hatten, wieder einzuholen. Durch eine etwas eingesenkte, fruchtbare und ziemlich gut angebaute Landschaft kamen wir nun in ein schönes kleines Thal, den oberen Theil des Wadi Scheich, welcher, von zwei Quellbächen bewässert, eine herrliche kleine Pflanzung von Fruchtbäumen hervorbringt. Wir folgten der Hauptrichtung des Thals und schlugen später eine mehr nördliche Richtung ein, um einen Blick auf den Bezirk von Kikla zu werfen, der durch den während des letzten Krieges von den Einwohnern den Türken geleisteten Widerstand berühmt geworden ist. Von den zahlreichen Dörfern, welche zum Berggau von Kikla gehören, konnten wir manche in kleinen Einsenkungen oder an den Abhängen von Schluchten liegen sehen. Im letzten Kriege haben diese Dörfer sehr gelitten; viele Menschen sind hingeschlachtet und ihre Wohnungen von den Türken zerstört worden; die Gegend hat daher einen melancholischen Charakter, und wir verließen bald diesen von Blut getränkten Boden, um in unsere östliche Richtung gegen Rabda hin zurückzukehren.

Bald erreichten wir den Abfall der Hochfläche in den tiefen Thaleinschnitt Wadi Rabda; dies ist ein westliches Seitenthal einer höchst imposanten und breiten Bergöffnung, welche das Gebiet des Djebel oder Yefren von dem östlich daran grenzenden Bergdistrikt Ghurian trennt, und welche in ihrem oberen oder südlichen Theile Wadi Kerdemin, im unteren oder nördlichen Theile Wadi Sfert heißt. Zur Linken des Wadi Rabda war der Abhang in eine Anzahl gesonderter Kegel zerrissen, unter denen namentlich die Tahhona, „die Mühle", genannte Kuppe durch ihre anmuthige Form sich auszeichnet. Bei dem hoch am Rande des Abhanges gelegenen Dorfe Djafet fingen wir an, in das Thal hinabzusteigen, was wegen des schwierigen und steilen Pfades eine ganze Stunde in Anspruch nahm. Das Thal hat einen anmuthigen Charakter, der noch gehoben wurde durch die prachtvolle Beleuchtung der untergehenden Sonne, durch welche auch die schön geformten Abhänge des Tahhona mit den verschiedensten Lichtern und Schattirungen übergossen wurden. Allmählich traten wir nun in den oberen Theil des Hauptthals Wadi Kerdemin ein. Der Boden besteht aus äußerst fruchtbarem Mergel, und das Thal könnte, wenn menschliche Kultur es

belebte, eine der reichsten Stätten sein; jetzt aber ist es eine traurige, baumlose Oede, nur mit einförmigem Halfa bedeckt. Die östliche Eingrenzung des Thales bildet eine steile, etwa 1500 Fuß hohe Felswand; an der westlichen Seite dagegen zog unter einer Gruppe von Felsen und Bergen namentlich ein schwarzer Kegel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Overweg fand, daß er aus Basalt bestand, in Platten zerklüftet und mit Olivin untersetzt, und daß er unzweifelhafte Anzeichen vulkanischer Thätigkeit an sich trug.

Allmählich ward unterdessen der Palmenhain von Rabda immer deutlicher sichtbar, im Hintergrunde überragt von der schön geformten Doppelspitze des Berges Manterufs. Doch konnten wir Rabda heute nicht mehr erreichen und lagerten uns daher im Wadi Sfert nahe bei fünf Zelten der Lassaba- oder El Assaba-Araber. Ihr Häuptling besuchte uns und bewirthete uns mit dem gewöhnlichen Bassin; dagegen fürchtete auch er sich, von uns Kaffee anzunehmen, wie früher der Häuptling der Belassa. Die Nacht war sehr kalt, und am nächsten Morgen (12. Februar) hatten wir nur $1\frac{1}{2}$° Wärme. Bald nachdem wir aufgebrochen, mündete ein östliches Seitenthal, auf dessen Abhange sich das Kasr Lassaba erhebt, in das breite Hauptthal. Ein kleiner Regenstrom ergoß sich von da quer über unseren Weg und belebte die Gegend.

Allmählich, als wir uns der Mündung des Thales in die Ebene näherten, erweiterte sich der Blick, und wir gewannen eine freie Aussicht über die „el Gatt-ifs" genannte Ebene, welche gleichfalls den allgemeinen Charakter der Verödung und der mangelnden Kultur zeigte. Gegen neun Uhr erreichten wir das westliche Dorf Rabda (oder Rabda el gharbieh), neben welchem in geringer östlicher Entfernung Rabda e' scherkieh liegt, beide Dörfer mit schönen Dattelhainen. Der Dattelhain des westlichen Dorfes wird von einer reichen Quelle gewässert, und als wir dem Bache an dem leicht sich abdachenden Boden aufwärts folgten, fanden wir zu unserem großen Erstaunen ein Becken von etwa 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, in welchem das fortwährend aufsprudelnde Wasser eine Temperatur von $22\frac{2}{10}$° C. hatte, während die Wärme der Luft nur $11\frac{2}{10}$° betrug. Dattelbäume umgaben rings umher das Becken, und das von diesem ausströmende Wasser rief eine frische Vegetation in's Leben. Das Dorf Rabda war ehedem die Residenz des mächtigen Araberhäuptlings Hamid, welcher damals die ganze Berglandschaft regierte. Er hatte endlich den Türken weichen müssen, aber auf meiner Heimreise

im Jahre 1855 sollte ich noch mit ihm in Beni-Ulid zusammentreffen.

Unterdessen erreichten wir, von Rabda weiter ziehend, den Fuß des weit in die Ebene vorspringenden doppeltgehörnten Djebel Manteruß. Overweg und ich hatten uns vorgenommen, den Berg zu ersteigen; wir ließen daher den Schausch und unseren Führer am Fuße desselben auf uns warten, während die Kameele weiter zogen. In 25 Minuten erreichte ich die östliche höhere Spitze, auf welcher das Grab eines heiligen Ziegenhirten (Bu-Masa) liegt. Indeß in meiner Erwartung einer interessanten Aussicht wurde ich getäuscht; denn die nach Norden sich ausdehnende eintönige Ebene hatte wenig Anziehendes; nach Osten war der Blick durch den weit höheren Kegel des Tekut und eines anderen ferner liegenden Berges beschränkt; nur gegen Süden war die Aussicht in das von hohen Felswänden eingeschlossene Wadi el Uglah lohnend. Der Manteruß selbst ist deshalb bemerkenswerth, weil er unzweifelhafte Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit zeigt.

Wir betraten jetzt den östlich vom Djebel gelegenen Bergdistrikt Ghurian, welcher gleichfalls eine durchschnittliche Höhe von 2200 Fuß hat. Auch hier befindet sich ein nicht unbedeutendes türkisches Kastell, das Kasr Ghurian. Es ist auf einem Sporn oder Vorsprung des Plateau's erbaut und schaut gegen Süden in das Wadi Rumana, gegen Norden auf die hügelige Landschaft hinab, die zwischen ihm und dem Berge Tekut, einem erloschenen Vulkan, liegt; es beherrscht die große Straße in's Innere Afrika's und bei unserem endlichen Aufbruch nach Süden, im Anfang April, sollte es noch einmal eine bedeutende Station für uns werden. Die Dörfer sind auch in diesem Distrikt in elendem Zustande und halb verlassen; doch ist das Land durchschnittlich noch ziemlich gut angebaut; der sehr fruchtbare Boden besteht aus fettem, rothem Lehm und macht mit seinen üppigen Anpflanzungen von Saffran und Oelbäumen, den beiden Haupterzeugnissen der hiesigen Betriebsamkeit, noch immer einen angenehmen Eindruck. Sogar Weingärten trifft man an einzelnen Orten, wogegen Datteln sehr selten vorkommen.

Nachdem ich von meinem rüstigen Anstieg wieder am Fuße des Manteruß angelangt war, machte ich mich mit unserem Führer auf, um die vorausgeeilten Kameele baldmöglichst wieder einzuholen. Indeß der Führer hatte die Spur der Kameele verloren, und erst nach einem bedeutenden Umwege trafen wir wieder mit ihnen zusammen.

Wir stiegen auf einem sehr steilen Pfade aufwärts und zogen dann am Rande der Berge hin quer durch eine Schlucht, bis wir endlich den Olivenhain erreichten, welcher Kasr Ghurian umgiebt. Es war bereits dunkel und nur mit einiger Schwierigkeit fanden wir das Kastell. Wir mußten, um Quartier und Lebensmittel zu erhalten, dem Befehlshaber unsere Aufwartung machen. Die Türken in der Veste aber waren anfangs sehr mißtrauisch und durchsuchten uns nach Waffen. Als jedoch der Agha sich überzeugt hatte, daß wir keine feindlichen Absichten hätten und mit Briefen vom Bascha versehen wären, ließ er uns in dem Gehöft oder „hosch" eines seiner Diener Quartier anweisen, und hier machten wir uns endlich um neun Uhr Abends ermüdet und hungrig unser Lager zurecht.

Am folgenden Morgen (13. Februar) machten wir dem Gouverneur einen Besuch, der uns eben so wie der Agha mit Höflichkeit empfing und, um uns eine Ehre zu erweisen, die aus 200 Mann bestehende Besatzung vor uns Revue passiren ließ; es waren gut aussehende und gut gehaltene, nur im Allgemeinen etwas junge Leute. Auch die Vorräthe waren in guter Ordnung. Außerdem ist das Kastell mit einer ausgezeichneten Cisterne versehen. Gleichwohl ward es im J. 1855 von den Türken ohne erheblichen Widerstand aufgegeben und diente eine Zeit lang den aufständischen Arabern zum Rückhalt, gegenwärtig aber, nach Unterdrückung des Aufstandes, ist es wieder in den Händen der Türken.

Overweg und ich benutzten den heutigen Tag, um den nördlich von Kasr Ghurian gelegenen Berg Tekut zu besuchen. Dies ist der höchste Punkt des ganzen Gebirges, und auch die Gestalt des Berges nahm unser Interesse in Anspruch. Wir machten, um unsere ermüdeten Esel zu schonen, den Weg zu Fuß und stiegen auf dem „trik tobbi" genannten Wege den nördlichen Abhang hinunter. Nach einem rüstigen Marsch von anderthalb Stunden erreichten wir den Fuß des Berges an der östlichen Seite. Der Gipfel desselben hat eine Höhe von 2800 Fuß, und obwohl Overweg das Gestein nicht für reinen Basalt erklärte, so scheint doch die entschieden kraterähnliche Form der Höhe zu beweisen, daß der Berg in früheren Zeiten ein thätiger Vulkan gewesen sein müsse; denn den Gipfel bildet eine runde, kranzartige Erhebung, deren höchster Punkt an der Nordseite ist, und welche eine vollkommen runde kleine Ebene, gerade wie ein Amphitheater, einschließt. Die Aussicht von diesem hohen Punkte ist sehr ausgedehnt, und ich nahm die Winkel mehrerer hervorragenden

Anhöhen. Wir stiegen an dem weniger steilen nördlichen Abhange wieder hinunter und kehrten auf dem „Um el nechel“ genannten Wege nach Kasr Ghurian zurück. Ein an diesem Wege gelegenes römisches Grabmal, das schon Capitän Lyon in allgemeinen Ausdrücken beschrieben hat, konnte ich wegen der bereits eingetretenen Dunkelheit nicht mehr selbst untersuchen.

Am nächsten Morgen (14. Februar) machte ich in Begleitung des Schausch einen Ausflug in südwestlicher Richtung, um einige der hauptsächlichsten umliegenden Plätze zu besuchen. Wir kamen zuerst nach Kasr Teghrinna, das durch die natürliche Festigkeit seiner Lage auf einem isolirten Hügel ausgezeichnet ist, gegenwärtig aber fast nur aus einem Haufen von Trümmern besteht. Von hier wandte ich mich nach den „Kssur Gamudi“ genannten Dörfern, welche ehemals einen wohlbefestigten Platz bildeten, aber im letzten Kriege ganz zerstört worden sind. Dann in nordöstlicher Richtung weiter ziehend ließen wir das Dorf Bu-Mat und die Ruinen einiger zerstörter Plätze, wie Hanschir Metelili, Hanschir Djamum und Hanschir Ssettara, zur Seite liegen und kehrten gegen Mittag in unser Quartier bei Kasr Ghurian zurück. Die Landschaft zeigte im Allgemeinen den bereits geschilderten Charakter und war namentlich durch Saffranpflanzungen und Olivenwäldchen ausgezeichnet. Die Bewohner, namentlich von Gamudi, waren gegen mich sehr freundlich und gaben mir jede gewünschte Auskunft; zugleich aber ließen sie ihrem Haß gegen die Türken ganz freien Lauf und gaben diesen sogar Schuld, daß die Saffranpflanzungen nicht mehr durch ihre alte Blüthe und Fruchtbarkeit ausgezeichnet wären; sie meinten, dies wäre eine natürliche Folge der Verunreinigung oder Entweihung („nedjess“) durch die Türken, welche selbst die Gesetze der Natur verkehrt hätten.

Eine dem Distrikt Ghurian eigenthümliche merkwürdige Erscheinung sind die hier zahlreich vorkommenden unterirdischen Dörfer, welche schon Capitän Lyon beschrieben hat. Wir hatten auf unserem heutigen Ausflug mehrere solche unterirdische Wohnstätten angetroffen, namentlich Schuedia, Suayeh, Uschen und Hosch el Yehud. Mir scheint, daß diese Anlagen von den Juden herzuleiten sind. Wenigstens schon seit der Zeit der Ausbreitung des Islam waren die Juden über ganz Nord-Afrika innig mit den Berbern verbunden, ja viele Berberstämme nahmen das Judenthum an, und so wie die Juden hier mit den ursprünglich hier einheimischen Berbern untermischt gefunden werden und mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße stehen,

so findet dasselbe Verhältniß in den Bergschluchten des Deren oder Atlas in Marokko statt.

Als wir bei der türkischen Zwingburg wieder eintrafen, war dort gerade Wochenmarkt, der jeden Donnerstag an der Ostseite der Festung gehalten wird. Zwar war der Markt etwas belebter, als der bei Kasr Djebel, aber doch ohne Bedeutung. Die Einwohner bringen ihre Waaren nicht her, weil sie argwöhnisch sind und die Plackereien der Türken fürchten. — Wir dachten jetzt daran, zum Weitermarsch aufzubrechen; allein der Agha wollte uns erst das Paradies dieser Gegend zeigen und begleitete uns in das Wadi Rumana hinab. Dies ist ein tiefer Thalspalt, welcher in der Richtung von Südost nach Nordwest sich am Südrande des Bergspornes, auf welchem das Schloß liegt, hinwindet. Eine reiche Quelle, die aus dem Innern des Kalkfelsens dringt, bewässert das Thal; das durch Kunst erweiterte Bett des Quellstroms theilt sich später in mehrere über die Terrassen des Abhanges geleitete Rinnsale. Diese künstlich angelegten Terrassen sind zu Obstpflanzungen benutzt; außer Feigen und Trauben prangen hier vorzügliche Granaten, von denen das Thal seinen Namen erhalten hat. Die Vegetation ist etwas wild und vernachlässigt, aber überaus üppig und reich. Ein selbst für Pferde gangbarer Weg führt von der Burg in das Thal hinab. Nachdem ich mir eine Skizze dieser reizenden und anmuthigen Scenerie entworfen hatte, brachen wir nach drei Uhr Nachmittags auf, um unsere Reise in südöstlicher Richtung fortzusetzen. Wir kamen durch eine im Ganzen offene Landschaft mit freier Aussicht auf die südliche Bergkette und wurden durch den Anblick schöner Weingärten bei dem Dorfe Djelili und eines Olivenhains bei dem Dorfe Sgeif erfreut. Bei einbrechender Dunkelheit waren wir bis an den Abhang des breiten Thales Wadi Ran gelangt. Von einem empfindlich kalten Luftzuge begleitet stiegen dunkele Wolken von allen Seiten empor und ließen uns ein schlimmes Wetter für die Nacht ahnen. Wir suchten daher einen möglichst geschützten Platz für unser Lager zu gewinnen, und kaum hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, als Regen eintrat, der, mit Schnee untermischt, die ganze Nacht anhielt. Am folgenden Morgen war die ganze Landschaft etwa einen Zoll hoch mit Schnee bedeckt, und das Thermometer stand auf $1\frac{2}{10}^0$. Auf dem schlüpfrigen Boden des steilen Abhanges, auf dem wir uns befanden, war an Fortkommen nicht zu denken, zumal da der Regen noch immer anhielt, und wir mußten den ganzen Tag hier liegen bleiben. Glücklicherweise war das Zelt, das wir Herrn

Warrington verdankten, darauf berechnet, jeder Art von Wetter Widerstand zu leisten. Erst am folgenden Tage (16. Februar) konnten wir aufbrechen; zwar hielt der Regen noch an und wir hatten am Morgen früh nur $2\frac{1}{2}^{0}$ über Null. Indeß geleitet von einem erfahrenen Führer versuchten wir in das Wadi Ran hinabzusteigen, was auf dem schlüpfrigen Boden besonders für die Kameele eine schwierige Arbeit war. Nach einstündigem Marsche erreichten wir steinigen und festeren Grund; rechts lag das Dorf Usine, das wegen einer eigenthümlichen Art von kurzen, dicken und einen breiten Kern umschließenden Datteln bemerkenswerth ist. Wir durchschnitten bald ein anderes Thal, Wadi Marnieh, und betraten dann eine schöne, fruchtbare, ringsum von Höhen eingeschlossene Ebene. Jedoch für die Kameele war dieser mergelige, vom Regen durchweichte Boden sehr ungünstig; wir konnten deshalb auch nicht den direkten, über die Hügel führenden Weg verfolgen, sondern mußten uns in fast nördlicher Richtung am Fuße des Höhenzuges halten, bis wir hinter einem vorspringenden Ausläufer oder Zahn desselben, dem „Ssennet el Ossis", einen Paß fanden; hier verließen wir in scharfem Winkel unsere bisherige Richtung und wendeten uns östlich.

Sobald wir diesen Bergsporn umgangen hatten, zeigten sich vor unseren Blicken die Höhen des Distriktes Tar-hona, welcher sich in nordöstlicher Richtung an den Distrikt Ghurian anschließt. Am Fuße eines Kegels, auf welchem Kasr Kusseba liegt, in geringer Entfernung von einem Lager der Merabetin Bu-Aaischa, schlugen wir dann unser Zelt für die Nacht auf.

Nach dem Gebiet Tar-hona zu beginnt die Gegend einen entschieden vulkanischen Charakter anzunehmen; von allen Höhen steigen Basaltkegel auf, während die Einsenkungen mit Halfa bedeckt sind. Die Araber, welche für die natürlichen Bodenverhältnisse eine empfängliche Auffassung besitzen, haben solchen von basaltischen Bergen umgebenen Einsenkungen den bezeichnenden Namen „schaba" oder „schabet" gegeben. So passirten wir heute die „Schabet ssoda" und „Schabet el achera". Die durchschnittliche Höhe des Gebiets Tar-hona beträgt 1000 Fuß, also kaum die Hälfte der Distrikte Djebel und Ghurian. Zahlreiche Ruinen aus der Römerzeit beweisen, daß diese Gegend im Alterthum vorzugsweise bewohnt und bebaut gewesen sein muß, und daß hier der Sitz einer reichen städtischen Kultur war. Gegenwärtig ist diese ganze Landschaft fast nur von nomadisirenden, in Zelten lebenden Stämmen der Araber bewohnt. Feste Ansiedelungen sind

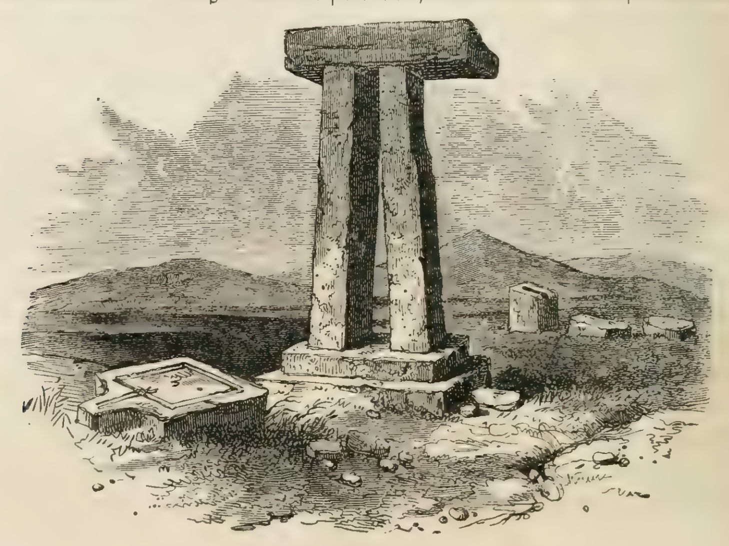
sehr selten. Mangel an Leben und Verödung sind daher die bezeichnenden Charaktere der ganzen Landschaft, und die düstere, freudenleere Stille, die sich über diese Gegend lagert, muß sich nothwendig auch der Beschreibung des Reisenden mittheilen. Vergeblich sucht der über die Ebenen und Höhen hinschweifende Blick nach einem einzigen die Landschaft belebenden Baum; Korn dagegen gedeiht vortrefflich, wenn der Boden von reichlichem Regen befruchtet wird. Die nomadisirenden Araber haben beträchtliche Heerden von Kameelen und Schaafen; Rindvieh dagegen ist hier, wie fast in der ganzen Regentschaft Tripoli, selten.

Es ist eine eigenthümliche interessante Erscheinung, daß die zwei ausgezeichnetsten Berge, welche Tar-hona nach Osten und Westen hin begrenzen, den gleichen Namen „Djebel Mssid“ haben, und zwar bezeichnet sie dieser Name augenscheinlich als religiöse Kultusstätten des hohen Alterthums. Beide Berge haben eine großartige, imposante Kuppenform, aber der westliche hat eine regelmäßigere Gestalt. — Am 17. Februar früh eilten Overweg und ich den Kameelen voraus, um diesen westlichen Djebel Mssid zu ersteigen. Durch eine anmuthige, auch von Heerden belebte, aber unangebaute Landschaft, in der der häufig hervorbrechende Basalt den vulkanischen Charakter anzeigt, gelangten wir auf eine Ebene am Fuße des Berges, während zur Rechten eine breite felsige Schlucht von großartig imposantem Charakter sich von den Höhen herabsenkte. Wir fingen hier an aufwärts zu steigen. Eine eigenthümliche, mit dem oben bemerkten Charakter dieser Höhe in Zusammenhang stehende Erscheinung ist an diesem Abhang des Berges eine Reihe von großen Standpfeilern, welche auf einer Seite mit viereckigen Löchern versehen sind. Diese Pfeiler folgen einander in regelmäßiger Ordnung den Berg hinan und bezeichneten augenscheinlich die heilige Straße der Wallfahrer, welche die Kuppe zu religiösen Zwecken erstiegen. Aehnliche Pfeiler waren mir schon vor einigen Tagen in den Ruinen von Hanschir Ssettara aufgefallen. — Rasch und ohne Schwierigkeit erreichten wir den Gipfel des Kegels, dessen regelmäßige domartige Kuppelgestalt in hohem Grade bemerkenswerth ist. Schöner frischer Rasen bedeckt die ganze Oberfläche desselben und verbirgt den darunter liegenden Basaltkern. Eine Burg von guter arabischer Bauart, wohl dem dreizehnten Jahrhundert angehörig, krönt den Gipfel; in ihren verfallenen Mauern suchten wir Schutz gegen den starken Wind; es war eben dieser Wind, der unsere Aufgabe, genaue Winkel zu nehmen, sehr erschwerte, was um so

mehr zu bedauern war, als eine große Menge von Bergspitzen und Kegeln von dieser hervorragenden Höhe aus gesehen werden konnte.

Kurz nach Mittag brachen wir in Gesellschaft unserer Leute und der Kameele, die wir am Fuße des eigentlichen Kegels zurückgelassen hatten, wieder auf und verfolgten unsere nordöstliche Richtung. Einen lieblich frischen, von hohem, üppigem Grase belebten Platz bildet Wadi Hammam; hier tränkten wir unsere Thiere in dem Bach, der das Thal durchrieselt. Trotz der Frische und Ueppigkeit der Gegend war hier nirgends ein lebendes Wesen zu sehen. Ueber die Ebene, welche wir jetzt betraten, waren wieder viele basaltische Erhebungen und zahlreiche Spuren vulkanischer Thätigkeit verbreitet. So ließen wir zur Rechten eine Gruppe basaltischer Kegel liegen, unter denen als der höchste Gipfel der Leblu hervorragt.

Nachdem wir eine große, mit Halfa bedeckte, einförmige Steppe durchschnitten, betraten wir die fruchtbare Thalsohle Lekem oder Elkem, in welcher wir ein Lager der Uelad Ali antrafen. Wir dagegen wählten unseren Lagerplatz am Abhange der Hügel, welche die Ebene im Nordosten begrenzen. Zahlreiche Ruinen von Quaderbauten, unter denen sich sogar der Schmuck einer Säule befand, und spätere Anbauten von kleineren Steinen beweisen deutlich, daß die fruchtbare Ebene Elkem und die benachbarte, Namens Madher, einstmals gut angebaut und dicht bewohnt waren. Ihre Lage ist entschieden günstig, da die direkte Straße von Tripoli nach Beni-Ulid und Ssokna durch



das bekannte Thal Melgha hier nahe vorbeigeht. Ganz vorzügliches Interesse aber verdient ein eigenthümliches Baudenkmal des Alterthums, welches ich hier am Fuße eines mit Befestigungen von Quadern gekrönten Hügels antraf. Dasselbe verdient um so mehr eine genauere Beschreibung, als es ohne Zweifel wesentlich dazu beitragen wird, uns über den Charakter der Gottesverehrung der ursprünglichen Bewohner dieser Gegend aufzuklären. Die vorstehende Ansicht zeigt, daß es aus zwei auf gemeinschaftlicher Basis errichteten großen viereckigen Pfeilern besteht, über welche ein dritter ungeheurer Stein oder Kämpfer von gleicher Breite mit den Pfeilern gelegt ist. Jeder der beiden Pfeiler mißt 60 Centimeter in's Gevierte; sie sind 48 Centimeter von einander entfernt; ihre Höhe beträgt 3 Meter 12 Centimeter. Der westliche Pfeiler hat viereckige Löcher an der inneren Seite, während die entsprechenden Oeffnungen des östlichen Pfeilers ganz durchgehen. Nahe bei diesen Pfeilern befindet sich eine Anzahl großer flacher viereckiger Steine aus weißem Kalkstein, welche eigenthümlich bearbeitet und zu besonderen Zwecken eingerichtet sind. Einer derselben ist 85 Centimeter lang und breit, mit einem vorstehenden Theile an der einen Seite, und 35 Centimeter hoch. Auf der Oberfläche bildet eine ringsum laufende 12 Centimeter breite Rinne ein mit den Seiten des Steins paralleles Viereck; von dieser Rinne geht eine andere aus, welche an dem vorspringenden Theil entlang läuft. Mehrere ähnlich gearbeitete Steine liegen umher. Verschieden von diesen aber ist das Bruchstück eines gewaltig großen Steines, der 1 Meter 10 Centimeter an Breite und Dicke mißt; an den Ecken ist er abgerundet; auf der oberen Seite befindet sich eine etwa 25 Centimeter betragende Vertiefung, die an der Vorderseite eine kleine Oeffnung hat.

Das Interesse, welches diese sonderbaren Baureste erregen, wird noch dadurch erhöht, daß sich in der Nähe, gleichfalls im Distrikt Tar-hona, mehrere ganz ähnliche Monumente finden. So sah ich zwei Tage später nahe bei dem „Kasr Doga" genannten großen römischen Grabmal ein gut erhaltenes Beispiel eines solchen Pfeilerjochs. Ein sehr merkwürdiges Beispiel derselben Bauart sah ich am 20. Februar in der Nähe des östlichen Djebel Mssid und nahe der Grenze, welche die Landschaften Tar-hona und Messellata von einander scheidet; dieses Denkmal ist bemerkenswerth sowohl durch die Höhe der aufrechtstehenden Pfeiler, als auch durch die rohe Skulptur eines Ungeheuers, welches auf dem oberen Theile des einen der beiden Pfeiler zu sehen ist. Nicht weit von diesem entfernt, in den Ruinen

eines alten, aus Quadersteinen errichteten Gebäudes, das etwa 60 Schritt in's Gevierte mißt und entschieden ein alter Tempel gewesen sein muß, sah ich sechs Paare solcher afrikanischer Cromlech's, von denen die Meisten allerdings jetzt umgestürzt sind.

Wer diese eigenthümlichen Baureste ohne Vorurtheil betrachtet, wird ganz von selbst die Ansicht gewinnen, daß dieselben alten Kultusstätten angehören; denn kein gewöhnlicher Zweck aus dem Alltagsleben läßt sich denken, für den sie hätten bestimmt sein können. Dazu kommt ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit den weitberühmten celtischen Ruinen bei Stonehenge und Aveburty, über deren religiösen Zweck nicht der mindeste Zweifel mehr obwaltet. Aber nicht allein in England und Irland hat man entsprechende Bauten gefunden, sondern auch in verschiedenen Theilen Indiens, besonders in den Nilgherries, ferner in Circassien, in dem südlichen Rußland, an der Südküste Arabiens und, wie Einige behaupten, auch im Somali-Lande*). Diese weitgreifende Uebereinstimmung dürfte wohl ihre natürlichste Erklärung in der ursprünglichen Aehnlichkeit des Princips finden, auf welchem die religiösen Gebräuche roher Völker zu beruhen pflegen. Jedenfalls ist es, wenn man diesen Ruinen einen allgemeinen Namen geben will, gewiß passender, sie „scythisch", als sie „druidisch" zu nennen; denn der letztere Name kann nur auf den Nordwesten Europa's Anwendung finden.

Eine genügende Erklärung des diesen Bauten zu Grunde liegenden Symbolismus mag bis jetzt wohl noch unmöglich sein; als ein Beitrag zur Erläuterung derselben mögen die folgenden Bemerkungen dienen. Die ältesten Götzenbilder waren Pfeiler oder Steine, nicht allein von runder Gestalt, als Symbole der schaffenden Naturkraft, sondern auch von viereckiger Form. Oft ward auch die herrschende Macht der Gottheit durch ein Paar solcher Säulen dargestellt. Ferner ist es einleuchtend, daß ein Paar massiver Pfeiler oder Säulen, mit einem massenhaften Querpfeiler überlegt, wohl geeignet ist, auf symbolische Weise die Festigkeit und ewige Unwandelbarkeit der Weltordnung darzustellen. Scheint doch selbst dem Namen der Hauptgottheit der heidnischen Berber, „Amun", die ursprüngliche Bedeutung „Träger" und „Erhalter" zuzukommen. Auch dürfte man vielleicht,

---

*) Auch im Gebiet des alten Etrurien hat Dennis Monumente gefunden, welche vollkommen an die druidischen Cromlech's erinnern. Cf. Bullettino dell' Instituto archeologico, 1845, pag. 140, und 1847, pag. 52.

in Uebereinstimmung mit den Erklärern der celtischen Cromlech's daran denken, daß dieser enge Durchgang als eine Art reinigender und demüthigender Vorbereitung für Opfernde gedient habe. Zu einem gewöhnlichen Durchgang oder Portal können diese Bauten, selbst wenn sie mit einem größeren Denkmal verbunden wären, nicht gedient haben wegen der großen Enge des Zwischenraums zwischen den zwei Pfeilern. Entscheidend für den religiösen Charakter des Baues ist die Beschaffenheit des großen flachen Steines; denn die in diesem angebrachte tiefe Rinne kann nur dem Blut des Opfers zum Abfluß gedient haben. Man kann dabei auch an einen astronomischen Nebenzweck denken. — Für die Bestimmung der Zeit und des Ursprungs dieser Bauwerke mag uns vielleicht der Baustyl einigen Anhalt gewähren. Denn während diese Anlagen im Principe roh sind, zeigt der Styl der Ausführung offenbare Spuren einiger Kunst, welche wohl nur römischem oder karthagischem Einfluß zugeschrieben werden können. Der Charakter des Bauwerkes im Ganzen aber ist entschieden nicht römisch; und so werden wir diese Ruinen den ursprünglichen Bewohnern dieser Gegenden, den Berbern, zuschreiben, aber die Entstehung derselben in eine Zeit setzen, in welcher der römische Einfluß sich schon bis hierher erstreckte.

Während der Nacht fiel heftiger Regen, und wir konnten daher am folgenden Morgen (18. Februar) erst zu ziemlich später Stunde aufbrechen. Unser Weg führte über die leichtgewellte Grassteppe des Dhahar Tar-hona. Ein Lager der Megeigera mit großen Viehheerden, unter denen auch einige Kühe sich befanden, war die einzige Spur von Leben, durch welche auf lange Zeit der einförmige und melancholische Ernst der Landschaft unterbrochen wurde. Nur zahlreiche, zuweilen ziemlich ausgedehnte Ruinen, unter denen ich auch ein in dieser Gegend seltenes Stück, nämlich ein gut und hübsch gearbeitetes ionisches Kapitäl fand, erinnerten uns daran, daß einst hier der Sitz eines reicheren Lebens gewesen ist.

Nach langem Marsche trafen wir endlich am Nachmittag ein Araberlager an und von hier an gewann das Land allmählich einen mannigfaltigeren Charakter. Eine bedeutende Bergkette mit reicher Abwechselung von Klippen, Kuppen und Schluchten nähert sich von SSW., und indem sie sich nach NO. wendet, verschließt sie jede Aussicht in dieser Richtung. Aber auch hier ist das Land ganz kahl, und nur ärmliche Spuren sind von den Olivenpflanzungen übrig geblieben, welche man hier vor wenigen Jahren anzulegen versucht hatte. Es

mag dahin gestellt sein, ob der Grund solchen Mißlingens darin zu suchen ist, daß, wie meine Begleiter behaupteten, die Stürme auf dieser Ebene zu heftig seien, um junge Oelbäume kräftig gedeihen zu lassen, oder ob nicht vielmehr die Schuld in dem Charakter der Bewohner liegt, welche, der Baumzucht fremd, den jungen Schößlingen nicht die gehörige Sorgfalt zuwenden.

Nachdem wir ein kleines Wadi durchschnitten, kamen wir an die Quelle „ain Scherschara", einen lieblichen Platz, wo der Kaid oder Gouverneur von Tar-hona in einem Zeltlager residirte. Das Lager dehnte sich am südlichen Fuße eines kleinen Kegels aus und bestand aus einem grünen türkischen Officierszelte und mehreren dasselbe umgebenden kleineren Zelten. Eine Gruppe von zwölf schwarzen Beduinenzelten, etwas höher hinauf am Berge gelegen, enthielt die Familien der Angestellten. Der Gouverneur, Namens Bel Kassem el Loheschi Mahmudi, ein Eingeborner der Provinz, hat den Türken geholfen, alle Glieder seiner eigenen Familie, welche einst eine der ersten im Lande gewesen, auszurotten. In der Folge spielte er während des Aufstandes im J. 1855 auf Seiten der Türken eine hervorragende Rolle; denn er befehligte das türkische Heer gegen seinen nahen Verwandten, aber bittern Feind Rhoma, welcher mehrere Jahre als Gefangener in Trebisond gewesen war, von dort aber während der Wechselfälle des russischen Krieges entkam und plötzlich, von den benachbarten tunesischen Stämmen unterstützt, im Djebel die Fahne des Aufruhrs erhob. El Loheschi wurde geschlagen, gefangen genommen und nach den ersten Berichten sollte er sogar ermordet worden sein. — Als wir ihn besuchten, empfing uns der Gouverneur in freundlicher, aber etwas komödiantenartiger Weise. Er bekleidete seinen Posten damals seit einem Jahre, nachdem er früher Gouverneur vom Djebel gewesen war. Augenscheinlich bestand sein Hauptgeschäft nur in der Einsammlung und Registrirung des Zehnten; von den Lebensprincipien und der ganzen Einrichtung der Provinz, deren Regierung ihm anvertraut war, wußte er nur wenig.

Nachdem wir unser Zelt aufgeschlagen, machten wir uns auf, um die Umgegend kennen zu lernen. Sie hat einen recht anmuthigen und pittoresken Charakter. Wenige Schritte nördlich vom Lager stürzt sich der gepriesene Quellbach ain Scherschara, der durch die Vereinigung dreier Quellen gebildet wird, in einem Gefälle von etwa 25 Fuß über feste, von Natur abgeglättete Kalkfelsen herab, und nach kurzem westlichen Laufe durchbricht er den Abfall der Berge in einer tiefen,

malerischen Schlucht; von da fließt er nördlich in das Wadi Ramle, aber versiegt, ohne die Mündung des Thales am Meere zu erreichen. Die Ruinen eines großen, aus Quadern errichteten Gebäudes beweisen, daß schon zu den Zeiten der Römer hier eine beliebte Wohnstätte war.

Weit zahlreichere Ruinen aber sahen wir am folgenden Morgen (19. Februar) an einem etwa drei Meilen nördlich gelegenen Punkte, wohin uns eine beträchtliche Anhöhe „Bu-tauil“ lockte. Zwar fanden wir hier nicht die erwartete Fernsicht, doch entschädigte uns der interessante Charakter der durchzogenen Landschaft, und namentlich sahen wir unsere Mühe belohnt durch die bedeutenden Ruinen, mit denen die am westlichen Abhang des Berges gelegene Terrasse bedeckt ist. Außer den Trümmern von zahlreichen Quadersteingebäuden fanden wir hier auch zwei römische Grabmäler; das eine erhebt sich in zwei Stockwerken, von denen das untere etwa 10 Fuß hoch und an den Ecken mit Pilastern verziert ist. Das andere Grabmal war zerstört; an dem heruntergefallenen Denkstein, der höchst wahrscheinlich aufrecht auf dem Grabmal gestanden hat, befindet sich in erhabenem Relief und in natürlicher Größe das Standbild eines mit der Toga bekleideten Mannes; die Arbeit scheint dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr. anzugehören.

Nachdem wir von diesem Ausflug zu unserem Lager zurückgekehrt waren, beschlossen wir, uns für einige Tage zu trennen, da Overweg diese Gegend in geologischer Hinsicht noch genauer auszubeuten wünschte. Wir kamen daher überein, am vierten Tage im Kasr el Djefarah an der Küste wieder zusammenzutreffen. Schon eine Stunde vor Mittag war ich zum Aufbruch bereit. Overweg begleitete mich noch bis zu dem römischen Denkmal Kasr Doga, das wir nach einem etwa zweistündigen Marsche erreichten. Dies ist ein mehr durch Massenhaftigkeit als durch Schönheit der Verhältnisse ausgezeichnetes Baudenkmal, scheint aber trotz seiner großartigen Dimensionen ursprünglich nur zu einem Grabmal bestimmt gewesen zu sein; später ward es von den Arabern zugebaut und als Burg benutzt. Es ist aus Kalksteinquadern erbaut, die eine sehr braune Farbe angenommen haben; der Baustyl ist sehr roh und unvollendet. Das Gebäude, mit der Façade nach Süden gerichtet, erhebt sich auf einem Sockel von drei Stufen und hat nicht weniger als 14 Meter 25 Centimeter Länge und 9 Meter 40 Centimeter Breite. Der Eingang war in der Mitte der Façade, ist aber ganz und gar mit Quadern verbaut, und es ist ohne

große Arbeit nicht möglich, in das Innere des Denkmals einzudringen. Nur in eine Art Vorhalle, welche von kleinen Verhältnissen ist, kann man hineinblicken. Das dritte Stockwerk des Gebäudes ist zerstört, vermuthlich um Material zum Ausfüllen des Portales zu erhalten.— In der Einsenkung an der Südostseite des Monuments sind sechs tiefe und breite Brunnen in den Felsen ausgearbeitet.

Hier verließ mich mein Begleiter und ich setzte meine Reise allein fort; durch gut angebautes Land kam ich gegen Abend an ein Lager der Uelad Bu=Ssellem, wo wir für die Nacht unser Zelt aufschlugen. Am folgenden Morgen (20. Februar) zog ich anfangs durch eine flache Gegend bis zu der auf einem Hügel gelegenen Kapelle des Ssidi Ali ben Salah. In der Nähe derselben liegen die Ruinen einer etwa 42 Fuß in's Gevierte messenden Burg, an der ich einige schlechte, aber durch ihren Gegenstand merkwürdige Skulpturen wahrnahm, namentlich einen Esel in erhabener Arbeit. Von hier an ward die Landschaft hügeliger. Eine Schlucht oder, wie die Spanier sich ausdrücken, ein „barranco" war von drei großen, mächtigen Deichen durchschnitten, die etwa 1200 Schritt von einander entfernt waren und ohne Zweifel dazu dienten, das Wasser von dem niedrigeren Theile des Thales abzuhalten. Etwa 1200 Schritt unterhalb des innersten Deiches breitet sich die Schlucht zu einer frisch grünen und mit mehreren Brunnen versehenen freien Thalebene aus. In der Mitte derselben erhebt sich auf einem vereinzelten Hügel eine alte Feste Namens Kasr Dauan. Die ganze Thalsohle ist mit Ruinen bestreut, und ein bedeutendes Dorf scheint sich einst rund um die Burg ausgebreitet zu haben; wo der Boden frei von Ruinen ist, schmücken ihn zahlreiche Blumen, besonders Ranunkeln. Es ist klar, daß Kasr Dauan der Sitz eines mittelalterlichen arabischen Häuptlings war, der sich hier mit Energie und Vorsicht eine kleine wohlhäbige Herrschaft gründete. Leider schweigt der Mund der Sage wie der Geschichte von dieser Stätte, und die Eingebornen sind mißtrauisch und schweigsam gegen Jeden, der unter dem Schutz ihrer Zwingherren das Land durchreist. Sonst würden wir von einer solchen arabischen Burgruine wohl manche Geschichte voll romantischer Ritterlichkeit zu berichten haben. Denn wo hätte je mehr chevalereskes Wesen gewaltet, als unter den kleinen arabischen Fürsten und Herren des dreizehnten Jahrhunderts? Aber der Mangel jeder Ueberlieferung raubt diesen Ruinen einen großen Theil des Interesses und entzieht

einer Beschreibung derselben das individuelle Leben, das europäischen Ritterburgen innewohnt.

Nachdem wir diese Schlucht verlassen, gelangten wir durch ein liebliches Thal auf eine größere Ebene. Die merkwürdigen Beispiele afrikanischer Cromlech's, die sich in dieser Gegend finden, habe ich schon oben erwähnt. Diese Ebene ist begrenzt von einer Bergkette, in welcher der östliche Djebel Mssid sich durch seine Höhe und kuppenartige Gestalt auszeichnet. Leider hatte ich keine Zeit, auch diesen Berg zu besteigen, wie ich den gleichnamigen westlichen bestiegen hatte. Ich ließ den Djebel Mssid, der nebst der an ihn sich anschließenden Bergkette die Grenze zwischen den Landschaften Tar-hona und Messellata bildet, zur Linken und betrat nun ein Gebiet, das sich in mannigfacher und erfreulicher Weise von den einförmigen und fast baumlosen Steppen Tar-hona's unterscheidet. Denn der Distrikt Messellata, der sich von der angegebenen Grenze nach Osten hin erstreckt, ist eine anmuthige hügelige Ebene, reich an Fruchtgärten, Kornfeldern und Olivenwäldchen. Im Gegensatz zu der nomadischen Bevölkerung Tar-hona's gelangt man hier in das Gebiet fester städtischer Ansiedelungen. Die Bewohner von Messellata sind, wie mein Schausch versicherte und wie ich nach dem Augenschein bestätigen muß, die fleißigste und arbeitsamste Bevölkerung im ganzen Baschalik; namentlich wenden sie alle mögliche Sorgfalt auf ihre Pflanzungen und bewässern dieselben, so oft sie es bedürfen. Die Wohnungen sind hier im Allgemeinen besser gebaut; auch sollen sich die Bewohner einer größeren Wohlhabenheit erfreuen, als in anderen Theilen des Landes. Das sehr verschiedene Klima dieses Distrikts, welcher 800—1000 Fuß über der See liegt, im Vergleich mit Yefren und Ghurian, deren durchschnittliche Höhe über 2000 Fuß beträgt, zeigte sich schon darin, daß die Oliven hier bereits vor einem Monat eingesammelt waren, während sie in den erwähnten Landschaften noch jetzt an den Bäumen hingen.

Bald nachdem wir das Gebiet von Tar-hona verlassen, erblickten wir zur Rechten eine kleine alte Festung, Namens Kasr Saade, etwa 20 Schritt in's Gevierte messend und aus großen, unregelmäßigen Steinen auf dem Gipfel eines Hügels erbaut. In einer Einsenkung am Fuße dieser Burg sah ich die erste Olivenpflanzung und den ersten Fruchtgarten im Gebiet von Messellata. Von hier an folgen sie einander in kurzen Unterbrechungen. Hocherfreut über diesen Wechsel der Scenerie setzten wir unseren angenehmen Marsch fort

und erreichten bald das Schloß Messellata, einen ganz aus Quadern von alten Ruinen zusammengesetzten Bau am Nordende des Dorfes Kussabat. Schon von Weitem hatte die Kalah oder Gellah, eine mit Festungsruinen gekrönte, hervorragende und weit sichtbare Anhöhe, meine Aufmerksamkeit erregt. Ich war begierig, dieselbe zu ersteigen; der hier residirende Chalil Aga gab mir, wahrscheinlich durch ein lächerliches Mißtrauen getrieben, zwei Begleiter zu dieser leeren Ruinenstätte mit. Das Dorf Kussabat ist auf einem allmählich nach Süden sich absenkenden Terrain gelegen, dessen höchster Punkt 1250 Fuß hoch ist. Von der Westseite her ansteigend gelangten wir durch eine kleine freundliche Einsenkung auf den nackten Gipfel der Kalthöhe, wo einst die jetzt in Ruinen liegende Festung ein weites Gebiet beherrschte. Auf den geschleiften Mauern umhergehend hatte ich eine weite Aussicht auf die mit Dörfern übersäete Umgegend. Die Festung hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Seiten 158, 118 und 160 Schritt lang sind; an jeder der drei Ecken war eine Bastion angebracht. Die Festung ist gewiß nicht mohammedanischen Ursprungs, sondern wahrscheinlich von Spaniern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut.

Von der Festung herabgestiegen erfreute ich mich an dem wohlhäbigen Aussehen des aus etwa 300—400 Steinhütten bestehenden Dorfes Kussabat. Gern würde ich den Markt, der hier am nächsten Tage abgehalten werden sollte, besucht haben; allein ich mußte mir dies versagen, weil ich am folgenden Morgen (21. Februar) früh aufbrechen mußte, um mein beabsichtigtes Ziel, Wadi Kaam, noch an demselben Abend erreichen zu können. Mein Weg führte mich anfangs durch eine liebliche und wohlangebaute Gegend, wo zwischen üppigen Kornfeldern und weiten Olivenpflanzungen sich hie und da Gruppen von Ruinen zeigten, und wo also die Spuren menschlicher Thätigkeit aus der Vergangenheit und der Gegenwart mannigfach mit einander wechselten. Allmählich, als ich die letzten niedrigen Absenkungen der Bergkette gegen Osten erreichte, erinnerten die größeren Verhältnisse der Ruinen und ihr häufigeres Wiederkehren daran, daß ich mich dem Bereich der berühmten Ruinenstätte von Leptis näherte. So fand ich rechts von unserem Wege die Baustätte eines ziemlich großen Tempels von eigenthümlicher Konstruktion, der jetzt Ssanem ben Hammedan genannt wird. Die gegen Norden gerichtete Fronte besteht nur aus einer Doppelreihe sehr großer, aufrecht stehender Steine, während der innere Theil mit ionischen Säulen geschmückt ist. Jedoch

ist der Bau von geringem architektonischen Werthe. — Etwa 1500 Schritt weiter nach Osten sind die Ruinen eines anderen noch größeren Gebäudes, 77 Schritt in jeder Richtung messend und von den Arabern „Kasr Kerker“ genannt. Es hat im Innern mehrere Abtheilungen. Etwa in der Mitte des Gebäudes ist ein großer



viereckiger Stein mit der hier dargestellten, zwar ziemlich roh ausgeführten, aber merkwürdigen Skulptur.

Die Gegend behielt fortwährend ihren anmuthigen Charakter, und namentlich erinnere ich mich nicht, je schönere Olivenbäume gesehen zu haben als hier. Bei Wadi Lebda, das zu meinem Erstaunen vollkommen trocken war, erblickte ich zur Linken bereits die ausgedehnten Ruinen von Leptis, die sich an der Küste über das Wiesenland ausbreiten. Am Nachmittag erreichte ich die zum Ssahel gehörigen Dörfer, die sich, von Kornfeldern, Oliven- und Dattelhainen umgeben, in fast ununterbrochener Reihe einander folgen. Die Ebene wird südlich von der niedrigen Kette der Bondara-Berge begrenzt und bei reichlichem Regenfall durch das Wasser des Wadi Bondari überschwemmt. Die Bewohner des Ssahel sind dem Interesse der Türken ergebener, als irgend ein anderer Stamm des Baschalik; deshalb blieben sie auch in der Folge während des Aufstandes im Jahre 1855 den Türken treu und kämpften an ihrer Seite gegen den rebellischen Häuptling Rhoma.

Nahe vor dem Dorfe Sauya Ferdjani, wo wir für die Nacht unser Zelt aufschlugen, betrachtete ich mit der schuldigen Verehrung die Dattelpalme „El Dechele“, welche die älteste im ganzen Ssahel sein soll, ohne Zweifel aber die schlankste und höchste Dattelpalme ist, die ich je gesehen habe. Am folgenden Morgen (22. Februar) besuchte ich das weiter östlich gelegene Wadi Kaam, den Cinyps der Alten. Die Umgegend desselben gilt für ungesund, und namentlich soll das Dorf Abd e' Saade sehr an bösartigen Fiebern leiden. Auch fand ich, daß schon in ansehnlicher Entfernung vom Wadi Kaam der Anbau gänzlich aufhört; nur ein weites wüstes Feld von Verödung und Zerstörung zeigt sich hier dem Blick. Und doch ward der Cinyps bei den Alten mit so reichlichem Lobe gepriesen! Aber freilich, sie wußten sein zeitweiliges Ungestüm in den nöthigen Schranken zu halten, und verhinderten seine zerstörenden Ueberschwemmungen durch

ein großartiges System von Deichen, von denen noch jetzt höchst interessante Reste vorhanden sind. Nachdem ich diese untersucht und gemessen, kehrte ich am Nachmittag nach Sauya Ferdjani zurück. Von hier eilte ich weiter, um noch vor Abend Leptis zu erreichen. Ich passirte Wadi Ssuk, durchzog dann die offene Wiesenebene mit dem blauen Meeresspiegel zur Rechten und traf in Leptis gerade im Augenblick ein, als meine Leute, die schon vor mir aufgebrochen waren, im Begriffe standen, das Zelt im östlichen Theile der Stadt aufzuschlagen.

Den folgenden Vormittag (23. Februar) verwendete ich zu einer abermaligen Untersuchung der Ruinen dieser im Alterthum großen und reichen Handelsstadt, die ich schon auf meiner früheren Reise besichtigt hatte. Ich fand Manches, was ich früher unbeachtet gelassen; doch verspare ich dies lieber für eine andere Gelegenheit, um jetzt nach Tripoli zurückzueilen. Am Nachmittag verließ ich Leptis und durchzog abwechselndes Hügelland bis zu der ansehnlichen und weithin sichtbaren Kuppe „Merkeb Said u Ali". Ich erstieg sie, um einige früher von mir genommene Winkel zu kontroliren, fand aber den Wind zu stark. Durch eine freundliche Gegend mit leichtgewelltem Boden setzte ich meinen Weg fort und ließ meine leichte Leinwandbehausung in der Nähe eines Zeltendorfes der Beni Djehem aufschlagen.

Am folgenden Tage (24. Februar) blieb die Landschaft zuerst noch abwechselnd mit Hügel und Thal, hinter Kasr Alahum aber ward der Boden rauh und unwegsam, namentlich bei dem steilen Abstiege „Negassi". Bald darauf erreichten wir die an der Küste sich hinziehende Ebene und folgten nun dem Küstensaume in westlicher Richtung. Wir durchschnitten mehrere Thäler oder Wadi's, unter denen namentlich das breite, von Felsen eingeschlossene Wadi Teruggurt hervorzuheben ist; dies ist wahrscheinlich das vollkommenste und am stärksten ausgeprägte Wadi an diesem ganzen Küstensaume. Bald erreichten wir Kasr Djefara, wo Overweg, mit dem ich hier wieder zusammentreffen wollte, bereits angekommen war. Kasr Djefara liegt sehr günstig am Vereinigungspunkt mehrerer Straßen und ist deshalb auch zum Wohnsitz eines Richters gewählt worden. Das Land umher ist jetzt eine verödete Ebene, nur gegen Norden durch drei Gruppen Dattelpalmen belebt. Seit jenem Besuch ist Kasr Djefara berühmt geworden durch eine Schlacht, die in geringer Entfernung davon zwischen den Türken und dem aufständischen Häuptling Rhoma geliefert wurde.

Vereint brachen wir am folgenden Morgen auf, aber schon nach kurzem Marsch lagerten wir auf der Ostseite des Wadi Ramle; denn unser Freund, Herr Warrington, war uns hierher aus der Stadt entgegengekommen und wünschte mit uns einen Tag auf dem Lande zuzubringen.

Am 26. Februar kehrten wir dann zusammen nach Tripoli zurück. Die Resultate dieses Ausfluges waren so mannigfacher Art gewesen und hatten uns eine so reiche Ausbeute geliefert, daß wir im höchsten Grade befriedigt waren. Während er uns auf der einen Seite den Beweis geliefert hatte, daß die Regentschaft Tripoli keineswegs so arm und elend ist, wie man gewöhnlich annimmt, hatte er auf der anderen uns selbst geistig und körperlich auf das Schönste und Zweckmäßigste für unsere größere Reise vorbereitet.

## Drittes Kapitel.

### Von Tripoli bis Mursuk.

---

Während wir so die nähere Umgegend um Tripoli durchforscht und uns dadurch für unsere größere Reise vorbereitet hatten, waren inzwischen die von der englischen Regierung angeschafften Instrumente angekommen. Bei näherer Untersuchung erwiesen sie sich im Ganzen als praktisch; nur waren leider die Minimum- und Maximum-Thermometer beim Transport in Unordnung gerathen; auch hatten wir kein Barometer und waren also für die Höhenbestimmungen lediglich auf die Kochinstrumente angewiesen, eine allerdings ganz handliche, aber keineswegs vollkommen genaue Art der Bestimmung. — Indeß waren die Vorbereitungen zu der großen Reise in's Innere noch lange nicht vollendet. Die Zelte und Waffen waren noch immer nicht angekommen, die Diener nicht gemiethet und die Anstalten zur Fortschaffung des Bootes noch nicht getroffen; mit allen diesen Vorkehrungen verstrich noch ein ganzer Monat, bevor wir Tripoli verlassen konnten.

Mittlerweile ließ ich mir ein sehr starkes und geräumiges flaches Zelt machen; auch Herr Richardson versah sich mit einem eigenen Zelte, und wir hatten daher, als auch die drei von der englischen Regierung gesandten angekommen waren, im Ganzen fünf Zelte, jedoch fehlte viel, daß sie ihrer Bestimmung entsprochen hätten. Die für Reisen in tropischen Ländern bestimmten Zelte sollten immer gut gefüttert und mit drei oder vier Tauen an der Spitze versehen sein; denn nur so sind sie im Stande, die Sonnenstrahlen genügend abzuhalten und den tropischen Stürmen oder Tornado's zu widerstehen. — Wie schwer es für den in jene Länder vordringenden Reisenden ist, sich mit einem brauchbaren Diener zu versehen, davon hat man in Europa kaum einen Begriff. Im günstigsten Falle, d. h. wenn der Reisende glücklich im Sudan ankommt und nun seine ge-

fährlichen Erforschungsreisen beginnen will, kann er sicher darauf rechnen, daß der Diener, den er von der Küste mitgebracht und den er durch die größten Opfer an sich zu schließen versuchte, ihn im Stiche läßt. Dann muß er in einem Lande, in dem alle Lebensverhältnisse auf den Besitz von Haussklaven begründet sind, sich freie Diener zu verschaffen suchen; diese aber thun natürlich nur ungern solche Arbeit, die sie sonst nur von Sklaven verrichten sehen. Wir nahmen zwei Diener mit auf die Reise, von denen aber der eine, Mohammed e' Sintani, nicht weiter als bis nach Fesan mitgehen wollte; der andere, Mohammed ben Belal, der Sohn eines befreiten Gober-Sklaven, war ein sehr gewandter, aber gewissenloser und hochmüthiger Bursche und in jedem Sinne ein Libertin.

Große Schwierigkeiten verursachte der Transport des zur Beschiffung des Tsadsee's bestimmten Bootes. Dasselbe war aus Mahagoniholz gebaut und war von Malta in zwei Hälften geschickt worden; aber noch vor der Abreise mußte jede Hälfte wiederum in zwei Abtheilungen zersägt werden. Allerdings schlossen sie sich nun beinahe besser an die Seiten eines Kameels an, als die großen viereckigen Kisten und andere voluminöse Dinge. Das Unbequemste waren die langen Ruder und Stangen, welche durch ihr stetes Auf- und Abschwingen die Kameele in hohem Grade anstrengten und ermüdeten. Ueberhaupt verursacht natürlich die Fortschaffung des Gepäckes unsäglich viel Mühe und Aufenthalt und trägt am meisten dazu bei, die Schwierigkeiten und Gefahren einer afrikanischen Reise zu vermehren. Denn könnte man ohne Gepäck reisen, so würde selbst der Christ nur gar Wenigen der Belästigung oder gar eines Angriffs werth scheinen. Overweg und ich brauchten allein für unser Gepäck acht Kameele, außer den beiden, die wir selbst ritten. Als Reitthier hätte ich freilich lieber ein Pferd oder einen Esel gehabt; aber ein Pferd war mir wegen des großen Vorraths von Gerste und Wasser, den man immer mit sich führen muß, damals zu theuer, und die Esel sind in Tripoli für eine solche Reise nicht stark genug. Ich war daher gezwungen, mich für's Erste mit dem schwerfälligeren Kameel zu begnügen, und war wenigstens so glücklich, ein ausgezeichnetes arabisches Kameel von der berühmten Race der Bu-Sief zu kaufen. Dies liebe Thier blieb bis Kukaua mein treuer Gefährte.

Eine sehr schwierige Aufgabe für den Reisenden in tropischen Ländern ist es, sich gegen die Feuchtigkeit des Bodens zu schützen. Außerdem ist es auch der Sandwinde wegen sehr rathsam, schon in

der Wüste wenigstens einen Fuß hoch über dem Boden erhaben zu liegen. Die schweren Bretter und Untersätze, mit denen wir uns zu diesem Behufe versehen hatten, mußten eben wegen ihrer Schwerfälligkeit bei den späteren Reisen im eigentlichen Sudan zurückgelassen werden. Der Zweck kann aber leichter erreicht werden durch ein aufrollbares Gestell aus Palmblättern; dieses breitet man über drei oder vier leichte Rollen aus, deren Enden etwa sechs Zoll Dicke haben. Legt man dann eine Matte und einen Teppich über das Lager, so wird man so ziemlich gegen die Feuchtigkeit geschützt sein.

Endlich war Alles zum Aufbruch bereit. Ich schlug jedoch vor, auf einige Tage ein Zeltenlager außerhalb der Stadt, bei dem verlassenen Dorfe Ain Sarah, zu beziehen, um dadurch den gefährlichen Einfluß eines plötzlichen Uebergangs vom behaglichen Stadtleben zu den Strapazen der Reise zu vermeiden. Während Herr Richardson vorläufig noch in Tripoli zurückblieb, verließen Overweg und ich in feierlichem Aufzug am Nachmittag des 24. März die Stadt, um nun unseren in's Dunkel der Zukunft gehüllten Geschicken im fernen, unerforschten Lande entgegenzugehen. Die Herren Crowe und Reade und Dr. Dickson mit seiner Familie begleiteten uns bis zu den Olivenbäumen bei Kasr el Heni. Hier nahmen wir herzlichen Abschied von unseren Freunden und schlugen nach kurzem Marsch bei herrlichem Mondschein am Rande der kleinen Palmengruppe von Ain Sarah unser Zelt auf. Diese Stätte hat ihren Namen von einer breiten morastigen Einsenkung, welche an der Südseite sich hinzieht und dicht mit Schilf und Rohr bewachsen ist. Bis zum Jahr 1835 stand hier ein kleines Dorf, gegenwärtig aber lebt kein Mensch hier. Die Brunnen sind mit Erde angefüllt und die Dattelpalmen theilweise vom Sande verschüttet. Die Stätte ist eine Mischung von angebautem Land und von Wüste; einen willkommenen Rastplatz bildet eine Gruppe von etwa zehn Olivenbäumen. Bei meiner Rückkehr im Jahre 1855 fand ich jedoch den Platz etwas verändert. Es war hier inzwischen ein Brunnen sehr schönen Wassers gegraben und von einem tripolitaner Kaufmann ein Steinhäuschen erbaut worden.

Hier bei Ain Sarah blieben wir bis zum 29. März. Während dieser Zeit kam Herr Warrington, welcher uns einige Tagereisen weit das Geleit geben wollte, aus der Stadt zu uns. In seiner Gesellschaft machten wir uns am 29. März auf und traten sogleich in mäandrischen Windungen in ein Gebiet von tiefen beweglichen Sandhügeln ein, die ganz ohne Vegetation sind. Nach mehr als

zwei Stunden mühseligen Marsches hatten wir die Sandhügel hinter uns und betraten nun eine fruchtbare, wellenförmige Ebene mit reichem Weidegrund. Aber auch ein fruchtbarer Boden hat seine Schattenseiten; denn eine Araber-Kafla, die überhaupt nur langsam vorwärts kommt, wird noch viel mehr aufgehalten, wenn der Weg durch eine Gegend führt, die den Thieren Futter bietet. Jedes Kameel schweift dann seiner Neigung nach rechts oder links vom Wege ab, um hier einen Grashalm, dort einen Busch abzuweiden. Diese Art des Marsches ist überaus langweilig und ermüdend für den Reiter, und die Gewohnheit der Tuareg, Tebu's und der Völker des Innern, welche die Kameele alle hinter einander befestigen, ist ungleich angenehmer.

Gegend Abend, nachdem wir den Brunnen Djenana passirt, folgten wir der Richtung des Wadi Medjenin auf einem höchst anmuthigen Wege, der sich an einem Streifen gut bebauten Landes und blühender Gerstenfelder entlang hielt. Kurz vor Sonnenuntergang schlugen wir unser Zelt auf schönem Weidegrund nahe bei „bir Ssbea“ auf.

Hier entstand wiederum ein Aufenthalt von einigen Tagen. Wir mußten Herrn Richardson erwarten, welcher hier mit uns zusammentreffen wollte. Endlich am 31. März holte er uns ein, aber an diesem und am folgenden Tage regnete es so heftig, daß wir nicht daran denken konnten, aufzubrechen. Am 30. März stattete ich dem Bin-bascha der türkischen Kavallerie einen Besuch ab, deren Pferde auf diesen Weidegrund zur „rebia“ geschickt werden. Dieser gute Ossmanli hatte sich eine Grube, etwa 2½ Fuß im Viereck, in der Mitte seines Zeltes graben lassen und hielt diese stets voll Wasser. Da hüllte er sich denn in die phantasiereichen Rauchwolken seiner langen Pfeife ein und träumte von den quellenreichen Berggegenden seiner Heimath.

Endlich am 2. April setzte sich unsere Expedition wirklich in Bewegung. Wir näherten uns allmählich dem Abfall des Plateau's des Ghurian, und je näher wir der Bergkette rückten, desto abwechselnder ward der Charakter der Landschaft. Zuerst kamen wir durch den Paß, welchen die beiden Felshöhen Bates und Ssmera als vereinzelte Vorposten des Gebirges bilden; vor uns aber hatten wir fortwährend den interessanten Blick auf die mannigfaltigen Formen der Bergkette selbst mit ihren hohen Kegeln, ihren tiefen, jähen Schluchten und breiten Thälern. Die Bewohner dieser Landschaft sowohl

wie die des Wadi Medjenin sind die Stämme der Urgaat und der Akara. Nachdem wir aus der erwähnten Paßverengung getreten, wendeten wir uns etwas westlich und kamen bald durch das breite, aber sehr felsige und zerrissene Wadi el Hera. Dieses große Thal hat das Ansehen, als sei es mitunter den Ueberfluthungen eines mächtigen Wassers ausgesetzt; ein beträchtlicher Deich aber, welcher früher gegen die Fluthen zu schützen bestimmt war, ist jetzt zerstört, und der Weg führt zur Zeit durch seine Breschen. Von hier wandten wir uns gerade auf die Berge zu, aber wir lagerten uns schon zu früher Stunde an einer sehr schönen Stelle, welche reich mit Sidderbäumen (Rhamnus Nabeca) geschmückt war. Etwa eine halbe Stunde östlich von unserem Lager war ein Hügel, Namens Fulidje; diesen bestiegen Overweg und ich, anstatt uns sogleich der Ruhe des Lagerplatzes zu überlassen. Wir hofften hier genaue Winkel einiger Punkte der Bergkette nehmen zu können; auch ward unsere Erwartung nicht getäuscht. Nachdem wir zufrieden von unserem kleinen Ausflug zurückgekehrt waren, verbrachten wir den Abend höchst behaglich in Herrn Warrington's Zelt.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort und hatten bald den Fuß des Abfalls der Bergkette erreicht. Auch andere Reisegesellschaft außer unserer Karawane belebte den Weg; namentlich begegnete uns eine Sklaven-Kafla, aus etwa sechzig unglücklichen Opfern dieses abscheulichen Menschenhandels bestehend. Den Abhang der ersten Terrasse des Plateau's bildet das Wadi Bu-Ghelan, das, von Dattelbaumgruppen geschmückt, uns das Bild einer freundlichen Landschaft gewährte. In einer Stunde hatte ich auf meinem trefflichen Bu-ssefi den Anstieg vollendet und hatte nun Zeit, unter einem schönen Olivenbaume gelagert unseren ganzen bunt zusammengesetzten Trupp von Europäern, Arabern und freigelassenen Sklaven nach und nach die Höhe emporklimmen zu sehen. Der Pfad war oft sehr eng und tief in den mergeligen Boden eingeschnitten. Die Langsamkeit, mit der unsere Kafla sich bewegte, erlaubte mir, ein wenig von der großen Karawanenstraße abzubiegen und das Dorf Guassem zu besuchen, das nahe am Ostfuße des bei früherer Gelegenheit von uns bestiegenen Berges Tekut liegt. Auch behielt ich noch Zeit, das römische Grabmal, das zwischen dem Tekut und Ghurian liegt, zu besichtigen. Doch ist der Hauptkörper des Denkmals gänzlich eingestürzt; die Basis mißt 24 Fuß in's Gevierte. — Unterdessen fingen wir an, die zweite Terrasse zu ersteigen, und erreichten die Fläche des

Plateau's des Ghurian etwa um 2 Uhr Nachmittags. Kurz bevor wir das nach der Berghöhe genannte Kasr Ghurian erreichten, stiegen wir ein wenig abwärts an den Rand des Steilabfalls in das früher von mir beschriebene Wadi Rumana. Hier schlugen wir unser Lager auf und blieben auch den folgenden Tag hier, indem wir all' unser Gepäck officiell auf dem Schlosse wiegen ließen, um den übertriebenen Forderungen unserer Kameeltreiber zu begegnen. — Die Landschaft hatte gegenwärtig ein viel interessanteres Ansehen, als bei meinem ersten Hiersein vor zwei Monaten; denn jetzt war Alles mit grünem Korn bedeckt. So war unser Lagerplatz überaus behaglich; unter uns lag das Wadi mit seinen steilen Kalkwänden und mit der mannigfachsten Vegetation bekleidet; im Norden ragte der Tekut mit seiner vollendeten Kratergestalt über alle niedrigeren Höhen hervor, und hinter ihm breitete sich die weite Ebene aus, welche wir durchschnitten hatten.

Nach diesem neuen Aufenthalt setzte sich unser Zug endlich am 5. April Morgens wieder in Bewegung. Hier nahmen wir innigen Abschied von unserem Freund Frederic Warrington; als ich auf meinem herrlichen, wohlgesattelten Bu-ssefi an der Spitze des Zuges dahin ritt, winkte er mir noch ein letztes freundliches Lebewohl zu. Mir allein von uns drei Reisenden war die Rückkehr und ein freudiges Wiedersehen beschieden.

Unser Pfad schlängelte sich anfangs in starken Windungen, dann zog er sich in gerader südlicher Richtung hin. Die Landschaft war mannigfaltig und abwechselnd; wir passirten mehrere Dörfer mit den zu ihnen gehörigen Olivenwäldchen. Hinter dem Dorfe Ssemssa wandten wir uns ostwärts ab in eine liebliche, mit einem Olivenhain geschmückte Schlucht und begannen dann den steilen Anstieg nach der Höhe von Kuleba, welche das Joch über den südlichen Kamm des Plateau's bildet. Das Dorf Kuleba ist hoch am östlichen Abhang gelegen und weithin sichtbar; durch seine Lage an der Südgrenze des Ghurian ist es von bedeutender Wichtigkeit; seine Einwohner sind die natürlichen Vermittler zwischen den nördlichen, dichter bewohnten Gauen und den Oasen der Wüste. Auf der höchsten Kuppe, das Dorf beherrschend, war früher eine Burg, aber sie ist von den Türken zerstört worden. — Dieser Punkt ist zugleich die südliche Grenze des Oelbaumes; wir lagerten hier bei den letzten kümmerlichen Olivenbäumen, und Jahre sollten vergehen, ehe ich mich wieder des Anblickes dieses schönen und nützlichen Baumes erfreuen konnte. Unsere Leute

nahmen hier einen bis zur Oase von Misda genügenden Wasservorrath ein. Unterdessen erstiegen Overweg und ich die hervorragende Berghöhe Toesche, die höchste Erhebung dieser Gegend, 2212 Fuß hoch, und nahmen von hier aus mehrere Winkel.

Am nächsten Morgen (6. April) von Kuleba weiter ziehend sahen wir anfänglich noch vereinzelte kleine Kornfeldchen, bald aber verschwand fast jedes Zeichen von Anbau, und unser Weg führte uns in die traurige Wüstenlandschaft Ghadama. In geringer Entfernung zur Rechten zieht sich die „Tuel el hamer“ genannte Bergkette hin. In den aus horizontalen Kalksteinschichten gebildeten Thälern, die wir durchzogen, bestand die einzige Vegetation aus kleinem Gestrüpp und Geniste, „ghandul“ genannt. Eine erfrischende Unterbrechung in dieser Wüstenei machte Wadi Ranne, ein von O. nach SW. ziehendes Thal mit zwei Brunnen und mit frischem grünen Kraut bedeckt. Hier ist die nördliche Grenze des Batumbaumes (Pistacia Atlantica), und mit seinem frisch grünen Laubwerk trug dieser Baum viel dazu bei, die kiesige und vielfach mit Feuersteinen bedeckte kahle Gegend wenigstens an einzelnen bevorzugteren Stellen zu beleben und zu schmücken. Wenig südlich von Wadi Ranne fanden wir den ersten römischen Meilenstein mit einer leider nicht mehr leserlichen Inschrift; weiterhin folgten noch andere umgestürzte und auf der Erde liegende Marken dieser in's Innere führenden Römerstraße. Auch am folgenden Tage fanden wir im Wadi Lilla, einer von leichten Höhen umschlossenen Thalebene, viele Spuren früheren Anbau's, und nahe dahinter wurden andere Zeichen römischer Industrie sichtbar, die es immer deutlicher machten, daß auch durch diese wüste binnenländische Gegend einst eine römische, mit regelmäßigen Meilensteinen besetzte Poststraße führte; leider aber ist keine der neunzehnzeiligen Inschriften leidlich erhalten oder in lesbarem Zustande.

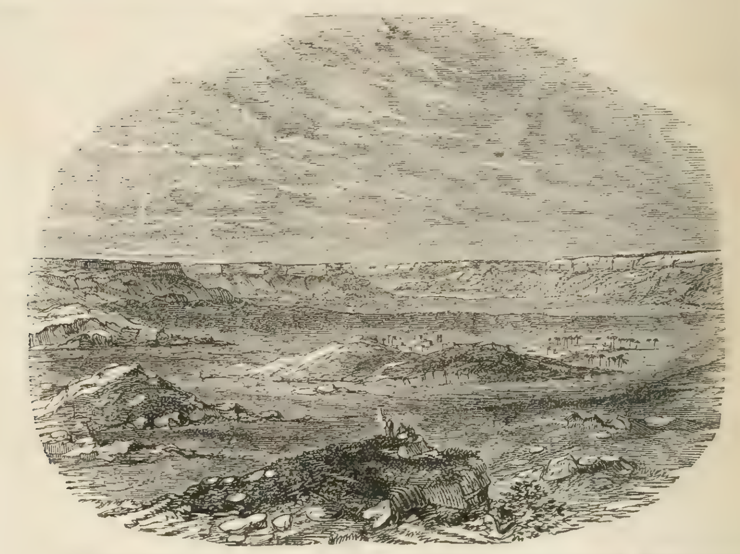
Wir schlugen unser Lager am Fuße der schön geformten westlichen Bergkette auf, wenig nördlich von einer Stelle, wo durch das nahe Herantreten der östlichen Kette ein enger Paß gebildet wird. Hier sammelt sich die Feuchtigkeit von zwei Thälern, und daher war außer einigen Batumbäumen auch etwas Korn zu sehen. Panther sollen in dieser Gegend in großer Menge hausen. Bei unserem Aufbruch am nächsten Morgen (7. April) lenkten wir sogleich in den erwähnten Paß ein; die denselben einschließenden Kegelhöhen zeigten Gypsschichten. Nachdem wir viele kleine ausgetrocknete Regenbäche überschritten, hatten wir nach einer Stunde die Höhe des Passes

erreicht. In den Höhlen des felsigen Bodens des Wadi Mesummita fanden wir Lachen von Regenwasser angesammelt, und wir genossen hier das außergewöhnliche Labsal eines erfrischenden Trunkes. Es war erst vor wenigen Tagen heftiger Regen gefallen; sonst darf der Reisende keineswegs darauf rechnen, hier Wasser zu finden. Weiterhin war der steinige und felsige Boden sehr aufgerissen und erschwerte den Marsch in hohem Grade, so daß wir in 17 Minuten nur eine halbe (nautische) Meile vorwärts kamen. Wir waren fast überrascht, als eine kleine Heerde Ziegen und das Bellen eines Hundes uns bewiesen, daß die Gegend selbst in ihrer gegenwärtigen Abgestorbenheit noch nicht ganz unbewohnt ist. Um Mittag begegnete uns eine Kafla mit 25 Kameelen und etwa 60 meist weiblichen Sklaven, den unglücklichen Eingebornen der Landschaften, zu deren Erforschung wir auszogen.

Bald nach Mittag gelangten wir durch einen kleinen Engpaß in das Wadi Ude-Scherab, den nordwestlichen Zweig des Thales von Misda. Die kleine Rinne, welche die nackte steinige Thalebene durchzieht, war mit vielen Batumbäumen umsäumt. Wir waren herzlich erfreut, als wir nach diesem ersten Vorgeschmack der Wüste die kleine Oase von Misda mit ihren schönen, wohlbewässerten und regelmäßigen Gerstenfeldern und ihren Dattelpalmen erreichten. Wir zogen zwischen den zwei getrennten Quartieren oder Dörfern hindurch und lagerten auf einem offenen sandigen Platze, nahe bei einem Brunnen, hinter dem unteren Dorfe.

Misda, höchst wahrscheinlich identisch mit dem östlichen „Musti Kome“ des Ptolemäus, scheint eine sehr alte Niederlassung der Berber zu sein, und namentlich eines Stammes derselben, der Guntarar; selbst jetzt, obwohl vielfach mit Arabern vermischt, haben sie nicht ganz ihr Berber-Idiom verloren. Die Oase liegt in einer Höhe von 1018 Fuß im oberen Theile oder in einem von SW. nach NO. sich hinziehenden Zweige des Wadi Ssofedjin. Dies ist das größte aller Thäler zwischen dem Ghurian-Gebirge und der Hammada und die fruchtbarste Landschaft der Regentschaft von Tripoli; es ist bewohnt von den Stämmen der Guntarar, der Sintan und der Uelad Bu-Ssef. Die Ursache der Fruchtbarkeit, und somit der Entstehung der Oase, scheint darin zu liegen, daß die Feuchtigkeit, welche von Wadi Scherab herabzieht, von einem ganz aus Gyps bestehenden vorspringenden Ausläufer des Plateau's aufgehalten und daher von dem thonigen Boden aufgesogen wird. Der nachstehende Holzschnitt

gewährt eine Ansicht der ganzen eigenthümlichen Oertlichkeit von der mehr westlich gelegenen Höhe Madum aus.



Misda besteht aus zwei völlig getrennten Quartieren oder Dorfschaften, deren Bewohner früher, so lange sie noch nicht unter türkischer Herrschaft waren, in beständiger Fehde mit einander lebten. Die westliche Dorfschaft, Misda „el fok" oder „das obere" genannt, ist bei weitem größer und liegt am Ostfuße des Hügels. Eine mit vielen vorspringenden und sich einziehenden Winkeln gebaute, jetzt aber sehr verfallene Doppelmauer umgiebt den Ort. Zur Befestigung dienten auch verschiedene hohe, runde Thürme, die nach oben sich etwas verengen und mit mehreren Reihen Schießscharten versehen sind. Der Ort war früher viel größer, zählt aber noch immer 100 erwachsene und waffenfähige Männer. Bei weitem kleiner ist das südöstliche Dorf, Misda „el utah" oder „das untere" genannt, welches von dem anderen etwa 400 Schritt weit entfernt ist. Bei diesem sieht man nur 20—30 vereinzelte Palmenbäume, während bei dem oberen Dorfe sich ein aus etwa 200 Bäumen bestehendes Palmenwäldchen befindet. Der einzige Vorzug des unteren Dorfes besteht in einer großen Sauya, deren werthvollster Besitz acht heilige Tauben sind; aber selbst dieser Schatz scheint nur von sehr zweifelhaftem Werthe zu sein, denn der gelehrte Vorsteher des Klosters klagte darüber, daß dieses Heiligthum zur Zeit nur selten besucht werde.

Obgleich alle Verhältnisse der Oase nach europäischem Maaßstab überaus beschränkt sind, ist sie doch immer noch von großer Bedeutung, da zwei Karawanenstraßen, die von Mursuk und die von Ghadames, an diesem Punkte zusammentreffen. Der bedeutende Verkehr bedingt den Charakter der Bewohner; sie sind wohlwollend und erfreuen sich des Rufes größter Ehrlichkeit. Alles ist hier sicher, und die Kameele, die in der Nähe kein Futter finden, werden in ein 4—5 Meilen entferntes grünes Thal getrieben, wo sie ohne Hüter sich selbst überlassen bleiben.

Unseren Aufenthalt in Misda benutzte ich zu einigen kleinen Ausflügen in die Umgegend. Mit Overweg bestieg ich den etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Djebel Durman oder Durroman, einen Ausläufer des Plateau's, der durch seine in steilen Rissen ausgewaschenen Wände und durch sein isolirtes Hervortreten in das Thal sehr das Aussehen einer künstlichen Burg hat. Die Aussicht von diesem Punkte war jedoch nicht ausgedehnt, da er die Durchschnittshöhe des Plateau's nicht überragt.

Einen etwas weiteren Ausflug unternahm ich am 9. April, um eine Ruine zu besuchen, von der unser Sintani-Diener großes Aufheben machte; namentlich pries er die zahlreichen alten Skulpturen derselben. Von diesem Sintani und einem Schausch begleitet, brach ich zeitig am Morgen auf. Wir durchritten die breite sandige Ebene östlich von Misda, schnitten einen Bergausläufer, den „Churmet Bu-Matek“, auf einem Engpaß ab und kamen nun erst in das eigentliche berühmte und vielgepriesene Wadi Ssofedjin. Ich fand hier viele unverkennbare Spuren früheren Anbau's, und das Thal scheint in der That einen besseren Zustand zu verdienen, als den, in welchem es sich jetzt befindet. Während wir das Wadi durchritten, erzählte mir mein Diener, daß in früherer Zeit seine Stammgenossen, die Sintan, manchen blutigen Kampf um den Besitz dieses Bodens mit den Guntarar und den Uelad Bu-Ssef geführt haben, und daß hier eine vorzügliche Art Gerste gedeihe. Unterdessen waren wir in ein kleineres Seitenthal des Wadi eingetreten und fanden hier auf einem vorspringenden Hügel das Kastell „Chafaidji Aamer“. Dies war der verheißene Ort; doch sah ich bald, daß ich meine Erwartungen hinsichtlich der alten Skulpturen nicht gar hoch spannen dürfte. Es war unverkennbar eine Burg aus der früheren Periode der Araber; die mit einiger Regelmäßigkeit behauenen Steine bilden horizontale Schichten, doch nicht alle von gleicher Dicke. Das Gebäude bildet beinahe

ein regelmäßiges Viereck und enthält mehrere gewölbte Gemächer. Wie nun das Ganze entschieden ein arabischer Bau ist, so ist das im Rundbogenstyl gebaute Thor eben so gewiß von römischer Arbeit. Vermuthlich hat hier einst ein römisches Gebäude gestanden; das Thor desselben benutzte dann der arabische Häuptling, welcher die Burg erbaute.

In geringer Entfernung, auf einem Felsvorsprung in der Schabet Um el Charub, liegt eine andere Burg, die mit der eben beschriebenen im Baustyl verwandt ist und mit ihr den gleichen Namen Chafaidji Aamer führt. Zwar habe ich diese erst zwei Tage später besucht; doch wird die Beschreibung derselben besser gleich hier einen Platz finden. Diese letztere Burg ist von weit größerem Interesse, hauptsächlich deshalb, weil sie unverkennbar einst eine Stätte christlicher Glaubensverehrung war. Das Gebäude, 43 Fuß in's Gevierte



messend, ist groß genug für eine kleine Gemeinde und scheint ursprünglich zu einer Kirche bestimmt gewesen zu sein. Es ist in drei Schiffe eingetheilt, von denen das mittlere acht, die beiden Seitenschiffe je sechs und einen halben Schritt messen. Das Mittelschiff schließt in einer einfachen Apsis ab; in dieser sind zwei Thüröffnungen, welche in einen offenen Raum hinter der Halle und den Seitenschiffen

führen. Zwei Säulenreihen tragen die Bögen auf den beiden Seiten des Mittelschiffes. Die Kapitäle der Säulen sind verschiedenartig verziert und zum Theil höchst merkwürdig wegen des europäischen und christlichen Charakters, den sie zeigen. Das Ganze ist im romanischen Baustyl. Auch die Mauern waren früher augenscheinlich in stucco bemalt; jedoch ist davon nur ein geringer Rest erhalten. Die Fronte des Gebäudes hat sehr durch die Araber gelitten, welche viele Skulpturen von hier fortgeführt haben sollen.

Unzweifelhaft ergiebt sich hieraus für uns, daß wenigstens noch im zwölften Jahrhundert in diesem abgelegenen Thale eine christliche Gemeinde oder ein Kloster existirte. Unwahrscheinlich ist dies durchaus nicht, da Mohammed ausdrücklich befahl, die eifrigen Priester und Mönche unangefochten zu lassen, und da wir viele Klöster in anderen mohammedanischen Ländern finden. Auch ein Kloster scheint hier mit der Kirche verbunden gewesen zu sein; wenigstens ist im oberen Stockwerk eine Eintheilung in Zimmer oder Zellen erkennbar, und auch an der Nordseite der Kirche war ein Flügel angebaut mit mehreren ganz einfachen, gleichmäßigen Kammern. Die beiden so eben beschriebenen Gebäude sind benannt nach dem Chafaidji Aamer, der, wie man erzählt, ein mächtiger Häuptling gewesen sein soll, nicht minder in Tunis angesehen, als in Ttarabolus (Tripoli). Vielleicht ist diese Angabe nicht ohne historischen Grund; denn wir wissen, daß vom Jahre 724 bis 802 nach der Hedjra (1323 bis 1399 nach Chr.) in Tripoli eine Dynastie der Beni Aamer geherrscht hat.

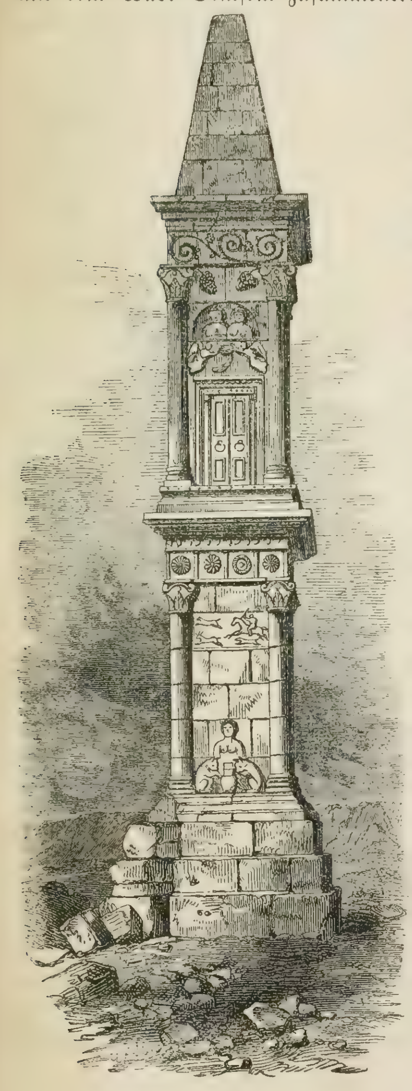
Etwas nach Sonnenuntergang kehrte ich, zufrieden mit der Ausbeute meines Ausfluges, auf einem südlicheren Wege nach Misda zurück. Am 10. April setzten wir dann unsere Reise fort; unser Weg war fast derselbe wie der, auf dem ich am Tage zuvor zurückgekehrt war, und nach einem mäßigen Marsche lagerten wir im Wadi Ssofedjin an einer von Büschen freien Stelle. Von hier besuchte ich am folgenden Morgen die eben beschriebene Burg oder Kirche in Schabet Um el Charub und eilte dann, unsere Karawane einzuholen, welche inzwischen bereits aufgebrochen war und in ihrem einförmig langsamen Schritte vorwärts zog. Das Land nahm jetzt wieder, wie nördlich von der Oase, seinen öden, steinigen Charakter an; nur selten schmückte eine dürftige Blume oder ein kränklicher Halm die wüste Fläche; zuweilen gewährte ein Thal mit einigen schönen Batumbäumen eine erfreuliche Abwechselung. Etwa um 5 Uhr lagerten wir im Wadi Talha. In der Nähe auf einem Hügel zur Linken liegt

ein römisches Kastell, das aus Quadern von unregelmäßiger Gestalt und ohne Cement aufgeführt ist und im Innern 20 Fuß im Quadrat mißt; die Ecken sind abgerundet, und auf der Ostseite bildet ein enges Thor den Eingang. Ein anderes antikes Denkmal, das sich auf der Hochebene vor uns zeigte, besichtigte ich am folgenden Morgen. Es war ein römisches Grabmal, welches ursprünglich aus drei Stockwerken bestanden zu haben scheint; doch war nur die Basis und das erste Stockwerk erhalten, während die Bausteine, die den oberen Theil des Denkmals gebildet hatten, verstreut umherlagen; indeß konnte man noch erkennen, daß die Ecken mit kleinen korinthischen Säulen verziert gewesen sein müssen. — In der Nähe stand einst noch ein anderes Grabmal, von dem aber nur die Basis erhalten ist.

Unterdessen war unsere Kafla bereits vorübergezogen, und ich eilte, sie einzuholen. Unsere Kameele schritten heute mit besonderer Rüstigkeit vorwärts. Denn während bis Misda kaum 2 nautische Meilen in der Stunde gemacht wurden, legten wir heute und auch an den folgenden Tagen beinahe 2½ Meilen in der Stunde zurück. Die Schnelligkeit unseres jedesmaligen Marsches maßen wir vermittelst einer eigens dazu bestimmten Kette, was bei starkem Sonnenbrand und auf rauhem Terrain nicht gerade eine angenehme Beschäftigung war. Die zunehmende Schnelligkeit des Marsches erklärt sich zum Theil daraus, daß im Anfang die Lasten der Kameele größer gewesen waren; dazu kommt, daß erst nach einigen Reisetagen Thiere und Menschen ihre volle Kraft anspannen; endlich aber bietet dieser dürre, steinige Boden selbst dem einzeln dahinziehenden Kameele weniger Verführung zu naschen und von der geraden Richtung abzuweichen.

Um den traurigen Charakter der öden Steinwüste noch schrecklicher zu machen, begann an diesem Tage ein heißer Westwind zu wehen, der sich nach und nach zu furchtbarer Heftigkeit steigerte. Der vom Wind aufgewirbelte Sand trieb uns in's Gesicht und verdunkelte die Luft. Zur Rechten von unserem Wege ließen wir römische Ruinen, wie es schien, eine Burg und unweit davon ein Grabmal; jedoch der Sturm erlaubte kaum, das Gesicht nach jener Seite hinzuwenden, geschweige denn an eine genauere Untersuchung zu denken. Auch auf dem links vom Wege sich erhebenden breiten Bergplateau „el Chaddamiye“ soll nach der Aussage meines arabischen Dieners ein römisches Grabmal sein. Wir waren froh, als wir um drei Uhr Nachmittags im Wadi Tagidje lagern konnten. In diesem Thal,

dessen oberer Theil el Churub heißt, scheint sich zu Zeiten ein nicht unbedeutender Regenbach zu bilden. Daraus erklärt sich auch der frische und üppige Graswuchs, der hie und da im Thale unter Büschen und Gestrüpp hervorsprießt. Das Wadi senkt sich nach Osten und soll, nach verschiedenen Verzweigungen mit anderen Thälern, schließlich mit dem Wadi Semsem zusammentreffen.



Der reiche Graswuchs verschaffte uns einen unfreiwilligen Rasttag; denn der vorzüglichen Weide wegen wollten die Treiber am nächsten Morgen nicht aufbrechen. Ich benutzte diese Muße, um ein Denkmal der Vorzeit aufzusuchen, von dem mir mein arabischer Diener erzählt hatte. Ich ging in östlicher Richtung das Thal entlang, und nach etwa zwei Stunden Weges erspähte ich in der Ferne etwas wie eine Säule. Ich eilte darauf zu und war nicht wenig überrascht, in diesem verödeten Thale eines der schönsten und kunstvollsten Grabmonumente zu finden, welche aus dem römischen Alterthum uns erhalten sind. Die Existenz eines solchen Denkmals ist ein genügender Beweis, daß diese Gegend im Alterthum nicht so verödet gewesen sein kann, daß vielmehr hier eine Bevölkerung gelebt haben muß, gebildet genug, solche Werke der Kunst zu würdigen und sich an ihnen zu erfreuen. Das Monument erhebt sich auf einer Basis von drei Stufen und in drei Stockwerken zu einer Höhe von 48 Fuß. Die Basis enthält eine

Grabkammer mit drei Nischen, eine an der Nord- und zwei an der Ostseite. Die Hauptfronte des Denkmals und die am reichsten verzierte Seite ist nach Osten gerichtet. Das erste Stockwerk besteht aus sechs Lagen Steinen. An demselben ist unten eine Graburne gebildet, über welcher sich eine hübsche junge weibliche Büste erhebt; zwei wilde Thiere, anscheinend Panther, sind an den Seiten der Urne dargestellt und bewachen dieselbe gleichsam, indem sie ihre Vorderpfoten auf ihr ruhen lassen. Die fünfte Steinlage ist an allen vier Seiten mit Jagdscenen geschmückt. Der Fries wird an jeder Seite durch vier Rosetten gebildet; über diesen zieht sich ein Traubengewinde rings umher, und darüber liegt das Gesimse auf. — Der untere Theil des zweiten Stockwerkes zeigt eine reich verzierte Scheinthüre; über dieser halten zwei schwebende Genien einen Kranz empor. Eine Nische darüber enthält die Büste eines Mannes und seiner Frau, während sich an der Nordseite die Büste einer älteren Frau befindet. Der Raum zwischen den Kapitälen der Ecksäulen ist mit zwei Trauben verziert; darauf ruht der Fries mit den gewöhnlichen ionischen Ornamenten. — Ueber dem Gesimse dieses Stockwerkes erhebt sich ein pyramidales Dach von 12 bis 13 Fuß Höhe, welches fast eben so vollkommen wie der gesammte Bau sich erhalten und nur seine höchste Spitze verloren hat. Sonst ist mit Ausnahme der Grabkammer, die nach Schätzen durchwühlt ist, das ganze Monument ungeachtet seiner schlanken Verhältnisse auf's Beste erhalten, und ein Zeitraum von etwa 17 Jahrhunderten hat diese reichen und zierlichen Ornamente nicht zu zerstören vermocht. Es ist wohl geeignet, einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zu machen. — Die Eingebornen betrachten diese hoch emporstrebenden Grabmäler der Vorzeit als Götterbilder oder Kultusstätten der Heiden und nennen sie „ssanem". Ich selbst konnte mich diesem kunstreichen und in seiner schlank emporstrebenden Form wie von Genien getragenen Monumente gegenüber eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Ringsum in dem breiten verödeten Thale war kein menschliches Wesen, ja nicht einmal ein lebendes Wesen überhaupt zu erblicken. Als der Römer hier sein reichgeschmücktes Monument baute, konnte er nicht ahnen, daß es nach so vielen Jahrhunderten von einem Nachkommen jener Germanen, die er wie die Garamanten zu den Barbaren rechnete, der gebildeten Welt zur Bewunderung wieder vorgeführt werden würde.

Am Nachmittag machte ich mit Overweg einen anderen Ausflug

in der entgegengesetzten Richtung. Von einer Berghöhe, die wir erstiegen, gewannen wir eine interessante Aussicht über das nach Westen vor uns liegende, von wilden Schluchten zerrissene und jäh abstürzende Hochland. An der Grenze dieser wilden Scene großer Naturveränderungen fand Overweg einige gut erhaltene Exemplare interessanter Versteinerungen, von denen ein besonders merkwürdiges Stück nach ihm exogyra Overwegi benannt worden ist.

Am folgenden Tag (14. April) brachen wir früh auf und gelangten von Wadi zu Wadi meist durch Engpässe, von denen einige nur mit Schwierigkeit zu passiren waren. Wir ließen zu beiden Seiten des Weges einige minder bedeutende Ruinen, theils römischen, theils arabischen Ursprungs, liegen. Später kamen wir an einen schönen alten Ethelbaum, der seine abgestorbenen Aeste zu gewaltigem Umfange ausbreitet und sich so einen besonderen Namen, „athelet Ssi Mohammed fi Useat“, verdient hat. In geringer Entfernung liegt rechts vom Wege die Kapelle des Ssi Raschedan, des großen Merabet der Uelad Bu-Ssef. Dies ist ein Stamm, der wegen der Reinheit seiner Sitten bei den anderen Stämmen in großem Ansehen steht. Nicht allein durch ihren Sinn für Recht und Gerechtigkeit und durch ihre Gastfreundschaft sind die Uelad Bu-Ssef ausgezeichnet, sondern auch durch die Zucht vortrefflicher Kameele, die sie mit großer Sorgfalt und fast wie Glieder ihrer eigenen Familie behandeln. Von jeher haben sie unaufhörliche Fehden mit den Urfilla, dem kriegerischsten und gewaltthätigsten Stamme dieser Gegenden, geführt. Einen besonders hohen Einfluß in diesem Stamme besitzt gegenwärtig seiner Gelehrsamkeit wegen ein alter Mann, Namens Ssidi Bubakr.

Etwa um zwei Uhr Nachmittags langten wir im Wadi Semsem an, einem der berühmtesten Thäler dieses Theiles von Nord-Afrika; es zieht sich von W. nach ONO. und giebt mehreren Brunnen Nahrung; wir lagerten uns hier in der Nähe einer Kafla, welche von den Natronsee'n kam und auf dem Wege war, ihr Produkt nach Tripoli auf den Markt zu bringen. Am Nachmittag erstieg ich einen vorspringenden Berg an der Südseite des Thales; er bestand aus Mergel- und Gypsschichten und war voll fossiler Muscheln; er war wild zerrissen und zerklüftet, gewährte aber auch, weil er sich nicht über die Durchschnittshöhe des Plateau's erhob, keine umfassende Fernsicht. Diese einförmige Bildung Nord-Afrika's, von der sich der Reisende schon an den Nilrändern eine Vorstellung verschaffen kann, hat einen großen Nachtheil für umfassende Aufnahme des Landes.

Der Marsch des nächsten Tages (15. April) führte uns bis zum Brunnen von Tabonieh, an den Nordrand der großen wasserlosen wüsten Hammada. Unser Pfad war anfangs rauh und steinig und schlängelte sich durch die Abhänge der vorragenden Höhen des Hochlandes empor. Weiterhin theilte sich der Weg; die östliche Verzweigung führt längs dem Hauptarme des Thales nach der kleinen Stadt Gharia, der westliche Weg dagegen nach dem Brunnen Tabonieh. Wir wählten die letztere Richtung als die vortheilhaftere und kamen allmählich in das Wadi Tolagga, das reich mit verschiedenen Bäumen und Sträuchen, namentlich mit Sidder-, Ethel-, Ghurdok- und anderen Bäumen bekleidet war. Wir begegneten hier einer Karawane und trafen dann ein Araberlager vom Stamme der Urinssa. In der Nähe des Brunnens von Tabonieh ist der Boden mit Salz untermischt und die Vegetation in Folge dessen weniger reich. Eigenthümlich ist hier eine Baumart von niedrigem, krüppeligem Wuchse, welche die Eingebornen „fro" nennen. Während hier die Zelte aufgeschlagen wurden, machte ich mich sogleich auf, um ein Monument zu besichtigen, welches während der letzten Stunde unseres Marsches unsere Richtung bestimmt hatte. In der Entfernung von $1\frac{1}{4}$ engl. Meilen von unserem Lager fand ich ein römisches Grabmal, zwar weniger prachtvoll als das im Wadi Tagidje, aber doch bedeutend genug, um selbst in einem wohlbevölkerten Lande ein großes Interesse in Anspruch zu nehmen,

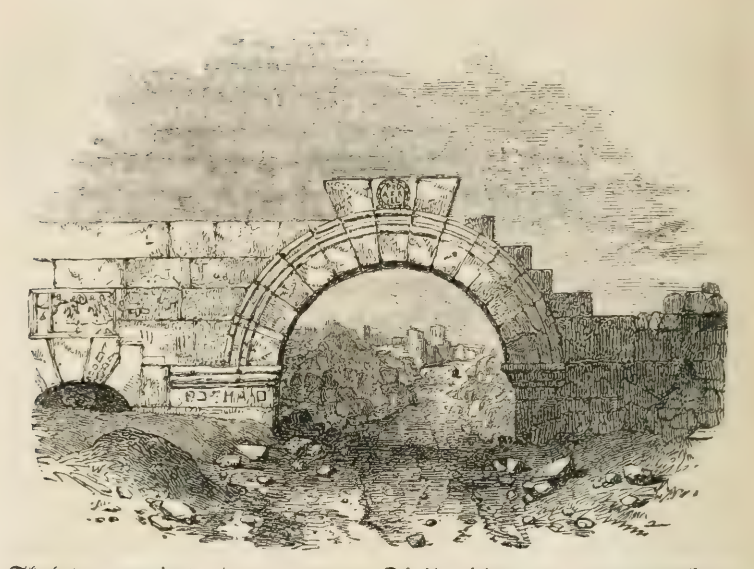


um wie viel mehr hier in einer öden Gegend und am Rande einer großen wasserlosen Wüste. Wie die vorstehende Skizze zeigt, erhebt sich das Monument ebenfalls in drei Stockwerken, aber in weniger schlanken Verhältnissen, als das oben beschriebene Grabmal; es ist nur etwa 25 Fuß hoch und stammt gewiß aus einer späteren Zeit. — Nicht weit von diesem finden sich noch die Reste von zwei anderen Grabmälern, die indeß fast gänzlich zerstört sind. Doch sind selbst diese Trümmer nicht ohne Interesse, denn sie dienen zum unwiderleglichen Beweise, daß die römische Herrschaft in diesen Gegenden nicht eine kurz vorübergehende war, sondern sich längere Zeit erhielt. Nur für Männer von hervorragender Bedeutung konnten so kostbare Grabmäler errichtet werden, und wahrscheinlich enthielten sie einst die irdischen Reste der aufeinander folgenden Befehlshaber der benachbarten römischen Station, zu der ich am folgenden Tage mit Overweg und Richardson einen Ausflug unternahm. Denn unsere Karawane mußte an dem Brunnen Tabonieh einen Tag rasten, um den Wasservorrath für die Reise über die vor uns liegende weite, heißglühende Hochebene einzunehmen, die Kameele zu tränken und ihnen Weide und Ruhe zu gewähren. Wir benutzten diesen Tag zu dem erwähnten Ausflug nach Gharia, oder genauer Gharia el gharbia, wie es zur Unterscheidung von dem östlicher gelegenen Städtchen Gharia e' scherkie genannt wird.

Nach einer fast endlos scheinenden Wanderung über die einförmige steinige Ebene befanden wir uns plötzlich am Rande einer tiefen Schlucht, in welcher zu unserer Linken eine frische grüne Palmenpflanzung uns begrüßte, rings von nackten, kahlen Felswänden umgeben. Wir durchschnitten die Schlucht und erklommen die gegenüberliegende Thalwand, und nachdem wir die verlassenen Straßen des elenden Städtchens durchzogen hatten, lagerten wir außerhalb seines römischen Thores, dessen massenhafter, regelmäßiger Bau einen merkwürdigen Gegensatz zu den elenden, verfallenden Kathen des Ortes bildete. Dieses großartige Bauwerk besteht aus drei Thorwegen, einem mittleren größeren und zwei kleineren an den Seiten. Die beiden letzteren sind gegenwärtig mit Schutt beinahe ausgefüllt; die oberen Steinlagen fehlen ebenfalls, und nur die Steine, welche den Bogen selbst bilden, sind erhalten. Der Schlußstein über dem mittleren Bogen trägt in einem Siegeskranze die Inschrift:

PRO AFR ILL (provincia Africa illustris).

Der Schlußstein über dem östlichen Seitenthore ist mit einer großen



Skulptur verziert, deren unterer Theil nicht ganz genau mehr zu erkennen ist, die sich aber offenbar auf einen Sieg oder Triumph bezogen hat. Außer einigen, in späterer Zeit hinzugefügten, Berbernamen befindet sich jetzt an dem Gebäude keine andere Inschrift. Dagegen ist in einem runden arabischen Thurme oberhalb des Dorfes ein großer, mit einer lateinischen Inschrift versehener Stein als Querbalken benutzt worden. Dieser Stein ist unzweifelhaft von dem römischen Bauwerk genommen, und obwohl die aus neun Zeilen bestehende Inschrift nur zum Theil mit Sicherheit gelesen werden kann, so ergiebt sich doch aus derselben augenscheinlich, daß hier neben einem borgus — ein Wort, das hier vielleicht zum ersten Mal erscheint — das Standlager einer vexillatio oder ala sociorum war; es möchte scheinen, daß diese Befestigungen schon aus der Zeit des M. Aurelius Severus Antoninus (d. h. des Caracalla) herrühren. Damit läßt es sich wohl vereinigen, daß diese direkte und westlichste Straße nach Fesan und Djerma nicht vor der Zeit Vespasian's eröffnet wurde. — Die noch erhaltenen Reste der römischen Befestigung sind offenbar nicht ein in sich abgeschlossenes, selbstständiges Bauwerk, sondern sie bildeten nur den stark befestigten Eingang zum römischen Standlager. Von dem letzteren selbst war jedoch keine Spur mehr zu finden, es lagen aber viele Quadern im Dorfe umher. Das einzige antike Gebäude, welches ich außer dem Thore fand, war eine Cisterne an

der Nordwestecke der Mauer, nahe an dem hier sehr abschüssigen Abhange des Wadi.

Der erwähnte runde arabische Thurm oder Nadhur hat unverkennbar in früheren Zeiten als Wachtthurm gedient, um von seiner Höhe durch warnende Zeichen anzudeuten, wenn sich Freibeuter oder „djesch" in der Nähe blicken ließen. Durch solche Raubzügler, namentlich die Urfilla, scheint der Verfall des Platzes herbeigeführt zu sein, und gegenwärtig ist derselbe so heruntergekommen, daß er fast nur 30 waffenfähige Bewohner zählt. Außer Datteln (die Zahl der Dattelbäume dürfte etwa 350 betragen) wird hier auch etwas Waizen und Gerste gebaut. Die Karawanen vermeiden den Platz, weil das Wasser für ungesund gehalten wird. Die ganze Oase verdankt ihren Ursprung der unter einem Felsen hervorsprudelnden Quelle, deren Wasser $17\frac{3}{5}$° C. warm war, während die Luft $21\frac{1}{2}$° C. Wärme hatte.

Gern hätte ich noch den verschwisterten östlichen Ort Gharia e' scherkie besucht; aber es war nicht möglich, da wir am folgenden Tag von Tabonieh aufbrechen sollten. Nach den Angaben unseres Sintani-Dieners liegt dieses östliche Dorf von dem westlichen etwa 10 engl. Meilen entfernt und ist gleichfalls durch ein Dattelwäldchen und durch die Ruinen eines römischen Schlosses ausgezeichnet.

Auf einem mehr nördlichen Wege, der anfänglich über eine ziemlich schwierige Passage führte, dann aber mit unserem gestrigen Pfad zusammenstieß, kehrten wir zu unserem Lagerplatz beim Brunnen Tabonieh zurück. Overweg und ich beeilten uns hier, unsere Vorbereitungen für die am nächsten Morgen beginnende Reise über die Hammada zu treffen, während Herr Richardson beschloß, mit seinen schlecht disciplinirten Schwarzen uns in nächtlichen Märschen zu folgen, so daß während der nächsten Tage unsere Kafla getrennt war.

Am nächsten Morgen (17. April) standen wir sehr zeitig auf und nach einigem Aufenthalt, der durch Zwistigkeiten der Kameeltreiber veranlaßt war, begannen wir unseren Marsch. Wir stiegen allmählich längs der grünen Krautrinne, welche an der Abdachung des Hochlandes herabzieht, empor. Nicht ohne Bewegung nahm ich Abschied von dem römischen Grabmal, das hier wie ein einsamer Leuchtthurm von Macht und Bildung sich aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene emporhebt; ich wußte zur Zeit nicht, daß ich selbst noch südlich von der Hammada ein Denkmal jener großen Nation sehen sollte.

Nachdem wir das flache, noch mit „ghatuf" und „retem" bewachsene

Wadi Leberek durchzogen und den gleichnamigen Hügel erstiegen hatten, befanden wir uns wirklich auf der gefürchteten, Schrecken erregenden Hammada. Schon auf meinen tunesischen Wanderungen hatte ich mehrere Hammaden durchschnitten, hier aber hatte ich **die** Hammada vor mir, die eine wohlbekannte heißglühende, wasserlose Hochebene, die sich in ungeheurer Ausdehnung durch diesen Theil Nord-Afrika's ausbreitet. Sie war die Ursache, daß die beiden früheren Expeditionen, Ritchie sowohl wie Oudney, den weiten Umweg der östlichen Straße nach Mursuk machten, um die Schrecken des Wüstenplateau's zu vermeiden. Dadurch, daß wir diesen westlichen Weg über die Hammada einschlugen, haben wir selbst hier in so geringer Entfernung von der Küste ganz neue Gegenden der wissenschaftlichen Kenntniß eröffnen können. Die Breite dieser steinigen und unbewohnten Wüste beträgt von Norden nach Süden etwa 150 engl. Meilen, und wir brauchten sechs starke Tagemärsche, vom 17. bis 22. April, bevor wir den nächsten wohlbekannten Brunnen el Hassi erreichten. Die durchschnittliche Erhebung des Plateau's beträgt 1400—1500 Fuß. So verrufen auch die Hammada wegen ihrer erschrecklichen Nacktheit und wegen ihres völligen Wassermangels ist, so entspricht sie doch nicht ganz den Vorstellungen, welche man sich in Europa von dem Charakter der afrikanischen Wüste zu machen pflegt. Namentlich war ich überrascht, zu gewahren, daß sich in ihrer ganzen Ausdehnung hin und wieder Stellen frischen, wenn auch spärlichen, Krautwuchses finden. Dieser Umstand ist sehr wichtig für die Ausdauer der Kameele, trägt aber freilich auch dazu bei, die Schnelligkeit des Fortkommens zu vermindern. Wir fanden, daß, während wir in der letzten Zeit gewöhnlich bis zu $2\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde gemacht hatten, wir hier auf dieser offenen Hochebene kaum zwei Meilen zurücklegten. Aber nicht blos Krautwuchs findet sich, wenigstens zeitweilig, auf der Hammada, sondern auf einer grünen Stelle, „el Wueschkeh" genannt, trafen wir sogar eine Gruppe freilich verkümmerter Palmen, und am folgenden Tage stießen wir auf einen einzelnen ärmlichen Talhabaum, der als „el Duheda" besonders benannt war. Auch das Thierleben ist in dieser Wüste sehr schwach und fast noch weniger entwickelt als die Vegetation. Ich beobachtete hier den kleinen grünen Ammer, der nur von den vorüberziehenden Karawanen lebt, indem er das Ungeziefer von den Füßen der Kameele aufpickt. Nahe bei der erwähnten Palmengruppe tödteten die Kameeltreiber eine Anzahl jener giftigen und gefährlichen Eidechsen, welche Bu-Keschasch genannt werden.

Am 17. April lagerten wir nach einem mäßigen Marsche in einer kleinen Einsenkung, welche mit dem Djederia genannten Gesträuch bewachsen war. Bald hernach erhob sich ein kalter Regenwind, durch den während der Nacht unser Zelt umgeweht wurde. Die folgende Nacht schliefen wir ohne Zelt, fanden aber die Kälte sehr empfindlich. Am 19. April ward die Einförmigkeit des Marsches ein wenig dadurch unterbrochen, daß uns zwei Karawanen begegneten. Um 1½ Uhr Nachmittags erreichten wir die höchste Erhebung der Hammada, 1568 Fuß über dem Meeresniveau; sie ist durch eine Halde bezeichnet und trägt den Namen „redjm el erhha" „das Zeichen der Steinhaufen". Wir lagerten uns in geringer Entfernung. Bald darauf fing ein so heftiger Sturm zu wehen an, daß die Schwalben, die unserer Reisegesellschaft bisher gefolgt waren, in unserem Zelte eine Zufluchtsstätte suchten. Aber auch hier sollten sie keine Ruhe finden; denn in der Nacht ward unser Zelt wieder umgeweht, während ein dichter Regen den Sturm begleitete. Am 20. April betraten wir den traurigsten und ödesten Theil der Hammada, welcher durch den Namen „el Homrah", „die Rothe", bezeichnet wird. Hier zweigt sich ein Weg zur Linken ab, welcher nach dem östlichen Theil von Wadi Schati führt und früher die gewöhnliche Straße nach Fesan war, da die Räubereien der Urfilla die Straße über el Hassi unsicher machten. Am folgenden Tage, nachdem wir uns inzwischen mit Richardson wieder vereinigt hatten und so die ganze Kafla beisammen war, erreichten wir die frischeste und größte Einsenkung der ganzen Hammada, welche Wadi el Alga heißt. Am sechsten und letzten Tag hatten wir bei geringem Wasservorrath noch einen weiten Weg zurückzulegen, bevor wir den Südrand der Hammada und den ersehnten Brunnen erreichen konnten. Aus diesem Grunde brachen wir zeitig, noch in der Dunkelheit, auf. Nach etwa 12 Meilen Wegs erreichten wir den ersten Abstieg, der von der Hammada abwärts führt, aber für unsere schwer beladene Kafla zu steil war. Wir verfolgten also unseren Pfad, bis wir an den breiten Paß „tnie el ardha" gelangten und nun anfingen, abwärts zu steigen.

Eine rauhe, in gewundenem Laufe tief eingerissene Felsenkluft führt zu der im Süden sich ausbreitenden Thalebene hinab und gab uns Gelegenheit, die geognostische Formation der Hammada zu beobachten. Die Gesammtmasse der steilen Seitenwände der Kluft besteht aus Sandstein; beim ersten Anblick würde ihn aber Jeder für Basalt gehalten haben; denn nicht nur die Seitenwände, sondern auch

einzelne losgerissene Blöcke zeigten eine vollkommen schwarze Oberfläche. Ueber dieser mächtigen Sandsteinschicht, welche an einigen Stellen ein Thonlager mit Beimischung von Gyps deckte, ruhte eine Schicht Mergel und auf dieser, als oberste Kruste, Kalkstein mit Kiesel.

Nachdem wir uns eine volle Stunde in der engen, von steilen Wänden eingeschlossenen Schlucht hingeschlängelt hatten, erweiterte sich dieselbe etwas; jedoch verlor die Landschaft noch nichts an ihrem düsteren Aussehen. Begierig, den Brunnen zu erreichen, eilten wir drei Reisenden der etwas zersprengten Karawane voraus und ließen uns nicht dadurch stören, daß der Südwind uns den Sand in's Gesicht trieb. Wir hofften ein liebliches frisches Wäldchen zu finden, wo wir nach den Strapazen der Wüstenreise uns im Schatten behaglich ausstrecken könnten. Aber wie bitter wurden wir enttäuscht, als wir uns endlich dem Brunnen näherten! Der Sand ward immer tiefer, und die wenigen verkümmerten Palmbüsche, die hier zu sehen waren, hörten am Brunnen selbst völlig auf. Es war in der That ein trauriges Lager nach einem so ermattenden Marsche, und nur der Gedanke belebte uns, daß nun alle Furcht vor Wassermangel ein Ende habe.

Denn wir hatten jetzt den Brunnen „el Hassi" erreicht, den einen wohlbekannten Brunnen auf dieser Straße, wie die Hammada die eine wohlbekannte Hammada ist. Die „Durchglühte", die heiße, wasser- und beinahe vegetationslose steinige Hochfläche, die den Wanderer sechs lange Tagemärsche ohne Rast und in Gefahr zu verdursten vorwärts treibt, und „der Brunnen", der ewig wasserreiche Brunnen, der ihn an ihrem Ende empfängt, welch' ein Bild des Lebens dieser Weltgegend! Diese beiden Wörter schließen eine ganze Welt des afrikanischen Nomaden in sich. Wasser hat der Brunnen in Fülle, seine Umgebung aber ist eine so öde Sandwüste, wie nur irgend eine zu finden ist.

Ohne Zweifel ist hier eine Einsenkung in der Thalebene, und eine unter dem losen Sande liegende Felsenschicht sammelt die Feuchtigkeit. Das ist die Natur eines „hassi". Der Brunnen ist $5\frac{1}{2}$ Klafter tief; sein Wasser hatte eine Temperatur von 22° C. und war im Vergleich mit dem salzigen Wasser von Tabonieh gewiß sehr gut. Die Höhe dieses Punktes über dem Meere beträgt 696 Fuß, und wir waren also von der Kante der Hochfläche etwa 760 Fuß herabgestiegen. In früheren Zeiten war hier eine Art befestigten Chans, um die Karawanen gegen die Raubzüge der Urfilla zu schützen.

Der Hassi bezeichnet die Grenze zwischen der Regentschaft Tripoli

und dem Baschalik Fesan, und wie er die Hammada und den nord-afrikanischen Saum abschließt, so eröffnet er die Zone der Oasen und zugleich die der Wohnstätte der äthiopischen Racen. Denn alles Land südlich von hier gehörte ursprünglich, d. h. in der historischen Zeit des Alterthums, zu Aethiopien, und nur die Eroberung der Berbern und Araber hat diese ursprüngliche Bevölkerung gemischt.

Ungeachtet der Platz im höchsten Grade unbehaglich war und auch nicht den geringsten Schatten bot, hielten wir es doch für nöthig, aus Rücksicht auf unsere Leute und auf die Thiere den folgenden Tag hier Rast zu halten. Erst am 24. April konnten wir daher unsere Reise fortsetzen. Von el Hassi theilt sich die Straße nach Mursuk in drei Arme; der mittlere, „trik e' ssafar“, den die Kameeltreiber wählten, erwies sich als ein wüstes und grausenhaftes Bild der wilden Wüste, gleichsam ein unvollendetes Gebiet der Schöpfung. Anfänglich war der Charakter der Landschaft milder, und das Auftreten von Granit gab hie und da dem Felsboden einige Abwechselung. Auch einige Kräuter, namentlich das von den Kameelen so geliebte „schia“ (Artemisia odoratissima), überwuchsen die Thalgründe. Bald aber traten wir in die im höchsten Grade öde Region der Sandhügel, die von felsigen Erhebungen und Klippen unterbrochen werden; zwischen diesen zieht sich der äußerst beschwerliche Pfad in mäandrischen Krümmungen hin. Wir wählten unseren Lagerplatz für die Nacht nahe bei einer hohen Granitmasse, „el Medal“, von deren Gipfel ich eine interessante Aussicht über diese eigenthümliche Gegend genoß. Am folgenden Morgen führte uns ein kurzer Marsch zu der gepriesenen Thalöffnung „Schabet e' talha“, dann aber erstiegen wir eine kahle und öde felsige Ebene, und die rings umher sich erhebenden Wände von schwarzem Sandstein verliehen der Gegend nur einen noch wilderen Charakter. Erst am nächsten Morgen (26. April) gewährte das Wadi Siddre, in welchem einige Talhabäume Nahrung finden, eine kleine Abwechselung. Mittag war vorüber, als wir in der Ferne das Dattelwäldchen des Wadi e' Schati oder Schiati erblickten, und wir eilten vorwärts, um aus der glühend-heißen und blendenden Sandwüste hinaus zu gelangen zu diesem schönen, frischen Kulturstreifen, der anmuthige Schattenkühle versprach.

Denn das Wadi Schiati (der Thalspalt) und das vier Tagereisen südlicher gelegene kurzweg „el Wadi“ genannte Thal sind die beiden großen Lebensadern des Gebiets von Fesan. Nachdem wir bei einigen wilden Palmen, die in vereinzelten Gruppen ganz sich selbst

überlassen sind, vorbeigekommen waren, folgte ein Gürtel nackten schwarzen Bodens, mit einer weißlichen Salzkruste überzogen. Dann gelangten wir in das freundliche Thal und wählten unseren Lagerplatz zwischen Dattelbäumen und Kornfeldern nahe bei dem größten Quellbrunnen am Nordwestfuß des malerischen Stadthügels von Ederi. Hier im Wadi Schiati vereinigt sich unsere westliche Straße mit der früher von Oudney eingeschlagenen östlichen.

Eine seltene und eigenthümliche Erscheinung in diesem Landstriche ist die auf dem Gipfel eines steilen, terrassenförmigen Felshügels gelegene Stadt Ederi. Ihrer vortheilhaften Lage wegen hat die Stadt von jeher eine große Bedeutung gehabt, und sie hat sich dieselbe zu erhalten gewußt, bis vor etwa 17 Jahren die Tyrannei Abd el Djelil's, des kriegerischen Häuptlings der Uelad Ssliman, den unabhängigen Sinn der Bewohner brach. Die alte Stadt auf dem Gipfel des Felsens wurde zerstört, und da unter der gegenwärtigen ruhigen, wenngleich aussaugenden Regierung der Osmanli Befestigungen nicht mehr für nöthig erachtet werden, so hat man das neue Dorf an den nördlichen Fuß des Hügels verlegt. Wir durchschritten dasselbe und erstiegen dann die steilen, engen Straßen der alten Stadt. Von dem höchsten, etwa 190 Fuß über die Thalsohle sich erhebenden Punkte gewannen wir einen interessanten Blick über den größeren Theil des Thales, in welchem sich ein Bild der eigenthümlichsten Gegensätze vor uns entrollte: hier der an seiner Oberfläche geschwärzte Sandstein, oft Hügel von bedeutender Ausdehnung bildend, dort grüne Felder von Waizen und Gerste mit einzelnen Feigenbäumen; hier ein großer Dattelhain, der in langen, engen Streifen sich über einen weiten Raum erstreckt, dort die hohen Sandhügel, welche das Thal im Süden begrenzen; hier der kahle schwarze Boden der Thalsohle, mit weißlicher Salzkruste überzogen, dort der ganze Grund mit dichtem Krautwuchs bedeckt. — Bemerkenswerth sind an der steil abfallenden Südseite des Stadtfelsens die schon von Oudney erwähnten Höhlen, die in ovaler Gestalt in dem Konglomerat ausgearbeitet sind. Die rings umher zerstreuten Gruppen von Palmen könnten, wenn mehr Sorgfalt darauf verwendet würde, in der That eine liebliche Pflanzung werden; denn Wasser ist hier in Fülle vorhanden. Doch müssen diese Anlagen durch Abd el Djelil sehr gelitten haben, wenn auch die Angabe der Anwohner, daß er 6000 Bäume habe niederschlagen lassen, sehr übertrieben sein mag.

Wir rasteten einen Tag an diesem lieblichen Platz, und ich be-

nutzte denselben zu Spaziergängen in der Pflanzung und zu Erkundigungen über die anderen Theile dieses Thales. Unter den zahlreichen Dörfern desselben scheint Meheruga das volkreichste zu sein; dagegen hat Abrak den Vorzug einer Schule.

Am 28. April verließen wir unseren malerischen Lagerplatz bei Ederi und gelangten in vier Tagemärschen in das große, „Wadi Gharbi“ oder einfach „el Wadi“ genannte Thal. Dieser höchst beschwerliche Weg führte uns fast ununterbrochen durch tiefe und steile Sandhügel; doch entbehren diese keineswegs ganz und gar der Vegetation, ja sie erzeugen sogar an einigen günstigen Stellen Gruppen von Palmbäumen, die ihre bestimmten Eigenthümer haben. Die bedeutendste aller mit Palmen geschmückten Einsenkungen in diesen hohen Sandwänden ist Wadi Schiuch, das in der That einen interessanten Anblick gewährt: ein ganz schmaler Streifen von Palmbäumen, zwischen hohen, bergartig aufsteigenden Dünen feinen weißen Flugsandes versteckt; einige Bäume auf dem Gipfel kleiner Hügel, von anderen in den Höhlungen begrabenen kaum noch die Krone sichtbar. Am folgenden Tage (29. April) war unser Marsch noch beschwerlicher. Die Sandhügel waren oft so steil, daß die Kanten der Abhänge mit den Händen abgeflacht werden mußten, um den Kameelen das Ansteigen zu ermöglichen. Einer unserer Kameeltreiber, Mohammed ben Sbeda, theilte mir mit, daß dieser Sandgürtel sich von SW. nach NO. von Duessa bis Fukka (5 Tagereisen diesseits von Ssokna) erstrecke. Auch behauptete er, daß die Sandhügel in der Richtung der Natronsee'n noch viel höher und beschwerlicher seien.

Die ermüdende Anstrengung des heutigen Marsches ward noch gesteigert durch die furchtbare Hitze. Der Sand war so glühend heiß, daß es kaum möglich war, langsam über ihn hinweg zu gehen; so bedeutend brannte er durch die Schuhe. Ein auf einen Augenblick in den Sand gegrabenes Thermometer stieg auf 45° C.

Obgleich über die direkte Straße nach Mursuk kein Zweifel obwalten konnte, so entstand doch heute ein Streit über den Weg, der einzuschlagen sei, und das Resultat war, daß wir den Weg über Ugrefe wählten. Diese nicht unbedeutende westliche Abweichung von der geraden Straße ward dadurch veranlaßt, daß mehrere unserer Kameeltreiber aus Ugrefe waren und ihr geliebtes Heimathsdorf zu besuchen wünschten.

Nachdem wir die Nacht im Wadi Mukmeda im Schatten eines wilden Palmbusches gelagert hatten, setzten wir am 30. April unseren

Marsch durch die Region der Sandhügel fort. Ein Wäldchen von Dattelpalmen schmückte Wadi Djemal, und hier besaß einer unserer Kameeltreiber ein ganzes Magazin (40 Kameelladungen) Datteln, welche von der „tessirt" genannten Art, von bedeutender Größe und ausgezeichnetem Geschmack waren. Nachdem wir uns hier etwas erfrischt hatten, gelangten wir an den steilsten Anstieg dieser ganzen Sandwüste, über den selbst mein kräftiger Bu-ssefi mich nicht hinübertragen konnte, so daß ich absteigen mußte. Obgleich man uns versicherte, daß mit diesem mächtigen Sandrücken jede schwierige Passage überwunden sei, so folgten doch noch andere beschwerliche Stellen. Wir lagerten endlich im Wadi Tigidefa bei zwei zusammenstehenden Palmbäumen und neben einem reichen Brunnen mit gutem Wasser; der Lagerplatz hatte nur den Fehler, daß der ganze Boden, wie es oft an solchen Stellen der Fall ist, mit Kameelwanzen bedeckt war.

Am 1. Mai brachen wir früh Morgens bald nach 2 Uhr auf und machten einen mehr als zwölfstündigen ununterbrochenen Marsch, um endlich aus den Sanddünen in das Wadi zu gelangen. Nach sieben Stunden erblickten wir zuerst die steilen und jähen Felswände, welche die Südseite desselben begrenzen. Sie bildeten einen interessanten Gegensatz gegen die weißen Sandhügel im Vordergrunde; ihre horizontale schwarze Linie, die nach beiden Seiten hin schwächer und schwächer wurde, veranlaßte das trügerische Bild eines See's in weiter Ferne. Gegen Mittag schlug der kühle Ostwind, der uns bisher erquickt hatte, in einen heißen, ermattenden Südwind um. Um Mittag hatten wir eine Temperatur von 39° C. Endlich gegen 2 Uhr Nachmittags erreichte ich, der Karawane vorauseilend, den Rand des Wadi und bald darauf den Brunnen Moghras am Fuße zweier Palmbäume. Hier saß eine Frau mit zwei niedlich gekleideten Kindern; sie gehörte zu den Asgar-Tuareg, einem Stamme, der seine Wohnsitze jetzt weiter im Westen hat, aber, wie klar nachgewiesen ist, erst allmählich aus den Gegenden Libyens, an den Grenzen Cyrenaika's, über diese Gegenden Fesans dorthin gedrängt worden ist, so daß diese Familien im Grunde nur wieder aus ihren öderen neueren Wohnsitzen in die fruchtbareren älteren zurückgekehrt sind. Die Leute führen hier ein patriarchalisches Leben, haben sich leichte Hütten aus Palmblättern gebaut und treiben Kameel- und Schaafzucht, obgleich einige von ihnen in großer Armuth leben. In der That ist fast kein Dorf im Wadi, wo nicht diese Tuareg außerhalb des Palmenwäldchens eine Art von Vorstadt, aus der erwähnten Art

von leichten Hütten gebildet, auf dem nackten Boden der Thalsohle gegründet hätten. Bei alledem halten sie die Familienbeziehungen zu ihren Stammbrüdern bei Rhat aufrecht und leisten in gewisser Hinsicht den Befehlen des Stammhäuptlings Nachnuchen Folge. Daß diese Verhältnisse bei einem Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Türken und Tuareg für Fesan sehr ungünstig werden müßten, ist augenscheinlich.

Nachdem wir einen Gürtel von Salzinkrustation, der sich in der Breite von mehr als einer halben englischen Meile durch die Mitte des Thales zieht, passirt hatten, erreichten wir endlich das gefeierte und ersehnte Dorf Ugrefe. Es besteht aus 30 niedrigen Wohnungen, die alle in leichtem Style aus Lehm und Palmzweigen gebaut sind.



Neben zwei herrlichen Ethelbäumen, den größten, welche ich je gesehen, wählten wir unseren Lagerplatz, und als die Zelte aufgeschlagen waren, gewährte das Lager in der That, wie die vorstehende Skizze nur unvollkommen andeutet, einen höchst freundlichen Anblick.

Am nächsten Morgen streifte ich in den Pflanzungen umher. Das Korn stand ausgezeichnet und ward eben eingeerntet. Nahe bei unserem Lager waren zwei Negersklaven damit beschäftigt, es zu schneiden, während drei oder vier Sklavinnen es nach den Speichern trugen. Sie begleiteten ihre Arbeit mit Gesang. Die Neger waren

starke junge Bursche, die Weiber indeß ziemlich häßlich; nur eine zeichnete sich durch eine hübsche Figur aus. Durch ihre unanständigen Bewegungen ließen sie uns auf die leichtfertigen Sitten dieser Gegend schließen und bestätigten den üblen Ruf, in welchem Wadi Gharbi wegen der Freiheiten steht, die seine weiblichen Einwohner den jährlich auf ihrem Wege von oder nach Mekka durch das Wadi ziehenden Pilgerkarawanen gestatten.

Später machte ich zu Esel einen Ausflug in den östlichen Theil des Thales, um mich zu überzeugen, ob Alt-Djerma identisch sei mit dem Garama der Römer, und um das von Oudney beschriebene römische Grabmal aufzusuchen. Die Stadt Alt-Djerma ist seit langer Zeit verlassen; der ganze Umfang derselben beträgt 5000 Schritt, die Südseite allein ist 1500 Schritt lang. In der Nähe der Stadt sind durchaus keine römischen Ruinen, und ich mußte, um das römische Grabmal aufzufinden, weiter nach dem Dorfe Tuasch gehen. Hier fand ich einen Führer, der mich zu dem Denkmal begleitete. Es liegt in einer Bucht der südlichen Thalwand und ist leidlich gut erhalten. Es ist nur ein Stock hoch und scheint auch nie höher gewesen zu sein. Die Basis, deren Seiten etwa 7½ Fuß messen, schließt eine geräumige Grabkammer ein. Von dem Hauptkörper des Monuments messen die nördliche und südliche Seite 5 Fuß 8½ Zoll, die westliche und östliche aber 7 Fuß. Die Ecken sind mit korinthischen Pfeilern geschmückt. Dieses ist das südlichste bekannte Denkzeichen der Macht jenes großen Volkes; und es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß die Römer schon vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung bis zu diesem Punkte vordrangen; denn im Jahre 19 vor Chr. hielt L. Cornelius Balbus, der Eroberer von Cydamus (Ghadames) und von Garama (Djerma), seinen Triumpheinzug in Rom.

Auf einem direkteren Wege kehrte ich ziemlich ermüdet nach unserem Lager zurück. Overweg hatte unterdeß die höchste Spitze der Felswand, welche die südliche Grenze des Thales bildet, erstiegen und sie 1605 Fuß über dem Meere oder 413 Fuß über unserem Lagerplatz gefunden.

Am folgenden Tage (3. Mai) kamen wir nicht vor 4 Uhr Nachmittags fort und machten deshalb nur einen kleinen Marsch. Wir zogen in östlicher Richtung im Wadi fort und betraten zuerst das Palmenwäldchen von Neu-Djerma; die Bäume waren hier an den Wurzeln mit dichtem Palmgestrüpp umgeben und schienen fast ganz

der menschlichen Pflege zu entbehren. Aber wie malerisch auch dieser Anblick sein mochte (denn die Palmbäume sind in ihrem wildesten Zustande immer am malerischsten), so erweckte er doch eine ungünstige Meinung von der Industrie der Einwohner von Neu-Djerma. Auch soll dieser verfallene Ort von nicht mehr als 10 Familien bewohnt sein. Nachdem wir noch einige andere Wäldchen und Dörfer passirt hatten, lagerten wir am Eingang des Haines von Tewiwa, unmittelbar bei dem gleichnamigen Dorfe. Auch dieser Ort machte mit seinen eingefallenen Mauern den Eindruck eines halbverlassenen Platzes, und überhaupt ist Verödung und Entvölkerung der allgemeine Charakter von Fesan. Einigermaaßen läßt sich dies vielleicht dadurch erklären, daß die Leute nach dem Sudan auswandern, um sich dem türkischen Militärdienste zu entziehen, gegen den sie eine so unüberwindliche Abneigung haben, daß sie sich lieber Zähne ausschlagen und sich halb blenden.

Wir waren am nächsten Tage (4. Mai) eben im besten Zuge, als plötzlich nahe beim Dorfe Tekertiba die Karawane aus ungenügenden Gründen Halt machte. Um nun die Zeit nicht nutzlos zu verlieren, erstieg ich einen von der Südwand des Thales vorspringenden steilen und schmalen Felsrücken und gewann hier einen Ueberblick über ein die interessantesten Gegensätze vereinendes Landschaftsbild: hier der frische grüne Thalboden voll reich aufsprossender Vegetation, jenseits desselben, ihn hart begrenzend und mit Zerstörung bedrohend, die blendend weiße Wand der hohen Sandhügel.

Von hier ging ich zu den Pflanzungen von Tekertiba hinab und beobachtete, wie junge Arbeiter beschäftigt waren, Wasser aus den großen, teichartigen Brunnen zu ziehen. Sie bedienen sich dazu einer Art von Brunnengerüste oder Ziehbrunnen, die, aus den mächtigsten Palmstämmen gebaut, eine Höhe von 60 bis 80 Fuß haben, und die durch Esel in Bewegung gesetzt werden. Das Dorf Tekertiba selbst ist nächst Ubari das bevölkertste im ganzen Thale, aber gleichwohl nur von höchstens vierzig Familien bewohnt.

Mit vieler Mühe ward unsere kleine Kafla endlich am Nachmittag wieder in Bewegung gesetzt, und wir verließen das Wadi durch einen Paß, der einst von Mauern vertheidigt gewesen zu sein scheint. Von hier betraten wir am 5. Mai das Hochland von Mursuk, dessen durchschnittliche Erhebung der Hammada ziemlich gleichkommt. Im Allgemeinen ist dasselbe mit Ausnahme weniger grüner Thalsenkungen und kleiner Dattelwälder sehr öde und wüst. Wir lagerten

am 5. Mai bei der Pflanzung von Aghar, und da wir Alle den lebhaften Wunsch hegten, am nächsten Tage die erste große Station unserer Reise zu erreichen, so waren wir schon früh in voller Thätigkeit, und nach angestrengtem Marsche gelangten wir bis an die Mauern von Mursuk; wir umzogen die ganze West- und Nordseite der Stadt, weil nur das östliche Thor groß genug für eine Karawane ist. Hier empfing uns der englische Agent, Herr Gagliuffi, und in seinem Hause fanden wir ein behagliches Unterkommen und freundliche Aufnahme.

Ich sah voraus, daß wir längere Zeit in der Hauptstadt von Fesan würden verweilen müssen. Denn die Verhandlungen mit den Tuareg-Häuptlingen, unter deren Schutz wir unsere Reise fortsetzen sollten und die wir erst von Rhat hieher kommen lassen mußten, konnten voraussichtlich nicht in wenigen Tagen zu Ende geführt werden. Ich benutzte diesen Aufenthalt hauptsächlich zur Ausarbeitung meiner Aufnahmen über den ersten Theil unserer Reise.

Das Baschalik Fesan besteht zwar zum größten Theile aus unfruchtbarem Boden, enthält aber doch auch zahllose sehr schöne Kulturflecken und hat eine überaus günstige Lage für Handelsbeziehungen mit den verschiedensten Gegenden dieses Erdtheils. Es klingt daher fast unglaublich, daß diese weite Provinz gegenwärtig nur eine Bevölkerung von weniger als 60,000 Seelen ernährt. In allen Orten Fesans stellt sich dem Reisenden dasselbe Bild des Verfalls und gänzlicher Verarmung dar. In der That sind die einzigen Orte, welche noch einigermaaßen das Ansehen von etwas Wohlhabenheit und Leben haben, Ssokna und Mursuk.

Die Stadt Mursuk selbst hat einen Umfang von nicht ganz zwei englischen Meilen. Die Mauern sind aus Lehm gebaut, der ganz von salzigen Inkrustationen glimmert, und sind mit runden und eckigen, zum Theil schlecht erhaltenen Bastionen versehen. Von den drei Thoren der Stadt ist das östliche das Hauptthor, das westliche ist von geringerem Umfange und das nördliche sehr klein. Die Südseite hat kein Thor und ist von Abd el Djelil sehr eingerückt. Gleichwohl ist die Stadt noch viel zu groß für ihre geringe Einwohnerschaft, die sich mit Einschluß der Garnison von 400 Mann nur auf 2800 Seelen belaufen soll. Der größte Theil der Stadt, namentlich in einiger Entfernung vom Bazar, ist nur dünn bevölkert und halb verfallen. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit, welche deutlich zu erkennen giebt, daß Mursuk mehr verwandtschaftliche Beziehungen zum

Sudan als zu den Ländern der Araber hat, ist die geräumige Esplanade oder „dendal“, die sich vom östlichen Stadtthore bis zum Kastell erstreckt und den Haupttheil der Stadt luftiger, aber auch der Hitze unendlich mehr ausgesetzt macht. Der Bazar ist natürlich das besuchteste Quartier und er gewährt mit seinen auf Palmstämmen ruhenden Hallen, welche sich zu beiden Seiten des inneren Theiles des Dendal hinziehen, einen bequemen Platz für Ein- und Verkäufer. Die Kasbah hat Mauern von ungeheurer Dicke und nur kleine Gemächer. Der äußere Hof derselben ist ausgezeichnet durch eine für dies Land recht stattliche Kaserne oder „kischlah“, ein großes viereckiges Gebäude mit einem geräumigen Waffenplatz im Innern. Dieselbe soll 2000 Mann beherbergen können, obwohl gegenwärtig, wie schon bemerkt, nur 400 hier einquartiert waren. Diese Truppen haben gute Wohnung und Kost, in der That weit besser, als durchschnittlich die übrige Bevölkerung, und doch fürchten die Fesaner nichts mehr als den Militärdienst und suchen sich demselben auf jede mögliche Weise zu entziehen.

Die äußere Erscheinung der Stadt im Ganzen macht keineswegs einen übeln Eindruck und hat sogar etwas Malerisches. Dagegen macht die außerordentliche Trockenheit den Platz zu einem überaus unerfreulichen Wohnort. Mursuk liegt in einer „hofrah“ oder Einsenkung des Plateau's, welche von einem leicht ansteigenden Sandrücken umgeben ist. Diese eigenthümliche Lage schließt alle reinigenden Luftbewegungen aus; der nur selten von schwachem Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft stets mit Sandtheilchen, welche die Gluth der Sonnenstrahlen in hohem Grade vermehren müssen. Zugleich verpesten die Salzbecken am nördlichen Rande der Stadt, in denen sich stets eine Ansammlung von faulem stagnirenden Wasser befindet, die Luft mit ungesunden Dünsten. Der Mensch kann der drückenden Hitze nicht anders entfliehen, als in den kühlen Hallen seiner Behausung, und er findet keine Erheiterung als in sinnlichen Genüssen. Besonders ist der starke Genuß des Palmweins zum richtigen Verständniß der im Orte vorwiegenden Fieber wohl in Anschlag zu bringen.

Selbst die Pflanzung, welche die Stadt in ganz unsymmetrischen und ungeordneten Anlagen umgiebt, hat ebenfalls diesen heißtrockenen Charakter. Nur an wenigen, von Dattelbäumen dichter beschatteten Plätzen sind Fruchtbäume angepflanzt, wie z. B. Granaten, Feigen und Pfirsiche; Gemüsearten außer Zwiebeln sind ungemein selten.

Milch, mit Ausnahme einer sehr beschränkten Menge von Ziegenmilch, ist ganz unerschwingbar.

In Bezug auf den Handel ist die Stellung von Mursuk insofern eine ungünstige, als es nur ein Zwischenplatz, aber nicht der Sitz reicher Kaufleute und eines bedeutenden selbstständigen Handels ist. Die auswärtigen Kaufleute nehmen den für ihre Waaren eingehandelten Preis mit sich hinweg; die Medjabera bringen ihren Verdienst nach Djalo, die Tebu oder Teda nach Bilma und Bornu, die Leute von Tauat nach ihren jedesmaligen Heimathsorten. Nur wenige der hauptsächlichsten Kaufleute von Mursuk sind daselbst dauernd angesessen. Daher mag es auch kommen, daß ein frisches Volksleben hier gänzlich fehlt, obgleich einige der wohlhabenderen Einwohner ein angenehmes häusliches Leben zu führen scheinen. Uebrigens kann man auch in anderen Theilen des weiten osmanischen Reiches bemerken, wie unter türkischer Herrschaft alle nationalen Volksbelustigungen ein Ende haben und wie das Leben der Bürger nur träge dahinschleicht. Der Gesammtbetrag des alljährlichen Umsatzes in Mursuk beläuft sich auf etwa 100,000 österreichische Thaler; davon kommen sieben Achtel auf den Sklavenhandel, so daß die Folgen der Abschaffung dieses Handels für Mursuk ganz unberechenbar sind.

## Viertes Kapitel.

### Von Mursuk bis Rhat.

---

Von Mursuk führen zwei Hauptstraßen nach dem Süden, die direktere östliche durch das Gebiet der Tebu über Bilma nach Kukaua und die weitere westliche durch das Land der Tuareg über Rhat und Aïr nach Katsena und Kano. Die letztere ist für den Handel die bei weitem günstigere; denn während auf ihr die Tuareg stets bereit sind, irgend welche Anzahl von Kameelen zum Waarentransport zu liefern, und dabei Sicherheit verbürgen, ist die Straße nach Bornu in so unsicherem, gefährdetem Zustande, daß der Kaufmann seine Waaren mit seinen eigenen Kameelen und auf eigene Gefahr hin transportiren muß. Aus diesem Grunde, und um das interessante Gebirgsland Aïr oder Asben, das noch nie von einem Europäer betreten war, zu erforschen, wählten wir den westlichen Weg. Um diesen aber mit einiger Aussicht auf Sicherheit verfolgen zu können, mußten wir nothwendig unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings stehen. Nun befand sich gerade damals in Mursuk ein Mann, wie von der Vorsehung gesandt und vollkommen dazu geeignet, als Vermittler zwischen uns und den zunächst zu betretenden Ländern zu dienen. Es war dies Mohammed Boro, mit dem Titel „sserki n turaua", „Herr der Weißen". Er wohnte gewöhnlich in Agades und stand, wenn er auch augenblicklich nicht das Amt, dessen Titel er trug, bekleidete, doch in den nächsten Beziehungen zum Sultan von Agades. Er hatte außerdem ein Haus und viele Verbindungen in Ssokoto und war überhaupt ein Mann von großem und weitreichendem Einfluß. Er war daher, wie sich im weiteren Verlauf unserer Reise nur zu deutlich zeigte, vollkommen im Stande, uns je nach seiner Neigung zu schaden oder zu nützen. Er war gerade auf seiner Heimreise von einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und war uns von Hassan Pascha, dem früheren Statthalter von Fesan, der

die politischen Verhältnisse des Sudan sehr genau kannte, auf's Angelegentlichste empfohlen. Allein der englische Konsul, Herr Gagliuffi, unterschätzte die Wichtigkeit dieses Mannes; zwar versicherte er ihm, daß Erfolg und Wohlfahrt unserer Expedition gänzlich in seine (Mohammed Boro's) Hände gelegt sei, zugleich aber bewies er ihm durch das armselige Geschenk, das er ihm mit einem ziemlich magern Schaaf und einem kleinen Hut Zucker machte, eine Mißachtung, welche diesen einflußreichen Mann, statt uns seine Freundschaft zu gewinnen, außerordentlich gegen uns aufbrachte.

Dagegen hatte Herr Gagliuffi gleich nach unserer Ankunft an die Häuptlinge der Asgar-Tuareg in Rhat geschrieben und sie eingeladen, nach Mursuk zu kommen, damit wir unter ihrem Schutze unsere Reise fortsetzen könnten. Abgesehen davon, daß durch ein solches Verfahren die Ansprüche dieser und der benachbarten Häuptlinge bedeutend gesteigert werden mußten, stellte sich später heraus, daß die Häuptlinge von Rhat jenseits ihres Gebietes gar keinen Schutz gewähren konnten, sondern daß man die Gunst der verschiedenen, oft einander feindlich gegenüberstehenden Tuaregstämme, durch deren Land die Reise ging, durch schwere Opfer erkaufen mußte und dabei nicht einmal genügende Sicherheit für das Leben gewann.

Auf der westlichen Sudanstraße ist der Transport der Waaren fast ganz in den Händen der Tinylkum, eines Tuaregstammes, der seine Wohnsitze westlich von Mursuk hat; auch im Wadi wohnt eine große Anzahl derselben, und eine andere Abtheilung hat ihren Wohnort bei der Stadt Sseb-ha, zwischen Ssokna und Mursuk. Der ganze Stamm umfaßt etwa 350—400 Familien, welche im engsten Verbande leben und wie mit einer Seele handeln oder — um in ihrem eigenen Bilde zu reden — „wie Mehl, das durch die vielfachen Löcher eines Siebes in einen und denselben Topf fällt". Dennoch aber ziehen sie zuweilen eine hübsche Fesanerin in ihre Familienverbindung hinein, und so ist ihr Blut nicht ganz unvermischt geblieben, obwohl einige Familien einen ganz reinen Berbercharakter bewahrt haben. Sie gehören einer strengen, von Mohammed el Medani gestifteten, mohammedanischen Sekte an, deren Lehre sich besonders durch die Abschaffung der Verehrung der Heiligen auszeichnet.

Diese Tinylkum übernahmen die Fortschaffung unseres Gepäckes, und sie waren unsere Führer und Begleiter auf dem ganzen Wege von Mursuk bis Air, ja einige von ihnen sogar bis Kano. Sie betrieben die Abreise mit Ungeduld. Indeß waren die Häuptlinge

aus Rhat noch immer nicht angekommen, und Richardson wollte Mursuk nicht verlassen, so lange nicht mit ihnen ein Abkommen über den uns zu gewährenden Schutz getroffen war. Auch mir war es vollkommen klar, daß, wenn ich auch vorher von Mursuk aufbrach, ich doch um keine Stunde früher unser Ziel erreichen würde. Doch vertauschte ich gern unser bequemes Quartier in Gagliuffi's Hause mit dem Zelte; denn ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, vor dem Antritt einer langen Reise mich an die Entbehrungen und an die Sonnenhitze erst allmählich zu gewöhnen und den plötzlichen Uebergang vom städtischen Stillleben zu den Strapazen der Reise zu vermeiden.

So verließen Overweg und ich am 13. Juni Morgens die Stadt, begleitet von Herrn Gagliuffi und einigen befreundeten Eingebornen. Unser Abschied vom englischen Agenten war herzlich. Er hatte uns gastfreundlich aufgenommen und bewirthet und hatte mit der lebhaftesten Theilnahme die Zwecke der Expedition zu fördern gesucht. Daß er bei der Lieferung der Waaren, mit denen er die Expedition zu versehen hatte, auch seinen eigenen kaufmännischen Vortheil im Auge behielt, war uns allerdings in der Folge höchst nachtheilig, ist ihm aber doch in seiner Stellung nicht zu hoch anzurechnen.

Wir hielten uns in westlicher Richtung im Allgemeinen auf demselben Wege, auf dem wir nach Mursuk gekommen waren. Während der Mittagshitze lagerten wir im Schatten der kleinen Pflanzung von Serghan und labten uns an dem köstlichen Wasser der nahen Quelle. Wir hofften, unser Gepäck, welches schon vor mehreren Tagen zur Stadt hinaus gebracht war, in „Om el hammam" zu finden, wo wir nahe bei dem halbverfallenen und verlassenen Dorfe unser Zelt aufschlugen; allein unsere Kameeltreiber waren bereits weiter gezogen, nach ihrem heimathlichen Dorfe Tigger-urtin oder Tigger-ode. Wir folgten ihnen dahin am nächsten Morgen, indem wir beinahe einen rechten Winkel gegen Norden zu machten. In Tigger-ode blieben wir bis zum 19. Juni Morgens, um den Rest unserer Reisegesellschaft zu erwarten. Diese Tage gehörten zu den heißesten, die wir überhaupt auf unserer Reise hatten, denn am 14. Juni um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags hatten wir 42° C., am 15. Juni um Mittag 44° C. und am 17. Juni gegen 2 Uhr Nachmittags 46° C. Jedenfalls erhielten wir hier einen Vorgeschmack von dem, was uns bevorstand.

Mohammed Boro, der Mursuk schon vor uns verlassen hatte, war auch hier gelagert. Wir machten ihm einen Besuch und hörten

da von ihm, daß er, auf uns wartend, seinen ganzen Vorrath von Lebensmitteln verzehrt habe. Wir suchten ihn zu beruhigen und schickten ihm eine hübsche Menge Datteln und Korn.

Ich benutzte die Zeit des Wartens zu Streifereien und Spaziergängen in der Umgegend von Tigger-urtin. Dieses von Tinylkum bewohnte Dorf ist ganz aus Palmzweigen gebaut. Ich beobachtete hier manche lebhafte und interessante Scene. Während die Männer auf einem nahen Hügel ihre Gebete verrichteten, waren die Frauen eifrig beschäftigt, Vorräthe für die bevorstehende weite Reise ihrer Ehemänner in Bereitschaft zu setzen. Zwischen beiden Gruppen spielten heiter die Kinder. Der Hauptreichthum dieser Leute besteht in Kameelen; außerdem besitzen sie noch eine beträchtliche Menge von Schaafen.

Während meiner verschiedenen Ausflüge durch das Thal fand ich in geringer Entfernung gegen NW. einige sehr schöne und malerische Palmbaumgruppen. Das Malerischste jedoch war das alte, aus



Lehm erbaute Dorf, welches, obwohl gänzlich verlassen, doch von einer dichten Gruppe Dattelbäume rings umgeben war. Ich zeichnete die vorstehende Ansicht desselben.

Am 17. und 18. Juni kam endlich der größte Theil unserer Reisegesellschaft und unseres Gepäckes an. Nur die Tuareg-Häuptlinge fehlten noch, damit unser Zug sich definitiv in Bewegung setzen könne. Am 19. Juni Morgens brachen wir auf; unser Zug ge-

währte einen lebensvollen, anregenden Anblick. Denn während die schlaffe Gewohnheit der Araber, ihre Kameele ganz nach Gefallen rechts und links abschweifen zu lassen, für den Reisenden äußerst ermüdend ist, hat es dagegen etwas Ermuthigendes, wenn die ganze Reihe Kameele, eins an das andere gebunden und alle von einem Manne geführt, ohne Halt und Unterbrechung in gleichmäßigem Fortschritt dahin zieht. In diesem Gebrauche der Völker des Innern liegt ein tiefer Ernst, welcher sich der Seele des Reisenden mittheilt. So zogen wir dahin — das Gesicht noch nicht nach dem ersehnten Süden gewandt, sondern nach Westen; aber auf diesem Wege eben konnten wir hoffen, bald in neue, noch unentdeckte Gegenden zu gelangen.

Wir hielten uns am Südrande der Pflanzung von Aghar entlang und passirten hier unseren früheren Lagerplatz. Später betraten wir sandigen Boden, der einige isolirte Palmgruppen trug. Unter diesen war mir eine doppeltgespaltene Dattelpalme mit zwei getrennten Kronen sehr merkwürdig. Die Dumpalme, bei der diese Form vorherrschend ist, kommt auf unserem Wege nicht nördlicher als bis Sselufiet vor; bei der Dattelpalme aber habe ich, so viel ich mich erinnere, nie ein zweites Beispiel einer solchen Spaltung der Krone gesehen.

Hierauf passirten wir das Dorf Tessaua oder Ta=ssaua. Es sieht mit seinen Lehmmauern und Thürmen viel bedeutender aus, als es wirklich ist. Dann lagerten wir etwas weiterhin auf offenem Sandboden. Kaum hatten wir uns bequem eingerichtet, als wir hörten, daß endlich die Häuptlinge aus Rhat angekommen seien und bei uns vorsprechen würden. Es waren Hatita, der Sohn Choden's, Uteti, der älteste Sohn Schafo's, ein anderer jüngerer Sohn Schafo's und sieben Begleiter. Ihre Ankunft war uns überaus erwünscht, da wir nicht ohne sie von Mursuk aufbrechen konnten; andererseits aber brachten uns diese Häuptlinge in eine um so schiefere Stellung zu Mohammed Boro. Dieser angesehene Mann hatte lange auf uns gewartet, in der Meinung, daß wir unseren Erfolg gänzlich von seinem Schutze abhängig machten. Jetzt überzeugte er sich, daß wir uns im Grunde nur auf die Häuptlinge von Rhat verließen und mit ihm selbst nur unser Spiel trieben. Der ehrgeizige und leidenschaftliche Mann gerieth in unmäßigen Zorn und stieß offen gegen uns Drohungen aus, die, wie wir im späteren Verlauf unserer Reise aus bitterer Erfahrung erkannten, nur zu ernstlich gemeint waren.

Dem heißen Tage folgte ein sehr schöner Abend; bei dem pracht=

vollen Mondlichte streckte ich mich vor unserem Lagerplatze hin und lauschte mit voller Theilnahme den innigen und ernsten Gebeten der Tinylkum, welche sie in tonreichem Gefälle, oft mit dem langgezogenen Laut „ha, ha“ begleitet, jetzt zu einem mächtigen, sturmähnlichen Geräusch sich erhebend, dann zu einem melancholischen, geisterhaften Tone sich senkend, in ascetischer Weise in die Länge zogen. In der friedlichen Mondnacht, in der von Palmgruppen gehobenen phantastischen Landschaft waren diese dumpf dahinschallenden Laute wohl geeignet, einen tiefen Eindruck im Gemüthe des Hörers zu hinterlassen. Wie bereits erwähnt, gehören die Tinylkum zu einer strengen, von Mohammed el Medani gegründeten Sekte. Es ist bemerkenswerth, daß, während der Islam an den Küsten des Mittelmeers mit schnellen Schritten seinem Verfall entgegengeht, im Innern von Afrika sich einzelne ascetische Sekten bilden, welche die letzten eifrigen Bekenner zusammenhalten. Ich gestehe, daß ich mich über die Ausbreitung dieser strengeren Sekte des Islam freue; ich sehe keinen Fortschritt darin, daß Mohammedaner gegen ihre Religionslehren gleichgültig werden oder dieselben gar verspotten; vielmehr glaube ich noch an die Lebensfähigkeit des Islam, welche nur durch einen Reformator wieder erfrischt werden muß.

Am folgenden Morgen (20. Juni) machten uns die Häuptlinge aus Rhat ihren Besuch. Hatita war ein freundlicher alter Mann und mit Europäern wohlbekannt, da er schon mit Capitän Lyon Freundschaft geschlossen hatte. Uteti dagegen benahm sich als ein strenger Targi und zeigte uns weder sein Gesicht, noch sprach er ein einziges Wort. Hatita wünschte, daß wir nicht weiter gehen möchten, bevor er selbst von Mursuk zurückgekehrt sei; unsere Kameelführer dagegen zeigten wenig Lust, sich noch länger hier aufhalten zu lassen.

Unter diesen Umständen beschloß ich, nochmals nach Mursuk zurückzukehren, um mich von den Bedingungen zu unterrichten, welche zwischen den Parteien festgestellt werden würden. Ich brach demnach um 5 Uhr Abends auf, und nachdem ich wenige Stunden in Serghan gerastet, traf ich am nächsten Morgen um 7 Uhr in Mursuk ein. Von unseren Freunden aus Rhat war zur Zeit noch gar keine Nachricht da. Erst nach Sonnenuntergang zogen sie heran; ich ging ihnen entgegen und geleitete sie in die Stadt. Erst nach längeren Verhandlungen gelang es am 24. Juni, mit ihnen zum Abschluß zu kommen. Die Summe, welche sie erhielten, — etwa 200 spanische Thaler — würde höchst mäßig gewesen sein, wenn sie sich verpflichtet hätten, uns sicher

in den Schutz Annur's, des Häuptlings der Kel-owi, zu überliefern. Allein auf diese Bedingung wollten sie nicht mit Bestimmtheit eingehen, und das Geld war also im Grunde ziemlich unnütz ausgegeben.

Sobald dies Geschäft abgeschlossen war, eilte ich, nach Tessaua zurückzukehren, und erreichte unser Zelt noch vor Mitternacht. Die Tinylkum aber waren unterdessen mit unserem Gepäck schon weiter gegangen, und wir mußten ihnen am nächsten Tage (25. Juni) folgen, ohne auf Herrn Richardson warten zu können. Nachdem wir einige Sandhügel hinter uns gelassen, betraten wir Wadi Aberdjusch oder Berdjusch, eine lange, schmale Einsenkung, welche sich westlich bis zum Thal Elauen erstreckt, und die wir ihrer ganzen Länge nach zu durchziehen hatten. Dieselbe bringt Krautwuchs für Kameele und Schaafe hervor und ist mit vereinzelten Talhabäumen geschmückt. Wir lagerten bei dem Brunnen Scharaba, an einer Stelle, wo der Boden eine höchst auffallende Einsenkung bildet; denn der Brunnen liegt 900 Fuß über der Meeresfläche und also beinahe 600 Fuß unter dem Niveau von Mursuk. Gleichwohl hat er nur während zweier oder dreier Monate des Jahres Wasser.

Gegend Abend lagerte sich an derselben Stelle eine kleine Sklavenkafla, aus 23 Sklavinnen und 5 Kameelen bestehend. Der Führer derselben war Mohammed Trumba oder el Akerut, ein thätiger, energischer Mann, welcher mir später im Jahre 1853 in Sinder einen großen Dienst erwies, indem er mir eine Sendung von 1000 Thalern glücklich zuführte. Er kam jetzt in direkten Schnellmärschen aus dem Süden und war von Sinder nur 65 Tage, von Asben 33 Tage unterwegs. Er berichtete von einem großen Kriegszuge, den die Kel-owi gegen die Uelad Sliman unternommen, und gab die Zahl der Streiter, welche bei dieser Gelegenheit ausgezogen seien, auf 7000 an. In Folge dieser Verhältnisse sei große Theuerung in Asben. Er bestätigte es, daß in der Wüste viel Regen gefallen und in Folge davon die Brunnen voll Wasser seien; zugleich warnte er mich, mich vor der empfindlichen nächtlichen Kälte in Acht zu nehmen.

Der Marsch des nächsten Tages (26. Juni) führte uns weiter im Wadi Berdjusch entlang. Zur Linken ließen wir die Ruinen der Burg Kasr Scharaba. Ein Hügel, der sich etwa 350 Fuß über der Thalsohle erhob, mußte umgangen werden. Wir lagerten auf einem anmuthigen freien Platze, und nach einer kühlen und erfrischenden Nacht fühlten wir uns am nächsten Morgen neu gestärkt zu unserem weiteren Marsche, auf dem wir noch fortwährend in dem einförmigen

Wadi Berdjusch blieben. Offenbar bildet dieses die große natürliche Straße zwischen Fesan und der westlichen Wüste. Zuweilen aber, nach heftigen Regengüssen, muß das Thal einen sehr verschiedenen Anblick darbieten; denn dann wälzt sich in ihm ein bedeutender Regenstrom hinab, und in der That sahen wir am Nachmittag mehrere Stellen, wo sich der Strom ein Bett von fünf Fuß Tiefe aufgerissen hatte und wo der Schlamm auf dem Boden des Bettes noch feucht war. — Durch wiederholtes Messen mit der Kette fanden wir, daß wir durchschnittlich eine halbe englische Meile in 13 Minuten zurücklegten. — Wir lagerten auf einem freundlichen Platze, „Hamaua“ genannt, und die frische Luft der Wüste erfüllte uns mit solchem Behagen, daß wir nicht einmal unsere Zelte aufschlugen.

Eine Stunde, nachdem wir am nächsten Morgen (28. Juni) aufgebrochen waren, kamen wir an einem zeitweiligen Brunnen Namens Ahitsa vorbei, und bald darauf bemerkten wir in der Ferne zwei weiße Zelte. Es war das Lager unserer Kafla, die wir nun endlich wieder einholten. Es war auf einem freien Platze mitten in dem grünen Krautstreifen aufgeschlagen und von einer reichen Menge von Talhabäumen umgeben. Die Stelle bot ausgezeichnete Weide für die Kameele dar. Ein anderer Trupp Tinylkum, die ihre Kameele und Schaafe hier weideten, hatte sich am Rande der Einsenkung bei den Bäumen niedergelassen. So gewährte die Scene ein reiches, belebtes Bild.

Als wir am folgenden Morgen (29. Juni) von hier aufbrachen, bildeten wir eine ansehnliche Gesellschaft mit 62 Kameelen. Overweg und ich machten für kurze Zeit Jagd auf einige Gazellen, die sich im Thale zeigten. Wir lagerten nach kurzem Marsche in der Nähe des Brunnens Em-enessa, welcher einige Zeit im Jahre Regenwasser enthält. Hier blieben wir während der nächsten zwei Tage liegen, damit Richardson und die Häuptlinge der Asgar uns einholen könnten. Theils mit Schreiben und Studiren beschäftigt, theils umherstreifend oder meinen Gedanken nachhängend, brachte ich diese Zeit ziemlich angenehm zu.

Am 2. Juli kam die Nachricht, daß unsere Freunde in der Nähe seien, und wir zogen daher etwas weiter. Jetzt endlich verließen wir das endlos scheinende Wadi Aberdjusch und erreichten bald darauf Wadi Elauen, eine breite Thalsohle, die, durch mehrere kleine Verzweigungen, welche vom nördlichen Plateau herabsteigen, vergrößert, sich nach den Sandhügeln im Süden senkt. Hier hatte der Regen, in zwei Strömen vom höheren Boden herunterfluthend, ein Wasserbecken

gebildet, das jetzt etwa 100 Fuß lang und 50 Fuß breit war und die Gegend erfreulich belebte. Wir wählten unseren Lagerplatz in geringer Entfernung von diesem Becken, und alle Welt überließ sich hier badend und spielend der Heiterkeit, während Schwärme durstender Flughühner umherflogen und den Augenblick abpaßten, wo sie sich an dem Wasser erquicken könnten.

Am Nachmittag kamen endlich Richardson und die Häuptlinge der Asgar an und Alles versprach den schönsten Fortgang, aber sogleich trübte sich der Horizont wieder. Am folgenden Abend nämlich berief uns Hatita zu einer Verhandlung. Da erklärte er nun, daß er einen vollen Monat Zeit gebrauche, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Air zu treffen; auch sei es nothwendig, erst einen Boten dahin zu senden, um uns anzumelden, damit uns der Häuptling dieses Landes erlaube, dasselbe zu betreten; diese Antwort müßten wir jedenfalls erst abwarten, und daher sei es nothwendig, daß wir uns von der Kafla trennten und mit ihm nach Rhat gingen, wo wir andere Kameele miethen oder kaufen könnten. Im Widerspruch mit diesem unbilligen und albernen Verlangen, welches nur den Zweck hatte, möglichst viel Geld von uns zu erpressen, erklärten wir auf das Bestimmteste, daß wir in Gesellschaft unserer Kafla der geraden Sudanstraße folgen und auf keinen Fall länger als sieben Tage in Rhat verweilen wollten. Nachdem die Sache mehrfach hin und her verhandelt war, entschlossen wir uns doch endlich, mit Hatita nach Rhat zu gehen; unterdessen sollten unsere Kameelführer mit dem Gepäck die direkte Straße nach Arikim, einem Brunnen drei Tagereisen südlich von Rhat, verfolgen, und wir versprachen ihnen eine kleine Entschädigung für jeden Tag, den sie dort auf uns würden warten müssen. So rächte sich schon jetzt die ungenügende Art, in welcher in Mursuk das Geschäft mit den Häuptlingen abgeschlossen war.

Durch diese Streitigkeiten mit den Asgar-Häuptlingen waren wir einige Tage an dem Becken Elauen aufgehalten. Ich benutzte diese Muße zu Streifereien rings um unseren Lagerplatz. Von einigen Anhöhen in der Nähe gewann ich eine interessante Rundschau über die verschiedenen Verzweigungen des Thales. Zahlreiche Fußstapfen von Gazellen bewiesen, daß diese Thiere hier einen Lieblingsaufenthalt haben.

Obgleich wir uns ungern von den Tinylkum und unserem Gepäcke trennten, so waren wir doch froh, als wir endlich am 5. Juli unsere Reise fortsetzen konnten. Vom Brunnen Scharaba an hatte

der Boden sich fortwährend gehoben, und auch heute führte uns unser Weg beträchtlich aufwärts. Ich ritt, dem übrigen Trupp etwas voraus, neben Hatita und seinen Gefährten. Der alte Häuptling war höflich und artig, setzte aber zugleich seine ganze Schlauheit in Bewegung, um mir irgend ein Geschenk abzulocken, ein Paar Pistolen, einen Teppich, einen Bernus oder was sonst. Obgleich ihm dies nicht gelang, blieb er doch freundlich und schien an meinem ganzen Benehmen Gefallen zu finden. Ich konnte es ihm auch kaum verdenken,

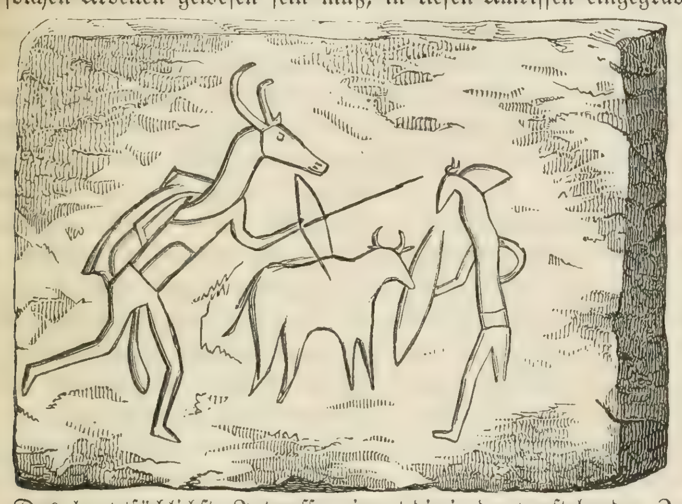


daß er die Gelegenheit wahrnehmen wollte, seinen Wüstenhaushalt etwas zu verbessern. Während er so ruhig neben mir dahin ritt, zeichnete ich unvermerkt die nebenstehende Skizze in mein Memorandenbuch. Wir lagerten im Wadi Elghom-ode (Thal des Kameels), welches einen tiefen Einschnitt in das steinige Plateau von Nord nach Süd macht und, reich mit Kräutern bewachsen, einen heiteren Anblick gewährt. Ein herrlicher Morgen eröffnete den nächsten Tag kühl und frisch. Eine kleine Kafla, die uns, aus dem Sudan kommend, begegnete, brachte uns zwei wichtige und erfreuliche Nachrichten, nämlich erstens, daß mit ihnen fünf Männer aus der Familie Annur's, des Häuptlings der Kel-owi, nach Rhat gekommen seien und daß diese Leute bald in ihre Heimath zurückzukehren beabsichtigten, und zweitens, daß die Expedition der Kel-owi von Kanem zurückgekehrt sei, nachdem sie die Uelad Ssliman gänzlich aufgerieben.

Wir hatten noch nicht drei Meilen zurückgelegt, als unsere Begleiter bereits im Thale Teli-ssarhe sich nach einem Lagerplatz umsahen. Doch waren wir über die Kürze unseres Tagemarsches ganz und gar nicht unzufrieden, als wir das ungewöhnliche Interesse bemerkten, welches dieses Thal erregte. Es ist zwischen steilen Felswänden eingeschlossen und mit schönen Talhabäumen bewachsen. An der westlichen Felswand, wo wir unser Lager aufschlugen und wo ein westlicher Zweig in das Hauptthal mündet, hatte sich ein kleiner Pfuhl gebildet, der aber natürlich nur etwa zwei Monate im Jahre Wasser enthält.

Unsere besondere Aufmerksamkeit aber erregten einige bemerkens-

werthe Skulpturen, welche sich an den steilen, glatten Sandsteinfelsen im östlichen Winkel des Thales eingegraben finden. Und zwar waren dies nicht bloße Kritzeleien, sondern, obwohl keine vollendeten Skulpturen, waren sie doch mit fester und ruhiger Hand, welche wohlgeübt in solchen Arbeiten gewesen sein muß, in tiefen Umrissen eingegraben.



Das hauptsächlichste Interesse nimmt die in der vorstehenden Zeichnung skizzirte Gruppe in Anspruch. Zur Linken sieht man eine große menschenähnliche Figur mit dem Kopfe einer Art von Bullen, oder vielmehr einer Antilope, mit langen, nach vorn gewendeten Hörnern. Die sonderbare, fast ruderähnliche Gestalt des rechten Armes rührt wohl nur von der Ungeschicklichkeit der Zeichnung her. In der linken Hand trägt die Gestalt einen Pfeil und einen Bogen. Zwischen den Beinen hängt ein langer Schweif von dem magern Körper herab. Die Figur selbst ist stark vorwärts geneigt, in einer laufenden oder angreifenden Stellung. Dieser Figur gegenüber ist eine andere kleinere, aber nicht weniger merkwürdige Gestalt gebildet. Der bis zu den Schultern hinauf vollständig menschliche Körper trägt einen Thierkopf, der an den ägyptischen Ibis erinnert. Der kleine spitze Kopf hat drei Ohren, oder zwei Ohren und einen anderen Auswuchs, und dahinter eine Art Kappe, welche gleichfalls auf ägyptische Kunst hinweist. In der rechten Hand trägt auch diese Figur einen Bogen. Zwischen diesen beiden halbmenschlichen Gestalten, welche einander kämpfend gegenüberzustehen scheinen, ist ein Rind in kleineren Verhältnissen, sonst aber mit gleicher Sorgfalt eingemeißelt.

Nur die Hufe sind weggelassen und die Beine endigen in eine Spitze. Das Thier wendet sich gegen die kleinere Figur zur Rechten. Der Block, in welchen diese Skulptur eingegraben ist, hat etwa 4 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite.

Bei dieser eigenthümlichen Gruppe werfen sich uns die beiden mit einander zusammenhängenden Fragen auf, von welchem Volke dieselbe herrühren und welches der Gegenstand der Darstellung sein möge. Es ist einleuchtend, daß ein Barbar, welcher die bildende Kunst weder kannte, noch sich je darin versucht hatte, nicht im Stande war, diese, wenn auch wunderlich gestalteten, Figuren mit solcher Festigkeit und Gewandtheit in den Stein einzumeißeln. Eben so wenig können wir an römischen Ursprung denken, da die Skulptur durchaus nichts von römischem Styl und Charakter zeigt. Auch möchte ich, obwohl einige Annäherung an ägyptische Kunst nicht geleugnet werden kann, doch die Arbeit nicht den Aegyptiern zuschreiben. Vielmehr werden wir dies Werk den ursprünglichen Einwohnern dieser Gegenden, den Garamanten, beilegen müssen, und vielleicht möchte sich in dem Styl der Darstellung karthagischer Einfluß zeigen.

Der dargestellte Gegenstand ist offenbar ein mythologischer, und es scheint, daß es sich um die Ansprüche zweier Gottheiten auf ein und dasselbe Opfer handelt. Nach einer von Prof. Movers mir mitgetheilten Erklärung, welche mir sehr wahrscheinlich ist, stellt die Figur zur Linken den garamantischen Apollo, die zur Rechten den Hermes dar. Apollo ist der mythische Vater des Garamas, des Stammherrn der Garamanten, bei denen die Rinder in besonders hohem Ansehen standen. Hermes ist auf ägyptischen Denkmälern und auf tyrischen Münzen mit dem Ibiskopf dargestellt und wird ausdrücklich als Nebenbuhler Apollo's in Bezug auf die Mutter des Garamas erwähnt. Auch darf vielleicht an den von den alten Dichtern vielbesungenen Rinderraub des Hermes und an den Streit zwischen ihm und Apollo über den Besitz der Heerden gedacht werden.

Eine andere Skulptur befindet sich an einem großen, 12 Fuß langen und 5 Fuß hohen Block und ist geeignet, die eben entwickelten Ansichten zu bestätigen. Sie stellt eine dichte Gruppe Rinder in den verschiedensten Stellungen dar, aber alle nach der rechten Seite hin sich bewegend. Auf dieser Seite ist das Ende abgebrochen; wahrscheinlich war hier eine Andeutung des Teiches oder Brunnens, wo die Thiere getränkt werden sollten. Diese Skulptur zeigt noch größere Festigkeit und Gewandtheit der Arbeit, als die vorige; einige der

Rinder sind in der That bewunderungswürdig ausgeführt; nur sind auch hier die Hufe durchaus vernachlässigt.

Ziehen wir nun in Betracht, daß diese Darstellung sich bei einem Wasserplatz an der großen Straße nach dem Innern des Erdtheils befindet, so erscheint es auf den ersten Anblick auffallend, daß das Kameel, der alltägliche und unentbehrliche Begleiter des nordafrikanischen Nomaden, hier nicht zu sehen ist. Aber dieser Umstand ist nur ein neuer und interessanter Beweis für die ohnehin nun wohlbekannte und unumstößlich bewiesene Thatsache, daß das Kameel in Nordafrika nicht ursprünglich einheimisch, sondern hier erst in späterer Zeit, im Zeitalter der numidischen Könige, eingeführt wurde und so in diesen westlicheren Gegenden erst im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in allgemeinen Gebrauch kam; in den östlichen Gegenden wurde es etwas früher, nämlich schon zu den Zeiten der Ptolemäer, eingeführt und war schon im dritten Jahrhundert vollständig eingebürgert. Diese Skulpturen von Teli-ssarhe aber werden aus einer Zeit stammen, in welcher das Rindvieh noch ausschließlich anstatt des Kameels als Lastthier benutzt wurde.

Eine zweite ähnliche, vielleicht noch reichere Gruppe findet sich auf einem anderen Blocke, hat aber zu sehr gelitten, als daß die Einzelheiten noch unterschieden werden könnten. Nur die Figur eines Esels und die eines Pferdes waren noch inmitten einer Gruppe von Rindern zu erkennen.

Auf einem anderen Steine war ein Rind dargestellt, das durch einen Kreis oder Ring springt. Ohne Zweifel hat dieses Bild eine allegorische Bedeutung, vielleicht soll es den Eintritt des Opferrindes in den heiligen runden Opferkreis darstellen. Solche Kreise finden wir über ganz Nord-Afrika verbreitet, und auch an dieser Trinkstätte war ein solcher an dem Südwestabhange der Felswand sehr regelmäßig mit großen Felsblöcken ausgelegt.

Die Felswände, welche an der anderen Seite des Thales den Wasserpfuhl überhängen, sind mit zahllosen, aber schlecht und nachlässig geschriebenen Tefinagh-Inschriften bedeckt.

Unter einem üppig aufgeschossenen Baum hingestreckt überließ ich mich meinen Gedanken über die Vergangenheit dieser Gegenden. Einst waren sie die mehr begünstigte Heimath einer Negerrace, bis diese von den Berbern aus ihrem Besitzthum verdrängt wurde; aber auch die Berbern waren in ihrem ursprünglichen Zustande sehr verschieden von dem, was sie jetzt sind; selbst das Kameel, dieses jetzt

von ihnen ganz unzertrennliche Thier, haben sie erst von den Arabern angenommen. — Gegen Abend wurde das Thal noch von mancher interessanten Scene belebt; denn es kam die Pilgerkarawane an, welche auf ihrer Rückkehr von Mekka nach Marokko und Tauat begriffen war. Laut erscholl der Ruf der Kameeltreiber und das Schreien der Thiere, welche sich mit gleicher Hast nach dem Teiche drängten; und als die ganze Scene von den letzten Strahlen der eben hinter den Felsriffen verschwindenden Sonne beleuchtet wurde, wäre sie wohl der Darstellung eines Künstlers würdig gewesen.

Auch am folgenden Tage (7. Juli) machten wir nur einen kurzen Tagemarsch. Unser Weg führte anfangs fortwährend aufwärts. Nach einer Strecke von etwa 4 Meilen stiegen wir durch eine tief eingeschnittene Kluft nach einem anderen Thale, dem „erasar-n-Haggarne“ hinab; dasselbe ist breit und regelmäßig, von 150—200 Fuß hohen Felswänden umgrenzt und reich mit Gras bewachsen. Wir schlängelten uns längs der Windungen dieses Wadi's hin und lagerten uns an einem Platze, wo dasselbe ein anderes Thal, Namens „aman ssemmedne“, aufnimmt. Dieses Zweigthal hat seinen Namen von dem „kalten Wasser“, welches sich zu Zeiten von der Hochfläche herab ergießt und von dessen Fluthen das tief eingeschnittene Rinnsal unverkennbare Spuren trägt.

Als die Sonnenhitze etwas nachgelassen, streifte ich im Thale umher und unternahm es, die steilen Felswände zu ersteigen, welche der Mündung des Erasar aman ssemmedne gegenüber sich etwa 500 Fuß erheben. Diese Felswände sind hier in regelmäßigen Lagern geschichtet und in steil aufsteigende, flache Blöcke zerklüftet, welche letztere den Riffen ein imposantes Aussehen gewähren. Ich fand hier die Figur eines Rindes in demselben Style eingemeißelt, wie die Skulpturen im Wadi Teli-ssarhe; aber ohne Zweifel sind hier früher viel mehr derartige Skulpturen gewesen. — Oben auf dem Gipfel der Felswand ist ein anderer von Steinen regelmäßig ausgelegter Kreis oder Ring, der höchst wahrscheinlich einst den Urbewohnern dieser Gegenden als Opferstätte gedient hat.

Am nächsten Morgen (8. Juli) brachen wir früh zu einem interessanten Tagemarsche auf; denn wir kamen heute durch den merkwürdigen, tief eingeschnittenen Paß von Rhalle. Die ersten drei Meilen hielten wir uns noch in dem großen Thale entlang. Nachdem dann die regelmäßige Bildung eines Wadi's aufgehört hatte, folgte ein ungeordnetes Gewirr von Einsenkungen und Ebenen. Dann

begannen wir aufwärts zu steigen in einer breiten, weit offenen Thalfläche, die nach und nach sich regelmäßig ausbildet und Erasar Tissi genannt wird. Kurz nach Mittag erreichten wir den Rand des Passes, der mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt und eine vollkommene Wasserscheide zwischen dem Plateau von Mursuk und der Ebene von Taita bildet. Denn gegen Osten senkt sich von hier das Terrain in allmählichem Abfall bis zum Brunnen Scharaba, gegen Westen aber fällt es steil nach der dürren, mit Kieseln und Blöcken bedeckten Ebene von Taita ab, die sich bis zur Westgrenze Fesans erstreckt; und hier bildet der Paß von Rhalle einen höchst interessanten, tief eingerissenen Abzugskanal.

Der erste Theil des Passes war mehr rauh als wild, und die Sandsteinwände mehr zerrissen und geborsten als jäh und großartig; ein halbstündiger Abstieg jedoch brachte uns in den interessanteren Theil. Auf beiden Seiten des engen Durchganges erhoben sich die senkrechten, aus mächtigen Sandstein- und Mergellagen gebildeten Wände bis zu einer Höhe von 100 Fuß. Die Seitenwände rücken an manchen Stellen so nahe an einander, daß die Weite des Passes nicht mehr als sechs Fuß beträgt. Dabei sind Boden und Wände so glatt, als wenn sie das Werk menschlicher Hände wären. Nicht in gerader Linie, sondern in vielfachen Windungen senkt sich der Paß, und nur ein Dämmerlicht kann von oben in diesen engen und tiefen Durchgang hineindringen. Im Falle vorkommender Feindseligkeiten würde dieser Paß den Tuareg ein vorzügliches und leicht zu vertheidigendes Bollwerk gegen Angriffe der Türken gewähren. Indeß bildet er nicht die Landesgrenze, sondern wird als ganz zu Fesan gehörig betrachtet. Es kostete nicht geringe Mühe, das Boot wohlbehalten durch alle Krümmungen dieses engen Rinnsals hindurchzuschaffen. Da, wo dieses sich zu erweitern anfing, waren einige merkwürdige enge Klüfte oder Spalten auf beiden Seiten zu sehen; die eine an der rechten Seite mit ihrer glatten, gerundeten Oberfläche hatte große Aehnlichkeit mit dem berühmten Ohr des Dionysios in Syrakus.

Nachdem wir im Ganzen vier Stunden lang abwärts gestiegen waren, traten wir auf die offene Ebene hinaus. Sie ist über 600 Fuß tiefer gelegen, als der höchste Punkt des Passes. Von hier gewannen wir einen großartigen Blick auf die hohen, jähen Felswände des Hochlandes, die in langgestreckten Vorgebirgen weit in die Ebene hinausragten. Diese selbst ward nur von isolirten Bergen unterbrochen, unter welchen namentlich einer bemerkenswerth war,

der sich auf terrassenartiger Basis erhob und sich mit drei zubehauenen Grotten gegen die Seite unseres Pfades öffnete. — Etwa um Sonnenuntergang lagerten wir in dem tief eingefurchten Erasar-n-Tesse, welches mit etwas Kraut und einigen Talhabäumen bewachsen war.

Wir betraten jetzt eine öde und einförmige Gegend. Während der nächsten zwei Tage (9. und 10. Juli) führte uns unser Marsch über die Ebene von Taita, eine dürre, mit Kieseln und Blöcken von Sand- und Kalkstein bedeckte Landschaft. Die Gegend ist so arm an Vegetation, daß, weil hier kein Futter für die Kameele zu finden war, unsere Leute sich im Thal Haggarne mit einem kleinen Vorrath von Gras versehen hatten. Auch das Thierleben ist hier ganz unentwickelt; außer einigen Käfern und Eidechsen sahen wir kein lebendiges Wesen.

Jenseits des Thales Nkassewa stiegen wir in eine breite, kahle Einsenkung mit hartem, kalkigem Boden hinab. Hier verließen wir das türkische Gebiet; denn diese Einsenkung, unter dem 11.° östlicher Länge von Greenwich gelegen, bildet die gegenwärtig angenommene Grenze zwischen Fesan und dem Lande der Hogar-Tuareg.

Unterdessen näherten wir uns allmählich der Bergkette des Akakus; wir erblickten den eigenthümlich eingezackten Kamm, in langer Ausdehnung von Norden nach Süden sich erstreckend, und davor einige niedrige, mit Sand überschüttete Vorhügel. Als wir etwa noch drei Meilen von der Bergkette entfernt waren, schlugen wir unser Lager im Thal Telia auf, unweit einer Gruppe Talhabäume und nahe bei einem Brunnen. An diesem Platze, der nach Overweg's Beobachtung 1435 Fuß über der Meeresfläche liegt, rasteten wir zwei Tage lang.

Das Thal Telia, das sehr flach gebildet und hier und da von Sandhügeln unterbrochen ist, zieht sich in nordwestlicher Richtung parallel mit der Kette des Akakus und vereinigt sich später mit dem Thale Jlaghlarhen. Nur wenige Ethelbäume verleihen der Landschaft einen spärlichen Schmuck; an einzelnen günstiger gelegenen Stellen zeigen sich breite Streifen Krautwuchses. Während wir hier rasteten, ward spät am Abend unser treuester Diener, Mohammed von Gatron, von einem Thier gestochen; ob von einem Skorpion oder einer Schlange, blieb in der Dunkelheit ungewiß. Wir thaten sogleich Ammoniak auf die Wunde und banden das Bein oberhalb derselben ab. Dennoch blieb er für die nächsten 24 Stunden sehr krank und war zu

jeder Anstrengung so unfähig, daß er während des nächsten Marsches auf dem Kameel festgebunden werden mußte.

Vom Thal Telia führt ein kürzerer, aber beschwerlicherer Weg über die Bergkette des Akakus nach Rhat, während eine bequemere, aber längere Straße die Berge nördlich umgeht. Anfangs war viel davon die Rede, daß wir drei Reisende mit Hatita den kürzeren Weg einschlagen sollten, welcher ohne Zweifel für geologische Beobachtungen ein interessanteres Feld geboten haben würde. Schließlich jedoch, als wir am 13. Juli aufbrachen, ward der längeren Straße der Vorzug gegeben. Nachdem wir hier, über kiesigen und sandigen Boden ziehend, etwa fünf Meilen in nordwestlicher Richtung zurückgelegt hatten, erreichten wir das Thal Ilaghlarhen, und nach einer anderen Strecke von gleicher Länge traten wir in die Bergkette ein, welche aus merkwürdig zerklüfteten und verwitterten Felsen besteht und viele enge Pässe bildet. Später kamen wir in eine tiefe Schlucht, deren düstere Felswände auf vulkanische Natur hinzudeuten schienen; bei näherer Betrachtung zeigte es sich jedoch, daß diese Felsen aus Sandstein bestanden, der vom Einfluß der Atmosphäre geschwärzt war. Nachdem wir einen Paß oder eine Verengung mit einem Anstieg von etwa 100 Fuß über der Thalsohle durchschritten, ward die Gegend offener und unregelmäßige Ebenen, von vorspringenden Felswänden unterbrochen, folgten einander. Unterdessen veränderten wir allmählich unsere Richtung von Nordwest in West und sodann in Süd. Endlich, als wir um die Kante der Berggruppe herumbogen, traten wir in das breite Thal Tanessof ein und hatten hier einen eben so überraschenden als großartigen Anblick. Vor uns lag der isolirte zinnenähnliche Kamm des Berges Idinen und zur Linken die lange Akakus-Kette, von der untergehenden Sonne prachtvoll beleuchtet. Der höchste jähe Kamm mit seinen Burgen und Thürmen erglänzte in hellem, glimmerndem Weiß; die sanftere, aber wild zerrissene untere Abdachung zeigte ihre regelmäßigen Mergelbänke in hohem Roth. Das Thal ist etwa fünf engl. Meilen breit und gegen Westen von Sandhügeln begrenzt, von denen der Wind den weißen Sand über die ganze Oberfläche hingepeitscht hatte. Auch wir mußten uns zuletzt im Sandboden lagern, der nicht das geringste Gras hervorbrachte, oder wo die spärliche, gelegentlich aufkeimende Vegetation vom Sand verschüttet war.

Am folgenden Tage (14. Juli) zogen wir in südlicher Richtung in dem breiten nackten Thale Tanessof entlang. Nur selten ward

die Einförmigkeit der Landschaft durch wenige Talhabäume und Ethelbüsche oder durch spärlichen Graswuchs unterbrochen. Vor unseren Augen lag fortwährend der phantastisch gestaltete Kamm des geheimnißvollen Berges Idinen, welchen die Eingebornen gewöhnlich Kasr-Djenun (d. i. Palast der Geister) nennen. Aus dem breiten Thale steigt schroff die hufeisenförmig gebildete Bergwand empor, deren



Höhe einem künstlich errichteten Gebäude von kolossalen Mauern und Thürmen gleicht. Die Tuareg glauben ernstlich, daß der Berg der Aufenthaltsort von Geistern sei, und halten eine Besteigung desselben für Frevel. Als Richardson auf seiner früheren Reise bei dem Versuch einer solchen Besteigung fast das Leben verlor, waren sie fest überzeugt, daß er von neckischen Dämonen irregeleitet worden sei; und dieser Aberglaube sollte jetzt eine neue Bestätigung erhalten. Trotz oder vielleicht mehr noch in Folge der Warnungen unserer Freunde aus Rhat, welche uns davon abhalten wollten, unser Leben bei einem frevelhaften Besuch dieser Wohnung böser Geister zu wagen, beschlossen Overweg und ich, den Berg genauer zu untersuchen und zu besteigen. Das war nun kein eigensinniges Vorhaben, sondern ich war fest überzeugt, daß hier ein Platz alterthümlicher Gottesverehrung sei und daß ich merkwürdige Skulpturen oder Inschriften finden würde; Overweg wollte die geognostische Struktur des Berges studiren. Als wir am Nachmittag in der Nähe des Brunnens Tahala unser Lager aufschlugen, war es zu spät, den Berg noch zu

ersteigen. Ich legte mich daher in den Schatten eines schönen Talhabaumes und zeichnete die vorstehende Skizze der wunderbar gebildeten Bergwand; dann begab ich mich zur Ruhe und träumte von den Entdeckungen des folgenden Tages.

Mein „dies ater" brach an. Schon früh am Morgen des 15. Juli waren wir zum Marsche bereit. Vergeblich wandten wir uns noch einmal an Hatita und Uteti, um einen Führer zu erhalten; ihre religiösen Skrupel waren nicht zu überwinden. Es ward ausgemacht, daß unsere Karawane bis zum nächsten Brunnen weiter ziehen sollte; dahin hoffte ich, vom Berge zurückkehrend, meinen Weg zu finden. So macht' ich mich allein auf, mit einem kleinen Wasserschlauch auf dem Rücken und mit etwas trockenem Zwieback und einigen Datteln versehen. Overweg folgte später, ohne daß ich es wußte, mit einem Diener, den ihm Richardson nachgeschickt hatte.

Im Anfange ging Alles gut, obwohl der Weg, zuerst über Sandhügel und dann über eine große nackte, mit schwarzen Kieselsteinen bedeckte Ebene führend, äußerst beschwerlich war. Dann durchschnitt ich den Anfang eines reich mit Gras überwachsenen Rinnsals, welches sich durch die Sandhügel nach der Thalsohle hinschlängelte. Hier scheuchte ich einige Antilopen von der von den Arabern „mohor" genannten Art von ihrem Lager auf; aber wahrscheinlich um ihre Jungen besorgt, blieben diese Thiere bald stehen und wedelten, mich ansehend, mit den Schwänzen. Unterdeß verfolgte ich meinen Weg über den schwarzen steinigen Boden und fing schon an, den entkräftenden Einfluß der Sonnenhitze zu fühlen. Auch erwies sich die Entfernung des Berges vom Lager viel bedeutender, als ich gedacht hatte. Ich hatte die Hufeisenform des Berges aus der Ferne nicht erkannt, und jetzt zeigte es sich, daß der mittlere Theil, der am leichtesten zu ersteigen schien und dem ich deshalb meine Schritte zugelenkt hatte, der entfernteste war. Ich änderte deshalb meine Richtung nach Osten, aber hier traf ich auf ein noch größeres Hinderniß. Denn als ich hier die Abdachung hinanstieg, stieß ich plötzlich auf eine breite, tief eingerissene Schlucht, welche mich vom Kamme trennte. Nur mit dem Aufwand aller meiner Energie konnte ich die Kluft hinunter- und an der anderen Seite wieder hinaufsteigen.

In einem Zustande gänzlicher Erschöpfung erreichte ich endlich den engen, mauerähnlichen Kamm auf der Höhe des hufeisenförmig sich krümmenden Bergrückens. Ich sah, daß diese Bergmasse im Allgemeinen aus horizontalen Schichten von Mergel und im unteren

Theile aus Kalkstein besteht. Am Abhange entwickelte sich ein wildes Meer herabgefallener Felsmassen. Von den geträumten Inschriften oder Skulpturen war eben so wenig etwas zu sehen, wie von den im Gehirn unserer Tuareg-Freunde spukenden zauberhaften Palmhainen. Unbefriedigt, erschöpft und ängstlich schaute ich um mich her. Es war 10 Uhr geworden; ich war ohne den geringsten Schutz gegen die immer glühender werdenden Sonnenstrahlen, doch war ich genöthigt, auf meiner hohen Warte mich niederzulegen; aber die Ruhe, ohne Schatten und ohne einen stärkenden Imbiß, war nicht erfrischend. Meine Schwäche gestattete mir nicht, einen Bissen von dem trockenen Zwieback oder eine Dattel zu verzehren, und bei meinem geringen Wasservorrath durfte ich meinen brennenden Durst nur ungenügend stillen. Getrieben von der Besorgniß, die Karawane möchte in der Meinung, daß ich schon vorausgegangen sei, ihren Weg am Nachmittag fortsetzen, ermannte ich mich endlich, um wo möglich das Lager zu erreichen. Ich stieg in die nackte Kluft hinunter, um, ihrem Laufe folgend, in die Ebene zu gelangen und den Brunnen aufzusuchen. Die Hitze war furchtbar, und vom Durst gequält nahm ich den geringen Vorrath von Wasser, der mir übrig geblieben, mit einem Male zu mir. Ich glaubte mich so besser zu erquicken, als wenn ich das Wasser in kleinen, ungenügenden Zügen verbrauchte. Das war etwa um Mittag. Ich fand jedoch bald, daß der Trunk bloßen Wassers mich keineswegs gestärkt habe.

Endlich hatte ich die breite Thalsohle erreicht und warf noch einmal einen Blick auf die großartige, wild zerrissene Berghöhe. Als ich dann wieder an meinen Pfad dachte, ward ich an meiner Richtung irre. Mit Mühe erstieg ich einen kleinen Sandhügel, um eine Aussicht über das Thal zu gewinnen; aber kein lebendes Wesen und kein Zelt war zu sehen. Ich feuerte eine Pistole als Signal ab; keine Antwort erfolgte. Der starke Ostwind, der gerade wehte, mochte den Schall nach der Wüste geführt haben. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich über den in Hügeln aufgehäuften Sand etwas weiter; ich erklomm eine andere Anhöhe und that einen zweiten Schuß, aber ich wartete eben so vergeblich auf Antwort. Ich vermuthete nun, daß unsere Gesellschaft noch zurück sein möchte, und hielt mich unglücklicherweise mehr ostwärts. Als ich mich nach einiger Zeit umschaute, erblickte ich mit unaussprechlicher Freude in geringer Entfernung kleine runde Hütten, die sich an Ethelbäume anlehnten und mit langem Grase gedeckt waren. Im höchsten Jubel eilte ich

ihnen zu, aber sie waren verlassen; weder ein lebendes Wesen war zu sehen, noch ein Tropfen Wasser zu finden.

Meine Kraft hatte mich jetzt völlig verlassen. Ich setzte mich nieder, vor mir die volle Aussicht auf das breite Thal. Noch hoffte ich, bald unsere Karawane zu erblicken, ja einen Augenblick glaubte ich, in der Ferne einen Zug Kameele vorüberziehen zu sehen. Aber es war eine Täuschung, wie denn nichts in der Welt so voll täuschender Gebilde ist, als die von der Sonnengluth erhitzten Thäler und Flächen der Wüste. Dies haben auch die Araber von aller Zeit her empfunden und deshalb die Wüste mit Geistern erfüllt, die den einsamen, genossenlosen Wanderer irre machen und seitabwärts leiten. Ich erhob mich endlich wieder, war aber so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Die Sonne neigte sich zum Untergang und ich mußte sehen, wo ich die Nacht zubringen könnte. Es blieb mir die Wahl zwischen einer der Hütten oder einem Ethelbaume, den ich in geringer Entfernung erblickte, und der eine Zeit lang meine durstige Phantasie als Brunnenschwengel getäuscht hatte. Ich wählte den Baum und mit ungeheurer Anstrengung schleppte ich mich hin. Ich gedachte, ein Feuer anzuzünden, um meinen Gefährten ein weithin sichtbares Signal zu geben; aber es fehlte mir die Kraft, auch nur ein wenig Holz zusammenzusuchen. Ich fühlte, wie ein Fieber sich meiner bemächtigte. Fast bewußtlos legte ich mich nieder.

Nach einer Rast von etwa zwei Stunden, als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und schaute um mich. Mit unbeschreiblicher Freude erblickte ich in südwestlicher Richtung, abwärts im Thale, ein großes Feuer. Dies war in der That das Zeichen meiner mich suchenden Freunde. Hoffnung belebte mich von Neuem. Mich hoch emporrichtend feuerte ich eine Pistole ab. Mit fester Zuversicht folgte ich dem gewaltigen Schalle, wie er das Thal hinab der Flamme zurollte. Ich horchte, horchte lange. Alles blieb todtenstill. Nur die Flamme schlug hoch zum Himmel auf, als ein Zeichen unerreichbarer Hülfe. Nach langer Pause feuerte ich ein zweites Mal, aber auch jetzt kam keine Antwort. In mein Schicksal ergeben legte ich mich wieder nieder. Schlaflos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher und erwartete den nächsten Tag halb sehnsüchtig, halb mit Furcht.

Endlich wich die Finsterniß und Zwielicht trat ein. Alles war Ruhe und Stille. Ich versuchte noch einmal, meinen Freunden ein

Zeichen zu geben. Mit Aufbietung aller meiner Kräfte lud ich die Pistole mit einem gewaltigen Schuß. Ich feuerte einmal, zweimal; — ich glaubte, der Schall hätte die Todten erwecken können, so mächtig rollte er das Thal hinab; aber keine Antwort traf mein Ohr.

Die Sonne stieg empor und ich sah ihr mit Furcht und Schrecken entgegen. Mit der zunehmenden Hitze ward mein Zustand immer unerträglicher. Der Baum, unter dem ich lag, war alt, mit großen, dicken Aesten, aber ohne ein einziges Blatt. Ich kroch umher, jeden Augenblick meine Lage verändernd, um den geringen Schatten zu genießen, den die laublosen Aeste warfen. Um Mittag wich auch der letzte Schattenstreifen; es blieb nicht einmal genug, um mein fieberkrankes Haupt zu schützen. Der Durst quälte mich so unsäglich, daß ich an meinem Blute sog. Endlich ward ich besinnungslos und verfiel in eine Art von wahnsinniger Träumerei. Erst als die Sonne sich hinter die Berge senkte, kam ich wieder zum Bewußtsein. Ich raffte mich auf, um noch einen schwachen, trüben Blick über die Ebene zu werfen. Da traf plötzlich der Schrei eines Kameeles mein Ohr — der klangreichste Ton, den ich je gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und sah in geringer Entfernung einen Targi, der, nach allen Seiten umherspähend, langsam dahin ritt. Ich hatte eben noch Kraft genug, mit schwacher Stimme „aman, aman" — „Wasser, Wasser" — zu rufen. Mit Entzücken hörte ich die bejahende Antwort „iwua, iwua". In wenigen Augenblicken saß mein Retter an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf, während ich unwillkührlich in ein oft wiederholtes „el hamdu lillahi, el hamdu lillahi" ausbrach.

Im Lager war unterdessen Alles in großer Angst und Bewegung gewesen. Overweg hatte Tags zuvor einen anderen Weg genommen und war um fünf Uhr Nachmittags allein zurückgekehrt. Noch denselben Abend machte er sich mit mehreren Leuten auf, um mich zu suchen, kam aber um Mitternacht zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben. Am andern Morgen wurden zwei Abtheilungen ausgesendet, von denen die eine meine Fußspuren in nördlicher Richtung entdeckte. Dies war deshalb wichtig, weil man nun die Gewißheit hatte, daß ich nicht nach Rhat vorausgegangen sei. Zwar hatte man wenig Hoffnung, mich noch lebend zu finden; denn die Eingebornen behaupteten, Niemand könne länger als zwölf Stunden leben, wenn er sich während der Sommerhitze in der Wüste verirre. Doch wollte man nichts unversucht lassen, und so ward eine Belohnung von 50 Dollars

für den ausgesetzt, der mich finden würde. Ein Targi, auf seinem Kameel die Ebene am Abhange des Berges durchstreifend, folgte den gefundenen Fußspuren, ließ sie nicht aus dem Auge, und als er sie endlich auf hartem Felsboden verloren, aber doch gewiß war, daß ich in der Nähe sein müßte, stachelte er sein Kameel zum Schreien, um mich, wenn ich noch am Leben wäre, zu ermuntern.

Vorsichtig reichte er mir einen Trunk, aber in meinem fieberhaften Zustand fand ich das Wasser gallenbitter; dann hob er mich auf sein Kameel und eilte mit mir zu den Zelten. Die Freude des Wiedersehens war außerordentlich groß und ich dankte meinen Freunden herzlich für die Mühe und Sorge, die sie um meinetwillen gehabt hatten. Anfänglich indeß konnte ich nur wenig und undeutlich sprechen und während der nächsten drei Tage war ich fast unfähig, etwas zu essen.

Jedoch meine kräftige Konstitution bewährte sich auch hier; schon am nächsten Tage (17. Juli) war ich wieder im Stande, die Anstrengung des Marsches zu ertragen. Wir hielten uns näher am Abhang des Akakus und zogen durch das breite Thal Ighelfannis, welches eine Fortsetzung des Thales Tanessof bildet. Dasselbe war reich mit Ethelbäumen und Ssebod bewachsen, und so lagerten wir auch bald nach Mittag in der Nähe eines herrlichen Ethelbaumes. Unsere Lage wäre hier ganz behaglich gewesen, wenn uns nicht der starke Nordostwind in dichte Sandwolken gehüllt hätte.

Am folgenden Tage (18. Juli) erreichten wir nach kurzem Marsche Rhat, die zweite große Station auf unserer Reise. Wir wurden von Mohammed Scherif, einem Neffen des Statthalters Hadj Ahmed, eingeholt. Er war glänzend gekleidet, halb targisch, halb arabisch, und ritt ein sehr gutes Pferd von tauater Zucht. Wir sollten in dem stattlichen Hause Hadj Ahmed's wohnen und nahmen, um nicht die Neugierde und Zudringlichkeit der Städter zu erregen, unseren Weg dahin um die Nordseite des Stadthügels. Doch kamen uns viele Leute aus der Stadt entgegen und erkannten bald Herrn Richardson, der auf seiner früheren Reise schon hier gewesen und unter dem Namen Yakub noch wohlbekannt war.

Die kleine Stadt Rhat liegt am nordwestlichen Fuße einer felsigen Anhöhe, welche in die Mitte des Thales vortritt und an ihrer Westseite mit Sandhügeln umgeben ist. Eine Dattelpflanzung dehnt sich in einem langen Streifen nach SSW. aus; eine andere Gruppe, welche von der Pflanzung und der stattlich aussehenden Schloßwohnung

Hadj Ahmed's gebildet wird, liegt gegen Westen. Die begünstigte Oertlichkeit macht es wahrscheinlich, daß sich hier schon zu sehr alter Zeit eine Niederlassung gebildet habe. Doch wird Rhat von keinem arabischen Schriftsteller erwähnt, mit Ausnahme Ebn Batuta's, des ruhmwürdigen Reisenden des vierzehnten Jahrhunderts. Auch scheint es nie ein großer Platz gewesen zu sein. Selbst gegenwärtig hat es nur etwa 250 Häuser, ist aber gleichwohl von ansehnlicher kommerzieller Wichtigkeit, da die Waarenzüge sowohl aus dem Süden, als auch von der Küste auf dem jährlich hier abgehaltenen Markte zusammenkommen. Die Bedeutung des Ortes würde sich ganz unberechenbar steigern, wenn die Eifersucht der Einwohner von Tauat die Eröffnung der direkten Straße von Rhat nach Timbuktu erlauben wollte. Diese jedoch thun Alles, was sie vermögen, um die erwähnte Straße verschlossen zu halten, damit sie selbst allen Nutzen aus diesem Karawanenhandel ziehen können. Denn letzterer ist nun gezwungen, den ungeheuren Umweg über Tauat zu nehmen.

Das Städtchen ist von einer unregelmäßigen, elenden Umwallung umgeben, die nur zehn Fuß hoch ist und vier Thore hat. Die Häuser sind nicht weiß, wie die der arabischen Städte, sondern sie haben die schmutzige Farbe der ungebrannten Backsteine und des Lehms, woraus sie gebaut werden. Ein einziges nennenswerthes Minaret und ein großes Gebäude, das als allgemeines Gasthaus benutzt wird, erheben sich über die flachen Dächer der übrigen Häuser. Die Palmpflanzungen der Oase sind im Allgemeinen von den Mauern der Stadt ein wenig entfernt. Etwa funfzig Häuser, aus Stein und Lehm erbaut, bilden eine Art Vorstadt; außerdem sind einige Hütten aus Stroh und Palmzweigen hie und da zerstreut. Die ganze Oase hat nicht mehr als etwa drei englische Meilen Ausdehnung. In den Gärten zieht man ein wenig Weizen, Gerste und Ghaseb oder Ghussub, das gewöhnliche Negerkorn, außerdem etwas Obst. Zu wie viel größerer Ausdehnung aber der Anbau gebracht werden könnte, das zeigen die neuen Anlagen, welche Hadj Ahmed seiner Pflanzung fortwährend hinzufügt. — Im südlichsten, erst jüngst angelegten, Theile dieser Pflanzung war ein großes Wasserbecken von 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite gebaut worden, wo sich von der Nordseite der Sandhügel her ein reicher Zufluß von Wasser ansammelt. Von diesem Becken aus werden Gemüsegärten von beträchtlicher Ausdehnung bewässert. So schreitet dieser wohlhabende Prinz jährlich in seinen Anlagen weiter; aber nur Wenige folgen seinem industriellen Beispiel.

Hadj Ahmed selbst war eine höchst interessante Erscheinung; ein Mann von ernstem und würdigem Benehmen, hat er sich, obwohl ein Fremder im Orte (er ist aus Tauat gebürtig), durch seinen Takt und durch glückliche kaufmännische Geschäfte zu einer fast fürstlichen Stellung emporgeschwungen. Seine Stellung als Oberherr von Rhat, gewissermaaßen in Opposition gegen die Tuareg-Häuptlinge, ist höchst eigenthümlich und erfordert einen großen Aufwand von Gewandtheit, Vorsicht und Geduld.

Ohne Zweifel sah er unsere Ankunft nicht ungern, sondern war vielmehr erfreut, eine Mission der englischen Regierung unter seinem Dache zu bewirthen. Auch schien er nicht abgeneigt, auf die Absichten Englands einzugehen. Gleichwohl blieben die Verhandlungen, mit denen Richardson von seiner Regierung beauftragt war, ohne wesentlichen Erfolg. Der Zweck dieser Verhandlungen war, einen Handelsvertrag mit den Tuareg-Häuptlingen zu Rhat abzuschließen; denn da sie die Herren mehrerer der wichtigsten nach Central-Afrika führenden Straßen sind, so war allerdings eine Vereinbarung mit ihnen von der höchsten Bedeutung für die Eröffnung des europäischen Handels in Afrika. Ich will hier nicht erörtern, worin die Ursache des Mißlingens lag. Vielleicht konnte die Verhandlung mit größerer Umsicht geführt werden; auch waren die Mittel der Expedition im Verhältniß zu der Größe des Zweckes zu ungenügend. Dazu kamen die vielen in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, die aristokratische Vielherrschaft in Rhat, die Abwesenheit einer großen Anzahl von Scheichs, die Habsucht der Tuareg und ihr Widerstreben gegen die Abschaffung des Sklavenhandels. Dieser letztere Gegenstand ward vielleicht etwas zu unvorsichtig schon in diesem Stadium der Verhandlung angedeutet.

Bevor wir uns nun von Rhat weiter nach Süden wenden, wird es zweckmäßig sein, einen Blick auf die ethnographischen Verhältnisse der Länder, in die wir jetzt eingetreten sind, zu werfen. Die gesammte ursprüngliche Bevölkerung von Nord-Afrika scheint von semitischer Abkunft gewesen zu sein, hat aber durch eine Mischung mit Stämmen, welche von oder über Aegypten hergekommen sind, ein fremdartiges, wenngleich verwandtes, Element aufgenommen. Hierdurch wurden viele Verschiedenheiten hervorgerufen, welche die Alten als Libyer, Mauren, Numiden, Liby-Phönizier, Gätuler u. s. w. unterschieden. Jedoch das Sprachidiom und der allgemeine Charakter des Volkes scheinen im Grunde dieselben gewesen zu sein, und es

kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Hauptmasse dieser verschiedenen Stämme zu der Race gehörte, die wir auf allerdings unwissenschaftliche Weise mit dem Namen „Berber" bezeichnen.

Dieser ursprüngliche nord-afrikanische Stamm wohnte in der historischen Zeit des Alterthums, wie sich aus manchen Andeutungen der Alten ergiebt, nicht bis an die wirkliche Grenze der nackten Wüste, sondern war hier von den Gegenden, welche der äthiopische Stamm inne hatte, beschränkt.

Die Berber scheinen sich in ihren ursprünglichen Wohnsitzen gehalten zu haben, bis sie durch die Araber verdrängt wurden. Denn von den früheren Eroberern des Landes, den Phönitiern, Römern, Vandalen und Byzantinern, scheinen sie mit einer gewissen Milde behandelt worden zu sein. Zum Theil nahmen sie selbst das Christenthum an, während einige Stämme beim Judenthum beharrten. Als aber die Araber sich der Herrschaft in Nord-Afrika bemächtigten, mußten die Berber sich vor diesen mohammedanischen Eroberern in die öderen, unfruchtbareren Gegenden zurückziehen, welche südlich von ihren bisherigen Wohnsitzen lagen. Die Epoche dieser Wanderung können wir nicht genau angeben; auch währte dieselbe allem Anscheine nach eine lange Reihe von Jahren, ja selbst mehrere Jahrhunderte. Die Bewegung begann offenbar im Westen mit den Lemtuna's und Ma-ssufa's, den beiden vornehmsten Abtheilungen der Senagha's oder Ssanhadja's; diese Stämme breiteten sich schon früh nach Süden aus, kamen mit den Negerstaaten in Berührung und gewannen die Oberherrschaft über sie in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Hedjra oder des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. In den Gegenden des mittleren Maghreb dagegen scheint die Auswanderung des Berber-Stammes mit der zahlreichen Einwanderung von Araber-Familien in Nord-Afrika in Verbindung zu stehen; diese aber fand statt in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts.

Die also aus ihren Sitzen vertriebenen Berber drängten in mehreren Abtheilungen vorwärts. Sie bilden den großen Stamm, der noch heute von den äußersten Ausläufern des Atlas bis über den sogenannten Niger und bis in's Herz des Sudan und vom Atlantischen Ocean bis nach Ssiwah und Kauar oder dem Längenthale von Bilma verbreitet ist.

Fragen wir nun nach dem gemeinsamedn Namen, mit dem diese Berber-Stämme der Wüste zu bezeichnen sind, so hat man sie bis

jetzt ohne genügenden Grund „Tuareg“, in der Singularform „Tarki“ oder „Targi“, genannt. Diesen Namen hielt man für ihren einheimischen, obgleich man ihn nicht genügend hat erklären können. Die Eingebornen selbst aber wissen von einem solchen Namen nichts; sie kennen ihn weder als allgemeinen Volks-, noch als besonderen Stammnamen, und eben so weisen sie meistens den Namen „Berber“ mit Verachtung zurück.

Der wirklich einheimische Name, welchen diese Nomaden der Wüste sich selbst beilegen, ist derselbe, unter welchem die Eingebornen Nord-Afrika's schon den Griechen und Römern bekannt waren (Mazix, Masix, Mazys, Mazax, und sogar Maxitanus), und der ihnen oder ihrem Stammvater mit der größten Bestimmtheit von Ebn Chaldun und andern arabischen Schriftstellern gegeben wird, nämlich Masigh oder Amasigh. Die jetzt gebräuchliche Form dieses Namens ist Amoscharh im Singular, Imoscharh im Plural und Temaschirht im Neutrum. Diesen Gesammtnamen würden sich alle weit zerstreuten Bruchstücke dieses großen Stammes gern gefallen lassen. Der andere Name, „Tuareg“, dagegen rührt von den Arabern her, welche sie wahrscheinlich deshalb so nannten, weil sie ihre frühere Religion aufgaben („tereku dinihum“, „sie verleugneten ihren Glauben“).

Diese Imoscharh, welche sich also gezwungen nach Süden zurückzogen, zerfallen in viele einzelne Stämme, von denen ich sprechen werde, wie ich sie im Verlauf meiner Reise berühre. Für jetzt handelt es sich nur um die Bewohner der Gegend von Rhat, welche gewöhnlich Asgar, häufig aber auch Hogar oder Hagara genannt werden. Das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Namen war früher zweifelhaft, ist aber nun durch die Veröffentlichung der Geschichtsbücher Ebn Chaldun's erklärt worden. Danach können wir annehmen, daß Hogar der allgemeine, umfassendere Stammname sei, der bald in weiterem, bald in engerem Sinne gebraucht wird, während Asgar eine besondere Abtheilung dieser Hogar bezeichnet.

Die Hogar (den Namen im engeren Sinne verstanden) sind die westlichen Nachbarn der Asgar. Sie wohnen an der Straße, welche von dem Brunnen Assiu nach Tauat führt. Der Mittelpunkt ihres Gaues ist das von den Arabern „Djebel Hagar“ genannte Alpenland, dessen einheimischer Name „Atakor“ zu sein scheint. Sie zerfallen in sechs große Zweige. Die Hogar selbst zählen kaum mehr als 500 Waffenfähige, während natürlich ihre Imrhad, d. h. Leib-

eigene, und Sklaven eine ungleich zahlreichere Schaar ausmachen. Trotz ihrer geringen Anzahl aber sind sie wegen ihrer Körpergröße und Stärke, und weil sie gut bewaffnet und im Gebrauch der Feuerwaffe nicht ganz ungeübt sind, von den übrigen Stämmen sehr gefürchtet. Sie leben fast ausschließlich von Fleisch und Milch und haben außer ihren Heerden nur wenig Lebensunterhalt, da sie keinen Tribut von den Karawanen erheben.

Den Namen der Asgar können wir bis in's Alterthum verfolgen, wo er in den Formen *Αὐσουριανοὶ* oder Austoriani um das Jahr 400 nach Chr. vorkommt und einen wilden, schon damals zu Kameel berittenen Räuberstamm in der Nähe von Cyrenaica bezeichnet. Schon von Edrissi (1153) werden die Asgar als in denselben Gegenden seßhaft erwähnt, in welchen wir sie heutigen Tages finden.

Das Gebiet, über welches die Asgar gegenwärtig herrschen, erstreckt sich vom Wadi Telia im Osten bis zum Wadi Sersua, etwa sechs Tagereisen westlich von Rhat, auf der Straße nach Tauat, und vom Brunnen Assiu im Süden bis zum Brunnen Nidjbertin im Norden. Trotz dieser großen Ausdehnung ihres Landes können die Asgar nicht mehr als etwa 500 bewaffnete Männer in's Feld stellen; denn sie bilden nur einen kleinen Theil der Bevölkerung, während die große Masse derselben aus den früheren, von den Asgar unterjochten Bewohnern besteht. Die Asgar selbst bilden eine Kriegeraristokratie, welche, aus fünf Familien oder „tiussi“ bestehend, in dreißig Unterabtheilungen oder „feia's“ zerfällt, jede mit einem unabhängigen Häuptling. Die Namen dieser fünf Familien sind: Uraghen, Imanang, Manghassatang, Isoghas und Hadanarang.

Die Uraghen oder Auraghen scheinen vor Alters eine sehr mächtige Familie gebildet zu haben, jetzt aber sind sie weit zerstreut, und ein großer Theil von ihnen lebt unter den Auelimmiden an dem nördlichen Ufer des Issa oder Niger. Gleichwohl bilden die Uraghen auch jetzt noch mit etwa 150 Familienhäuptern die ansehnlichste Abtheilung unter den Asgar; eine bedeutende Horde derselben ist in und bei Arikim angesessen, etwa 50 Meilen südlich von Rhat. — An Adel und hoher Würde scheinen in alter Zeit die Imanang noch höher gestanden zu haben, gegenwärtig aber sind sie zur äußersten Armuth und zu einer so geringen Zahl herabgesunken, daß nicht mehr als zehn Familienhäupter dieser Abtheilung angehören sollen. Im Volksliede wird dieser kleine Stammrest aber noch jetzt wegen der Schönheit seiner Frauen gepriesen. — Die dritte Abtheilung bilden

die Manghassatang, zu denen auch Hatita gehört; sie haben ihre leichten Leder- und Rohrbehausungen gewöhnlich im Thale Sersua.

Die beiden übrigen Abtheilungen, die Ifoghas und die Hadanarang, haben sich von dem Stamme abgesondert und gewissermaaßen das nationale Band, das sie früher mit den Asgar vereinigte, zerrissen. Die Ifoghas sind über die ganze Wüste zerstreut, und nur ein kleiner Theil von ihnen ist im Gebiete der Asgar geblieben und wohnt im Thale Afara, etwa halbwegs zwischen Rhat und Tauat. — Die Hadanarang, die südlich vom Gebiete der Asgar angesiedelt sind, sind im Grunde nichts Anderes als wandernde Freibeuter.

Auch die Tinylkum, von denen ich schon früher genauer gesprochen habe, sind weitläufig mit den Asgar verbunden, werden aber gegenwärtig nicht als „edel" oder vollkommen frei betrachtet.

Wie schon bemerkt, bilden die Asgar nur die herrschende Klasse; die große Masse der Bevölkerung dagegen besteht aus einer unterjochten und ihrer politischen Selbstständigkeit beraubten Menge. Diese untergeordneten Stämme werden in allen Ländern der Imoscharh mit dem Namen Imrhad bezeichnet. Die Singularform dieses Namens ist „amrhi" und bedeutet „leibeigen", ist also der gerade Gegensatz von „amoscharh", welches den „Freien", „Edlen" bezeichnet. Die Imrhad der Asgar unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung ansehnlich von der herrschenden Klasse, besonders die Frauen. Denn während die Imoscharh eine leidlich helle Farbe haben, sind sehr Viele der Imrhad fast schwarz; dessen ungeachtet aber haben die Männer einen schönen schlanken Wuchs und durchaus keine Negerphysiognomie, sondern zeichnen sich im Allgemeinen durch ihre regelmäßigen scharfen Züge und den berberischen Vorderkopf aus. Bei den Frauen dagegen treten diese Merkmale auf den ersten Blick mehr zurück und sie scheinen sich, wenigstens in ihren Formen, mehr den Negern zu nähern. Die Imrhad der Asgar bilden zusammen eine zahlreiche Menge und sind im Stande, etwa 5000 bewaffnete Leute in's Feld zu stellen. Ihre hauptsächlichsten Wohnplätze sind die kleine Stadt Barakat, wenige Meilen südlich von Rhat, welche wir im Verlauf unseres Marsches noch berühren werden, und die Stadt Djanet oder Janet, in einer höchst begünstigten, fruchtbaren Thalebene etwa 30 Meilen südsüdwestlich von Egeri gelegen. Diese Ortschaft ist der Aufmerksamkeit künftiger Reisenden sehr zu empfehlen, sowohl ihrer günstigen Lage als auch ihrer Bevölkerung wegen. Auch soll es hier mächtige auf-

rechtstehende Blöcke aus alten Zeiten geben, wahrscheinlich den früher beschriebenen cromlechartigen Monumenten ähnlich.

Diese beiden bevorzugten Oertlichkeiten der Wüste scheinen ganz den Imrhad als Lehnsleuten oder Insassen überlassen zu sein, unter der Bedingung, daß sie für die Pflanzungen und Gärten Sorge tragen und die Früchte einsammeln, von denen sie einen Theil an ihre Herren abliefern müssen. Das herrschende Geschlecht der Imoscharh lebt theils von der Arbeit dieser unterdrückten Klasse, theils von dem Tribute (Gherama), den die Karawanen entrichten müssen. Den Imrhad ist es nicht erlaubt, einen Eisenspeer zu führen, noch auch das Schwert — denn dieses letztere ist das Zeichen des freien Mannes —, auch müssen sie sich in ihrer Kleidung innerhalb bescheidener Grenzen halten. Die Meisten derselben können als feste Siedler oder als „kel“ angesehen werden, und auch die freien Asgar selbst bilden zum großen Theil eine Art Mittelglied zwischen den nomadischen und den fest angesiedelten Stämmen. Die Folge davon ist, daß Viele von ihnen nicht im Lederzelte oder dem „ehe“, sondern in einer runden konischen Hütte leben. Diese bildet den natürlichen Uebergang zu der charakteristischen Hütte Central-Afrika's und besteht aus Büschen und trockenem Gras; sie heißt „tekabber“.

# Fünftes Kapitel.

## Von Rhat bis Tintellust.

Mit freudigem Gefühl saß ich am Morgen des 25. Juli wiederum im Sattel und warf von dem hohen Rücken meines Meheri einen letzten Scheideblick auf die liebliche Oase von Rhat. Etwas über zwei Meilen südlich von der Stadt erreichten wir die bedeutende Pflanzung von Iberke. Diese soll noch zur Stadt Rhat gehören, ist aber nur durch einen geringen Zwischenraum von dem ersten kleinen Haine Barakats getrennt, welchen wiederum ein offener Platz von dem größeren Hauptwäldchen scheidet. Das Städtchen Barakat selbst, das am Fuße einer sandigen Anhöhe liegt, war durch den dichten Palmenhain unseren Blicken entzogen, und nur dann und wann gewannen wir durch eine lichtere Stelle einen Blick auf diese städtische Ansiedelung. Es war die letzte vor unserem Eintritt in die große Wüste, die Central- von Nord-Afrika scheidet.

Wir waren auf einen starken Tagemarsch vorbereitet. Um so mehr waren wir überrascht, als hier plötzlich am östlichen Ende der Pflanzung Halt gemacht wurde, um zu lagern. Der Grund lag darin, daß unsere Kameele im höchsten Grade einer guten Fütterung bedürftig waren; denn statt sie während unseres Aufenthaltes in Rhat auf die Weide zu führen, hatten sie ohne Zweifel unsere Freunde, die Tuareg, zur Arbeit benutzt. Das Versäumte sollte nun hier nachgeholt werden, wo allerdings eine Fülle des nahrhaftesten Kameelfutters vorhanden war.

Am Nachmittag beschloß ich, die Stadt Barakat zu besuchen, die etwa 1¼ Meile von unserem Lager entfernt lag. Dieselbe bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck und ist mit einer aus Lehm sehr regelmäßig aufgeführten Mauer — „agador" — umgeben, die etwa 25 Fuß hoch und mit viereckigen Thürmen versehen ist. Die Häuser hatten sämmtlich zwei oder auch drei Stockwerke und waren gut ge-

baut, der Lehm höchst sauber geglättet. Auch das Innere der Stadt zierten einige Palmbäume. An der Südseite liegt innerhalb der Mauer die Moschee, ein Gebäude von ansehnlicher Größe im Verhältniß zur Kleinheit des Städtchens. Sie hat einen hohen Minareh und war erst vor Kurzem weiß angestrichen, so daß sie sehr sauber aussah. Im Ganzen macht das Städtchen den Eindruck eines Kinderspielzeugs; so klein und niedlich ist Alles. Es hat nur etwa 150 Wohnungen und ist mit großer Regelmäßigkeit gebaut.

Während ich in den Straßen umherging, sah ich mehrere Frauen, wohlgebaut, von ziemlich vollen Formen und anständig gekleidet, ruhig an den Wänden der Häuser sitzen, um die Kühle des Nachmittags zu genießen. Obwohl ich mit einem gewöhnlichen Sudan-Hemd bekleidet und ziemlich sonnenverbrannt war, schien doch meine hellere Haut sie zu erschrecken, und einige zogen sich mit einem „la ilah" in das Innere der Häuser zurück.

Viele Einwohner schienen abwesend und waren wahrscheinlich in ihre Dattelwäldchen gegangen, um Sorge für die Ernte zu tragen; denn die Frucht war in der Reife. Die Stadt hat keinen Handel, wie Rhat, und der Reichthum der Einwohner hängt einzig von ihren Datteln und ihrer Saat ab.

Um nach unserem Lager zurückzukehren, wählte ich einen etwas längeren, südlicheren Weg und hatte dadurch Gelegenheit, einen bedeutenden Theil der Pflanzung zu sehen. Der Boden ist hier gewöhnlich mit Salz gesättigt, und die meisten Brunnen enthalten salziges Wasser. Bei ihrer großen Tiefe werden zum Schöpfen des Wassers Esel und auch Sudanrinder benutzt. Der Palmenhain von Barakat ist von beträchtlichem Umfange und mag wohl an 10,000 Bäume umfassen. Die Gärten waren gut gehalten; Korn war nur wenig angebaut, aber viel Gemüse. Zahlreiche aus Palmzweigen erbaute Hütten — die oben erwähnten „tekabber" — bilden hier eine Art Vorstadt. In ihnen wohnen die Imrhad, unter denen im Allgemeinen Zufriedenheit und Behaglichkeit zu herrschen schien. Auffallend war die große Menge kleiner Kinder. Die Frauen waren alle schwarz, aber gut gebaut und jedenfalls von höherer Entwickelung, als jene Mischlingsrace in Fesan. Die Männer trugen meist blaue Hemden und den schwarzen Gesichtsshawl, der von den Tuareg „tessil-gemist", von den Arabern aber „litham" genannt wird. Die Frauen waren nur mit der Turkedi oder dem Sudantuch bekleidet, das so um den Körper gewunden wird, daß der obere Theil, mit Einschluß der Brust,

unbedeckt bleibt. Die Männer rauchten fast insgesammt, von den Frauen bemerkte ich dies nicht.

Später machte ich auch noch einen kleinen Ausflug nach der östlichen Seite des Thals, das hier von dem Abhange der Akakus-Kette geschlossen wird. Aber unser Aufenthalt hier war keineswegs in aller Hinsicht erfreulich; denn sowohl am Abend als auch am folgenden Morgen wurden wir in unserem Lager von den Einwohnern von Barakat belästigt, welche mit der unverschämtesten Zudringlichkeit selbst das Innere unserer Zelte untersuchten.

Es war ein schöner, heiterer Morgen im ersten belebenden Stadium der Wärme, als wir am 26. Juli zur Weiterreise aufbrachen. Etwa anderthalb Meilen weit zog sich die Pflanzung noch hin und endete dann an dem Bett eines Gießbaches, welcher zur Zeit noch etwas Regenwasser bewahrte. Weiterhin passirten wir ein anderes kleines Rinnsal, welches deshalb nicht uninteressant ist, weil sein Name „Koramma" in der Haussa-Sprache „Regenbach" bedeutet und offenbar aus dieser Sprache entlehnt ist. Später lagerten wir in einem drei bis vier Meilen breiten Thale, das mit reichem Graswuchs bedeckt und voller Ethelbäume war, in der Nähe des Brunnens Issaien. Hier warteten wir auf Uteti. Er kam endlich gegen Abend an. Nun wurde beschlossen, während der Nacht zu reisen, um die kleine Kafla der Kel-owi einzuholen, von der wir Schutz und Gesellschaft auf unserem Wege nach Air erwarteten. Da sie bereits einen bedeutenden Vorsprung vor uns hatten, war es zwei Uhr nach Mitternacht, als wir unsere neuen Freunde in einem Thale nahe bei dem Brunnen Karada gelagert fanden. Trotz aller Fehler, die wir bald an ihnen entdecken sollten, erwiesen sich doch diese Kel-owi, in denen Berber- und Sudan-Blut eigenthümlich gemischt ist, als die geeignetsten Vermittler, um uns in die unbekannten Gegenden des Südens einzuführen. Die Hauptpersonen der kleinen Karawane, mit der wir jetzt in nähere Berührung treten sollten, waren Annur, Didi und Farredji. Annur war ein Verwandter des gleichnamigen mächtigen Häuptlings der Kel-owi und wurde zur Unterscheidung Annur Karami — „der kleine Annur" — genannt. Er war ein liebenswürdiger Mann von einnehmendem Aeußeren und gefälligen Manieren, aber ohne Energie, so wie wir deren zu unserem Schutze bedurften, und nichts weniger als kriegerisch. Didi und Farredji waren beide befreite Sklaven von gänzlich verschiedenem Aussehen und Charakter. Jener war von schmächtiger Gestalt, mit stark mar-

kirten Zügen, die einen bedeutenden Grad von Schlauheit und Verschmitztheit erkennen ließen. Farredji dagegen war ein untersetzter Mann mit breiten, groben Gesichtszügen, in denen offene Böswilligkeit als der hervorstechendste Zug seines Charakters deutlich ausgeprägt war. Augenblicklich jedoch hatten wir nur wenig Zeit, uns näher mit ihnen bekannt zu machen, da wir am nächsten Morgen früh aufbrechen sollten und bis dahin noch der Ruhe bedurften.

Außerdem ward unsere Reisegesellschaft noch vermehrt durch Abd el Kader, einen Tauater, welcher mit der von Mekka heimkehrenden Pilgerkafla bis Rhat gekommen war und sich dort den Kelowi angeschlossen hatte, um nach Agades zu gehen. Er war ein gewandter und munterer Gesell von heller Farbe und angenehmem Aeußern, aber einäugig, da er das eine seiner Augen in einem Streite eingebüßt hatte. Er war ungemein stolz auf sein langes Gewehr mit gutem englischen Schlosse. In seiner Jugend hatte er den „Rais“ (Major Laing) in Tauat gesehen und er hatte eine gewisse Vorstellung vom Treiben der Europäer, namentlich der Engländer.

Unsere vereinigte Kafla bestand nun wieder aus etwa 60 Kameelen. Bald, nachdem wir am 27. Juli aufgebrochen, erreichten wir das südliche Ende des Thales. Hier steht eine Burgruine, deren Ursprung den Tinylkum zugeschrieben wird, welche früher ihren Wohnsitz in diesen Gegenden gehabt und längere Zeit selbst über Rhat geherrscht haben sollen. Auch ein Brunnen in der Nähe hat den Namen Tinylkum.

Wir fingen hier an, einen engen Paß zu ersteigen, welcher sich am Abhange eines jähen Vorgebirges des Plateau's hinschlängelt. Fast eine Stunde brauchten wir, um auf die Höhe zu gelangen; dann zogen wir auf dem Plateau weiter, und nach vier Meilen stiegen wir nochmals einen etwa 180 Fuß hohen felsigen Abhang hinan. Bald darauf lagerten wir in dem mit Sfidderbäumen und Kräutern bewachsenen Thale Erasar-n-Akeru, an einem sehr anmuthigen Platze. Denn ein großes Wasserbecken, etwa 200 Fuß lang, 120 Fuß breit und von beträchtlicher Tiefe, hatte sich hier inmitten der Felshöhen gebildet. Auf einer in der Felsschlucht sich ausbreitenden Terrasse, etwa 200 Fuß höher, fand ich ein zweites kleineres Becken, das aber gleichfalls von großer Tiefe war. Bei großen Regengüssen bildet sich von dem einen Becken zum anderen, den Felsabhang hinunterstürzend, ein Wasserfall. Die ganze Scenerie gewährt einen überraschenden und erfrischenden Anblick; sie versetzt den Reisenden

gewissermaaßen aus den unermeßlichen Sandwüsten, die er hier zu finden erwartet, in die liebliche Region der Alpensee'n.

Am 28. Juli durchzogen wir eine Landschaft von sehr unregelmäßiger Bildung, welche reich mit Gras, vorzüglich „ssebot", bewachsen war. Sehr schöne Esel und Ziegen weideten hier; ihre Hüter waren in Lederschurze gekleidete Schwarze. Wir lagerten kurz nach Mittag am Fuße der ansehnlich ansteigenden steilen Felsklippen, welche wir am folgenden Tage zu erklimmen hatten.

Der Marsch des nächsten Tages (29. Juli) führte uns in die Hochlande der Asgar. Wir fingen unser beschwerliches Tagewerk früh am Morgen an. Der Pfad schlängelte sich zwischen abgelösten Felsblöcken hindurch an einem steilen, jähen Abhange hin. Der Weg war für die Kameele sehr schwierig, weil er rauh und voll losen Gesteins war. Mehrere Ladungen wurden abgeworfen und das Boot erhielt einige furchtbare Stöße. — Die Gebirgsmasse besteht aus röthlichem Sandstein, der dann und wann von grünlichem Mergelschiefer unterbrochen wird. — Fast zwei Stunden brauchten wir, um auf die Höhe zu gelangen. Von hier hatten wir dann einen Ueberblick über den Gebirgsrücken, der sich östlich nach Arikim hin erstreckt. Sein Uebergang soll noch schwieriger sein. Ich vermuthete damals, daß dieses Hochland der Asgar, in welches wir jetzt eingetreten waren, identisch sein möge mit dem berühmten Djebel Tantana der arabischen Geographen, aber während manche von ihm angegebene Besonderheiten damit vortrefflich übereinstimmen, widerspricht doch Anderes einer solchen Ansicht entschieden, und es würde jener Gebirgsgau danach mehr nach Südwesten verlegt werden müssen. Das Ganze bildet eine Wildniß von phantastischen, unheimlich schwarzen Sandsteinfelsen, unterbrochen von tiefen Schluchten, in denen sich kleine permanente See'n gebildet haben. Unser Weg schlängelte sich auf diesem rauhen, borstenartig aufsteigenden Felskamm in beständigen Zickzackwindungen entlang. Die Oberfläche des wunderbar zerrissenen und zerklüfteten Sandsteins nahm überall die Gestalt von Pfeilern an, so daß das wilde Bild einem Felsenwald nicht unpassend zu vergleichen war. Zu anderen Zeiten wieder führte unser Weg durch enge Klüfte zwischen terrassenförmig abgestuften Felsmassen hindurch, wie es die nachstehende Skizze (S. 108) veranschaulichen mag.

Dieses Bergland oder vielmehr dieser Hochrücken ist in jeder Hinsicht bemerkenswerth und bildet einen charakteristischen Zug in diesem Theile Nord-Afrika's; denn es scheint mir kaum zweifelhaft,




daß dieses Felsgrat, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, von den höchsten Erhebungen im Lande der Tebu Reschade über El War auf der Bilmastraße bis nach der Hocherhebung des Gebirgslandes der Hogar sich hinzieht und somit zu der Bildung einiger wasserreicher und in ihrer Art sehr fruchtbarer Thäler, wie Djanet, Temessanin und vieler anderer, Anlaß giebt. Es hat eine durchschnittliche Höhe von 4000 bis 5000 Fuß über dem Meere und bildet die höchste Erhebung der Wüste zwischen Tripoli und Asben. Auch war dies der höchste Paß, den ich überhaupt auf meinen Reisen in Afrika durchzogen habe. Wir lagerten bald nach drei Uhr in einer kleinen Schlucht, in der hier und da etwas Gras wuchs.

Nach einem stets in Windungen sich hinschlängelnden Marsch von drei Meilen begannen wir am nächsten Morgen (30. Juli), von diesem höchsten „col" oder Kamm des Hochlandes einen gewaltigen Abstieg in eine tiefere Region zu machen. Unser Weg führte uns durch eine wilde, tief eingerissene Schlucht, die auf beiden Seiten von hohen Felskuppen überragt ward, und allmählich, wie wir vorwärts rückten, nahm die wild zerklüftete Landschaft einen immer großartigeren Charakter an. Sie ist nicht allein großartig in ihren massenhaft ausgeprägten Formen, sondern auch höchst bemerkenswerth durch den hier stattfindenden Uebergang vom Sandstein zur Granitformation.

Zwei volle Stunden brauchten wir, um den beschwerlichen Paß hinabzusteigen; dann gelangten wir auf die Sohle einer Schlucht von etwa 60 Fuß Breite, die gelegentlich den Bergwassern als Abfluß dient. Hier nimmt das Thal eine Seitenschlucht auf, die von Norden kommt. Sie ist an der Mündung ziemlich breit, aber weiterhin engt sie sich zwischen vollkommen steilen Felswänden von mehr als 1000 Fuß Höhe, welche künstlichen Mauern gleichen, zu einer ganz schmalen Kluft ein, die in wildester Natur zwischen den Felsmassen herabsteigt, und in der sich gelegentlich ein rauschendes Bergwasser Bahn bricht. Am Fuße dieser Felsstromrinne hat sich in einer Höhle des Bodens ein kleines Becken mit schönem, frischem Bergwasser gebildet. Die nachstehende Skizze wird dazu dienen, diesen interessanten Felskessel zu veranschaulichen. — Dies ist das merk-



würdige Thal Egeri; es ist identisch mit dem Thale Amais oder Mais, das schon vor manchen Jahren dem Namen nach in Europa bekannt geworden.

Bald nach der Vereinigung der beiden Schluchten erweitert sich das Thal zu 150 Fuß Breite. Gräser beginnen sich zu zeigen, Talha- und Ethelbäume schmücken die Landschaft, und die wohlriechende Schia (Artemisia odoratissima) bietet den Kameelen eine willkommene Nahrung. Von größerem Interesse noch war für uns das Vorkommen der Asclepias gigantea, die hier schon eine Höhe von 20 Fuß

erreichte. Dies deutet auf den Eintritt in eine neue Vegetationszone; denn obgleich wir einzelne Exemplare dieser Pflanze schon bei Mursuk gesehen hatten, so gehört sie doch eigentlich dem tropischen Afrika an und hat hier eine überaus große Verbreitung.

Nachdem wir etwa drei Meilen vom Wasserplatz weiter gezogen, lagerten wir im Schatten eines gewaltigen Ethelbaumes, dessen Zweige sich so weit ausbreiteten, daß unsere ganze Reisegesellschaft reichlichen Platz unter denselben fand. In der Fortsetzung dieses Thales, etwa 30—35 Meilen in westnordwestlicher Richtung entfernt, liegt die schon erwähnte Ortschaft Djanet in einer fruchtbaren Thaloase, die von mehreren Quellen lebendigen Wassers befruchtet wird. Ohne Zweifel liegt diese begünstigte Fruchtstätte an dem südlichen steilen Abhange desselben Gebirgsstammes, den wir heute Morgen passirt hatten. Gern hätte ich diesen anziehenden Platz besucht, allein während wir hier gelagert waren, kam uns die Nachricht zu, daß uns gerade von Djanet her eine große Gefahr bedrohe. Es ward uns nämlich durch einen Boten von Rhat gemeldet, daß der mächtige Häuptling Ssidi Djafel inek (der Sohn des) Ssakertaf, welchem Viele der um Djanet wohnenden Imrhad als Leibeigene untergeben sind, die Absicht habe, unsere Expedition zu überfallen und auszuplündern. Obgleich sich diese Nachricht später als unbegründet erwies, verursachte sie doch anfangs eine gänzliche Störung unserer Pläne.

Nachdem wir einen Tag gerastet, zogen wir am 1. August weiter. Wir ließen den nach Djanet führenden Hauptarm des Thales zur Rechten. Die umgebenden Felsklippen wurden allmählich flacher und niedriger. Hier konnten wir beobachten, wie der Granit, der jetzt an die Stelle des Sandsteins tritt, anfänglich in niedrigen, zerrissenen Felsriffen erscheint, dann aber allmählich den ganzen Distrikt einnimmt. Der Sand, welcher bisher fast ausschließlich den Boden gebildet, wird jetzt von Kies und Granitschutt verdrängt. Das Land nahm so einen ganz verschiedenen Charakter an, und die Schichtenbildung der Sandsteinregion war ganz verschwunden. Mit dem Beginn der ausschließlichen Granitformation wird das Land öder als je, und es treten jetzt jene ungeheuren „Spiegelebenen“ des eigentlichen Inneren der Wüste auf, die noch weit unfruchtbarer und eintöniger sind, als die Hammaden oder Hochebenen der Sandsteinregion.

Wir begegneten heute einer Sklavenkafla, die 40 bis 50 meist weibliche Sklaven mit sich führte. Einem alten Herkommen gemäß brachte Jeder unserer Kel-owi von seinem Vorrath ein Maaß

Datteln und schüttete es auf ein Tuch, das der Führer jener Karawane auf dem Boden ausgebreitet hatte. Kurz vor Mittag schon lagerten wir in dem breiten flachen Thale Edjendjer, wo sich noch etwas spärlicher Graswuchs findet und sich so ein nothwendiger Haltpunkt für die von Norden kommenden Karawanen bildet. Denn von hier erstreckt sich mehrere Tagereisen weit gegen Südwest der kahle, nackte Wüstenspiegel.

Am nächsten Tage (2. Aug.) begannen wir unseren Marsch über die vor uns liegende große öde, wasserlose Ebene, die nur durch einzelne Granitgipfel oder unfruchtbare Thalbildungen unterbrochen wird. Nach etwa neun Meilen erschien zu unserer Rechten der interessante kegelförmige Berg Tiska, der sich etwa 600 Fuß über die Ebene erhebt und von anderen, kleineren Kegeln umgeben ist. Bald darauf zeigte sich links vom Wege eine steile Erhebungskette Namens Mariau. Der Boden war meist grober Kies, aber mit feinem Granitsand untermischt. Der Mariau ist dem Eingebornen das Merkzeichen der nackten, meerartigen Wüste, der „tenere“ oder „tanere“. Der Anblick dieser weiten Fläche schien unsere wilden, an schweifendes Leben gewöhnten Gefährten zu begeistern, und mit angespornter Rüstigkeit, begleitet von ihren Wüstengesängen, zogen wir über die unbegrenzte Ebene dahin, bis wir endlich nach Sonnenuntergang auf dieser kahlen, kiesigen Fläche lagerten, an einer Stelle, wo nicht das geringste Kraut und kein Splitter Holz zu finden war.

Am folgenden Morgen brachen wir in gesonderten Trupps auf, weil Jeder so bald als möglich die Sandhügel zu erreichen wünschte, die wir in einer Entfernung von etwa fünf Meilen vor uns liegen sahen. Denn hier hofften wir ein wenig Futter für unsere ausgehungerten Kameele zu finden, und in der That waren an den Gehängen der schneeweißen Sandhügel einzelne Büschel „ssebot“ zerstreut, welche selbst einer kleinen Anzahl von Schmetterlingen und Libellen Nahrung und somit die Möglichkeit gewährten, in dieser traurigen Einöde zu leben. Die Sandhügel lagerten sich an beiden Seiten des Weges oder durchschnitten denselben. Der Granit liegt nur wenige Fuß unter der Oberfläche des sandigen Bodens, zuweilen durchbricht er auch denselben und zeigt sich in schöner blauer Färbung. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung zauberte heute vor unseren Blicken die prachtvollen Trugbilder von Seelaken und frischen Weidegründen hervor, wie denn überhaupt die von der Sonnengluth erhitzte Wüste voll täuschender Gebilde ist. Wir lagerten in geringer

Entfernung vom Brunnen Falesseles oder Afalesseles, welchen wir am nächsten Morgen (4. August) erreichten.

Es war dies nicht eben ein angenehmer Lagerplatz; denn es fand sich hier nicht der geringste Schatten und eben so wenig war hier Futter für die Kameele. Sie mußten deshalb, nachdem sie getränkt waren, alsbald nach einer 7—8 Meilen entfernten Weidestätte getrieben werden. Gleichwohl ist dieser Punkt wegen des Brunnens, welcher leidliches Wasser in reichlicher Fülle enthält, für den Karawanenhandel von großer Wichtigkeit und bildet deshalb eine nothwendige Station auf dieser Straße. Unser Lager war, zumal nachdem unsere treuen Reisegefährten fortgeführt waren, deren Gegenwart dem Reisenden in diesen Einöden überaus lieb und werth ist und ihm ein gewisses Gefühl der Sicherheit einflößt, sehr einsam und verlassen. Der Tag war bei vollkommener Windstille drückend heiß; um 12½ Uhr hatten wir im besten Schatten, den wir uns verschaffen konnten, 44° C., und um 2 Uhr war es wahrscheinlich noch wärmer. — Wir rasteten hier auch noch den folgenden Tag. Hier stieß Uteti, der uns in unserer gefährdeten Lage wichtig war, wieder zu uns. In ein blaues Sudantuch gehüllt und auf seinem kleinen hübschen Meheri reitend, bildete er aus der Entfernung eine ganz stattliche, höchst eigenthümliche Erscheinung.

Am 6. August machten wir einen langen Marsch von 12 Stunden. Unser Weg führte uns auch heute über eine kiesige kahle Ebene, die fast ganz ohne Vegetation war. Gleich nach unserem Aufbruch hatten wir einige nicht eben hohe Sandhügel zu ersteigen; mitunter zogen kleine Erhebungen von Quarzsandstein quer durch dieses leichtgewellte Sandmeer hindurch. Ueberhaupt zeigte das ganze Gebiet eine auffallende Mischung von Sandstein- und Granitformation; es fand sich grünliches Quarzgerölle neben weißen und rothen anstehenden Sandsteinen. Wir nahmen endlich unseren Lagerplatz in einer Art von flachem Thal Namens Tarhareben, an der Nordseite einer höchst imposanten, cyklopenartig gegliederten Masse von seltsam gestalteten Sandsteinblöcken, die würfelförmig in steil aufsteigenden Wänden auf einander gethürmt sind und sich zu einer Höhe von etwa 150 Fuß über der Ebene erheben. Einige schöne Talhabäume schmückten unseren Lagerplatz, welcher mit seiner Umgebung von wunderbar gestalteten Felsmassen wenigstens eine angenehme Abwechselung in dieser Wüstenlandschaft bildete.

Auch am 7. August hatten wir einen langen und mühseligen

Tagemarsch. Der Boden ward nun rauh und steinig, voller Felsaufsprünge, von denen sich kleine Kegel und Kuppen erhoben. Dann folgten breite flache Thäler, mitunter mit einigen Kräutern überwachsen, gewöhnlich jedoch ganz nackt. Indeß, so kahl und verlassen auch dies Land erscheint, finden sich hier doch große Heerden sogenannter wilder Ochsen — Antilope bubalis oder Alcephalus bubalis —, welche frei umherstreifen und ihren Zufluchtsort verändern, je nachdem sie hier oder dort mehr oder weniger verfolgt werden. Unsere Leute versuchten sie zu jagen, aber ohne Erfolg. Zwar erscheinen diese Thiere sehr wenig behend, aber doch erklimmen sie die Felsen mit großer Leichtigkeit und in Folge der wild zerrissenen Oberfläche des Bodens verlieren sie sich bald aus dem Gesicht.

Etwa um fünf Uhr Nachmittags hatten wir zur Linken unseres Weges bedeutendere Höhen, die wohl bis 1000 Fuß anstiegen. An diese imposante Bergmasse lehnte sich eine verwirrte Gruppe von Felsklippen und senkrecht abstürzenden, pfeilerartig isolirten Granitblöcken. Diese durchzogen wir, gemach ansteigend, bis wir den höchsten Punkt erreichten, von wo wir dann in ein flaches Thal niederstiegen, das mit einer hübschen Menge Krautwuchs und einigen Talhabäumen bewachsen war. Hier, wo die ausgehungerten Kameele einige frische Nahrung fanden, schlugen wir unser Lager auf und gönnten uns und den Thieren nach dem ermüdenden Marsche die erwünschte Ruhe.

Am nächsten Tage (8. August) zogen wir anfangs etwa 1½ Meilen weit auf einem gewundenen Wege durch pfeilerartige Granitmassen. Dann ward die Landschaft offener und freier. Vor uns jedoch wurden bedeutende Bergmassen sichtbar, welche die Gebirgslandschaft Anahef bilden; dieselbe soll einige günstige Weideplätze enthalten. Weiterhin zweigte sich westlich von unserem Wege ein Pfad ab, welcher nach Tadent führt, einer durch Wasser und Pflanzenwuchs begünstigten Stätte, so daß dort einige Asgar-Familien ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen haben. Auf unserem weiteren Wege war der Boden mit Bu-rekkeba bedeckt, einer Art saftigen, 2 bis 3 Fuß hoch wachsenden Grases, das die Kameele sehr lieben, das uns aber auf unserer Straße bisher noch nicht vorgekommen war. Endlich bogen wir hinter dem Ausläufer eines in die Ebene vorspringenden Spornes in das breite Thal Ngakeli ein, das von zwei malerischen scharfgeformten Felszügen eingeschlossen ist. Das Thal zeichnete sich durch eine Fülle von Pflanzenwuchs aus, wie wir sie seit unserem Eintritt in die Wüste noch nicht gesehen hatten. Namentlich bemerkenswerth waren uns die ersten

Exemplare des Balanites Aegyptiacus, eines Baumes, welchen die Araber „hadjilidj", die Haussa-Stämme „addua" nennen. Die seilähnlichen Wurzeln des Baumes, die vom Regenwasser bloßgelegt waren, krochen in gewaltiger Länge am Boden hin. Aus diesen Wurzeln werden vorzugsweise die Schäfte der leichteren Speere gemacht.

Von der Bedeutung dieser Oertlichkeit überzeugte mich ein Spaziergang von etwa zwei Meilen im Thale entlang. Nach unserer langen Wanderung durch die nackte, kahle Wüstenlandschaft empfand ich selbst ein außerordentliches Behagen an dieser relativen Fülle und Schönheit der Natur und konnte vollkommen die Begeisterung würdigen, mit der die Eingebornen diese begünstigteren Unterbrechungen der weiten Wüste betrachten. Auch freuten sich unsere Kel-owi ungemein, als ich ihnen erklärte, wie sehr ich die schönen Addua's bewundert hätte. Ueberhaupt waren sie, so lange sie nichts zu erbitten hatten, angenehme und liebenswürdige Gefährten. Sie bewirtheten mich heute mit ihrer wohlschmeckenden „fura", d. h. rohem Brei von Negerhirse, gewürzt mit Ziegenkäse und mit Wasser übergossen. Dies ist das beliebteste und in vielen Fällen einzige Gericht der Bewohner von Asben.

Am Abend kamen einige Jäger aus Tadent in unser Lager. Richardson kaufte von ihnen einen beträchtlichen Vorrath von getrocknetem Fleisch des Wadan oder Audad (Oryx Gazella), einer großen, stämmigen Antilope, die in den Bergdistrikten der Wüste sehr zahlreich ist und meist in Gesellschaft mit dem wilden Ochsen getroffen wird.

Bei Tagesanbruch setzten wir uns am 9. August wieder in Bewegung und zogen sogleich durch einen engen Paß, an welchem sich einige prachtvoll geformte Kuppen erhoben. Unter diesen zeichnete sich der hierneben skizzirte Berg nicht allein durch seine Höhe (er erhebt sich etwa 5000 Fuß über der Meeresfläche und ist der höchste Gipfel zwischen Falesseles und Air), sondern auch durch seine scharf und schön gezeichnete Form aus. An ihn schloß sich ein niedrigerer Felszug mit sehr bestimmtem, aufstrebendem Kamm. Kleine felsige Aufsprünge mit Bergkrystallen zogen sich unserem Pfade parallel. Nach einem weiteren Marsch von 7½ Meilen erstiegen wir eine beträchtliche Kette zerrissener



Anhöhen, von deren Kamm wir uns in das Thal Arokam hinabsenkten. Dies ist eine tiefe wilde Schlucht, die, von hohen, abschüssigen Felsen umgeben, eine der großartigsten Ansichten in der Wüste bildet. Schon früh am Tage lagerten wir in dem Thale, ungefähr eine halbe Stunde von dem gleichnamigen Brunnen entfernt.

An demselben Abend kam eine bedeutende Karawane, die hauptsächlich aus Anisslimen oder Merabetin aus Tin-tarh-ode bestand und auf dem Wege nach Rhat begriffen war, bei dem Brunnen Arokam an. Wie wir am nächsten Morgen hörten, hatten sich diese Leute mit Lebhaftigkeit dagegen ausgesprochen, daß wir ihr Land besuchten, namentlich aber, daß wir uns ihrer heiligen Stadt näherten. Die feindliche Gesinnung dieser Karawane veranlaßte uns, sogleich von hier aufzubrechen und einen wenig entfernten Haltpunkt aufzusuchen, während wir sonst einen Tag an dieser Stelle würden gerastet haben. Wir betraten sogleich ein Zweigwadi, das unserem Lagerplatz gegenüber in das Thal Arokam mündete. In mannichfachen Windungen hielten wir uns nun durch mehrere Thäler entlang, bis wir nach etwa drei Meilen anstiegen und einen höchst interessanten Paß oder Einsturz in der Erhebungskette passirten; zu beiden Seiten des Weges stiegen terrassenförmige, steil geschichtete Wände mit regelmäßigem Hochkamme empor; besonders war die Wand auf der Ostseite bemerkenswerth. Der nachstehende Holzschnitt giebt eine Ansicht dieser interessanten, aus senkrechten Gneisschichten bestehenden Bergkette. Die höchste Kuppe



erhob sich bis zu etwa 1000 Fuß; die allgemeine Erhebung mochte 600 Fuß über der Thalsohle betragen. Unmittelbar hinter diesem Passe lagerten wir schon bald nach acht Uhr Morgens.

Nachdem wir am 11. August etwa zwei Meilen auf einem unregelmäßigen Boden zurückgelegt hatten, der aus verwittertem Granit bestand und von Gneiskämmen durchzogen war, erreichten wir eine höhere Fläche und gewannen von hier einen Blick über die hinter dem rauhen Granitterrain sich ausbreitende weite kiesige Ebene. Weiterhin näherten sich die zur Rechten und Linken ansteigenden Erhebungen einander immer mehr und bildeten so eine Art breiten Sattels oder Passes. Hinter dieser Verengung betraten wir eine kahle Ebene mit grobem Kiesboden; dann folgten zusammenhängende Höhenzüge auf beiden Seiten, zwischen denen sich mehr oder weniger regelmäßige Thäler bildeten. Das bemerkenswertheste unter diesen ist das Thal Assettere, in dessen oberem Theile sich der wohlbekannte Brunnen Tadjett-erat befindet. Wir ließen diesen, da wir noch mit Wasser versehen waren, seitwärts liegen und lagerten etwas weiterhin in einem Thale, das reichlich mit Kräutern bewachsen war. Gegen Sonnenuntergang bestieg ich die sehr bedeutenden östlichen Felswände und verschaffte mir von der höchsten Spitze, die sich wohl 1200 Fuß über den Thalgrund erhebt, eine ausgedehnte Fernsicht. Die gange Formation besteht aus Granit und ihm verwandten Steinarten, Glimmer, Quarz und Feldspath. Der Thalgrund trug unverkennbare Spuren eines Regenbaches, welcher gelegentlich den Boden erfrischt; dasselbe war der Fall bei mehreren kleinen Schluchten, welche von den südöstlichen Felsmassen herabsteigen.

Wir waren recht übel daran, weil zwei unserer Diener zur Arbeit fast ganz untauglich waren; denn sie litten am Guinea-Wurm oder der „vena Medinensis", einer abscheulichen, in ganz Central-Afrika weit verbreiteten Krankheit. Eine Hauptveranlassung derselben scheint darin zu liegen, daß man oft gezwungen ist, schmutziges stehendes Pfützenwasser zu trinken, welches zumal in der Hitze die bösesten Säfte hervorbringt. An Frauen habe ich nie ein Beispiel dieser Krankheit wahrgenommen. Ich habe mich während meiner Reisen in Central-Afrika stets vor derselben gefürchtet, aber glücklicherweise verloren sich bei mir sowohl als auch bei Overweg und später bei Dr. Vogel die Ursachen zu ihr in einem weniger schweren Uebel, nämlich in offenen Wunden an den Beinen, die uns fast alljährlich am Ende der Regenzeit befielen.

Am 12. August schlängelte sich unsere Straße im Thale entlang. Aus zwei Brunnen, die wir am Wege antrafen, nahmen wir einen geringen Vorrath Wasser ein und scheuchten dabei einige Schwärme

wilder Hühner auf, die hier einen einsamen Zufluchtsort gefunden hatten. Die Granitformation am Fuße der östlichen Felswand war überaus schön und hatte ganz das Aussehen von Syenit. Die Vegetation in diesen abgeschlossenen Thälern war abwechselnd und lebhaft. Ehe wir indeß das Ziel unseres heutigen Marsches, den Brunnen Issala oder Aissala, erreichten, änderte sich der Charakter der Landschaft gänzlich. Die Felswände waren zerrissen und Massen von Blöcken waren cyklopenartig aufeinander gethürmt, die Einsenkung selbst aber war so mit Granitblöcken bestreut, daß kaum eine Passage frei blieb. Ueber diese wüst durcheinander geworfenen Massen abwärts steigend erreichten wir den Brunnen und waren sehr erfreut, hier endlich die Karawane der Tinylkum wieder einzuholen, von der wir uns vor mehr als einem Monat im Thal Elauen getrennt hatten. Während wir den Umweg über Rhat machten, hatten die Tinylkum mit unserem Gepäck die gerade Straße über Arikim eingeschlagen. Jetzt warteten sie hier seit vier Tagen auf uns. Mit freudigem Gefühl begrüßten wir unsere alten Reisegefährten wieder; auch gereichte es uns zu großer Beruhigung, unser Gepäck insgesammt in bester Ordnung zu finden. Auch Mohammed Boro, der von Elauen bis hierher sich in Gesellschaft der Tinylkum gehalten hatte, war von jetzt an wieder unser Reisegefährte. Wir lagerten in geringer Entfernung von unseren Freunden in einer von den westlichen Felsklippen gebildeten Bucht.

Unmittelbar über dem Brunnen erhebt sich eine verworrene Menge großer Granitblöcke, deren untere Lage mit Tefinagh-Inschriften bedeckt ist. Eine von diesen, welche ich deshalb kopirte, war mit so außerordentlicher Sorgfalt geschrieben, daß man sie, wenn sie in der Nähe der Küste gefunden worden wäre, sicher allgemein für punisch ansprechen würde.

Wir blieben, weil wir unser gesammtes Gepäck umzupacken und für den bevorstehenden Marsch die Schläuche frisch mit Wasser zu füllen hatten, an diesem Haltpunkt bis zum folgenden Nachmittag. Auch dann zogen wir nur eine kurze Strecke weiter und lagerten in demselben Thale an einer Stelle, wo reichliches Kraut den Boden bedeckte und also Vorrath für den Marsch über die vor uns liegende öde Wüste gesammelt werden konnte.

Bis hierher hatte uns Uteti, der Tuareg-Häuptling aus Rhat, begleitet. Obgleich nach dem zu Mursuk getroffenen Uebereinkommen die Asgar-Häuptlinge uns bis Air hätten geleiten sollen, so wollte

doch Uteti hier, gerade wo das eigentlich gefährliche Gebiet erst anfing, zurückkehren. Vorher jedoch hatte Herr Richardson mit ihm einen heftigen Streit, da er noch einen hohen Preis für seine bereits bezahlten Dienste verlangte. Nur mit Mühe gelang es, ihn mit 30 Dollars zu befriedigen. Auch bei mir hatte er mit großer Zudringlichkeit gebettelt, bis ich ihm endlich ein Stück weißen Musselins und einen rothen Shawl gab.

Kaum war dieser Freund und Beschützer zufrieden gestellt, als schon ein Anderer mit gleichen Ansprüchen an unsere Erkenntlichkeit hervortrat. Gleich am nächsten Morgen, als wir eben aufgebrochen waren, sandte Mohammed Boro unter der Hand meinen gewandten Freund, den Tauater Abd el Kader, an mich ab, um mir einen Vortrag über seine (Boro's) unbegrenzte Macht und seinen Einfluß in dem Lande, welches wir bald betreten sollten, zu halten. Mir war es freilich längst klar, wie wichtig es für uns gewesen wäre, uns die Freundschaft dieses Mannes zu gewinnen; allein bei der Beschränktheit unserer Mittel hatte Herr Richardson es sich zum Grundsatze gemacht, nur im Falle der dringendsten Nothwendigkeit etwas zu geben, ein Verfahren, durch welches freilich ein Geschenk, wenn es denn endlich gegeben ward, sehr an Werth verlor.

Wir traten nunmehr in die eigentliche Centralregion der öden und nackten Wüste ein, welche sich von hier südlich bis an die Vorläufer der Gebirge von Air erstreckt. Der verwitterte Granitboden war theilweise zu Schuttsand zerstoben. Ueber diese traurige Wüstenei zogen wir in weit versprengtem Zuge dahin, und allmählich, fast unmerklich ansteigend, erreichten wir um 2½ Uhr Nachmittags die höchste Fläche der Wüstenebene. Aus dem weiten Sandmeer stiegen hie und da isolirte Felskuppen gleich Inseln empor. Wunderbar war der Anblick der senkrecht sich erhebenden Wände mit ganz säulenartig isolirten Pfeilern. An den Basen unterschied Overweg koncentrische Schalenbildung. Die nachstehende Skizze mag dazu dienen, den gemeinsamen Charakter dieser Erhebungen zu bezeichnen. Nach langem Marsche



von mehr als zwölf Stunden lagerten wir auf diesem harten, krautlosen Boden, in den wir nur mit Mühe die Zeltpflöcke eintreiben konnten.

Auch am folgenden Tage (15. August) blieb der Charakter der Landschaft unverändert. Nach 3½ Meilen Weges ward der Boden mehr felsig und zerrissen, bald aber war das Ganze wieder eine sandige Ebene. Der Himmel war dick mit Wolken überzogen, und am Nachmittag brach ein heftiger Wind los, welchem um drei Uhr schwerer Regen mit vereinzeltem fernen Donner folgte. Die Atmosphäre war dabei außerordentlich drückend und einschläfernd. Dieses erste Zeichen des tropischen Klima's, in das wir nun eingetreten waren, war uns auch in Bezug auf die Oertlichkeit sehr interessant; denn um drei Uhr erreichten wir die Mararraba, die Hälfte des Weges zwischen Rhat und Air. Die Stätte ist durch mächtige Granitblöcke bezeichnet; mit einer gewissen religiösen Scheu pflegen die Eingebornen, wenn sie vorbeiziehen, dem Steinhaufen auch ihren Stein hinzuzufügen. Vor uns erhob sich ein sehr auffälliger Granitkamm, der Gifenguetangh, der große Aehnlichkeit mit einer künstlichen Mauer hat, und dessen Abhang bis zum Gipfel ganz in Sandmassen eingehüllt war. Wir überschritten diesen Felsrücken in einer Einsenkung oder Sattelung desselben, und nachdem wir eine kurze Strecke durch Sanddünen gezogen, betraten wir eine breite kiesige Ebene, auf der wir unser Lager aufschlugen.

Hier wurde unsere Aufmerksamkeit von der uns umgebenden Natur auf uns selbst gelenkt; denn an diesem Abend erfüllte mich Mohammed Boro durch sein Benehmen mit den ernstesten Besorgnissen. Wegen der Vernachlässigung, mit der er behandelt worden war, dürstete er schon lange nach Rache. Heute war er Feuer und Flamme; er versammelte alle freien Leute im Lager zu einer Berathung, weil er, wie er sagte, die Botschaft erhalten, daß eine große Anzahl Hogar nach Assiu kommen würde. Ich vermuthete, daß ihm dies schon lange bekannt war, und sein Benehmen war mir ein Anzeichen, daß sich ein Sturm über unseren Häuptern zusammenziehe. Auch jetzt noch geschah nichts, diesen Mann zu beschwichtigen.

Auch während unseres langen und angestrengten Marsches am 16. August zogen wir über kiesigen oder felsigen, mit Kieseln bestreuten Boden. Ueberall war die Granitformation vorherrschend. An einer Stelle, wo wir den schmalen sandigen Sporn einer bedeutenden Erhebung passirten, ward eine feine Art weißen Marmors sichtbar. Darauf folgte ein besonders rauhes und ödes Terrain Namens Ibella-

kangh, und hier überstiegen wir einen kleinen, mit Kies bedeckten Gneiskamm, der unseren Weg quer durchsetzte.

Auch heute war der Himmel während des ganzen Tages im Süden mit kleinen Wolken bedeckt, und die Sonne war stechend. Am Nachmittag erhoben sich im Osten sogar dicke schwarze Gewitterwolken und entluden sich endlich in einem heftigen tropischen Orkan, der anfangs nur den Sand aufwirbelte und mit ihm die Luft erfüllte, dann aber von schweren Regengüssen begleitet war. Unsere Karawane gerieth durch das Unwetter in die größte Verwirrung, aber glücklicherweise dauerte der Sturm nicht lange. Als das Wetter sich wieder aufklärte, wiesen die Haussa-Sklaven bereits auf die fern im Süden schwach sichtbaren Gebirge von Asben hin.

Nach einem vierzehnstündigen Marsch lagerten wir endlich bald nach sechs Uhr, aber trotz unserer großen Ermüdung brachen wir schon um elf Uhr bei schwachem Mondschein zu einem nächtlichen Marsche wieder auf, um so bald als möglich den Brunnen Assiu zu erreichen. Als Grund dieser angestrengten Eile gaben die Kel-owi den augenblicklichen gänzlichen Wassermangel an; viel mehr aber noch wurden sie wahrscheinlich getrieben durch die Furcht, daß die uns verfolgenden Hogar uns einholen möchten, ehe wir das Thal Assiu passirt wären, welches für die Grenze zwischen den Gebieten der Asgar und der Kel-owi gilt. Wir marschirten die ganze Nacht hindurch, und nur mit Mühe bekämpften wir die Forderung unserer ermüdeten Natur. Endlich um sieben Uhr Morgens langten wir in dem flachen, spärlich mit Kräutern bewachsenen Thale Assiu an und lagerten bei einer Gruppe von vier Brunnen, die noch den Asgar-Tuareg gehören, während andere ein wenig südlicher gelegene schon zum Gebiet der Kel-owi gerechnet werden.

Assiu oder Asseu ist ein für den Karawanenhandel aller Zeiten wichtiger Punkt, weil hier die Straßen von Ghadames und Tauat sich vereinigen, und dies muß schon zur Zeit des berühmten Reisenden Ebn Batuta (im Jahre 1353) der Fall gewesen sein, der auf seiner Heimkehr aus dem Lande der Schwarzen hier die nördliche, nach Aegypten führende Straße verließ, um seine Heimath (Tandjah) über Buda zu erreichen. Abgesehen aber von den Brunnen ist die Stätte verlassen und öde; nur hie und da unterbricht eine Gruppe von Granitblöcken die breite sandige Ebene, welche an der Nordseite von gemach ansteigendem Felsboden, an der Südseite von einer höheren Erhebung begrenzt wird. Wir glaubten fälschlich, daß hier der gefährlichste

Theil unserer Reise zurückgelegt sei; aber bald sollten wir auf die empfindlichste Weise darüber aufgeklärt werden, daß die eingebildete Grenze zwischen den Territorien der Asgar und der Kel-owi uns keinen Schutz gegen Raubanfälle der nördlichen Stämme gewähre.

Das Tränken der Kameele und das Füllen der Wasserschläuche nahm einen ganzen Tag in Anspruch. Am 18. August brachen wir wieder auf und nach zwei Stunden Weges fingen wir an, erst gemach, dann steiler hinaufzusteigen; die Felsen bestanden hier aus thonigem Sandsteinschiefer von rother und grünlicher Farbe und waren sehr zerspalten und von Sand verschüttet. Wir hatten eben die höhere Fläche erreicht und zogen ruhig unsere Straße dahin, als unser Reisegefährte Mohammed e' Ssfaksi die ganze Karawane in Alarm setzte durch den drohenden Ruf, daß unser Feind da sei. Alles griff augenblicklich zu den Waffen, und die Verwirrung und der Lärm waren so groß, daß es lange währte, ehe wir die Ursache der alarmirenden Nachricht erfahren konnten. Endlich hörten wir, daß ein zu unserer Kafla gehöriger Mann mit seinem Sklaven etwas länger bei dem Brunnen von Assiu zurückgeblieben war. Da hatte er denn drei zu Kameel berittene Tuareg bemerkt, welche eilig herankamen. Er selbst war ohne Verzug der Karawane gefolgt und hatte seinen Sklaven zurückgelassen, um zu sehen, ob noch andere Tuareg sich näherten. Dieser Sklave nun hatte ihn nach kurzer Zeit eingeholt und berichtet, daß noch eine Anzahl Kameele in der Entfernung sichtbar geworden wären. Ein kampflustiger Geist schien sich in Folge dieser Nachrichten der ganzen Karawane zu bemächtigen; unter diejenigen, welche mit Feuerwaffen versehen waren, ward Pulver und Blei vertheilt. Ich bin überzeugt, daß, wenn wir in diesem Augenblick angegriffen worden wären, Alle tapfer gefochten haben würden. Bei ruhigerer Ueberlegung gewannen wir jedoch die Ansicht, daß unsere Verfolger uns wahrscheinlich eher bei Nacht als bei Tage anfallen würden. Wir setzten daher unseren Marsch fort und begegneten in geringer Entfernung einer kleinen, aus dem Sudan kommenden Kafla, die aus einigen Tebu- oder Teda-Kaufleuten mit 10 Kameelen und etwa 33 Sklaven bestand. Sie zogen, wie wir später erfuhren, einem schrecklichen Schicksal entgegen. Denn die Hadanarang, der früher erwähnte räuberische Stamm der Asgar, aufgebracht darüber, daß wir, ohne Tribut zu zahlen, durch ihr Land gezogen wären, griffen sie an, ermordeten die Tebu und führten die Kameele und Sklaven fort.

Um Mittag fingen wir an, auf ein felsiges Terrain hinanzusteigen, und nach sehr allmählichem Anstieg gelangten wir auf die höhere Fläche, welche mit Kies bedeckt war, weiterhin aber rauhen schiefrigen Boden zeigte. Endlich erreichten wir die Thaleinsenkung Fenorangh. Dieselbe ist nicht ganz eine Meile breit, etwa zwei Meilen lang und durch ihren ungewöhnlich reichen Krautwuchs ausgezeichnet. Deshalb ist hier ein wichtiger Haltpunkt für die von Norden kommenden Karawanen, welche eben den nacktesten Theil der Wüste durchschnitten haben. Auch wir beschlossen, ungeachtet der uns drohenden Gefahr, nicht nur diesen, sondern auch den folgenden Tag hier gelagert zu bleiben, damit unsere ausgehungerten Kameele auf der reichen Weide neue Kräfte gewinnen möchten.

Wir lagerten so dicht als möglich bei einander, um einen etwaigen Angriff mit vereinten Kräften zurückweisen zu können. Den Tag über blieb Alles ruhig, mit einbrechender Dunkelheit aber erschienen drei wohlbewaffnete Männer hoch zu Kameel. Sie gehörten zum Stamm der Kel=fade, die ihren Wohnsitz in der Gebirgslandschaft Fade=angh im Norden des Gebiets von Air haben. Es waren dieselben drei, die man am Morgen hatte dem Brunnen von Assiu zueilen sehen. Nun begann eine Reihe Scenen von einer eigenthümlichen tragikomischen Natur. Jedermann erkannte die Eindringlinge als Freibeuter und war von ihren bösen Absichten überzeugt; gleichwohl mochte man sie nicht angreifen oder gewaltsam vertreiben, so lange sie selbst den Schein der Friedfertigkeit bewahrten. So gelang es ihnen, sich bei uns einzunisten; sie durften sich ganz in unserer Nähe niederlegen, und es ward uns sogar zugemuthet, sie zu bewirthen. Dies ist die gewöhnliche Taktik der Freibeuter in der Wüste; sie beginnen nicht mit offenem Angriff, sondern suchen sich erst unter friedlichen Vorwänden bei einer Karawane einzunisten, bis es ihnen gelungen ist, die geringe Einigkeit, welche in einer so bunt zusammengewürfelten Truppe zu herrschen pflegt, zu untergraben und die Verhältnisse zu ihrem Vortheil auszubeuten. Deshalb sollten in der Wüste solche zweideutige Eindringlinge gleich von Anfang an in gehöriger Entfernung gehalten werden. Während unsere drei Gäste die Nacht ruhig bei uns blieben, waren sie Zeugen der allgemeinen Aufregung und Besorgniß und mögen wohl im Stillen über die zum Theil komischen Vertheidigungsanstalten gelacht haben. Die ganze Nacht hindurch ward Wache gehalten, und die vier Stücke unseres Bootes wurden an der Nordseite der Zelte so aufgestellt, daß wir

im Falle eines Angriffs hinter denselben eine gedeckte Stellung haben sollten.

Am nächsten Morgen entfernten sich die drei Freibeuter, um zu ihrem Trupp zu stoßen, der sich während der Nacht in geringer Entfernung jenseits der das Thal westlich begrenzenden Felserhebung gehalten hatte. Dort fanden unsere Leute im Verlauf des Tages frische Spuren von neun Kameelen, ein Umstand, der wieder zu neuer Besorgniß Veranlassung gab. Am Abend kamen wieder drei Gäste zu uns, aber nicht dieselben wie gestern, sondern andere Mitglieder der uns verfolgenden Freibeuterschaar, die zu den Hadanarang, dem erwähnten Stamme der Asgar, gehörten. Unser Nachtlager ward nicht gestört, doch gelang es unseren Verfolgern, einen bedeutenden Vortheil zu erringen. Denn der religiöse Gegensatz ward jetzt mit in den Vordergrund gestellt. Früh am nächsten Morgen, bevor wir aufbrachen, wurden alle guten Gläubigen zu einem feierlichen Gebet zusammengerufen, und da wir drei Christen uns natürlich hiervon ausschlossen, so wurden wir schon dadurch von dem Rest der Karawane isolirt.

Dann begannen wir unseren Marsch in enggeschlossener Reihe. Zuerst ging es im Thale entlang, dann auf ansteigendem Terrain. Zur Rechten, etwa in der Entfernung von einer Meile, hatten wir eine Erhebungskette, welche durch Einsenkungen oder Sättel in einige mehr oder minder hervorragende Theile getrennt wird. Als wir diesen eigenthümlichen Felszug im Rücken hatten, betraten wir ein flaches Thal von unregelmäßiger Bildung, das voll jungen Krautwuchses war, und folgten seinen Windungen.

Plötzlich erblickten wir vor uns auf einer regelmäßig geschichteten Sandhöhe vier Leute; ein Trupp Leichtbewaffneter, unter denen sich drei Bogenschützen befanden, wurde von unserer Karawane abgesandt und marschirte in regelmäßiger Schlachtordnung gerade auf die Anhöhe zu. Ich befand mich eben in der vordersten Reihe der Karawane, und um mich sicherer zu fühlen, stieg ich ab und führte mein Kameel am Zaume. Zu meinem großen Erstaunen sah ich nun, wie zwei der Unbekannten in Gemeinschaft mit den Kel-owi einen wilden Waffentanz ausführten. Dann stürzten zwei der Tanzenden auf mich zu, ergriffen den Zaum meines Kameeles und forderten Tribut von mir. Schon griff ich nach der Pistole, um diesen unvermutheten Angriff abzuwehren, als ich noch eben zur rechten Zeit über Grund und Bedeutung dieser Scene aufgeklärt wurde.

Wir befanden uns hier an einer Stelle, die in der neueren

Geschichte des Landes der Kel-owi nicht geringe Wichtigkeit hat. Denn als die Kel-owi, ein bis dahin, wie es scheint, unvermischter, reiner Berberstamm, das Land Alt-Gober mit seiner Hauptstadt Tin-schaman in Besitz nahmen, ward hier zwischen den hellfarbigeren Eroberern und den ursprünglichen schwarzen Bewohnern ein Vertrag abgeschlossen, daß die Letzteren nicht ausgerottet werden sollten und daß das Haupt der Kel-owi nur eine schwarze Frau heirathen dürfe. Zur Erinnerung an diesen Vertrag besteht die Sitte, daß hier am Fuße des kleinen Felsens Maket-n-ikelan, die Sklaven — „ikelan" — der vorbeiziehenden Karawanen ausgelassen sein und von ihren Herren einen kleinen Tribut fordern dürfen. Der Schwarze, welcher mich anhielt, war der Sserki-n-bai, das Haupt oder der Anführer der Sklaven. Diese armen, aber doch fröhlichen Geschöpfe führten, während wir unseren Marsch fortsetzten, noch einen anderen Tanz aus. Unter anderen Umständen würde dieser Gebrauch uns sehr interessirt haben; allein da drei der uns nachstellenden Raubzügler uns stets in großer Nähe verfolgten, so waren wir fortwährend voll Besorgniß vor einem Ueberfall.

Der Boden bestand hier umher nur aus kahlem Kies; nochmals ward der Weg unebener und von Granitfelsen unterbrochen; in einigen Löchern fanden unsere Leute hier etwas Regenwasser. Dann kamen wir über eine ganz offene Landschaft, die weiterhin von einer halbkreisförmigen Erhebung abgeschlossen wurde. Während wir hier anfingen, aufwärts zu steigen, brach ein tropischer Sturm los, der sich schon den ganzen Tag über durch das drückende und schwüle Wetter angekündigt hatte; doch war der Orkan am Tage vor unserer Ankunft in Assiu bei weitem heftiger gewesen.

Wir lagerten endlich auf einer offenen kiesigen Ebene, die von Felserhebungen umgeben war. Unsere drei unwillkommenen Gäste, die fortwährend in unserer Nähe blieben, hatten vor den Tinylkum offen erklärt, es sei ihre Absicht, uns drei Christen zu tödten. Sie wollten sich ganz nahe bei uns und unserem Gepäck lagern, und Herr Richardson mußte sie auch diesen Abend wieder bewirthen.

Unterdessen liefen die Sklaven der Kel-owi mit wilden Geberden und Geschrei im ganzen Lager umher, um von jedem freien Manne ihren kleinen Tribut — „Maket-n-ikelan" — einzutreiben. Jeder mußte etwas geben, einige Datteln, ein Stück Musselin, ein Messer, ein Hemd oder sonst eine Kleinigkeit. Jedoch bei unserer aufgeregten und besorgten Stimmung war es uns nicht möglich, uns an diesen Sprüngen und Spielen der Sklaven zu ergötzen.

Am folgenden Tage (21. August) brachen wir in aller Frühe bei Mondschein auf und stiegen auf dem rauhen Boden aufwärts. Die Felserhebungen zu beiden Seiten traten nicht selten nahe zusammen und bildeten unregelmäßige Pässe. Nach $5\frac{1}{2}$ Meilen erreichten wir die höchste Stelle und konnten von hier aus die Landschaft ganz überblicken. Sie war mit kleinen Granithügeln wie besäet und hatte ein höchst ödes Aussehen. In der Ferne zur Linken erblickte man eine interessante Berggruppe, von welcher ich die nachstehende Skizze entwarf.



Nachdem wir mehrere kleinere Thäler durchschnitten, erreichten wir kurz vor zehn Uhr das bedeutende breite Thal Djinninau. Dasselbe mußte, wie unverkennbare Spuren zeigten, erst am gestrigen Tage von dem wilden Strome eines Regengusses überfluthet gewesen sein, während in unserer Nähe nur wenig Regen gefallen war. Das Thal war von reichem Krautwuchs belebt und wurde immer anmuthiger, je weiter wir vorrückten. Bäume, namentlich Balaniten — „Aborak" — wuchsen an einigen Plätzen in auffallender Ueppigkeit. In den Höhen zur Linken soll sich Magneteisenstein finden; leider konnte ich diese interessante Nachricht nicht genauer ergründen. Weiterhin theilt sich das Thal in drei Arme, von denen der östliche den schönsten und reichsten Pflanzenwuchs hat; auch der westliche, Tiut genannt, ist reich mit Bäumen und Kräutern geschmückt. Wir zogen in dem mittleren Arm fort und lagerten etwas weiterhin, wo er sich verengte, an einem anmuthigen und malerischen Platz. Am Fuße unserer Zelte schlängelte sich das tiefe Bett eines Regenbaches hin, dessen Rand von üppigen Talha= und Aborakbäumen umsäumt war. Hier hatte das von den hinteren Felsen herabkommende Wasser einen kleinen Pfuhl gebildet, und das frische Grün des Laubes, belebt von den jüngsten Regengüssen, bildete einen angenehmen Gegensatz gegen die dunkelgelbliche Farbe der Granitmassen im Hintergrunde. Auf den Blöcken über dem kleinen Teich fand ich einiges rohe Gekritzel mit Figuren von Ochsen, Eseln und einem hohen, schlanken Thiere, das wahrscheinlich eine Giraffe darstellen sollte.

Am nächsten Morgen (22. August) brachen wir nicht sehr frühzeitig auf, da die Kel-owi nicht gleich ihre Kameele finden konnten. Wir durchschnitten das felsige Rinnsal und traten in einen sehr unregelmäßigen, steil aufsteigenden Paß ein. Ueberall zeigte hier der Kiesboden die Spuren eines erst jüngst geflossenen Regenstromes, dessen Saum mit kleinen lieblichen Mimosen und einem dunkelgrünen Rasenteppich geschmückt war. Als wir den Felspaß hinter uns hatten, befanden wir uns auf einem hohen Terrain, von wo wir eine deutliche Fernsicht über die vor uns liegende Landschaft gewannen. Wir konnten in der Ferne vier bedeutende Bergketten genau unterscheiden. Die Thäler, welche wir jetzt betraten, prangten in frischem und üppigem Grün; hie und da zeigten sich Blumen, die wir zuvor noch nicht gesehen hatten; auch die Sennapflanze war in ziemlicher Menge vertreten. Rings umher waren Berge und Kuppen in den verschiedensten Formen sichtbar. Nachdem wir darauf, gemach ansteigend, eine Reihe kleiner Ebenen und Thäler passirt hatten, betraten wir das große, anmuthige Erasar-n-Gebi, das sich durch prächtigen Pflanzenwuchs auszeichnete. Wir bemerkten hier zuerst die Abisga (Capparis sodata) oder, wie die Araber diesen wichtigen Busch nennen, Ssiwak, auch Lirak oder vielmehr el Irak. Dieser Busch oder Baum ist mehr als irgend ein anderer charakteristisch in der Uebergangslandschaft zwischen der Wüste und den fruchtbaren Gegenden Central-Afrika's, d. h. zwischen dem 20. und 15. Grade nördl. Breite; nirgends aber sah ich ihn in solcher Größe und Menge, wie im Verlauf meiner Entdeckungsreise an dem nördlichen Ufer des I-ssa oder Niger, zwischen Timbuktu und Ga-rho. Die Eingebornen essen seine korinthenähnlichen Beeren, und auch uns gewährten dieselben zuweilen eine leichte, erfrischende Zugabe zu unserer einfachen Wüstenkost. Sie schmecken getrocknet besser; denn frisch haben sie einen scharfen Geschmack, der an Pfeffer erinnert. Die Wurzel dieses Baumes liefert jenes ausgezeichnet verschönernde Reibholz für die Zähne, welches die Mohammedaner in Nachahmung ihres Propheten so allgemein anwenden. Das Holz selbst ist sehr dauerhaft und zu vielfachen Zwecken zu benutzen, wo es ganz besonders auf Stärke ankommt. Die frischen Blätter lieben die Kameele als gelegentliches Futter, wenn sie anderes daneben haben; sonst wird es ihnen bald zu bitter. So greift dieser Baum auf mannichfache Weise ins Leben und den Haushalt der Eingebornen ein.

Wir verließen das Thal Gebi durch eine kleine Seitenöffnung

und traten bald darauf in das breite, aber nicht so reich bewachsene Thal Ta-rha-djit ein. Hier lagerten wir kurz nach Mittag auf einem freien Platze. Das Thal ist deshalb wichtig, weil es das erste in der Grenzlandschaft von Air oder Asben ist, wo eine feste Ansiedelung oder Dorfschaft sich befindet. Das kleine, aus Lederzelten bestehende Dorf wird von Leuten aus dem Stamme der Fade-angh bewohnt, welche sich in einer gewissen Unabhängigkeit von dem Gesammtstamme der Kel-owi halten, während sie doch den Sultan von Agades anerkennen.

Die Stimmung unserer Führer und Kameeltreiber war vom ersten Augenblick an, wo wir lagerten, unbehaglich. Wir wünschten uns den Schutz des Häuptlings von Fade-angh zu sichern, der uns als eine Person von großem Ansehen dargestellt worden war. Allein als wir zu ihm schickten, erhielten wir den Bescheid, er selbst sei abwesend; ein Mann, der für seinen Bruder ausgegeben wurde, sollte seine Stelle vertreten. Als aber dieser, begleitet von einigen Leuten aus dem Dorfe, erschien, ward es uns sogleich klar, daß er nicht das geringste Ansehen genoß. Einer der Raubzügler, die sich noch immer in unserer Begleitung hielten, schlug ihn wiederholt mit dem Speer auf die Schulter, in der bestimmten Absicht, uns zu zeigen, wie gering er ihn achte.

Ueberhaupt aber erwies sich der ganze Charakter dieser Leute von Ta-rha-djit als ein entarteter und erniedrigter, und ein höchst auffallender Unterschied that sich kund zwischen diesen verächtlichen, entarteten Mischlingen und unseren hoch und kräftig gewachsenen, kriegerischen Verfolgern, deren männliches, freies Benehmen uns einen gewissen Grad von Achtung abnöthigte, wie sehr wir auch von ihren feindlichen Absichten überzeugt waren. Auch das Verhältniß der Geschlechter zu einander ist keineswegs so rein, wie man es ohne Rücksicht auf den Verkehr der Wüste in solcher Gegend erwarten sollte; denn die Frauen werden hier geradezu feilgeboten. Aber schon die alten arabischen Schriftsteller bezeugen, daß so lose Sitten stets unter den Berberstämmen an der Grenze der Wüste geherrscht haben; auch fanden wir dieselbe Sittenlosigkeit bei dem Stamme der Tagama, und nicht allein Agades, sondern sogar das kleine Dorf Tin-tellust war nicht ohne seine Buhlerinnen.

Während Overweg und ich im Schatten eines Talhabaumes ruhten, sammelte sich um uns ein ganzer Kreis von Neugierigen, die wir durch einige kleine Geschenke befriedigten. Auch einige Frauen

ließen sich sehen, von denen sich einzelne besonders durch ein stark entwickeltes Hintertheil (in der Landessprache onomatopoetisch „tebulloden" genannt) auszeichneten, wie denn schon Leo Africanus „le parti di dietro pienissime e grasse" als einen Charakterzug der Tuareg-Frauen angiebt. Von den Namen dieser Schönheiten von Ta-rha-djit habe ich mir, als bezeichnend für den Sprachcharakter, die folgenden drei angemerkt: Telittifok, Tatinata und Temetile.

Bemerkenswerth waren die stattlichen und kräftigen Esel, welche die Leute hier besaßen. Sonst fanden wir statt der Fülle, welche man uns von diesem Lande vorgespiegelt hatte, im Grunde nur Elend. Vergeblich bemühten wir uns hier, ein Schaaf oder eine Ziege zu erhandeln, und eben so wenig konnten wir etwas von dem berühtmen Air-Käse auftreiben, nach dem wir uns während der Reise durch die Wüste so oft gesehnt hatten.

In den ersten Augenblicken unseres Aufenthaltes in Ta-rha-djit konnten wir uns immerhin leidlicher Ruhe und Behaglichkeit erfreuen. Da wurden wir zuerst dadurch beunruhigt, daß man für die Benutzung der Wasserpfütze in Djinninau eine Geldforderung gegen uns erhob; indeß, um die Eindringlinge in etwas zu befriedigen, verstanden wir uns dazu, diese Forderung zu bewilligen. Kaum jedoch war dies geschehen, als sich die Nachricht verbreitete, daß eine Bande von 50 bis 65 Mehara (d. h. zu Kameel berittene Krieger) im Anzuge sei, um uns anzugreifen. Die ganze Karawane gerieth dadurch in große Bestürzung und Verwirrung. Jeder schrie nach Pulver und Blei, und unter die ganze Reisegesellschaft ward Schießmaterial vertheilt. Leider versahen die Tinylkum, sei es aus Unverstand oder aus Treulosigkeit, auch die Einnistlinge, die uns noch immer begleiteten und sich jetzt als unsere Freunde gerirten, mit Schießbedarf. Diese theilten natürlich der Bande, zu der sie gehörten, davon mit, und so verloren wir das hauptsächlichste Mittel, auf dem unsere Ueberlegenheit und Sicherheit beruhte. Ueberhaupt wünschten die Tinylkum jeden Ausbruch offener Feindseligkeit zu vermeiden, um sich die Straße für die Zukunft offen zu erhalten, und opferten so unser Interesse großentheils dem ihrigen auf.

Am Abend und während der von glänzendem Mondlicht erhellten Nacht blieb unser Lager in ununterbrochener lebhaftester Aufregung. Die ganze Karawane war in Schlachtordnung aufgestellt; der linke Flügel ward von uns und einem Theil der Kel-owi gebildet, die ihren eigenen Lagerplatz verlassen und ihre Stellung vor unserem Zelte genommen hatten; das Centrum bestand aus den Tinylkum

und Mohammed e' Sſfakſi, und der rechte Flügel, der ſich an die Felswand anlehnte, aus dem Reſt der Kel-owi nebſt Mohammed Boro. Der linke Flügel war durch die vier Theile des Bootes gedeckt. Um 10 Uhr Abends erſchien wirklich ein Trupp Mehara und ward von einem heftigen Kleingewehrfeuer begrüßt. Zwar flogen unſere Kugeln, ohne ihnen Schaden zu thun, über ihre Köpfe weg, doch zogen ſie ſich wieder zurück. Aber Feuern und Schreien hielt die ganze Nacht an.

Auch am folgenden Tage blieb unſere Lage dieſelbe. Die Raubzügler verurſachten noch einmal einen erfolgloſen Alarm; dann traten ihre Führer mit dem Verlangen hervor, daß ihnen die drei Chriſten ausgeliefert würden; unter dieſer Bedingung wollten ſie verſprechen, die Karawane nicht weiter zu beunruhigen. Allein dieſe Forderung ward entſchieden zurückgewieſen, und nun blieben wir vorläufig ungeſtört. Die Raubzügler mochten ſich überzeugt haben, daß ſie, um ihren Zweck zu erreichen, ihre ganze Macht, mit der ſie bis dahin nur geprahlt hatten, wirklich in's Feld ſtellen müßten.

Während wir unter ſo beunruhigenden Umſtänden im Thal Tarha-djit gelagert waren, beſuchte uns unvermuthet Chueldi, der bedeutendſte Kaufmann von Murſuk, der mit ſeiner Karawane auf dem Wege vom Sudan nach dem Norden begriffen war und eine kurze Strecke ſüdlich von uns ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Dieſer gewandte und erfahrene Kaufmann bereiſte die Sudanſtraße ſeit vielen Jahren, und der Sudan war ihm mehr zur Heimath geworden, als Feſan. Er konnte uns ohne Zweifel große Dienſte leiſten, ſowohl durch ſeinen Einfluß auf die Leute, aus denen unſere Karawane beſtand, als auch durch ſeine Kenntniß des Landes, deſſen Grenze wir eben überſchritten hatten. Indeß er war kein energiſcher und ſcharfblickender Mann und leugnete uns gegenüber das Vorhandenſein irgend einer ernſtlichen Gefahr. Andererſeits aber ging er im Lager umher, erhob unſere Wichtigkeit als Sendboten einer überaus mächtigen Regierung und ermuthigte die Leute, uns im Falle einer Gefahr tapfer zu vertheidigen. Die Zuſtände im Sudan ſtellte er uns ſo günſtig dar, wie wir es nur irgend wünſchen konnten. Durch eine Schüſſel ganz vortrefflicher Aſſbenauer Datteln, die er uns ſchickte, erweckte er bei uns wenigſtens eine günſtige Meinung über die Produkte des Landes, das wir ſo eben betreten hatten. Ueberhaupt war Chueldi ein Mann, der Jedem angenehm zu ſein ſuchte.

In Folge meiner dringenden Aufforderung ſchickte Herr Richardſon

endlich jetzt befriedigende Geschenke an Mohammed Boro. Wäre dies zwei Monate früher geschehen, so wären uns vielleicht unsägliche Gefahren und Verluste erspart worden. Indeß war es doch wichtig, daß wenigstens jetzt noch dieser leidenschaftliche und ehrgeizige Mann besänftigt und in unser Interesse gezogen wurde.

Am Morgen des 24. August brachen wir von unserem Lagerplatz in Ta=rha=djit auf. Wir kamen bald an Chueldi's Lager vorbei, welches gleichfalls eben im Aufbruch begriffen war. Felsiges Terrain, das von höheren Bergmassen oder isolirten Kuppen überragt wird, wechselte während unseres heutigen Marsches ab mit Einsenkungen, welche auf längere oder kürzere Strecken die regelmäßige Form von Thälern annehmen. Statt des frischen Grüns, das uns in den nördlichen Thälern von Fade=angh so sehr erfreut hatte, fanden wir heute das Gras bei weitem weniger frisch und üppig. Es schien dies nicht allein die Folge eines spärlicheren Regenfalles zu sein, sondern eine größere Armuth des Bodens in diesen Thälern anzuzeigen.

Schon früh am Nachmittag lagerten wir im Thale Imenan auf einem offenen Platze am südlichen Fuße einer kleinen felsigen Anhöhe. Große Talhabäume schmückten das Thal, und das „bu=rekkeba" genannte Kraut war hier zu üppiger Höhe aufgeschossen. Unsere angenehme Lagerstätte war wohl geeignet, zu Ruhe und Behaglichkeit einzuladen. Allein gegen Abend erschienen wieder fünf unserer wohlbekannten beutelustigen Verfolger; sie waren wohlberitten und hatten neben ihren Reitkameelen sechs andere unbeladene Kameele bei sich. Leider wurden sie auch jetzt nicht in der gehörigen Entfernung gehalten, sondern stiegen nicht weit von unseren Zelten ab und besprachen sich unter rohem Gelächter mit den Asgar aus unserer Karawane. Sie wurden sogar noch mit einem Abendessen bewirthet, und während sie dies verzehrten, meldete uns unser Diener Mohammed der Tunesier, daß wir allerdings in großer Gefahr seien; denn diese Hogar seien von Nachnuchen aufgefordert, im Lande der Kel=owi Leute zu sammeln und uns aufzuheben, so daß auch nicht eine Spur von uns übrig bleibe. Obgleich diese Nachricht, so weit sie Nachnuchen betraf, allem Anscheine nach von unseren Verfolgern erlogen war, so war doch so viel klar, daß wir uns jetzt auf einen ernsthaften Angriff gefaßt machen mußten.

In einem großen Kriegsrath, der nun gehalten wurde, ward beschlossen, daß, wenn nicht mehr als 20 bis 30 Leute kämen, uns anzugreifen, der Kampf mit diesen aufgenommen werden sollte; für den

Fall aber, daß die Zahl der Angreifer größer sein sollte, wollte man versuchen, mittelst eines Theiles unserer Güter ein friedliches Abkommen zu Stande zu bringen. Zugleich wurden alle möglichen kriegerischen Vorkehrungen getroffen. Indeß war es auffallend, daß, während wir und die Tinylkum der Sicherheit halber alle unsere Kameele zu früher Stunde in die unmittelbare Nähe der Zelte brachten, die Kel=owi die ihrigen frei auf der Weide umherstreifen ließen. Sie mochten wohl denken, daß sie als die Eingebornen und Herren des Landes von den Freibeutern nichts zu fürchten haben würden.

Vor Mitternacht schlichen sich unsere unwillkommenen Gäste aus dem Lager wieder fort, ein Umstand, der natürlich unseren Verdacht erregte. Als dann zu sehr früher Stunde am nächsten Morgen die Kel=owi ihre Kameele wieder zusammentreiben wollten, zeigte sich's zu unserer großen Bestürzung, daß die Thiere verschwunden waren. Die Freibeuter hatten sich während der Nacht ihrer bemächtigt.

Kaum dämmerte der Tag, so erschienen die Gäste von letzter Nacht auf der Felshöhe im Süden und ritten von dort auf ihren hohen, schlanken Thieren an unser Lager herab. Hier forderten sie geradezu unsere Eskorte auf, sie sollten die Christen mit ihrem ganzen Gepäck und ihren Kameelen ausliefern. Die Unverschämtheit, mit der diese Forderung von einer so kleinen Anzahl gestellt wurde, bewies deutlich, daß noch eine stärkere Truppe in der Nähe sein müsse. Jedoch wir wiesen mit Festigkeit ihre Forderung zurück und erklärten, daß wir nöthigenfalls bis auf's Aeußerste kämpfen würden.

Noch verhandelten wir mit ihnen, da erschien plötzlich eine Truppe von etwa 40 Mann, auf schlanken Meheri reitend und wohlbewaffnet mit Speer, Schild und Schwert. Sie kamen in raschem Trab über die Hügel daher und forderten mit wildem Kriegsgeschrei unsere Karawane zum Kampfe heraus. Offenbar war ihre Absicht gewesen, durch den plötzlichen Schrecken uns einzuschüchtern. Jedoch, sobald die erste Ueberraschung vorüber war, zog der größere Theil unserer Karawane, mit Flinten, Pistolen und Schwertern bewaffnet, dem Feinde entgegen und erklärte sich bereit, die Herausforderung anzunehmen. Mohammed Boro, das Schwert in der Faust, führte uns energisch an und rief mir zu, ihm fest zur Seite zu stehen. Von den Tinylkum hielten sich nur der treue Mussa und der junge liebenswürdige Ssliman zu uns; von den Kel=owi zeigte namentlich Farredji bei dieser Gelegenheit großen Muth. Unsere kühne Bewegung machte die Angreifer stutzig; außer den Feuergewehren schienen namentlich die

Bajonette an unseren Flinten ihnen Respekt einzuflößen. Aber doch war unsere Lage ganz unhaltbar; denn wenn wir auch den Feind vor uns abhalten konnten, so wäre doch das Gepäck in unserem Rücken sehr leicht seine Beute geworden.

Unter diesen Umständen ward wieder unterhandelt; während ein Theil der feindlichen Truppe sich uns zu diesem Zwecke näherte, hielten die Uebrigen sich in der Ferne und riefen aus, daß sie noch Verstärkung holen wollten. Die feindlichen Unterhändler erklärten, daß sie nicht kämen, um gegen Leute ihres eigenen Glaubens zu kämpfen, sondern daß sie es nur mit den Christen zu thun hätten. Indem sie so das religiöse Element in den Vordergrund stellten, gelang es ihnen bald, die Einigkeit in unserer Karawane und die Sympathie für uns Europäer zu schwächen und zu zerstören. Der Feind machte in der Folge verschiedene Vorschläge, die alle gleich unannehmbar waren. Zuerst verlangte man einfach, daß wir als Ungläubige ausgeliefert und getödtet werden sollten; als dies entschieden zurückgewiesen ward, bestanden sie darauf, daß wir nicht weiter reisen, sondern auf dem Wege, auf dem wir gekommen, zurückkehren sollten. Auch dies ward abgelehnt. Dann traten sie mit der Forderung hervor, daß wir unseren Glauben ändern und uns zum Islam bekehren sollten, ein Vorschlag, den wir mit Abscheu als undenkbar verwarfen. Endlich verlangten sie einen beträchtlichen Theil unseres Gepäcks als Lösegeld. Es blieb nichts übrig, als auf diesen letzten Vorschlag einzugehen, und es kam ein Vertrag zu Stande, wonach wir ihnen Waaren zum Betrag von etwa 350 Realen oder etwa 50 Pfund Sterling auslieferten, um die gestohlenen Kameele zurückzuerhalten und ungehindert weiter ziehen zu können. Nichts desto weniger mußten wir außer den Waaren noch neun Kameele opfern, und die Raubhorde ward überdies auch wohl beköstigt.

Ungeachtet aller dieser Opfer waren unsere Befürchtungen keineswegs gänzlich beschwichtigt; offenbar war der Horizont noch nicht rein und leicht konnte ein anderer Sturm losbrechen. Wir mußten schließlich froh sein, als ein Anisslim oder Merabet, welcher sich dem Raubzug gegen uns angeschlossen hatte, jetzt in unserer Gesellschaft reiste und uns seinen Schutz für die Zukunft anbot. Dieser erwies sich aber in der Folge als über alle Maßen zweideutiger Natur.

So bald als möglich verließen wir den ungastlichen Platz, aber schon nach kurzem Marsche von etwa zwei Stunden lagerten wir in einer unregelmäßigen Thalbildung, ohne jedoch die Zelte aufzuschlagen.

Am nächsten Morgen (26. August) brachen wir in der Frühe auf. Der Marsch der ersten 3½ Meilen führte uns durch eine von höheren Granitkegeln überragte Thalbildung. Dann stiegen wir ansehnlich aufwärts und gewannen nun eine freie Aussicht auf die große Bergmasse, welche im Süden den Horizont begrenzte und welche von dem Kern der Volksmasse mit dem allgemeinen Namen „Abssen“ oder „Assben“ bezeichnet zu werden pflegt. Es läßt sich nicht entscheiden, ob dieser Name dem Gebirge ursprünglich zukommt, oder ob es ihn nur erhalten hat, weil es, zumal für den von Norden kommenden Reisenden, die auffallendste Erhebung des Landes Air oder Assben ist. Unzweifelhaft aber ist nach der Ansicht der Eingebornen diese Bergmasse die nördliche Grenze des Sudan. Die hervorragendste Kuppe derselben ist der „Tengik“ oder „Timge“ genannte Berg, und nach der Meinung des alten, über sein Land wohlunterrichteten Häuptlings Annur ist dies die höchste Spitze im ganzen Lande Air. Auf mich hat später der zwischen Tin-tellust und Agades gelegene Berg Dogem einen gewaltigeren Eindruck gemacht, allein der alte Annur blieb fest bei seiner Ansicht, daß der Timge höher sei. Leider konnten wir wegen unserer unsicheren und gefährdeten Lage nicht daran denken, dieses überaus interessante Alpenland genauer zu durchforschen.

Indeß waren wir von dieser malerischen Bergmasse noch immer durch einen rauhen und öden Wüstenstrich getrennt. Während wir diesen durchschnitten, erblickten wir in der Ferne einen Strauß, den ersten, dem wir auf unserer ganzen Reise begegneten. Nach einem einförmigen Marsch lagerten wir in einer flachen, muldenartigen Thalbildung. Sie war einförmig, im Charakter der ganzen sich rings umher lagernden Wüstenlandschaft, und bot keine irgend interessanten Züge dar.

In der Nacht hatte ich die erste Wache; kurz nach 11 Uhr hörte ich ein Geräusch, und als ich mich dahin wandte, sah ich zwei bewaffnete Tuareg ihre Mehara satteln und im Dunkel der Nacht davon reiten. Zwar war mir dies verdächtig, doch wollte ich keinen nutzlosen Lärm machen und warnte deshalb nur Overweg, welcher mich ablöste.

Sehr zeitig, lange vor Tagesanbruch, begannen wir am nächsten Morgen (27. August) unseren Marsch bei schönem und hellem Mondlicht. Einige Mehara verfolgten uns in der Ferne, und wir vermutheten daher, daß ein neuer Angriff auf uns beabsichtigt werde,

sobald sich eine Gelegenheit darbieten sollte. Leider war es uns wegen dieser Unsicherheit nicht möglich, die Winkel der Berghöhen zu nehmen, die in einiger Entfernung von unserer Straße sichtbar waren.

Während der ersten Meilen blieb die Straße rauh; aus dem dunkleren Gneis trat hin und wieder hellweißer harter Marmor hervor. Zur Rechten hatten wir die Felserhebung Itsa, die sich durch ihren sägeförmig ausgezackten Kamm auszeichnet. Bald darauf bemerkten wir dem kiesigen Boden eingedrückt eine Menge frischer Fußspuren von Menschen und Kameelen, und es war uns nicht mehr zweifelhaft, daß sich ein neuer Trupp beutegieriger Landesbewohner zum Angriff auf uns angesammelt habe.

Unterdessen hatten wir uns der großen Bergmasse von Assben genähert, die auf so interessante Weise die einförmige, nur schwächer gegliederte Wüstenfläche unterbricht. Wir umgingen die niedrigeren Vorhügel und betraten das Thal Tidik. Es machte einen überaus angenehmen Eindruck auf uns und hätte unter ruhigen Zuständen zum behaglichen Genusse eingeladen. Zwar ist es keineswegs sehr breit, aber reich bewachsen mit höchst üppigen Talhabäumen; Gewinde von Schmarotzerpflanzen und Orchideen umschlingen die Bäume und verbinden sie auf's Anmuthigste mit einander, so daß nur dann und wann die dahinter hoch emporragenden Bergmassen durch das Laub durchschimmern. In einer Einbucht derselben, etwas weiter nach Osten, liegt das gleichnamige Dorf Tidik; gegenwärtig aber war dasselbe nicht bewohnt, da die „Kel-Tidik" (d. h. Leute von Tidik) nach den schöneren und weniger trockenen Thälern im Westen umgesiedelt waren.

Wie wir vorwärts rückten, verengte sich das Thal mehr und mehr und bildete zuletzt nur noch einen schmalen Paß, welcher gewöhnlich für das eigentliche Thor des Sudans angesehen wird. Westlich zu unserer Rechten zeigte uns hier der Berg Kadamellet seine volle Gestalt, eine breite Basis, auf der ein kurzes Doppelhorn emporsteigt. Die Paßbildung dauerte nicht lange, sondern machte bald einer unregelmäßigen, felsigen Thalgliederung Platz, meist eng und auf beiden Seiten von nackten Felsmassen eingeschlossen. Die Straße ward so überaus rauh und unwegsam, daß unser Marsch nur sehr langsam vorwärts ging. Zudem mußten wir wegen des unzweideutigen Anzeichen nach abermals gegen uns beabsichtigten Raubzuges auf unserer Hut sein und in förmlicher Schlachtordnung vorrücken. Nur in der rauhen, engen Einsenkung Taroi ward ein kurzer Halt gemacht, indem wir uns aus einem kleinen Regenpfuhl mit Wasser versorgten.

Auch hier fiel uns die treffliche Rasse stämmiger und wohlgenährter Esel auf, die zur Tränke getrieben wurden.

Hier endete der ödere Charakter der Landschaft, stellenweise ward sie selbst malerisch. Die Vorhöhen zogen sich allmählich zurück, und so unverdeckt zeigten sich die herrlich ausgezackten Berge zu unserer Linken in der ganzen Erhebungsfläche ihres Abhanges. Es war eine Gegend, die unser ganzes wissenschaftliches Interesse in Anspruch nahm; aber leider ward dazu wenig Muße gelassen und die materiellsten Sorgen der einfachen Lebensexistenz sollten hier auf die ernsteste Weise an uns herantreten.

Wir waren nur etwa acht Meilen von Sselufiet entfernt und hofften zuversichtlich, diesen Ort, wo wir uns für ziemlich sicher halten konnten, noch an demselben Tage zu erreichen. Da ward plötzlich ohne genügenden Grund zu früher Stunde Halt gemacht und der Lagerplatz gewählt. Es war am Rand eines breiten Thales und das Dasein eines frischen Grasteppichs konnte der Vermuthung Raum lassen, daß die Thiere sich hier erholen sollten; aber darum handelte es sich keineswegs. Es war unverkennbar, daß ein geheimes verrätherisches Einverständniß unserer Verfolger mit mehreren Gliedern der Karawane stattfand. Der kleine Annur schien eine Ausnahme davon zu machen. In aufrichtiger Weise verwandte er sich in unserem Interesse; er wünschte, daß wir ohne Schaden auch diese Probe bestehen möchten, allein er war zu schwach und zu wenig energisch, als daß er diesen seinen Wunsch hätte durchsetzen können.

Die wahre Lage, in der wir uns befanden, trat bald zu Tage. Vor zwei Tagen waren wir von den räuberischen Grenzstämmen ausgesogen worden, jetzt sollten die Ansprüche der Merabetin oder Aniss-limen, des fanatischen und halb unabhängigen Stammes, dessen Hauptwohnsitz Tin-tarh-ode ist, befriedigt werden. Diese Leute genießen großes Ansehen und entziehen sich gewissermaaßen der unumschränkten Autorität des alten Häuptlings Annur in Tin-telluſt. Um die verzweifelte Lage richtig zu würdigen, in der wir, die unbeschützten Fremdlinge, die ersten verhaßten Christen, die dies Land je betreten, uns befanden, muß man die allgemeinen Verhältnisse des Landes mit in Betracht ziehen. Der alte Häuptling Annur, der einzige Mann, welcher einige Macht besaß, den unruhigen Geist unter diesen wilden, gesetzlosen Stämmen im Zaum zu halten, lag in seinem Wohnsitze Tin-telluſt krank darnieder; in Agades, dem Sitze des gemeinsamen Oberhauptes aller dieser Stämme, gab es zur Zeit gar keinen

Herrscher; mehrere Parteien standen sich noch in heftigem Streite um die Wahl dieses Machthabers gegenüber. Dazu kam nun, daß der große Rachezug der Kel-owi gegen die Uelad-Ssliman, welche ihnen fast alle ihre Kameele abgenommen hatten und die Salzsee'n von Bilma, den Quell ihres Lebensunterhaltes, in ihre Gewalt zu bekommen suchten, eben erst alle Leidenschaften des kampflustigen Volkes aufgeregt hatte. Siegreich von jenem fernen Heereszuge nach Kanem heimgekehrt, war seine Gier nach Beute und Raub auf den höchsten Grad gesteigert. Wer hätte sich da der hülflosen Fremdlinge annehmen sollen? Die ganze Verhandlung hatte einen tief-ernsten Charakter. Man wollte uns drei durch die Religion von allen unseren Genossen Ausgesonderten auch auf Einem Fleck zusammen haben und erlaubte uns nur Ein Zelt für uns drei aufzuschlagen. Kaum war dies geschehen, als ein Trupp von etwa 50 Mann heranrückte. Sie ließen es für den Augenblick bei Drohungen bewenden, ohne uns anzugreifen. Nachdem es dunkel geworden, wuchs ihre Zahl zu etwa hundert an. Sie erklärten nun, daß sie nicht gekommen seien, uns ein Leid anzuthun; aber sie verlangten mit Entschiedenheit, daß wir den Islam annehmen sollten; denn kein Ungläubiger habe je ihr Land betreten, noch solle dies je geschehen; im Weigerungsfalle drohten sie uns augenblicklichen Tod.

Unsere Diener und Kameeltreiber theilten uns diese Forderung in einfach unverschämter Weise als ein selbstverständliches Ultimatum mit; sie waren fest davon überzeugt, daß wir sterben müßten, wenn wir uns weigerten, unsere Religion zu wechseln; sie riethen uns deshalb, wenn auch nur auf wenige Tage und zum Schein, uns zum Islam zu bekennen. Solches Ansinnen wiesen wir mit Entschiedenheit und Abscheu zurück. Da schien denn wirklich der Tod so sicher unser Loos zu sein, daß die beiden Vordermänner in unserer Dienerschaft, Mohammed der Tunesier und el Mukni, uns um ein schriftliches Zeugniß angingen, daß sie an unserem Blute unschuldig seien.

Mit dem erhebenden Bewußtsein, unserer Religion und unseres Vaterlandes würdig zu handeln, erwarteten wir das Schicksal, das über uns verhängt war. Es war ein ernster und ergreifender Moment. Noch einmal gab es eine warme Auseinandersetzung über unseren und ihren Glauben und ich entblößte gegen den alten fanatischen Führer unserer Karawane, der erklärte, daß wir als Christen den Tod verdienten, meinen Nacken, um, wenn er es wage, mir den ersten Streich zu geben. Dann saßen wir drei Europäer in tiefem Schweigen

in unserem Zelte. Jeder Augenblick konnte uns ein gewaltsames Ende bringen. Da stürzte plötzlich der treue, freundlich gesinnte Ssliman in unser Zelt und stotterte mit herzlicher Theilnahme die Worte hervor: „Ihr sollt nicht sterben!“ Nach langer und lebhafter Verhandlung zwischen unseren Begleitern und Leuten und den feindlichen fanatischen Merabetin, in der Fanatismus, materieller Eigennutz, Furcht und die verschiedensten Interessen mit einander kämpften, war endlich ein Vergleich zu Stande gekommen, zufolge dessen wir uns durch Waaren im Betrag von etwa 230 Thalern loskaufen sollten; für diese Summe sollten wir ungefährdet weiter ziehen dürfen. So hatte glücklicherweise das materielle Interesse die Oberhand über den religiösen Fanatismus gewonnen.

Nicht ohne drückendes Gefühl hatten wir die Nacht zugebracht und wünschten am nächsten Morgen möglichst früh diese Unglücksstätte zu verlassen; allein es mußten erst die Waaren, welche wir für unsere Sicherheit herzugeben hatten, ausgewählt werden, und das war keine Kleinigkeit. Immer noch drohte die Gefahr, daß der Pöbel, der sich noch nicht verlaufen hatte, über den Rest unseres Gepäckes herfallen möchte. Es war daher ein glücklicher Einfall, daß Mohammed der Ssfakser einen Theil unseres Gepäcks für das seinige ausgab; außerdem zerschlug er eine der zehn großen, mit Zwieback gefüllten eisernen Kisten, welche wir zu unserm Schaden mit uns führten. Der einfältige Haufe glaubte, daß dieselben voll Geld seien, und war nicht wenig enttäuscht, als statt des erwarteten Goldes und Silbers trocknes geschmackloses Brod zum Vorschein kam.

Endlich brachen wir auf. In geringer Entfernung ließen wir nun zur Linken das hohe Horn des Timge oder Tengik, das noch über die umgebende Bergmasse hervorragt. Leider können wir weder die Höhe der Gesammtmasse, noch die dieses Kulminationsgipfels mit einiger Sicherheit angeben. Der Thalboden liegt hier 1700 Fuß über dem Meeresniveau und die Berghöhen mögen sich im Allgemeinen 2500 bis 3000 Fuß höher erheben, so daß der Timge wohl jedenfalls nicht viel unter 6000 Fuß bleibt.

In so interessanter Landschaft erreichten wir nach kurzem Marsche das prachtvolle Thal Sselufiet. Es bildet hier gegen Westen eine große Einbiegung hinter einer vorspringenden Granitmasse; seine Bekleidung war reich an Baum und Busch, aber ohne Krautwuchs. Einen tropischen Charakter erhält das Thal durch die Dumpalme (Cucifera oder Corypha Thebaica), deren nördliche Grenze von

dieser Seite eben das Thal Sselufiet bildet, während sie im Nilthale selbst als vorherrschender Baum sich so weit nördlicher erstreckt, und so war sie mir schon von meinen früheren Reisen in Ober-Aegypten und Nubien her ein alter Bekannter, und unter den vielen neuen, unbekannten Erscheinungen in Natur und Menschenleben begrüßte ich sie mit Freuden. Auch vereinzelte Dattelpalmen kommen hier noch vor, aber sie treten in den Hintergrund neben der mehr der wärmeren tropischen Zone angehörigen Fächerpalme.

Das Dorf Sselufiet besteht aus 60 bis 70 Hütten. Auch sie bildeten ein Element des Fortschrittes nach Süden. Sie sind nämlich aus trockenem Gras gebaut, aber verschieden von der Art, wie wir sie bisher gesehen hatten; denn während bis dahin die das Gerippe bildenden Büsche vom Boden aus zu einem Kreise zusammengebogen waren, waren hier Rumpf und Dach getrennt, und das letztere hatte nicht eine runde, sondern eine spitzige Form. So war denn Sselufiet keineswegs ohne Interesse. Aber auch hier sollten wir noch nicht viel Ruhe und Sicherheit genießen. Während der Nacht wurden wir durch ein schakalähnliches Geheul beunruhigt, welches ein großer Haufe Volks rings um unser Lager ertönen ließ; durch wiederholtes Schießen überzeugten wir diese Plagegeister von unserer Wachsamkeit und hatten so persönlich nichts zu erdulden. Da aber in der Nähe kein Futter zu finden war, so hatten unsere Kameele auf einen entfernten Platz zur Weide getrieben werden müssen. Wir waren deshalb mit Recht nicht ohne Besorgniß um diesen zur Reise nothwendigsten Besitz, und in der That zeigte sich's am nächsten Morgen, daß all' unsere Kameele weggetrieben waren, und zwar, wie wir später erfuhren, von den Merabetin selbst, die uns doch wiederholt versichert hatten, daß wir jetzt nichts mehr zu befürchten brauchten, da wir unter ihrem Schutze ständen. Die Folge war, daß wir hier noch einen ganzen Tag liegen bleiben mußten, um unsere Thiere zurück zu erhalten. Wirklich ward uns ein Theil derselben zurückgegeben, aber 15 Kameele fehlten uns noch immer, als wir endlich am 30. August unseren Marsch fortsetzten. Wir mußten deshalb das Boot und einige andere Sachen, die nur für uns selbst von Werth waren und daher eine gewisse heilige Unverletzlichkeit hatten, hier zurücklassen.

Mit etwas besserer Aussicht in die Zukunft zogen wir jetzt vorwärts, und unsere frohe Stimmung ward noch durch den Charakter des Thales selbst gehoben. Wirklich gewährten einige kleine Kunstfelder mit frischer hochstehender Saat von Negerkorn dem aus der

Wüste kommenden Reisenden einen erfreulichen Anblick; denn sie bewiesen, daß jetzt eine fruchtbare, anbaufähige und angebaute Gegend beginne. Wir bemerkten hier auch eine Art Brunnenzieher von höchst einfacher Bauart — mit dem arabischen Namen „chattara“ bezeichnet —, durch welchen diese Felder bewässert werden. Eine bloße Stange mit einer längeren Querstange, an welcher ein ledernes Schöpfgefäß befestigt ist, bildet die ganze Vorkehrung.

Indem wir uns gerade auf den hohen, spitzen Kegel zuhielten, welcher Tin-tarh-ode überragt, traten wir aus dem Hauptarm des Thales von Sselufiet, in welchem unser Pfad bisher entlang führte, hinaus auf ein felsiges Terrain. Eine breite Kluft in der Bergmasse von Timge gewährte uns hier einen Blick in die Schluchten, welche von den verschiedenen Erhebungen des Gebirges gebildet werden. Dann stiegen wir wieder abwärts in eine reichbewachsene Thalebene, wo außer der Abisga (Capparis sodata) auch die Tunfafia (Asclepias gigantea) wieder erschien. Auch bemerkten wir eine neue, früher noch nicht gesehene Pflanze, die „Elloa“ oder „Alluot“, eine Cucifere mit großen saftreichen Blättern und einer hübschen violettfarbigen Blume. Die Kameele fraßen sehr gierig davon und zogen diese Pflanze jedem anderen Futter vor, aber ihr Vorkommen erwies sich im Verlaufe unserer Reise als beschränkt und nur ganz strichweise vertheilt.

Nachdem wir zwei Meilen in diesem Thale zurückgelegt hatten, lagerten wir an einem freien Platze, der rings von den grünen Büschen der Abisga umgeben war, etwas jenseits Tin-tarh-ode. Dies ist das Dorf der Merabetin oder Anisslimen, das sich in langer Reihe an den niedrigen Vorhügeln der Bergkette hinzieht. Es besteht aus etwa hundert Wohnungen, meistens Hütten von Gras und den Blättern der Fächerpalme; nur wenige sind aus Stein gebaut.

Ungeachtet seiner geringen Ausdehnung ist das Dorf von Wichtigkeit für den Verkehr zwischen Nord- und Mittel-Afrika; denn nur unter dem Schutze jener gelehrten und religiösen Männer wird derselbe mit einer Sicherheit betrieben, welche man bei dem wilden und räuberischen Charakter dieser Gegenden nicht erwarten sollte. Der Zeitpunkt der Gründung dieser Niederlassung ist nicht mit Genauigkeit zu ermitteln; es scheint aber, daß dieselbe mit der Eroberung des Landes durch die Kel-owi gleichzeitig ist, wenn anders diese Anisslimen dem Stamme der Kel-owi angehören. Darüber ist es mir nicht möglich gewesen, zu einer klaren Einsicht zu gelangen; jedenfalls geben ihre schöne schlanke Gestalt und die lichte reine Farbe

ihrer Haut den besten Beweis dafür, daß dieser kleine Stamm sich nicht, wie die Kel=owi im Allgemeinen, mit der Sudanrasse vermischt hat. Jedoch ihre Tracht erinnert bereits an die Sitte der Gegenden, welche sie jetzt bewohnen. Namentlich die Knaben, die sich in großer Menge in der Nähe unseres Lagers einfanden, trugen nichts als einen kleinen Lederschurz um die Hüften, und ihr Haar war in der Weise der Sudanknaben geschoren, so daß sich ein etwa einen Zoll hoher und breiter Kamm von der Stirn bis in den Nacken zog. Allerdings ist es keineswegs unmöglich, daß die zum Islam übergegangenen Afrikaner diese letztere Sitte von dem Masighstamme (Imoscharh) angenommen haben; denn dieser letztere ist für die mohammedanische Umbildung dieser Stämme von der allerhöchsten Bedeutung.

Die Anisslimen nennen sich zwar selbst „gottergebene und fromme Männer", doch haben sie deshalb den Dingen dieser Welt nicht durchaus entsagt. Im Gegentheil wissen sie sich einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zu sichern und erhalten sich in einer gewissen Unabhängigkeit von dem mächtigen Häuptling von Tin=telluſt.

Wir suchten, nachdem wir uns in unserer neuen, allerdings nur vorübergehenden Wohnstätte etwas eingerichtet hatten, mit den Leuten in Kaufbeziehungen zu treten, um uns wieder mit einem Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Hierbei überraschte uns der hohe Preis der ersten Lebensbedürfnisse; Butter und Käse waren gar nicht aufzutreiben. Gegen alle Erwartung erklärte man mir auf weiteres Nachforschen, daß Butter fast alljährlich in diese Gegenden eingeführt werde von den Ssakomaren, einem weiter nördlich an der Straße nach Tauat wohnenden Stamm der Imoscharh, welcher große Heerden Schaafe und selbst eine bedeutende Anzahl Rinder besitzt.

Wir waren genöthigt, in unserem Lager bei Tin=tarh=ode zu bleiben, um die Rückkehr unserer bei Sselufiet weggetriebenen Kameele abzuwarten. Außerdem hofften wir, daß der alte Häuptling Annur in Tin=telluſt, an den wir uns von Sselufiet aus gewendet hatten, uns eine Schutzbegleitung entgegenschicken werde.

Während wir so hier länger gelagert waren, als sonst der Fall gewesen wäre, wurden wir Zeugen eines wunderbaren Naturereignisses, das uns aber materiell fast zu nahe berührte, als um es blos vom wissenschaftlichen Standpunkte zu betrachten. Ringsum in der Nachbarschaft fielen in der Zwischenzeit so ungeheure Regengüsse, daß binnen 24 Stunden unser ruhiges, fast 2000 Schritt breites Thal in das

Bett eines reißenden Stromes verwandelt wurde, mächtig genug, um Schaafe, ja selbst Kameele widerstandslos fortzutragen und Bäume zu entwurzeln. Mit Noth waren wir so eben der Gefahr, die uns von dem Fanatismus und der Raubgier der Menschen drohte, glücklich entgangen; da war es in der That eine schwere Prüfung, nun gegen ein Element kämpfen zu müssen, von dessen gewaltsamen Wirkungen in dieser Uebergangszone von der nackten Wüste zum Fruchtlande, in einer Breite, wo man in den bekannteren Nilgegenden an Regen überhaupt fast nicht denkt, wir keineswegs eine richtige Vorstellung gehabt hatten, auch nicht haben konnten.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als in unserem Lager der plötzliche Ruf vernommen wurde: „die Fluth kommt.“ Eine breite, mit weißem Schaum bedeckte Wassermasse wälzte sich von Süden her zwischen den Bäumen das Thal entlang. Binnen kurzer Zeit war das ganze Thal in ein Flußbett und unser Lagerplatz in eine Insel verwandelt. Anfänglich, fast ausgedörrt von Dürre und Hitze, wie wir waren, betrachteten wir dies außerordentliche Schauspiel mit einer fast kindischen Freude, allein bald begann es einen drohenden Charakter anzunehmen, und ich mahnte bei Zeiten an Vorsichtsmaaßregeln. Am folgenden Tage zeigte derselbe Strom ein großartiges Bild der Zerstörung, wohl geeignet, uns in lebhaftester Weise die Sündfluth zu vergegenwärtigen.

Während der Nacht und am folgenden Morgen ergoß sich der Regen ununterbrochen in Strömen. Das Wasser im Thale schwoll immer höher und drohte den Schwellpunkt des Thalbodens, wo wir unseren Lagerplatz gewählt hatten, zu überfluthen. Unsere Leute machten nun zu spät einige kindische Versuche, uns durch einen Damm oder Deich zu schützen. Es ward endlich nothwendig, unseren Lagerplatz zu verlassen und einen höher gelegenen, jetzt schon zur Insel abgesonderten Punkt aufzusuchen. Dorthin ward in aller Eile und mit manchen kleinen Verlusten das Gepäck gebracht. Die Kameele waren schon vom Strom fortgerissen und konnten sich nur mit Noth an größeren Baummassen halten, die daraus hervorragten. Doch das Wasser stieg immer höher und schäumte zuletzt über den Rand der Insel, ihn stets mehr und mehr unterwühlend; der Strom führte losgerissene Bäume mit sich fort; theils einzeln, theils in floßartigen Verschlingungen wurden sie an uns vorübergetrieben, während wir von unserm kleinen Hort aus das wunderbare Schauspiel mitanschauten. Schritt für Schritt mußten wir nach dem höheren Mittel=

punkt dieser kleinen Zufluchtsstätte zurückweichen. Endlich blieb kaum noch Platz genug für unsere ganze Gesellschaft übrig, und wir konnten schon berechnen, wie wenig Zoll das Wasser nur noch zu steigen brauche, um unser ganzes Gepäck zu zerstören und unser Leben selbst zu gefährden.

Da erreichte zu glücklicher Stunde die Ueberschwemmung ihre Höhe; wenigstens schwoll das Wasser nicht weiter an und die Fluth hielt sich für einige Zeit auf gleichem Standpunkt. Dann bemerkten wir ein allmähliches Sinken des Wassers, und mit dankbarem Gefühl erkannten wir, daß wir auch aus dieser Gefahr errettet waren. Die Mittagsstunde war eben vorüber.

Zu gleicher Zeit trat ein anderes höchst günstiges Ereigniß ein. Gerade als die Fluthen anfingen, sich zu verlaufen, erschien an dem westlichen Ufer ein Trupp wohlbewaffneter Mehara. Es war dies die von dem Häuptling Annur uns zum Schutz entgegengeschickte Geleitsmannschaft. Wirklich war es die höchste Zeit, daß sie eintraf; denn mittlerweile hatte sich durch unseren kläglichen und verzweifelten Zustand aufgemuntert am andern Ufer wieder eine große Menge räuberischen Gesindels angesammelt und wollte noch einen letzten Versuch machen, sich unseres Eigenthums zu bemächtigen, ehe wir unter dem Schutze jenes mächtigen Häuptlings Sicherheit gefunden.

Ihr Versuch war vereitelt und wir konnten jetzt wenigstens mit einem gewissen Gefühl von Sicherheit der nächsten Zukunft entgegensehen. Gleichwohl war unsere Lage noch weit davon entfernt, behaglich zu sein. Fast unser ganzes Gepäck war völlig durchnäßt; unsere Zelte lagen im Schlamme auf dem Boden des Strombettes, und das bequeme und starkgebaute, aber schwere Tripolitaner Zelt hatte so viel Wasser eingesogen, daß ein Kameel es kaum fortschleppen konnte. Als wir endlich unseren Lagerplatz verließen, hatten Overweg und ich das Unglück, daß unsere von der Ueberschwemmung völlig entkräfteten Kameele beim Passiren des Hauptstromes ausglitten, niederfielen und uns mitten im Schlamm absetzten. Durchnäßt und barfuß erreichten wir endlich in der Dunkelheit unser neues Lager. Man hatte es auf einem höheren Felsterrain in einiger Entfernung vom Thalrande gewählt, und hier hätte gleich von Anfang an unsere Station sein müssen.

Glücklicherweise klärte sich das Wetter am folgenden Tage wieder auf, und ein frischer Wind half unser Gepäck trocknen. Unser Lager glich fast einer großen Bleiche, und ein Stück nach dem andern ward

allmählich wieder brauchbar. Nachdem wir uns so geistig und körperlich ein wenig erholt hatten, gingen wir, um den Hauptpersonen unserer neuen Bedeckung einen Besuch abzustatten. Mit der rechten Hand den aufrecht stehenden Speer haltend, saßen sie im Kreise gruppirt. In der Mitte saß ihr Anführer Hamma, der kriegerische Schwiegersohn des Häuptlings Annur. Außerdem zeichnete sich noch ein gewisser Mohammed, ein Vetter des Häuptlings, welcher nachmals mein besonderer Freund ward, vor den Uebrigen aus. Alle hatten ein leidlich angenehmes Aeußere, aber ihre Erscheinung war sehr verschieden von der der Asgar oder der an der Grenze von Air lebenden Stämme. Ihre Gestalt war kleiner, ihre Hautfarbe schwärzer, und anstatt der regelmäßigen, scharf gezeichneten Züge des Nordens hatte ihr Gesicht mehr einen runden, vollen und lebensfrohen Ausdruck. Auch ihre Kleidung war weniger streng; Einige von ihnen trugen hellblaue Hemden statt der melancholischen dunkelblauen; ihr Kopfschmuck ward durch eine weiße Binde mit rothem Streifen erhöht.

Wir dankten dem Anführer aufrichtig für den Dienst, den uns der Häuptling Annur geleistet. Im Uebrigen verlief dieser Besuch etwas kalt und förmlich, wie das unter völlig Unbekannten und der ganzen Anschauung nach Geschiedenen kaum anders sein konnte.

In solcher Genossenschaft setzten wir endlich gegen 10 Uhr unseren Marsch fort. Wir ließen das große Thal von Tin-tarh-ode zur Linken, durchschnitten einige Schluchten und hielten uns im Ganzen auf rauhem Terrain, bis wir den Anfang des schönen breiten Thales Fodet erreichten; hier lagerten wir uns nahe den Felsklippen, welche die Ostseite desselben begrenzen.

Am folgenden Tage (3. September) machten wir einen sehr interessanten Marsch durch eine höchst malerische Gegend. Namentlich zeichnete sich das Thal Fodet selbst aus; an seinem schönsten Punkte theilt es sich in zwei Arme, von denen der östliche in den steilen Westrand der Gebirgsgruppe von Timge einschneidet; von mehreren imposanten Bergspornen begrenzt, bietet dieses Zweigthal eine sehr malerische Fernsicht. Die auf der nächsten Seite folgende Skizze, die ich auf meinem Kameel reitend zeichnete, wird dazu dienen können, das Bild der Gegend zu veranschaulichen.

Noch zeigten sich viele Spuren der vorgestrigen Ueberschwemmung; dabei glänzte der ganze Grund der Thalsohle von kleinen mineralischen Bruchstücken. Wir sahen an verschiedenen Stellen die Ruinen von Häusern, die von den Fluthen zerstört waren. Unsere Karawane



aber war wieder guten Muthes, und unsere Schutzwache, die uns einen Beweis ihrer Reitfertigkeit geben wollte, veranstaltete ein Wettrennen. Es fiel ziemlich wunderlich aus. Man denke sich ein Kameel, mag es auch noch so schlank sein, in Galopp gesetzt; der Reiter fliegt auf dem kleinen Sattel, der nur ungenügend auf dem Höcker des Thieres befestigt ist, hin und her; seine vielartigen Waffen, Vorrathssäcke und plumpen Lederornamente sind überall, heraussteckend oder nachschleppend, ihm hinderlich; dabei schlägt der ungeheure Schild aus steifem Antilopenleder das arme Thier fortwährend in die Seiten. Zwei oder drei der kühnen Reiter küßten den Staub und dem Spiel ward bald ein Ende gemacht. Das schnelle Kameel ist ausgezeichnet zum Traben, aber es paßt durchaus nicht zum Galopp, und seine Bewegungen sind fast eben so ungelenk, wie die der Giraffe. Da ein Kameel im Galopp, wie ich mich überzeugt habe, selbst europäischen Naturforschern etwas Unerhörtes zu sein scheint, so will ich hier bemerken, daß auch die Stämme im südlichen Arabien ihre Kameele zuweilen in Galopp setzen; ja wir sehen das selbst auf den assyrischen Skulpturen.

Wir zogen in der gebirgigen Landschaft fort, anfangs aufsteigend, bis wir den Höhenkamm erreicht hatten. Dann führte uns der Weg wieder abwärts, zuerst allmählich an kleineren Thalsenkungen entlang, später aber ward die Straße sehr abschüssig, bis wir in eine tiefe Schlucht gelangten. Die kleineren Thäler, welche wir passirten,

senken sich fast alle nach Westen zu. Bald nach drei Uhr lagerten wir in einer Erweiterung des Thales Asis, in der Nähe der südlichen Felswand, in geringer Entfernung von einem Brunnen. Die Felswand hatte einen eigenthümlich zerrissenen Charakter.

Wir hatten bis jetzt unsere Schutzwache noch nicht näher kennen lernen; bald aber, nachdem wir gelagert waren, hatten wir einen ärgerlichen Handel mit ihr. Die Leute wollten bezahlt sein und machten ungemessene Forderungen. Da sie durch das, was sie erhielten, nicht befriedigt waren, so fielen sie über einen meiner Ballen her und schleppten die Hälfte seines Inhaltes fort. Indeß der Schaden war nicht groß; nur verursachte es einige Aufregung und Unruhe, als wir so von unserer eigenen Eskorte beraubt wurden. Jedoch gab Hamma, der Anführer der Bedeckung, sich die größte Mühe, das Geraubte zurückzuerstatten.

Am nächsten Tage (4. Septbr.) erreichten wir Tin-telluft, die Residenz des alten Häuptlings Annur und die dritte große Station auf unserer Reise. Der anbrechende Tag brachte heftigen Regen mit sich, der sich schon am Tage zuvor durch dicke Wolkenmassen und Wetterleuchten angekündigt hatte. Sonst ist Regen am frühen Morgen eine seltene Erscheinung in Central-Afrika, wenn es nicht, wie auch wahrscheinlich in diesem Falle, die Fortsetzung eines Regenfalls der vorhergehenden Nacht ist.

Wir warteten den schwersten Guß ab und brachen dann um sieben Uhr auf. Wir waren nicht ohne Sorgen über den Empfang, den wir bei Annur finden würden; lag doch jetzt in seiner Hand der ganze Erfolg unserer Unternehmung. Die Angaben über seinen persönlichen Charakter lauteten günstig, aber er war jetzt alt und schwach geworden und lag zur Zeit gerade krank darnieder; für den Fall seines Todes konnten wir uns die Gefahren nicht verhehlen, denen wir bei dem Mangel jeder Autorität in diesem unruhigen, gesetzlosen Lande ausgesetzt waren. Unter solchen Gedanken legten wir die letzte Strecke unseres Marsches nach Tin-telluft zurück.

Wir verließen bald das Thal Afis und kamen über einen felsigen Aufsprung in ein anderes Thal, in welchem das Dorf Ssarara oder A-ssarara liegt. Wir zogen zwischen den beiden getrennten Gruppen desselben hin, und nachdem wir noch einen niedrigen Felsgrund überschritten hatten, erreichten wir 9½ Uhr das Thal von Tin-telluft. Es ist ein breites sandiges Rinnsal ohne Krautwuchs, nur am Rande mit Buschwerk eingefaßt. Auf den niedrigen felsigen Vorhöhen an

der östlichen Seite zeigte sich ein kleines Dorf, aber nur mit Mühe ließ es sich von den umgebenden Felsen unterscheiden; — das war die lange ersehnte Residenz Annur's.

Wir betraten das Dorf selbst nicht, sondern wählten ein wenig weiter südlich unseren Lagerplatz auf einem Sandhügel, welcher in einer Einbiegung der felsigen Vorhöhen sich erhebt. Der Fuß dieser Sandhöhe war mit schönen grünen Büschen der Capparis sodata anmuthig geschmückt; eine liebliche Einsenkung voll üppiger Talhabäume trennte unseren Hügel von einem rauhen Granitkamm, dem Sporn des Tunan; im Süden schloß die imposante Berggruppe des Bundai die Aussicht ab. Nach Nordosten hatten wir den Blick über das Thal nach dem Dorfe und der prächtigen Bergmasse dahinter. Im Ganzen genommen war es ein herrlicher Lagerplatz. Zumal waren wir hier nicht jeden Augenblick durch die Neugierde und Zudringlichkeit der Ortsbewohner belästigt. Andererseits aber führte die Abgelegenheit des Platzes den Uebelstand mit sich, daß wir zu weit von unserem Beschützer entfernt waren, dessen Nähe unter so gesetzlosen Stämmen zuweilen sehr wünschenswerth war. Doch betrug die Entfernung etwa nur 1200 Schritt.

Unser Lager war bald aufgeschlagen. Es bestand aus vier Zelten, welche in einem Halbkreis gruppirt waren, dessen offene Seite sich nach Süden richtete. Gewiß wird unser Lagerplatz in dem Gedächtniß der Einwohner stets denkwürdig bleiben als der „Hügel der Christen“.

Am Tage nach unserer Ankunft machten wir dem alten Häuptling einen Besuch. Er empfing uns in einer ungeschminkten und barbarisch-wohlwollenden Weise. Mit derber Einfachheit bemerkte er, daß wir zwar als Christen schuldbefleckt in sein Land gekommen, aber durch die vielen Gefahren und Mühseligkeiten rein gewaschen seien. Einmal unter seinen Schutz gestellt hätten wir nun nichts weiter als das Klima und die Diebe zu fürchten. Die Geschenke, die vor ihm ausgebreitet wurden, empfing er gnädig, aber ohne ein Wort zu sagen; auch erwies er uns nicht die geringste Spur von Gastfreundlichkeit. Wir wußten nicht, woran wir waren; bald sollte sich Alles erklären.

Wenige Tage darauf sandte er uns die unzweideutige Botschaft, daß, wenn wir auf unsere eigene Gefahr nach dem Sudan zu gehen beabsichtigten, dies in Begleitung der Salzkarawane geschehen könne; er werde uns kein Hinderniß in den Weg legen; wünschten wir aber, daß er selbst mit uns gehe und uns beschütze, so müßten wir ihm

eine beträchtliche Summe auszahlen. Ueberhaupt war seine Handlungsweise von Anfang an zwar nicht freundlich, aber gerade und einfach. Er gab ohne Umschweife an, was er verlange; nachdem er dies erhalten hatte, hielt er sein Wort mit der größten Gewissenhaftigkeit. Wenn er uns nicht bewirthete, so belästigte er uns auch nicht durch Betteleien, noch erlaubte er seinen Leuten, dies zu thun. Nachdem ich seine Handlungsweise lange Zeit beobachtet habe und unter seinem Schutze sicher in Katsena angekommen bin, muß ich anerkennen, daß er ein gerader, zuverlässiger Mann war. Dennoch hatten wir große Noth, die verlangte Summe zu zahlen, und Herr Richardson sah sich genöthigt, darauf hin eine bedeutende Schuld zu kontrahiren, die durch Nichterfüllung der dabei vorgeschriebenen Bedingungen gar bald die gewaltige Summe von 1500 spanischen Thalern erreichte.

Wir waren jetzt in der Regenzeit. Die fast täglichen Regengüsse verursachten uns zwar manche Unannehmlichkeit, zugleich aber waren sie uns der deutlichste Beweis, daß wir nun wirklich die neuen, lange ersehnten Regionen des Innern betreten hatten, und so ertrugen wir das kleine damit verbundene Ungemach gern. Fast regelmäßig kam der Regen am Nachmittag zwischen zwei und drei Uhr, wenn die Luft den höchsten Wärmegrad erreicht hatte. Der Sturm, der die Regenwolken herbeitrieb, wehte fast immer aus Westen oder Südwesten, während sonst der Ostwind durchaus vorherrschend war. Der Regen war zuweilen sehr heftig und stets von einem gewaltigen orkanartigen Sturme begleitet. Oft war es schwierig, gegen sein Ungestüm die Zelte zu schützen, und unser Gepäck wurde wiederholt ganz durchnäßt. Der stärkste und anhaltendste Regen fiel am 9. September, und durch die auf den umherliegenden Höhen gefallene Wassermasse wurde ein mächtiger Strom nicht allein im Hauptthale, sondern auch in der kleinen Schlucht hinter unserem Lager gebildet. Jedoch trotz der Feuchtigkeit war die Luft gesund und stärkend, wie denn das Klima von Air schon von Leo Afrikanus wegen seiner „bontà e temperanza dell' aere" gerühmt wird. Auch waren uns die Regenstürme viel willkommener, als die trockenen Sandwinde, die uns oft überaus unbehaglich geworden waren.

In wenigen Tagen war die ganze Natur von neuem frischem Leben erfüllt. Von Tag zu Tag konnte man das Wachsthum der jungen Blätter und Sprößlinge und das Dichterwerden des schattigen Laubdaches beobachten. Die mächtigen Kronen der großen üppigen Mimosen boten uns einen überraschenden Anblick; sie bildeten hier

nicht, wie meistens in der Wüste, ein lichtes Schirmdach, sondern bestanden aus dichten konischen Laubmassen; ich maß einst um Mittag einen Schatten, der 70 Fuß Ausdehnung hatte.

Auch die Thierwelt entwickelte ihre geselligen Eigenschaften in der ganzen Kraft neu erwachender Triebe. Die dichtkronigen Bäume schwirrten von dem fröhlichen Gezwitscher der Ammern und Finken und dem Gegirre der Turtel- und der kleinen ägyptischen Taube, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherspielte. Affen stiegen, so oft sie unbemerkt zu sein glaubten, von den Vorhöhen des Tunan in die kleine Einsenkung hinter unserem Lagerhügel herab, um einen Trunk Wasser zu erlangen; Hyänen und Schakale ließen sich regelmäßig auf ihren nächtlichen Wanderungen rund um das Lager hören, und dann und wann erscholl der ferne Ruf eines Löwen.

Leider ward unser friedlicher Aufenthalt in der Nacht vom 16. zum 17. September durch einen räuberischen Ueberfall gestört. Die fortwährenden Regengüsse hatten unser gesammtes Gepäck durchnäßt, und wir waren für unsere Instrumente und Waffen besorgt. Overweg und ich beschlossen deshalb am 16. September, alle unsere Feuerwaffen, die bis dahin immer geladen gewesen waren, zu reinigen. Nachdem dies geschehen, luden wir sie nicht unmittelbar wieder, um sie vorher gut trocknen zu lassen.

Am Nachmittag besuchten uns zwei wohlgekleidete, zu Mehara berittene Männer. Gegen die Gewohnheit solcher Besucher baten sie um nichts, besahen aber die Zelte mit großer Aufmerksamkeit. Am Abend hörten wir Musik und Tanz vom Dorfe her, wo eine Hochzeit gefeiert wurde; unsere schwarzen Diener trieben bei glänzendem Mondlicht mit ungewöhnlicher Ausgelassenheit ihr Spiel, bis sie endlich zu später Stunde ermattet in tiefen Schlaf verfielen.

Von einer trüben Ahnung getrieben, aber im Unklaren tappend ließ ich, bevor ich mich niederlegte, alle unsere Schaafe unmittelbar hinter unserem Zelte festbinden. Ich hatte einen unruhigen Schlaf; bald nach zwei Uhr hörte ich ein eigenthümliches Geräusch, wie wenn ein Trupp Leute mit festem Tritt unser Zelt umkreiste. Schon wollte ich hinausstürzen, als die Musik vom Dorfe herübertönte; ich überredete mich also, daß das Geräusch, welches ich gehört hatte, gleichfalls von dort hergekommen sei, und versuchte wieder einzuschlafen. Da hörte ich plötzlich ein lauteres Geräusch, als wenn mehrere Männer den Hügel heraufstürmten. Ich ergriff ein Schwert

und sprang hinaus; unsere Schußwaffen waren leider noch nicht geladen. Während ich den Lagerplatz umging, kam Herr Richardson halbangekleidet aus seinem Zelte und bat mich, Räubern nachzueilen, die mehrere seiner Sachen weggeschleppt hätten. In der That waren einige seiner Kisten aus dem Zelte herausgezogen, aber nicht geleert worden. Alle seine Diener waren bis auf Einen davongelaufen. Indeß war nichts von Werth verloren; nur die moralische Disciplin unserer kleinen Schaar hatte sich schlecht bewährt. Jedoch wurden wir für die Zukunft vorsichtiger gegen eine ähnliche Ueberrumpelung, und die nächste Folge derselben war, daß wir am folgenden Morgen unseren Lagerplatz auf die andere Seite des Thales verlegten und unsere Zelte in der Ebene ganz nahe beim Dorfe aufschlugen.

Wir überließen uns jetzt der Hoffnung, daß wir den größten Theil der Schwierigkeiten überwunden hätten, und daß wir uns auf dem geraden Wege zur Erreichung der Zwecke unserer Expedition befänden. Zu gleicher Zeit aber waren unsere materiellen Verhältnisse nicht eben günstig; unsere Mittel waren so unzulänglich, daß mit ihnen kaum das Nothwendigste bestritten werden konnte; besonders während der ersten Zeit unseres Aufenthalts in Tin-telluſt litten wir vollkommen Noth. Später erhielten wir von A-ssodi, einer Stadt südwestlich von Tin-telluſt, eine Kameelladung „dhurra" (Sorghum). Aber die Zubereitung dieses Kornes erfordert große Sorgfalt, da die bittere Hülse durch vielfältiges Stampfen und Würfeln sorgfältig vom Kern gelöst werden muß, und für einen europäischen Reisenden, der keine Sklavin hat, um seine Kost zu bereiten, ist dies ein schwieriger Punkt. Wirklich war unsere einförmige tägliche Nahrung selbst für die Eingebornen fast ungenießbar und wirkte entschieden nachtheilig auf unsere Gesundheit.

Unterdessen benutzte ich den längeren Aufenthalt, um die Verhältnisse dieser bisher ganz unbekannten Landschaft zu erforschen; und ehe ich mit meinem Reiseberichte fortfahre, wird es zweckmäßig sein, den Leser mit der Natur des Landes und der Menschen, mit welchen wir hier in Berührung gekommen sind, einigermaaßen bekannt zu machen.

Von Tidik im Norden an gerechnet erstreckt sich das eigentliche Land Aïr in einer Länge von zwei Graden und in einer durchschnittlichen Breite von 40 bis 60 nautischen Meilen, zwischen dem 19. und 17. Grade nördl. Breite und dem 8. und 9. Grade östl. Länge von Greenwich. Sein eigentlicher Kern wird von einer

Granitmasse gebildet, die, in verschiedenen höheren Berggruppen aufsteigend, zu beiden Seiten tiefe Furchen entwickelt, in denen das in den Berghöhen während der tropischen Regen, besonders im September und Oktober, gesammelte Wasser seinen Abfluß findet. Dadurch wird hier ein großer Reichthum von Pflanzenwuchs erzeugt. Die Fruchtbarkeit wird dadurch noch bedeutend erhöht, daß Basalt in starkem Verhältniß mit dem Granit gemischt ist; wo Sandstein vorwaltet, ist die Natur am ärmsten. Die durchschnittliche Erhebung der Thäler können wir auf 1700 bis 1800 Fuß, die der bedeutenderen Berggruppen auf 4000 — 5000 Fuß angeben, und die höchsten Gipfel, besonders der Tengik oder Timge, werden wohl jedenfalls über 5500 Fuß emporsteigen.

Die zahllosen größeren und kleineren Thäler bilden kein gemeinsames Flußbett. Im Ganzen senkt sich die Abdachung des Landes auf der westlichen Seite der höchsten Berggruppen nach Westen; aber selbst die der allgemeinen Abdachung des Landes folgenden und nach Westen abziehenden Thäler erweitern und verlaufen sich allmählich, ohne sich zu vereinigen. Das Gefälle ist im Allgemeinen gering, und daher ziehen sehr nahe liegende Thäler häufig in ganz entgegengesetzten Richtungen, so daß das Ganze für den aufmerksamen Wanderer, der nicht Anfang und Ende jeder Thalrinne überschaut, wie ein wunderbar wildes Felslabyrinth erscheint. Viele der Thäler sind so reich, daß sie nicht allein die ausgedehnteste Kameelzucht, sondern selbst Rindviehzucht erlauben; Ziegen finden sich in großer Menge, aber keine Schaafe. Pferde werden im eigentlichen Lande Air nur in sehr geringer Anzahl gehalten; sie werden auf die Weidegründe nach Damerghu geschickt. Außer mannichfaltigen Species der Mimosa erzeugen diese Thäler dichte Waldungen der Fächerpalme (Cucifera Thebaica) und eine Fülle der Capparis sodata; ja viele derselben sind sogar des Kornbaues fähig, und wo die Betriebsamkeit der Menschen hinzugekommen ist, finden wir selbst Dattelpalmen. Korn oder vielmehr Negerhirse (Pennisetum typhoïdeum) könnte offenbar in viel größerer Ausdehnung gebaut werden, obgleich nie in hinreichender Menge, um den Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen, da der Anbau auf die im Ganzen schmalen Thalfurchen beschränkt bleiben muß.

In den unzugänglicheren Theilen der Landschaft, besonders südlich vom 18. Grad, in der vom Baghsen, Dogem und den Höhen von Auderass gebildeten Bergmasse, ist der mähnenlose Löwe überaus zahlreich. Häufig findet sich auch der Leopard (Felis Leopardus),

der von den Assbenauern sehr gefürchtet wird, obgleich wir nie einen zu Gesicht bekommen haben. Hyänen (Hyaena striata) scheinen selten zu sein, Schakale (Canis aureus) aber finden sich in großer Menge. Die niederen Ausläufer der Gebirge scheinen vornehmlich von Affen bewohnt zu sein, besonders von der Gattung Cercopithecus griseo-viridis. Von Antilopenarten sind die Dorcas und der Mohor (Antilope Soemmeringii) in allen Thälern häufig, die große, stattliche Antilope Leucoryx aber scheint sich kaum in die bewohnten Landschaften hineinzuwagen. Die noch größere, aber weniger schöne Antilope Oryx geht wohl kaum so weit nördlich, um die Südgrenze Assbens zu erreichen, während der bockartige Wadan (Oryx Gazella) nicht so weit südlich herabzugehen scheint, um die Nordgrenze des Landes zu überschreiten. Das Geflügel ist zwar nicht in mannichfaltigen Species, aber doch zahlreich vorhanden. Der Strauß bewohnt die offenen Thäler, wie das von Tin-teggana, in großen Schaaren; außerdem sind verschiedene Species von Tauben, der Wiedehopf und das Perlhuhn (Numida Meleagris) zu erwähnen.

Der Name Air (von den Arabern Ahir geschrieben) findet sich zuerst bei Leo in seiner Beschreibung Afrika's, welche im Jahre 1526 geschrieben ward. Indeß scheint Air nicht der ursprüngliche Name des Landes zu sein, sondern ist wahrscheinlich erst von den berberischen oder Masigh-Eroberern eingeführt. Der frühere Name des Landes muß Assben oder Abssen gewesen sein, und so wird es noch gegenwärtig von der schwarzen, wie auch von der gemischten Bevölkerung genannt. Denn Assben hieß früher das Land der Goberaua, des beträchtlichsten und edelsten Theiles der Haussa-Nation, der jedoch nicht zu der reinen Negerrasse gehört, sondern ursprünglich eine enge Verwandtschaft mit Nord-Afrika gehabt zu haben scheint.

Die Hauptstadt dieses Königreiches Assben war, wenigstens in späterer Zeit, Tin-schaman, gegenwärtig ein Dorf, etwa 20 Meilen nördlich von Agades. Dort muß einst eine gewisse Bildung und selbst ein nicht unbedeutender Grad von Gelehrsamkeit geherrscht haben; denn es werden mehrere gelehrte Männer unter den Eingebornen von Tin-schaman genannt. Schon zu Leo's Zeiten war das Land im Besitz der Berber, aber es war offenbar nicht ein reiner Berberstaat, sondern eine auf eine Negerbevölkerung gepfropfte Berberherrschaft. Die jetzigen Herrscher des Landes aber, die Kelowi, werden von keinem Schriftsteller vor Hornemann's Zeit (1802) erwähnt; höchst wahrscheinlich haben sie dasselbe erst in verhältniß-

mäßig neuer Zeit, nicht lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, etwa um 1740, erobert. Wo ihre früheren Niederlassungen waren, ist bis jetzt noch nicht mit Genauigkeit zu ermitteln; nur so viel scheint gewiß, daß sie von Nordwesten kamen und daß ihre edleren Geschlechter dem einst mächtigen und zahlreichen Stamm der Auraghen angehörten.

Der Name Kel-owi bedeutet „die Angesessenen von Owi"; denn durch das Wort „kel" werden die angesessenen Stämme im Gegensatze zu den nomadischen bezeichnet. Im Allgemeinen ist es auch der charakteristische Zug der Kel-owi und ihrer Blutsverwandten, daß sie in Dörfern leben, welche aus festen, unbeweglichen Hütten bestehen, und nicht wie andere Stämme in Zelten von Fellen oder in beweglichen Hütten aus Matten, wie die Tagama und manche Imrhad der Auelimmiden.

Bei der Eroberung des Landes haben die Kel-owi die zur Neger- oder genauer zur sub-libyschen Rasse gehörende Bevölkerung, welche sie vorfanden, nicht ausgerottet, sondern sie vermischten sich mit ihr, namentlich durch Heirath mit dem weiblichen Theile der früheren Bewohner. Dagegen wird der männliche Theil der alten Bevölkerung von Assben der überwiegenden Mehrzahl nach ausgerottet sein. Auf diese Weise haben die Kel-owi ihren ursprünglichen Berbercharakter beeinträchtigt, und die strengen Sitten der Nachkommen Masigh's sind mit dem heiteren, spielenden Charakter des Afrikaners gemengt; ihre schöne, edle und hohe Gestalt haben sie zum großen Theile ganz eingebüßt und ihre helle Farbe mit der dunkleren des Ba-hausche vertauscht; endlich ist ihnen dadurch die Haussa-Sprache ganz eben so geläufig geworden, wie ihr ursprüngliches Auraghiye, obgleich die Männer unter einander sich gewöhnlich des Letzteren bedienen. In Folge dieser Vermischung werden die eigentlichen Kel-owi von den reinen Berberstämmen mit einer Art von Verachtung betrachtet und oft sogar als „ikelan" (Sklaven) bezeichnet.

Die Art und Weise, wie die Kel-owi sich im Lande niedergelassen, scheint in der That derjenigen sehr ähnlich, in welcher die alten Griechen in Lycien sich ansässig gemacht haben; denn die Frauen in Assben haben, wenigstens in Bezug auf die Siedelung, ein gewisses Vorrecht vor den Männern, so daß, wenn ein Ba-Assbentschi eine Frau aus einem anderen Dorfe heirathet, dieselbe ihren Heimathsort nicht verläßt, um ihrem Manne zu folgen, sondern dieser zieht nach dem Dorfe der Frau. Allerdings kann man die letztere Er-

scheinung auch aus anderen Gründen erklären, aber dasselbe Princip liegt der Bedingung zu Grunde, daß der Häuptling der Kel-owi keine Frau vom Stamme Masigh's heirathen, sondern nur mit schwarzen Frauen oder Sklavinnen Kinder erzeugen darf.

Die ursprüngliche männliche Bevölkerung, so weit sie nicht ausgerottet ward, sank zu dem Stande von Leibeigenen herab, mit der Bedingung jedoch, daß weder sie noch ihre Kinder jemals außer Landes verkauft werden sollten. Außerdem entstand noch aus der Vermischung von Imoscharh-Frauen und schwarzen Männern eine eigene Bastardrasse, die Busaue oder Aboghelite; diese haben in der Regel mehr Berberzüge, als die Kel-owi selbst, sind aber von dunklerer Farbe und kleinerer Gestalt; ihr Charakter ist sehr gesunken und sie haben fast gänzlich den edleren Zug verloren, der selbst an dem gesetzlosesten Räuber von reinem Targi-Blute zu erkennen ist. Diese Leute finden sich hauptsächlich in den Gegenden südlich und südöstlich vom eigentlichen Assben.

Der Stamm der Kel-owi zerfällt in eine große Anzahl von Abtheilungen oder Familien — „tiussi" (Sing. „taussit") —, welche zusammen die große Stammgenossenschaft bilden. Die edelste Unterabtheilung ist gegenwärtig die der I-rholang, denn ihr gehört der Amanokal oder Oberhäuptling an. Jedoch beruht der Adel dieser Familie nicht auf ihrem reineren Geblüt, sondern auf dem faktischen Uebergewicht und Ansehen, welches sich indeß erst aus der Zeit des Vorgängers des jetzigen Häuptlings Annur herzuschreiben scheint. Nach Annur ist der Nächste an Autorität der präsumtive Nachfolger in der Regierung, Hadj Abdua, der Sohn von Annur's ältester Schwester; denn die Regierung vererbt hier nicht auf den Sohn des Häuptlings, sondern auf den Sohn seiner Schwester. Diese auffallende Sitte findet sich nicht allein in vielen Staaten Mittel-Afrika's, sondern auch in mehreren Theilen Indiens, und wir haben daher keinen Grund, sie für eine ursprünglich der Berberrasse eigenthümliche Sitte zu halten, zumal da sie von dem edlen Stamme der Auelimmiden als eine schmachvolle Einrichtung angesehen wird, welche nur Zeugniß von dem geringen Vertrauen gebe, das ein Mann zu der Treue seines Weibes habe; denn dies ist allerdings der zu Grunde liegende Gedanke, daß der Schwestersohn ohne Zweifel einen Theil des ursprünglichen Blutes haben müsse, während der Sohn des Häuptlings selbst, die Untreue der Frau vorausgesetzt, möglicherweise dem fürstlichen Blute ganz fremd sein könne.

Die Familie oder der Stamm der J=rholang bewohnt mehr als zehn Dörfer, die alle östlich oder südöstlich von Tin=telluſt, der Residenz Annur's, liegen. Dieſe Familie hat mit zwei anderen einflußreichen und mächtigen Abtheilungen der Kel=owi ein Bündniß geschloſſen, nämlich mit den Kel=aſaneres und mit den Jkaskeſan oder Jkeſchkeſchen. Die Kel=aſaneres ſind die „Angeſeſſenen von Aſaneres“, und zwar iſt das Dorf Aſaneres von großer Wichtigkeit wegen des Verhältniſſes ſeiner Lage zu den Salzſee'n von Bilma, die den Hauptreichthum und das Lebensprincip dieſer Gemeinde ausmachen. Die Jkaskeſan, welche gleichfalls urſprünglich von den Auraghen abzuſtammen ſcheinen, haben mit Bezug auf ihren Wohnort Tamar auch den Namen Kel=tamar. Indeß iſt dies nur ein Theil der Jkaskeſan, während eine andere Abtheilung derſelben theilweis über die ſüdlichere Landſchaft Damerghu zerſtreut iſt, theilweis ſich an einem Orte Namens El=akuas oder, wie es gewöhnlich ausgeſprochen wird, Alakkos, zwiſchen Damerghu und Munio, in Gemeinſchaft mit einer Baſtardraſſe, den ſogenannten Kel=akuas, niedergelaſſen hat. Dieſe letztere Abtheilung der Jkaskeſan, die in ihren ſchönen männlichen Geſtalten und ihrer feinen Geſichtsfarbe viel mehr unverkennbare Spuren reinen Berberblutes trägt, als der Stamm der J=rholang, führt ein ſehr geſetzloſes Leben und beunruhigt ſämmtliche Landſchaften an den Nordgrenzen von Hauſſa und Bornu mit ihren Raubzügen.

In früheren Zeiten ſcheint die Familie der Kel=feruan (öſtlich von Tin=tarh=ode in dem ſchönen Thale von J=feruan anſäſſig) den Vorrang vor den J=rholang gehabt zu haben. Als Zeichen, daß die Kel=feruan von edlerem und reinerem Blute als die übrigen Stämme ſind, beſteht noch jetzt der Gebrauch, daß, wenn der Sultan von Agades auf längere Zeit die Stadt verläßt, der Häuptling der Kel=feruan ſein Stellvertreter iſt.

Der in eine große Anzahl von Familien oder Abtheilungen zerfallende Stamm der Kel=owi bildet wiederum eine größere Genoſſenſchaft oder Verbindung mit den Kel=gereſs, den Jteſſan oder vielmehr J=ti=ſſan und einigen kleineren Stämmen. Das gemeinſchaftliche Oberhaupt dieſer größeren Verbindung iſt der in Agades reſidirende Amanokal oder Sultan. Die Kel=gereſs und die J=ti=ſſan wohnten früher friedfertig auf demſelben Gebiete mit den Kel=owi zuſammen, und zwar befanden ſich ihre Wohnſitze in den fruchtbaren und zum Theil ſehr ſchönen Gauen am Fuße des Baghſen=Gebirges. Vor

etwa 20 bis 30 Jahren aber wurden die beiden Stämme von den Kel-owi aus ihren Wohnsitzen vertrieben und ließen sich im Westen und Südwesten von Agades nieder. Von der Zeit an stehen sie bald auf feindlichem, bald auf freundschaftlichem Fuße mit den Kel-owi. So ist drei Jahre nach meinem Aufenthalt in Air, im Jahre 1854, zwischen diesen Stämmen ein höchst unheilbringender, blutiger Krieg ausgebrochen, der ihre besten Kräfte verzehrt zu haben scheint und in dem Mancher meiner Bekannten, namentlich Annur's Schwiegersohn Hamma, gefallen ist.

Die Kel-gereſs und die J-ti-ſſan zusammen kommen den Kel-owi an Zahl nicht gleich, sind ihnen aber doch an Stärke gewachsen. Denn sie sind weit kriegerischer und besitzen eine viel größere Anzahl von Pferden, so daß ihre Macht zum größten Theil aus wohlberittener Kavalerie besteht. Die Kel-owi hingegen können nur wenige Pferde aufbringen und sind entschieden Kameelleute. Der Vortheil aber, den ein Reiter zu Pferde über einen zu Kameel berittenen Streiter hat, ist in offener Schlacht und im Handgemenge sehr bedeutend.

Die Kel-owi können ohne Zweifel eine Macht von 10,000 bewaffneten und berittenen Männern zusammenbringen, wobei im Allgemeinen die Sklaven nicht eingeschlossen sind; aber die getheilten Interessen der verschiedenen Stammesabtheilungen zersplittern zu sehr ihre Kraft, und nur selten haben sie sich zu gemeinsamen Kriegszügen vereinigt, wie bei dem Heereszuge gegen die Uelad Sſliman. Diese aber sogen auch das Herzblut der ganzen Nation aus, indem sie sich aller Kameele, an 50,000, bemächtigten und die Salzlaken von Bilma in Besitz nahmen; denn in diesem Punkte liegt der Hauptreichthum und die Lebensbedingung des Stammes. Wer nur einige Zeit in diesem Lande verweilt, muß die Beobachtung machen, daß seine Bevölkerung nicht so zahlreich sein könnte, wenn ihr nicht der Salzhandel mit Bilma die Mittel verschaffte, vortheilhaft alle Bedürfnisse im Lande Haussa einzutauschen. Denn nicht allein alle Kleidungsstoffe, sondern zum größten Theil selbst die Lebensmittel werden eingeführt. Freilich könnten viele Thäler bei sorgfältigem Anbau einen weit reicheren Ertrag geben, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Dieser Salzhandel, so weit er die Bewohner von Aſſben betrifft, scheint indeß nicht in sehr alte Zeiten hinaufzureichen. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er die Straße über Aſſben erst seit einem Jahrhundert genommen hat, also nicht vor der Zeit, wo das Land von den Kel-

owi in Besitz genommen wurde; denn es versteht sich von selbst, daß, so lange die Tebu oder vielmehr Teda eine starke Nation waren, sie Fremden nicht erlaubt haben werden, den Vortheil eines von der Natur ihrem Lande geschenkten so bedeutenden Reichthums zu genießen. Was Edrisi vom Alaunhandel im Thale Kauar erzählt, bezieht sich unzweifelhaft auf den Salzhandel.

## Sechstes Kapitel.

### Ausflug nach Agades.

Die Muße, die uns durch den nothwendigen längeren Aufenthalt in Tin-telluſt gegönnt war, benutzte ich zu einem Ausflug nach Agades und stellte so zu gleicher Zeit das moralische Ansehen, das durch so viele Unfälle völlig erschüttert war, in unserer Schaar einigermaaßen wieder her. Obwohl ich damals noch nicht die ganze Bedeutung dieser Stadt kannte, so war es doch schon lange mein still gehegter Plan gewesen, dieselbe zu besuchen. Denn was kann anziehender sein, als eine bedeutende Stadt, die einst an Größe Tunis gleichgestanden haben soll, mitten unter gesetzlosen, barbarischen Horden gelegen, an der Grenze der Wüste und der fruchtbaren Distrikte des Innern von Afrika? An solchem Platze ist Agades vor vier Jahrhunderten gegründet worden und seitdem beschützt als eine Stätte friedlichen Handelsverkehrs zwischen Nationen der verschiedensten Charaktere. In der That ist es nur ein Zufall, daß diese Stadt bei den Europäern nicht eben so lebhaftes und romantisches Interesse erregt hat, wie ihre Schwesterstadt Timbuktu. Während der Dauer seiner Blüthe war Agades, lange Zeit der große Goldmarkt für Nord-Afrika, kaum dem Namen nach in Europa bekannt; Timbuktu dagegen, das durch die Nähe eines großen Flusses bevorzugt ist, ward berühmt durch die Menge Goldes, das einst auf diesem Wege nach Marokko floß.

Trotz der vielen berufenen und unberufenen Rathgeber, die mich von einem so gefahrvollen Unternehmen zurückschrecken wollten, ließ ich mich nicht einschüchtern. Durch Unterhandlungen mit dem Häuptling Annur gelang es mir, die zahlreichen Hindernisse, die sich meinem Vorhaben anfänglich entgegenstellten, zu beseitigen. Am 30. September machte ich dann meinen Abschiedsbesuch beim Häuptling. Ich nahm ein anständiges Geschenk für ihn selbst, so wie die für den

Sultan von Agades bestimmten Geschenke mit, damit er auch von diesen volle Kenntniß erhalten und seine Zustimmung zu denselben geben möge. Er war in beiden Beziehungen vollkommen zufrieden gestellt und versprach mir völlige Sicherheit; auch ließ er einen Brief an Abd el Kader oder Kadiri, den neuen, mittlerweile erwählten Sultan von Agades, schreiben, worin er mich demselben auf das Eindringlichste empfahl.

Zu meiner größeren persönlichen Sicherheit sollte mich Hamma, Annur's Schwiegersohn, auf dieser Reise begleiten; doch mußte ich ihn für seine Mühe noch besonders bezahlen. Außerdem nahm ich zwei Diener mit, unseren tunesischen Diener Mohammed und Herrn Richardson's gewandten schwarzen Busaue, Namens Amankei. Der Letztere jedoch erwies sich auf dieser Reise als ganz unbrauchbar, da er gleich nach unserem Aufbruch wieder am Guinea-Wurm zu leiden anfing und die ganze Zeit hindurch so gut wie lahm war.

Endlich ward unsere Abreise auf den 4. Oktober festgesetzt. Es war ein schöner Morgen; die gesunde, erfrischende Luft stärkte Körper und Seele. Der alte Häuptling, welcher zuvor nie unser Lager besucht hatte, kam selbst aus dem Dorfe heraus, um mich diese auch für sein Verhältniß nicht unbedeutende Reise antreten zu sehen. Er hatte sich mit besonderer Sorgfalt gekleidet und trug einen reinen weißen Shawl um sein Haupt, während sonst Reinlichkeit nicht gerade zu seinen Tugenden gehörte. Er erklärte mir nochmals mit einer bezeichnenden Handbewegung, „daß meine Sicherheit auf seinem Haupte ruhe“, und mit einer Gastfreundlichkeit, die uns ganz in Erstaunen setzte, überließ er unserer Gesellschaft einen Bullochsen aus seiner kleinen Heerde.

Unsere kleine Truppe bestand aus sechs Kameelen, fünf und dreißig Eseln und zwei Bullen. Ich sollte einen Bullen besteigen, bis Hamma im Stande sein würde, ein Kameel für mich zu miethen. Der erste Bulle widersetzte sich hartnäckig jedem Versuche, ihm irgend etwas aufzuladen, und kehrte im Hochgefühl der Freiheit eilends zu seiner Heerde zurück. Der zweite ward endlich gezähmt, das Gepäck, wie es gerade möglich war, auf seinem Rücken festgebunden, und nun sollte ich ihn besteigen. Die Sache war um so schwieriger, als weder ein Sattel noch sonst irgend eine Unterlage zum Sitzen vorhanden war, sondern nur unregelmäßige Gepäckstücke, die ungenügend befestigt waren und von einer Seite zur andern schwankten. Indeß in der Hoffnung, daß ich das Thier in meine Gewalt be-

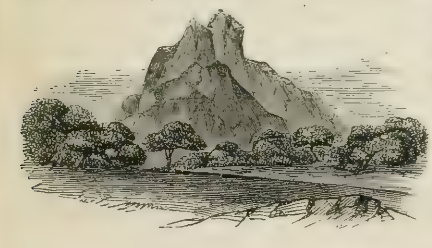
kommen würde, bestieg ich dasselbe, nahm von meinen zurückbleibenden Reisegefährten Abschied und folgte meinen schwarzen Begleitern.

Bald verließen wir das breite Thal von Tin-telluſt und erstiegen ein felsiges Terrain, von wo wir eine interessante Aussicht auf die massenhafte Berggruppe des Eghellal hatten. Ich faßte allmählich Muth auf meinem unsicheren Sitze, nahm den Kompaß zur Hand und zeichnete die Richtung unserer Straße auf. Plötzlich begann das Gepäck auf dem Rücken des Bullen zu schwanken; um das Gleichgewicht wieder herzustellen, neigte ich mich etwas zu weit nach der andern Seite hinüber und stürzte mit dem ganzen Gepäck von dem Thiere herab. Auf dem rauhen felsigen Boden hätte ich mich bedeutend verletzen können, glücklicherweise aber fiel ich auf die Mündung meiner Flinte, die ich auf dem Rücken trug, und kam noch ziemlich gut davon; selbst mein Kompaß blieb unversehrt.

Ich raffte mich schnell wieder auf, wollte aber doch lieber zu Fuß bleiben, als noch einmal den Bullen besteigen. So kamen wir bis in das Thal Eghellua, wo mehrere Brunnen uns veranlaßten, eine Weile Halt zu machen. Von hier an setzte ich mich hinter Hamma auf den mageren Rücken seines Kameeles, indem ich mich an dem Sattel festhielt. Dieser ohnehin schon unbequeme Sitz ward mir vollends dadurch verleidet, daß mich von der einen Seite fortwährend die Flinte meines Freundes bedrohte, während auf der anderen sein ungeheurer Antilopenschild unaufhörlich an mein Bein anschlug.

Ich war daher froh, als wir das kleine Dorf Tigger-ere-ssa erreichten, welches am Rande eines breiten, reich mit Talhabäumen bewachsenen Thales liegt. Hier lagerten wir in einem anmuthigen, von aufstehenden Granitblöcken umgürteten Felswinkel. In diesem Dorfe miethete Hamma zwei Kameele für mich zur Reise nach Agades und zurück.

Am folgenden Tag (5. October) führte uns unser Marsch durch eine malerische Wildniß. Das felsige Terrain war häufig von schlängelnden Thälern durchschnitten und von Berggruppen und isolirten Bergkegeln überragt. Der interessanteste Gegenstand auf dem ganzen Tagemarsch war der Berg Tschereka, der sein merkwürdiges Doppelhorn



nach und nach von den verschiedenen Seiten zeigte. Anfänglich erschien der Berg wie ein einziger Kegel, nur ein wenig an seinem Gipfel gespalten; dann aber sah man allmählich immer deutlicher, wie zwei fast von der Basis an getrennte Hörner mit breitem Untersatz und schmaler Kuppe zu beinahe gleicher Höhe emporstiegen. Wir ließen diesen Berg und die nahe bei demselben gelegene Stadt A-ssodi in geringer Entfernung zu unserer Rechten liegen. Leider konnte ich Hamma nicht bewegen, mit mir einen Abstecher dorthin zu machen, und ich kann deshalb nur die Nachrichten, die mir von Anderen über diesen einst nicht unbedeutenden Ort mitgetheilt wurden, hier wiederholen.

A-ssodi war früher ein wichtiger und von Kaufleuten stark besuchter Platz, ist aber jetzt verfallen und hat nur noch wenige Einwohner. Die Ruinen — angeblich 1000 Häuser, alle aus Stein und Lehm gebaut — sind von beträchtlichem Umfang, aber nur etwa 80 Häuser sollen noch bewohnt sein. Nach der Zahl der Häuser aber muß der Ort früher wenigstens 8000 bis 10,000 Einwohner gehabt haben. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß sieben „tamisgida" oder Moscheen in der Stadt waren, deren größte mit Säulen geschmückt war. Mit einer Mauer scheint die Stadt nie umgeben gewesen zu sein. Sie verfiel wahrscheinlich, seit sie den Kel-gereß von den Kel-owi abgenommen ward. Seitdem hat die Bevölkerung sich zerstreut und wohnt in verschiedenen kleinen Hüttengruppen in der Nachbarschaft. Gleichwohl ist der Markt von A-ssodi noch jetzt nicht ohne Bedeutung. Das Haus des dort wohnenden Häuptlings Astafidet soll auf einer kleinen Anhöhe im westlichen Theile der Stadt liegen und von ungefähr 20 Hütten umgeben sein. Die Stadt hat keinen Brunnen und alles Wasser muß von außen geholt werden.

Während dieser Ort den Gegenstand eines Gespräches mit meinem Gefährten bildete, eröffnete sich nach Osten ein interessanter Blick auf die Bergkette des Bundai, die sich mit ihren benachbarten Höhen und mit dem Berge Eghellal zu einer langgestreckten Gruppe vereinigte. So erreichten wir das herrliche Thal Tschisolen, wo wir während der heißesten Tagesstunden unter einem prachtvollen Talhabaume rasteten. Nachdem wir uns hier mit einem hinreichenden Vorrath guten Wassers versehen, setzten wir unseren Weg über ein felsiges Terrain fort, zwischen dessen Spalten und Löchern überall eine Fülle von Kräutern hervorschoß; zur Rechten ward es von den Kuppen und Kegeln einer schroffen Erhebung, zur Linken dagegen von der breiten, majestätischen Gestalt des Berges Eghellal überragt.

Gegen Abend erfreute uns der Anblick einer wohlgenährten Rinderheerde, die von dem reichen Weidegrunde nach ihrer Nachtstallung bei dem Dorfe Eghellal am Fuße des gleichnamigen Berges zurückkehrte; es waren schöne kräftige Thiere von mittlerer Größe, alle mit einem Buckel und von glänzend dunkelbrauner Farbe.

Wir lagerten um 6 Uhr Abends in dem flachen Thale von Eghellal in einiger Entfernung vom Brunnen. Hier besuchte uns von seinem Wohnorte Tafidet aus Hadj Abdua, der Sohn von Annur's ältester Schwester Fatima und somit, wie gesagt, der muthmaaßliche Nachfolger des alten Häuptlings. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren und hatte ein verständiges und angenehmes Wesen. Ich unterhielt mich mit ihm über den Unterschied zwischen Aegypten, das er auf seiner Wallfahrt besucht hatte, und seinem eigenen Lande. Er verkannte die Vorzüge jenes halb civilisirten Zustandes nicht, andererseits aber hatte er auch sehr wohl das Elend bemerkt, das mit einer großen Anhäufung von Menschen immer verbunden ist, und mit einem gewissen Stolze sagte er mir, daß wenige Leute in Air so elend seien, wie eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung von Kairo.

Zeitig brachen wir am 6. Oktober auf und erreichten bald eine offenere Gegend. Zur Rechten hatten wir den vereinzelt sich erhebenden, lang hingestreckten Berg Agata, an dessen westlichem Fuße ein Dorf gleichen Namens liegt. Hier schien die Fruchtbarkeit des Bodens bedeutend zuzunehmen, die Gräser wurden reicher und frischer und eine Fülle von Mimosen und Capparis schmückte die Landschaft. Etwas weiter nach Westen, am Fuße des Berges Adjuri, soll selbst ein zahlreicher Palmenhain blühen, der Datteln von großer Güte trägt.

Wir traten nun in das sich schlängelnde breite Bett eines zeitweiligen Bergstromes und gewannen hier einen Blick auf die interessante Gestalt des Berges Belassega. Die Ebene zog sich hier zusammen, und indem wir eine Verengung der Erhebungen betraten, passirten wir einen kleinen Paß, von dessen Gipfel herab sich eine höchst malerische Ansicht vor uns aufthat. Zur Rechten stieg die imposante, schön geformte Bergmasse A-bila oder Bila auf, und zwischen ihrem Fuße



und den schroffen Höhen, deren Ausläufer wir eben überschritten, öffnete sich eine breite Thalebene, fast genau von Ost nach West streichend. Am östlichen Fuße des Berges schlängelte sich ein enges, aber reich mit Baumwuchs geschmücktes Thal hin, das mit seiner frischgrünen Laubfülle einen wunderbaren Gegensatz gegen die dunkeln Felsmassen umher bildete.

Während der heißen Mittagsstunden rasteten wir eine kurze Strecke hinter dem ersten trockenen Wasserbett, wo jetzt das ersehnte Element wenige Fuß unter der Oberfläche zu erhalten war. Am Nachmittag machten wir noch einen kurzen Marsch und wählten dann unser Nachtlager im Thale Tiggeda, das sich hart am östlichen Fuße des Berges Bila hinzieht. Dies war in der That das schönste Thal, das ich bis jetzt in diesem Lande gesehen hatte. Das breite sandige Bett des Regenstromes war vom frischesten Grase umsäumt, das sich dem schönsten Rasen in Europa vergleichen ließ, und das reichste, dichteste Blätterwerk verschiedener Mimosen, der Taborak (Balanites



Aegyptiacus), des Taghmart, der Abisga (Capparis) bildete nach oben ein dichtes Laubdach, während auf der Erde die von den größeren Pflanzen gelassenen Zwischenräume von der Tunfafia (Asclepias gigantea) und anderen Büschen ausgefüllt wurden. Hoch empor über diese wogende Masse von Laubwerk erhoben sich die prachtvollen

Kuppen, welche auf dieser Seite über die massenhafte Bergreihe sich thürmen. Eben jetzt wurden sie von den Strahlen der untergehenden Sonne glänzend beleuchtet. Es war ein entzückender und erhebender Anblick. Indeß ist das Thal nicht immer so einsam, wie wir es diesmal fanden; als wir auf unserer Rückreise hierher kamen, trafen wir hier Horden der Kel-n-Neggaru, die mit ihren Rinder- und Schaafheerden das Thal zu ihrem Aufenthaltsort genommen hatten.

Früh in der Morgenkühle brachen wir am 7. Oktober zu einem höchst interessanten Tagemarsch auf. Anfänglich schlängelten wir uns im Thale Tiggeda entlang. Zahlreiche Flüge Tauben belebten dasselbe mit ihrer tändelnden Lustbarkeit, und eine einsame schlanke Antilope rauschte durch das Dickicht. Wir überstiegen eine leichte Scheidewand felsigen Bodens und betraten sodann das noch malerischere Thal Erhasar-n-Assada. An der westlichen Seite wird es nur von niedrigen Felserhebungen begrenzt, gegen Osten aber ragen die massenhaften steilen Nebenhöhen des gewaltigen Dogem herüber. Hier bedeckte eine wahrhaft tropische Ueberfülle an Pflanzenwuchs die Thalsohle. Die Dumpalme (Cucifera Thebaica) war hier ganz vorherrschend; sie war mir seit Sselufiet nicht vorgekommen, hier aber fand sie sich in verwildertem Zustande. Außerdem gab es eine Menge Arten aus der Familie der Akazien, alle von höchst üppigem Wuchse, von Schlingpflanzen in den schönsten Gewinden umschlungen und durchflochten. Die ganze Masse der Vegetation war zu einer dichten Decke verbunden, die kaum einen engen, niedrigen Durchgang für die Kameele gewährte. Der Reiter war jeden Augenblick genöthigt, sich niederzubeugen, um nicht von seinem Sitze gehoben zu werden, und mein Diener Mohammed blieb wirklich einmal mit seinem dicht um den Kopf geschlungenen Turban in den Schlingpflanzen hängen, während sein Kameel den Pfad weiter verfolgte.

Auch durch Menschen ward heute die Landschaft belebt. Zuerst begegneten wir zwei drollig aussehenden Musikern. Ihre Kleidung bestand aus einem kurzen, knapp anliegenden blauen Hemd, das um den Leib gegürtet war; ihr Haupt bedeckte ein kleiner schwarzer Strohhut. Jeder von ihnen trug eine große Trommel oder Timbali, mit welcher sie die Gäste einer Hochzeit im benachbarten Dorfe ergötzt hatten. Bald darauf begegnete uns eine große Sklavenkarawane mit etwa 40 Kameelen und 60 Sklaven. Die unglücklichen Schwarzen, von dem malerischen Charakter der Landschaft erheitert, sangen ein fröhliches Lied in der wilden Melodie ihrer Heimath,

wie denn ihr von Natur heiteres und lebhaftes Gemüth sie leicht alle Sorgen vergessen läßt. Im Zuge dieser Karawane gingen zwei von den Kameeltreibern, mit denen wir von Mursuk gekommen waren. Wahrscheinlich hatten sie das Geld, das sie von der englischen Mission gewonnen, eben in dem Handelsartikel angelegt, welchen aufzuheben, das eifrigste Bestreben der englischen Regierung ist.

Als wir aus der dichten Thalwaldung heraustraten, eröffnete sich uns der erste Blick auf den majestätischen Kegel des Dogem. Eine enge Schlucht in den steilen Felswänden zu unserer Linken führte nach dem Dorfe Assada. Wir fingen nun an emporzusteigen, und als wir die Höhe des Passes erreichten, hatten wir den breiten, mächtigen Kegel des Dogem zur Linken. Dieser imposante Berg machte einen gewaltigen Eindruck auf mich und ich hielt ihn damals entschieden für den höchsten Gipfel im Lande Air; der alte Häuptling Annur aber behauptete, wie ich schon oben erwähnt habe, mit Bestimmtheit, daß der Timge höher sei. Wahrscheinlich besteht der Dogem aus Basalt, und es scheint auch die ganze Gruppe des Baghsen demselben Gestein anzugehören. Wir konnten keine von beiden Bergmassen ganz in der Nähe untersuchen.

Von diesem Passe stiegen wir in die steinige Ebene Erarar-n-Dendemu hinab. Sie ist so dicht mit kleinen Talhabäumen überwachsen, daß sich der Reisende jeden Augenblick vor den Dornen schützen muß. Längs des engen Pfades waren zahlreiche Fußtapfen von Löwen deutlich zu erkennen. Der Löwe ist sehr häufig in diesem wilden Hochlande, und wenn er nur mit einer gewissen poetischen Licenz „Wüstenkönig“ genannt werden kann, so darf er dagegen mit vollem Recht als „König der Wildniß“ bezeichnet werden; vorzugsweise liebt er solche Landschaften, die, wie Asben, durch hinreichenden Pflanzenwuchs und Reichthum an Wasser eine große Menge von Thieren ernähren, dabei aber dünnbevölkert sind und in ihren Bergschluchten überall einen sicheren Zufluchtsort darbieten. Indeß scheint der Löwe hier nicht gerade ein furchtbares und sehr gefährliches Thier zu sein. Nach den bestimmten Aussagen der Eingebornen hat er in dieser ganzen Grenzzone keine, d. h. eine nur sehr kurze, Mähne und ist also dem Löwen von Guserat verwandt.

Indessen war das Wetter schwül geworden und kurz vor Mittag brach ein Regensturm los, der etwa eine halbe Stunde anhielt; es war der letzte in dieser Regenzeit. Der weitere Marsch ward in Folge davon etwas beschwerlich; denn der Boden war bis zu an-

sehnlicher Tiefe mit Wasser bedeckt und die trockenen Rinnsale hatten sich plötzlich in rauschende Ströme umgewandelt. So betraten wir die düstere, wild zerrissene Thalebene von Ta-rhist; sie war ganz mit Basaltstücken von der Größe eines Kinderkopfes bedeckt und rings von finster aussehenden Felserhebungen begrenzt. Alles zeigte die Spuren einer einstigen wilden Zerstörungsscene der Natur.

In dieser öden und schauerlichen Wildniß befindet sich ein merkwürdiger Betplatz, der verehrte und weitberühmte Makam e' Scheich ben Abd el Kerim. Hier unterläßt es kein vom Norden kommender moslimischer Reisender, sein Gebet zu verrichten; denn der Betplatz wurde gestiftet von dem berühmten Mohammed ben Abd el Kerim ben Marhili, welcher den Islam nach den Ländern des mittleren Sudan verpflanzte und so auch hier jenen mächtigen Kampf hervorrief, welcher, immer weiter und weiter um sich greifend, dazu bestimmt scheint, die Völker bis über den Aequator hinaus zu ergreifen. El Marhili, der im Jahre 1533 nach Chr. oder im Jahre 940 der Hedjra gestorben sein soll, lebte zu der Zeit, als das große Ssonrhai-Reich von der Höhe der Macht und des Ruhmes, die es unter der energischen Herrschaft von Sonni Ali und Mohammed el Hadj Asskia erlangt hatte, herabzusinken anfing. Empört über eine Ungerechtigkeit des Asskia Issmail wandte sich Abd el Kerim dem Lande zu, welches zuerst der Macht der Assaki oder Asskia's erfolgreichen Widerstand geleistet hatte und das neuen Glanz zu erlangen versprach, wenn es mit dem Samen einer reineren Religion befruchtet würde. Von solchen Motiven getrieben zog der große Apostel des mittleren Negerlandes nach Katsena; auf seinem Wege dorthin gründete er an dieser Stätte einen Betplatz, als Erinnerungszeichen an den Weg, auf welchem der Glaube an die Eine Gottheit, vom fernen Osten ausgehend, in's Land der Schwarzen eindrang. Gegenwärtig ist der heilige Umkreis des „Mssid" oder der „Messalla" nur durch Steine bezeichnet, welche, in regelmäßiger Weise ausgelegt, einen Platz von 60 bis 70 Fuß Länge und 15 Fuß Breite umschließen; der Mamber oder die Gebetnische ist mit einem kleinen Talhabaume geschmückt.

Endlich stiegen wir von diesem rauhen, zerrissenen Felsboden in den oberen Theil des berühmten Thales Auderas hinab. Hier lagerten wir am Abhange des Felsterrains, weil wir die Feuchtigkeit des Thalbodens scheuten. Bei unserer Rückkehr sah ich in diesem fruchtbaren Thale eine barbarische Art von Ackerbau; drei Sklaven waren nämlich an eine Art von Pflug gespannt und wurden wie Pflugstiere

von ihrem Herrn zur Arbeit getrieben. Wahrscheinlich ist dies der südlichste Platz in Central-Afrika, wo der Pflug gebraucht wird; denn im ganzen Sudan ist die Hacke — „fertana“ — das einzige Werkzeug, das man zum Bebauen des Bodens benutzt.

Das Sturmwetter und mit ihm auch die Regenzeit war jetzt vorüber, und am nächsten Morgen (8. Oktober) war das Wetter klar und schön. Das Thal, zu beiden Seiten von steil abschüssigen Felswänden eingeschlossen, war von mannichfaltigen Bäumen und Büschen und namentlich durch einen reichen Hain von Fächerpalmen belebt und entwickelte in der schönen Morgenbeleuchtung seine ganze Pracht. Dieses fruchtbare Thal könnte außer Negerkorn auch Weizen, Wein, Datteln und Gemüse tragen.

Bald aber verließen wir wieder diesen schmalen reizenden Kulturstreifen und erstiegen das felsige Terrain zu unserer Rechten, das von einigen isolirten Höhen beherrscht wurde. Weiterhin fanden wir den Boden mit einer dünnen Natronkruste überzogen und begegneten Leuten, welche das Natron sammelten; doch ist es nicht von guter Qualität und keineswegs mit dem von Munio oder gar mit dem von den Ufern des Tsad zu vergleichen. Dieses Mineral, das einen wichtigen Artikel im Handel des mittleren Sudan bildet, findet sich an mehreren Stellen an der Scheidelinie zwischen der Wüste und den fruchtbaren Distrikten Sudans. Auch in Saberma (einer Provinz des Reiches Gando am sogenannten Niger) ist ein wohlbekannter Natrondistrikt; im westlichsten Sudan dagegen, zumal in Timbuktu, ist das Natron fast unbekannt.

Die Gegend ward wieder fruchtbarer, als wir das Thal Budde betraten. Dieses schlängelt sich mit seinem ununterbrochenen schmalen Waldstreifen von Dumbäumen, Abisga's und Talha's in großer Länge von SSW. nach NNO. durch das Felsterrain dahin. Wir durchschnitten um Mittag den trockenen sandigen Wasserlauf, der, einem Faden ähnlich, zwischen den reich bewachsenen Ufern sich hinzieht; dann lagerten wir an einer Stelle, wo die Mimosen einen wunderbar üppigen Wuchs hatten und, von Schlingpflanzen eng durchflochten, ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. Hier im Thale Budde lernte ich zuerst den lästigen Charakter der Karengia oder des Pennisetum distichum kennen. Durch ihre stechenden, klettenähnlichen Samenkapseln verursacht diese Pflanze dem Reisenden in Central-Afrika die größte und unablässigste Beschwerde. Diese Kapseln heften sich wie Kletten an Kleider und Finger, die kleinen Stacheln lösen

sich ab und bleiben sitzen, und man muß deshalb stets eine kleine Zange bei sich führen, um die letzteren aus den Fingern zu ziehen; denn wenn sie darin gelassen werden, haben sie leicht Eiterung zur Folge. Indeß hat die Pflanze auch ihren Nutzen; sie ist nahrhaft für Pferde und Rindvieh; der Same der Karengia, welchen man Usak nennt, ist für den Menschen ein zwar leichtes, aber nicht unschmackhaftes Nahrungsmittel; auch bereitet man daraus durch Aufguß ein Getränk, welches in seiner kühlenden Wirkung der Fura oder dem Hirsenwasser ähnelt.

Unmittelbar neben unserem Lagerplatz war eine Begräbnißstätte der Imrhad, die in geringer Entfernung nach Osten hin das kleine Dorf Tauar Nueidjud bewohnen. Andere verwandte Gruppen besitzen weiterhin noch einige andere Dörfer. Ueberhaupt wohnen in diesen fruchtbaren Thälern um Agades her viele Imrhad, welche in eine Menge von Abtheilungen zerfallen.

Am 9. Oktober führte uns unser Weg anfänglich über rauhes Terrain, bis wir wiederum eine begünstigte Lebensader in der nackten Felsmasse erreichten, nämlich das Thal Tefarrakad; hier ist die Vegetation dadurch, daß die Wasserader sich in mehrere Arme getheilt hat, auf einem größeren Raume ausgebreitet. Nach Osten hin sind noch mehrere andere Thäler, die an Reichthum und Fülle des Pflanzenwuchses dem Thal Tefarrakad keineswegs nachstehen.

Nachdem wir von da drei Meilen zurückgelegt hatten, stiegen wir in eine andere prachtvolle Einsenkung hinab, nämlich in das Thal Borh-el. Dieses verdient ein ganz besonderes Interesse; denn auf unserem Rückwege sah ich hier ein sehr großes und merkwürdiges Exemplar einer Ficus-Art, die auf Haussa „Baure“ genannt wird. Es war ein umfangreicher Baum mit großen fleischigen Blättern vom herrlichsten Grün. Acht Fuß über der Erde maß derselbe nicht weniger als 26 Fuß im Umfang und bis zur vollen weitspannenden Krone war er gewiß 80 Fuß hoch. So weit ich mich erinnere, habe ich nie im Sudan einen größeren Baure gesehen, als diesen, der um so merkwürdiger ist, weil er in dieser Gegend ganz vereinzelt zu sein scheint; wenigstens zeigte sich auf unserem Wege durch Asben kein anderes Exemplar des Baure. — Auch hörte ich hier zum ersten Male den schmetternden Ruf des Perlhuhns (Numida ptilorhyncha); doch habe ich es nicht gesehen, da es nicht aus dem Dicicht hervorkam.

In der ganzen Breite des Thales, die etwa eine halbe Meile beträgt, bildete der Pflanzenwuchs ein ununterbrochenes Dicicht und

war wegen seines wilden Ueberwuchses von höchst malerischer Wirkung. Weiterhin verlor sich das Niederholz und der Boden war mit einer Art wilder Melonen bedeckt. Außerdem zeugte eine Menge von Tunfafia (Asclepias gigantea) für die Fruchtbarkeit des Bodens. Auch fanden wir noch ein kleines Feld mit Negerkorn bebaut, während rund umher Spuren früherer Kultur deutlich zu erkennen waren. Früher müssen diese Thäler ein von dem gegenwärtigen sehr verschiedenes Bild dargeboten haben. Jetzt sind sie dem heruntergekommenen Stamme der Imhrad unter der Bedingung überlassen, daß sie dafür einen gewissen Tribut an ihre Herren bezahlen. Seitdem aber die Macht des zu Agades residirenden Oberherrn zu einem bloßen Schatten herabgesunken ist und die Imrhad aufgehört haben, den von ihm eingesetzten Kaid oder Statthalter zu fürchten, zogen sie Räuberei und Freibeuterei dem Ackerbau vor und ließen diese herrlichen Thäler in einen Zustand äußerster Verwilderung verfallen.

Wir lagerten zu früher Stunde am Nachmittage, aber es fehlte an unserem Lagerplatze an Wasser. Wir brachen daher am nächsten Morgen (10. Oktober) sehr früh auf und erreichten nach einem Marsche von etwas mehr als drei Meilen, allmählich ansteigend, die Höhe des steinigen Plateau's, auf welchem die Stadt Agades gebaut ist. Doch ist der Charakter dieser Hochebene nicht durchaus traurige Einförmigkeit, sondern sie bildet hier und da flache Einsenkungen, welche Gräser und Mimosen hervorbringen. Die Straße wurde nun mehr und mehr belebt, und mit einem gewissen Nationalstolz zeigten mir meine Gefährten in der Ferne die hohe Me-ssalladje, den Ruhm von Agades.

Doch sollten wir diese merkwürdige Stadt noch nicht gleich betreten. Zu meinem höchsten Erstaunen machten meine Gefährten um 7½ Uhr Morgens Anstalten, in einer der flachen Einsenkungen zu lagern. Ich erfuhr nun, daß wir nach alter Sitte hier bis gegen Sonnenuntergang liegen bleiben würden, um die Stadt erst im Dunkeln zu betreten. Hier besuchten uns zwei zu Pferd berittene Männer aus Agades, der Sohn des Kadhi und sein Begleiter. Sie hatten ein ritterliches Ansehen und waren für mich um so interessanter, da ich in diesem Lande noch keine Reiter zu Pferde gesehen hatte. Der Sohn des Kadhi, ein schöner schlanker Mann, war in eine Tobe und Beinkleider von Seide und Baumwolle gekleidet; außer Schwert und Dolch trug er nur einen eisernen Speer, aber keinen Schild; seine Steigbügel waren von Kupfer und glichen an Gestalt

sehr den europäischen; von Kupfer war auch der Zierrat des Pferdegeschirrs. Ihre Sättel glichen dem alt-arabischen Sattel, der wenig vom englischen verschieden ist.

Während wir hier gelagert waren, kaufte ich von Hamma auf seinen Rath eine schwarze Sudantobe, um mich der einheimischen Tracht mehr anzubequemen. Ich zog sie über eine andere sehr weite Tobe oder Hemd von weißer Farbe und trug darüber einen weißen Bernus. Endlich gegen Sonnenuntergang hörten wir, daß die Kelgeress und I-ti-ssan, die in großer Anzahl nach Agades gekommen waren, sich in ihre Lager in einiger Entfernung von der Stadt zurückgezogen hätten. Wir brachen nun auf und bald erreichten wir die Stadt. Durch ein halb verlassenes und verfallenes Viertel kamen wir bis an Annur's Haus, das uns während unseres hiesigen Aufenthaltes als Wohnort dienen sollte. Nachdem ich mich einigermaaßen eingerichtet und Matte und Teppich auf dem Boden ausgebreitet hatte, überließ ich mich dem Schlafe und träumte von der neuen eigenthümlichen Sphäre menschlichen Lebens, in welche ich nun eingetreten war.

Ich blieb etwa drei Wochen, vom 10. bis 30. October, in Agades. Ehe ich jedoch die einzelnen Ereignisse meines täglichen Lebens an diesem Orte erzähle, wird es zweckmäßig sein, den Leser mit den allgemeinen historischen Verhältnissen der Stadt bekannt zu machen. Freilich gestatten die dürftigen Quellen, die uns bis jetzt zu Gebote stehen, nur in allgemeinen Umrissen ein Bild von der Vergangenheit dieser bemerkenswerthen Stadt zu entwerfen.

Nur mit wenigen Worten will ich gleich von vornherein die durchaus unkritische Annahme zurückweisen, nach welcher vor Cooley's ausgezeichneten „Untersuchungen über das Negerland der Araber" Agades mit Audaghost identificirt wurde. Man hatte dafür keinen anderen Grund als die vermeintliche Namensähnlichkeit. Allein Audaghost finden wir bereits im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung oder um 350 der Hedjra erwähnt, und seine Lage haben wir, wie sich bei der Uebersicht der Geschichte von Ssonrhai ergeben wird, im fernen Westen, in der Nähe von Tedjigdja und Kasr el Barka, in der Landschaft Taganet, zu suchen.

Agades dagegen wird von Leo Africanus (im Jahre 1526) als eine neue Stadt bezeichnet. Völlig im Einklang steht damit die Angabe Marmol's in seiner descripcion dell' Africa, daß Agades 160 Jahre vor der Zeit, wo er schrieb, gegründet ward, d. h.

im Jahre 1460. Es ist nur zu bedauern, daß keiner der beiden Schriftsteller uns sagt, wer die Stadt erbaut habe. Nun aber wissen wir, daß Hadj Mohammed Asskia, der mächtige Beherrscher des großen Ssonrhai-Reiches, welcher die Stadt Agades im Jahre 1515 unserer Zeitrechnung oder 921 der Hedjra eroberte, die fünf Berberstämme aus derselben vertrieb, welche seit längerer Zeit daselbst ansässig gewesen waren. Danach wird es mehr als wahrscheinlich, daß diese Berberstämme es waren, welche die Stadt gründeten, und zwar als einen Zwischenort und als befestigte Niederlage für ihren Handel mit dem Negerlande. Die Gründung einer so großartigen Niederlassung an der Grenze der Wüste setzt allerdings voraus, daß diese Stämme zu jener Zeit einen ungeheuren Einfluß in diesen Gegenden besaßen; nach den Angaben des Sultans Bello möchte es fast scheinen, daß sie das ganze Land Air eroberten, und selbst ohne solche Andeutung müßte man voraussetzen, daß sie Herren des Landes sein mußten, ehe sie zu einem solchen Unternehmen schreiten konnten.

Die fünf Stämme, auf welche wir somit die Gründung von Agades zurückführen müssen, waren nach Allem, was ich durch die sorgfältigste Nachforschung am Orte selbst erfahren konnte, die Gurara von Tauat, die Tafimata, die in Ghadames angesiedelten und in die beiden Unterabtheilungen der Beni Wasit und der Tesko getheilten Berber, der einst zahlreiche und mächtige Stamm der Massrata und endlich der Stamm der Audjila. Diese Leute stammen also aus fünf durch ungeheure Länderstrecken von einander getrennten Landschaften, und es ist allerdings auffallend, daß sie sich zur Gründung einer ansehnlichen Kolonie in so großer Entfernung von ihrer Heimath und an der Grenze der Wüste sollen vereinigt haben. Allein da die Namen fast aller dieser Stämme und ihrer Abtheilungen noch jetzt an einzelnen Lokalitäten der Stadt haften, so können wir die Richtigkeit der Annahme kaum bezweifeln.

Wie bereits bemerkt ist, wurden im Jahre 1515 die fünf Berberstämme durch Hadj Mohammed Asskia aus Agades vertrieben. Leider fehlen uns alle Nachrichten über die Art und Weise, wie der große Ssonrhai-Eroberer sich der Stadt bemächtigte. Nur das Eine wird noch jetzt traditionell in Agades erzählt, daß eine beträchtliche Anzahl Berber mit 500 Djachfa's die Stadt verließ. Die Djachfa aber ist der zum Transport der Frau bestimmte, auf dem Kameelrücken befestigte Käfig, welchen nur wohlhabendere Araber oder Berber zu besitzen pflegen, so daß man schließen muß, daß die Gesammtzahl

der früheren Bewohner, welche die Stadt vor dem siegreichen Arm des Eroberers verließen, sehr ansehnlich war. Unter welchen Umständen sie jedoch auszogen, kann ich nicht sagen. Mochten sie hoffen, sich durch das feindliche Heer durchzuschlagen, oder mochten sie einem trügerischen Versprechen sicheren Abzugs vertrauen, genug, der Tradition zufolge sollen sie insgesammt niedergemetzelt worden sein.

Nun ist es höchst wahrscheinlich, daß jener große Eroberer, nachdem er die alten Bewohner vertrieben, eine neue Niederlassung seines eigenen Stammes an diesem höchst wichtigen Platze gründete; daraus erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß die zu Agades herrschende Sprache (die Emgedesi-Sprache) ein Dialekt der Ssonrhai-Sprache und identisch mit derjenigen von Timbuktu ist. Wer jedoch den Charakter der gegenwärtigen Stadtbevölkerung mit Aufmerksamkeit beobachtet, kann keinen Augenblick zweifeln, daß ein beträchtlicher Theil der früheren Berberbevölkerung, wahrscheinlich die ärmere Klasse, zurückblieb und sich im Laufe der Zeit mit den Ssonrhai-Kolonisten vermischte. Denn abgesehen von der Sprache, die mit Berberworten stark untermischt ist, ist unverkennbar in der Bevölkerung von Agades noch heutigen Tages sehr viel Berberblut enthalten, eine Thatsache, die noch auffälliger beim weiblichen Geschlechte als beim männlichen hervortritt. Der Typus der Ssonrhai-Nation ist allerdings sehr mannichfaltig, aber ihre hervortretendsten Züge scheinen, bei etwas über mittlerer Größe und nicht sehr muskulösem Körperbau, im Allgemeinen breit offene Nasenlöcher, hohe Stirn, mäßig dicke Lippen und eine hellschwarze Hautfarbe zu sein. Diesen Typus finden wir allerdings sehr gewöhnlich in Agades unter der schwarzen Bevölkerung, namentlich der männlichen, aber er ist meist mit einer hohen, schlankeren Statur vereint, wie ich sie fast nie an einem Manne von reinem Ssonrhai-Blute bemerkte, und die Stirnbildung bei den Frauen zeigt zum großen Theil den Berbertypus, und ich schreibe diesen Umstand der Vermischung mit den Berbern zu. Auch vermißt man in Agades das eigenthümliche Glänzende der Haut, welches die Ssonrhai-Bevölkerung vieler Gegenden des mittleren sogenannten Niger auffallend charakterisirt.

Es ist sehr zu beklagen, daß Leo über die zu seiner Zeit in Agades geredete Sprache nichts angiebt. Eine solche Angabe würde von der höchsten Wichtigkeit sein, weil er gerade zu der Zeit lebte, als sich die Stadt aus einer Berberkolonie in eine Negerstadt verwandelte. Auffallend ist, daß er den Kriegszug Mohammed Asskia's gegen Agades durchaus nicht erwähnt, während er doch den Ort

unzweideutig als eine Negerstadt bezeichnet und von einem Tribut berichtet, den der König von Agades schon damals an den König von Timbuktu (oder richtiger von Gao oder Gogo) bezahlte. Man möchte danach und nach anderen Andeutungen annehmen, daß schon vor der Eroberung durch Mohammed Asskia entweder in der Stadt selbst oder doch in der umliegenden Landschaft Ssonrhai-Bevölkerung vorhanden war. Aus den Angaben Leo's scheint hervorzugehen, daß die Stadt damals in sehr blühenden Verhältnissen war, voll fremder Kaufleute und im Besitz einer großen Anzahl Sklaven, und daß der König, obwohl er einen Tribut von 150,000 Dukaten an Mohammed Asskia bezahlte, einen hohen Grad von Unabhängigkeit wenigstens von dieser Seite genoß; denn obgleich selbst der Berberrasse angehörig, war er doch schon damals ein Spielball der Berberhäuptlinge, besaß aber eine eigene Kriegsmacht.

Aus den angegebenen historischen Verhältnissen, obwohl einige Unklarheit zurückbleibt, erklärt es sich jedenfalls ohne Schwierigkeit, daß die städtischen Bewohner einen Dialekt der Ssonrhai-Sprache reden; übrigens zeigt er eine starke Beimischung von Elementen der Berbersprache oder des Tema-schirht. Daneben wird auch die Gober- oder Haussa-Sprache, als die Verkehrs- und Geschäftssprache der ganzen Asbenauischen Landschaft, in Agades gesprochen. Dagegen scheint das Arabische nur wenig Einfluß gehabt zu haben, außer daß es die einheimischen Zahlwörter von „vier" aufwärts verdrängt hat. Eine überraschende Bestätigung des Zusammenhanges von Agades mit der Ssonrhai-Nation fand ich auch noch in folgendem Umstand. Die Bewohner von Agades bezeichnen die Imo-scharh oder Tuareg ganz allgemein mit demjenigen Namen, unter welchem Mungo Park die Abtheilung des Stammes, welche bei Timbuktu und an den Ufern des I-ssa oder des sogenannten Niger wohnt, also gerade in dem Gebiete der Ssonrhai-Sprache, kennen gelernt hatte. Sie nennen sie nämlich Ssurgu, die Ssurgu aber sind identisch mit dem mächtigen Stamm der Auelimmiden, von denen ich schon so viel in Asben gehört hätte, ohne bisher ihre Wohnsitze genau ergründen zu können. Es ist nämlich eben der Name, den die Ssonrhai ihnen geben.

Allein nicht nur die Bewohner von Agades selbst reden die Ssonrhai-Sprache, sondern auch andere Gemeinden in der Nachbarschaft, namentlich die Bewohner von Tegidda und der Stamm der Ighdalen. Die Ighdalen oder Eghedel sind ein sehr merkwürdiger und interessanter Stamm; sie haben eine Mischung von Berber- und

Ssonrhai=Blut in sich und verdienen schon wegen ihrer äußeren Erscheinung besondere Aufmerksamkeit. Gleich am ersten Tage meiner Anwesenheit in Agades, als ich den Erarar=n=ssakan oder Kameelmarkt besuchte, fielen mir die Ighdalen durch ihren eigenthümlichen Typus auf. Es waren hochgewachsene, breitschulterige Leute mit sehr breiten, groben Zügen; sie trugen langes Haar, das bis auf die Schultern und über das Gesicht herabhing, recht wie es den Abscheu der Tuareg erregt. Wenige Tage später besuchte mich ein interessanter junger Mann aus demselben Stamme. Er hatte ein rundes, volles Gesicht, sehr regelmäßige und angenehme Züge, schöne, lebhafte schwarze Augen und eine Olivenfarbe, nur wenig dunkler als die eines italienischen Landmanns. Sein Haar war schwarz, wallte aber nicht frei herab, wie ich dies bei seinen Landsleuten bemerkt hatte, sondern war nur etwa vier Zoll lang, stand aufrecht und war rund um die Ohren abgeschnitten, was besonders dazu beitrug, den borstigen Ausdruck noch zu erhöhen. Der Bursche besaß Unternehmungsgeist und war mehrmals in Ssokoto gewesen.

Nach meiner Ueberzeugung sind die Ighdalen ein letzter schwacher Rest des alten berühmten Stammes der Gedala, obgleich der Name auf den ersten Blick etwas verschieden zu sein scheint. Der höchst eigenthümliche Charakter der Ssenhadja, zu denen die Gedala gehörten, veranlaßte die besten arabischen Schriftsteller, sie dem gewöhnlichen Stammbaum der Masigh zu entziehen und sie unmittelbar mit dem Himyaritischen Stamm in Verbindung zu setzen.

Die Ighdalen haben ihre hauptsächlichen Wohnsitze in und um Ingal und Tegidda. Ingal ist eine kleine, vier Tagereisen von Agades auf der Straße nach Ssokoto gelegene Stadt. Tegidda ist drei Tagereisen von Ingal und etwa fünf Tagereisen westsüdwestlich von Agades entfernt. Dieser letztere Platz ist in der That von hohem Interesse, da er ohne Zweifel identisch ist mit dem Orte gleichen Namens, welchen Ebn Chaldun und Ebn Batuta als ein wohlhabendes, aus rothem Stein erbautes Städtchen darstellen, das östlich von Gogo, an der von dieser Stadt nach Aegypten führenden Straße, liege und in inniger Verbindung und freundschaftlichem Verkehr mit den nördlichen Oasen Msab und Wargela stehe. Auch Tegidda, welches früher von einem Berberhäuptling mit dem Titel „Ssultan“ regiert wurde, war eine Zeitlang Gogo oder vielmehr dem Reiche Melle unterthan; letzteres begriff nämlich gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auch Ssonrhai in sich. Der Umstand,

daß auch hier die Sonrhai-Sprache noch gesprochen wird, darf daher wohl auf eine Kolonisirung bezogen werden, entweder aus jener älteren Zeit oder aus derjenigen Asskia's. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Mohammed Asskia, als er Agades in Besitz nahm, auch Tegidda innegehabt haben muß, da es auf der Straße von Gogo nach jenem Orte liegt. Zur Zeit Ebn Batuta's war Tegidda oder Tekadda wegen seiner Kupferminen berühmt, deren Ertrag bis nach Gober und Bornu ausgeführt wurde; gegenwärtig dagegen weiß man, so weit meine Forschungen reichen, von der Existenz solcher Minen hier umher nichts mehr; doch war es mir auffallend, daß die Steigbügel, so wie ein großer Theil des Pferdeschmucks aus Kupfer bestanden. Dagegen wird Salz von sehr guter Qualität und rother Farbe — „dja-n-gischeri" —, welches dasjenige von Bilma an Güte bei weitem übertrifft, in Tegidda sowohl wie in Ingal gewonnen.

Es ist augenscheinlich, daß die ursprüngliche Berberniederlassung in Agades mit dem bestimmten Zweck angelegt wurde, als ein großer kommerzieller Zwischenplatz für den Handel von Gogo, der glänzenden Hauptstadt des Ssonrhai-Reiches, mit Aegypten einerseits und Tauat andererseits zu dienen. Gold war der Haupthandelsartikel von Gogo, und dies edle Metall war auch der vorzüglichste Gegenstand des früheren Handels von Agades. Denn Agades hatte sein eigenes Gewicht für das Gold, den Mithkal, welcher noch jetzt, wo die ganze Handelswichtigkeit des Ortes gesunken ist und nicht ein Gran Gold mehr auf den Markt kommt, als Einheit bei jeder Preisbestimmung dient. Dieser Mithkal von Agades ist durchaus verschieden von dem gleichnamigen Gewicht, das in Timbuktu üblich ist; der Mithkal von Agades ist gleich $\frac{2}{5}$, der von Timbuktu gleich $1\frac{1}{3}$ spanisch. Thaler. Für das Gros-Geschäft ist ein größeres Gewicht in Gebrauch, Namens Karrue; der kleinere Karrue enthält $33\frac{1}{3}$ Mithkal und ist gleich $2\frac{1}{6}$ Rottl, während der größere Karrue 100 Mithkal enthält und gleich $6\frac{1}{2}$ Rottl ist.

Die Wichtigkeit des Handels von Agades und der Reichthum des Platzes läßt sich deutlich aus dem schon erwähnten Umstande erkennen, daß der König dieses Ortes im Stande war, seinem Lehnsherrn, dem Könige von Ssonrhai, einen Tribut von 150,000 Dukaten zu entrichten, denn diese Summe ist für die Verhältnisse des Landes außerordentlich bedeutend. Als Gogo im Jahre 1591 n. Chr. zu einer Provinzialstadt Marokko's herabsank und sein Gold dem mächtigen Herrscher dieses Kaiserreiches zuführte, verlor auch Agades

seinen Wohlstand und sein reges Leben. Um das Jahr 1770 n. Chr. wurde Gogo von dem Tuareg-Stamm der Auelimmiden erobert; wahrscheinlich in Folge dieses Ereignisses verfiel auch Agades und ward auf seinen gegenwärtigen Stand reducirt, da es dadurch seiner kommerziellen Hülfsquellen beraubt wurde.

Die gegenwärtige Stellung des Herrschers von Agades läßt sich nicht besser charakterisiren, als mit den Worten, mit welchen Leo sie schon für seine Zeit schildert: „allevolte scacciano il re e pongono qualche suo parente in luogo di lui, nè usano ammazzar alcuno e quel che più contenta gli abitatori del diserto è fatto re in Agadez". Der Sultan von Agades wird von den Tuareg-Stämmen des Landes gewählt, er selbst aber gehört jetzt nicht mehr der Berberrasse an, sondern er muß aus einer Familie vom Scherif-Adel stammen, welche nicht in Agades, noch überhaupt im Lande Air, sondern in Gober lebt. Woher diese seltsame Uebereinkunft stammt, konnte ich leider nicht ermitteln. Vielleicht steht es mit derselben im Zusammenhang, daß der Emir von Ssokoto einen gewissen Einfluß auf die Wahl des Sultans von Agades ausübt. Daß ein solcher Einfluß wirklich stattfindet, davon war ich selbst Zeuge, als ich im April 1853 in Ssokoto war. Damals waren wieder Thronstreitigkeiten in Agades und der Bruder des entthronten Sultans kam zu mir mit der dringenden Bitte, ich möchte meinen Einfluß bei dem Emir benutzen, um seinem Bruder wieder zu seiner früheren Würde zu verhelfen.

Die Stämme, welche hauptsächlich bei der Wahl des Sultans betheiligt sind, sind die der J-ti-ssan, der Kel-geress und der Kel-owi. Während der neugewählte Fürst ohne die Zustimmung der J-ti-ssan und der Kel-geress, welche die Straße nach Gober beherrschen, nicht im Stande sein würde, seine Residenz zu erreichen, verbleibt doch die Schlußbestimmung dem alten Häuptling Annur; die Bewohner der Stadt aber haben gar nichts dabei zu sagen. Ueberhaupt ist dieser Fürst weniger Beherrscher von Agades, als vielmehr Häuptling der umherwohnenden Tuareg-Stämme. Wie ungemein schwierig und ungewiß seine Lage sein muß, wird namentlich recht klar, wenn man in Betracht zieht, daß jene Stämme gewöhnlich in Streit und offenem Kampfe mit einander begriffen sind. Nichtsdestoweniger kann der Einfluß des Sultans, wenn er ein intelligenter und energischer Mann ist, auf diesen wilden Tummelplatz verschiedener Interessen und Neigungen höchst segensreich einwirken.

Seine hauptsächlichste Einnahme besteht gegenwärtig in den

Geschenken, welche er empfängt, wenn er seine Würde antritt; außerdem in dem Tribut einer Ochsenhaut — „kulaba“ — etwa von dem Werthe eines halben spanischen Thalers, von jeder Familie; in einem bedeutenderen, aber auch weniger sicheren Tribut, der den Imrhad auferlegt ist; ferner in der Steuer von 10 Mithkal oder vier spanischen Thalern von jeder Kameelladung Waare, die nach Agades hereingebracht wird, während Lebensmittel steuerfrei sind; in einem kleinen Transitzoll, der auf das in ungeheurer Menge von Bilma durchgeführte Salz, so wie auf alle das Land passirenden Waaren gelegt ist; endlich in den Geldstrafen, welche von Raubzüglern und Ruhestörern, oft sogar von ganzen Stämmen, eingetrieben werden. Die Bewohner von Agades zahlen dem Sultan, wie mir versichert wurde, gar keine Abgabe, sind aber verpflichtet, ihn auf seinen Heereszügen zu begleiten. Gewiß übertraf in früheren Zeiten, als der Handel der Stadt so viel bedeutender war und als die Imrhad, welche ihn mit Rindvieh, Korn, Früchten und Gemüse zu versehen hatten, in strengerem Gehorsam gehalten wurden, seine Einnahme bei weitem die gegenwärtige, die, Alles zusammengerechnet, sicherlich nicht die Summe von 20,000 spanischen Thalern erreicht.

Wie bereits erwähnt, war kurz vor meiner Ankunft ein neuer Sultan, Abd el Kadiri, gewählt worden, und während meiner Anwesenheit in Agades, am 16. Oktober, fand seine feierliche Einsetzung statt. Schon am Nachmittage des vorhergehenden Tages kamen zehn zu Pferde berittene Häuptlinge der Kel-geres in die Stadt, und gegen Abend erfuhren wir, daß Astafidet, der Kel-owi-Häuptling, welcher in A-ssodi residirt, ganz in der Nähe sei und am nächsten Morgen seinen feierlichen Einzug halten werde. Meine Gefährten waren daher ungemein geschäftig, ihren festlichen Anzug — „yado“ — bereit zu machen und zu reinigen, und Hamma konnte kaum seidene Quasten genug bekommen, um seine hohe rothe Mütze damit zu schmücken und seiner kleinen Figur ein stattlicheres Ansehen zu geben. Am Abend war Gesang und Tanz — „urgi“ und „wa-ssa“ — in der ganzen Stadt. Alle Welt überließ sich der Freude, nur die Anhänger des Prätendenten Makita oder Imtiten machten eine Ausnahme. Drei Häuptlinge der I-ti-ssan waren gekommen, um des Letzteren Rechte geltend zu machen, und Sultan Abd el Kadiri sah sich gezwungen, diese gefangen zu setzen.

Früh am Morgen des 16. Oktober betrat Astafidet mit dem kleineren Theil seiner Heerschaar die Stadt, indem er den größeren

draußen ließ. Die Gesammtzahl seiner Mannschaft sollte sich auf 2000 belaufen, aber das war eine übertriebene Angabe. Hierauf erfolgte sogleich die Einsetzung — „ssarauta“ — des neuen Sultans. Da diese im Innern der „fada“ oder des Palastes stattfand, so mußte ich mich damit begnügen, mir den Hergang von meinen Freunden beschreiben zu lassen. Nach ihrer Schilderung wurden folgende einfache Ceremonien beobachtet. Zuerst ward Abd el Kadiri aus seinen Privatgemächern nach der Gemeindehalle geführt. Hier ward er von den Häuptlingen der J-ti-ssan und Kel-geresś, welche vor ihm hergingen, aufgefordert, auf dem „gado“ — einer Art Ruhebett oder Divan — Platz zu nehmen. Dieser Divan wird von Palmblättern oder Zweigen anderer Bäume gemacht, ähnlich den „angarib“, welche in den Nilländern in Gebrauch sind, und mit Matten, bei vornehmen Leuten aber mit Teppichen bedeckt. Auf dieses einfache Ruhebett setzt sich der neue Sultan, indem er seine Füße auf dem Boden ruhen läßt. Erst nachdem die Kel-owi ihn dazu aufgefordert, darf er seine Füße auf den „gado“ hinaufziehen und es sich in orientalischer Weise bequem machen, und damit ist er in seine neue Würde eingesetzt. So kindlich einfach ist die Ceremonie, welche die gemeinsame Theilnahme dieser verschiedenen Stämme an der Einsetzung ihres Sultans darstellt.

Nachdem die Investitur beendigt war, zog die ganze Versammlung in feierlicher Prozession von dem Palast nach der außerhalb der Stadt liegenden Kapelle des Merabet Ssidi Hammada in Tarabere, wo altem Herkommen nach der Fürst mit seinem ganzen Gefolge an diesem Tage sein Gebet zu verrichten hat. Zwar hätte ich dieses interessante Schauspiel gern in der Nähe gesehen, aber ich hielt es für unklug, mich bei einer solchen Gelegenheit unter die Bevölkerung zu mischen, und begnügte mich deshalb, die Prozession von der Terrasse unseres Hauses aus in Augenschein zu nehmen. Die Anordnung des interessanten Zuges war folgende: An der Spitze, von Musikanten begleitet, ritt der Sultan auf einem sehr stattlichen Pferde von Tauater Zucht; denn das „Roß aus Tauat“ ist sprichwörtlich bei den Berberstämmen der Wüste eben so berühmt, wie die „Frauen der Imanang“ oder der „Reichthum von Tunis“. Er trug über einem schönen Sudanhemde — „riga“ — von buntem Gewebe aus Baumwolle und Seide einen blauen Bernus, welchen ich ihm als Geschenk der Königin von England überreicht hatte. An der Seite hatte er einen stattlichen krummen Säbel mit goldenem

Griff. An seiner Linken ritt Mohammed Boro, der frühere Minister oder „Sserki-n-turaua“, an seiner Rechten der gegenwärtige Minister Aschu. Ihnen folgten die „fadaua-n-sserki“ oder die Adjutanten des Sultans. Hinter diesen zogen die sämmtlichen Häuptlinge der I-tissan und Kel-geress einher. Sie waren Alle zu Pferde, in voller Kleidung und bewaffnet mit Schwert, Dolch, langem Speer und ungeheurem Schilde. Darauf kam der längere Zug der Kel-owi, meist auf Mehara oder Reitkameelen; an der Spitze ritt ihr Titulärsultan Astafidet. Den Beschluß machten die Bewohner der Stadt, größtentheils zu Fuß, zum Theil aber auch zu Pferde; Einige von ihnen waren mit dem gewöhnlichen geraden Schwert und Speer, Viele jedoch auch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Alle hatten zu dieser Feierlichkeit ihren höchsten Schmuck angelegt und der ganze Aufzug wäre wohl einer künstlerischen Darstellung werth gewesen; er erinnerte in der That an die ritterlichen Prozessionen des Mittelalters. Die hohen rothen Mützen dieser Tuareg waren rings umgeben von Quasten und kleinen, an Schnüren befestigten Ledertäschchen, welche Zauberschriften enthielten; der schwarze Tessil-gemist oder Litham war so darum gewunden, daß er das ganze Gesicht bedeckte und nur die Augen sehen ließ; da hierüber nochmals ein roth- und weißgestreifter ägyptischer Shawl — „aliafu“ — in phantastischer Weise geschlungen war; so hatte die ganze Kopfbedeckung fast die Gestalt hoher, schwerer Helme. Außerdem haben besonders die dunkelblauen, fast schwarzen Toben, wenn sie neu sind, in ihrer schönen Glasur von Weitem ganz das Aussehen von Metall und vergegenwärtigen sehr wohl die schwerere Kleidung der Ritter des Mittelalters. An solchen Festtagen jedoch trägt der Targi, wenn er es haben kann, nur zu gern seine „Perlhuhntobe“ — „tekatkat tailelt“ —, die aus Baumwolle und Seide gewebt und schwarz und weiß gesprenkelt ist, und über diese weite Tobe wirft er in schönem Faltenwurf einen feuerrothen Bernus, indem er wohl darauf achtet, daß der inwendig die Ecken verzierende bunte Seidenschmuck in die Augen fällt.

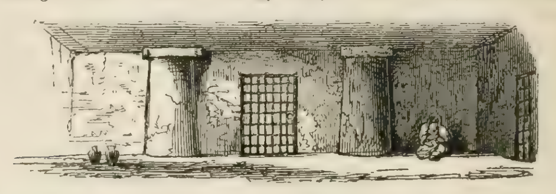
Wie bereits bemerkt, trug der Sultan über seiner helleren „riga“ den schönen blauen Bernus, den ich ihm mitgebracht hatte, und diese Thatsache, daß ihr Oberherr an einem so festlichen Tage ein ihm von einem Fremden und zwar von einem Christen überreichtes Gewand trug, war von großem Einfluß auf die hier versammelten Stämme und machte einen vortheilhaften Eindruck auf Alle, die es hörten, weit nach Westen über die Wüste hin. Ueberhaupt gestaltete

sich mein Verhältniß zum Sultan von Anfang an in ganz freundlicher Weise. Schon am Tage nach meiner Ankunft in Agades, am 11. Oktober, kam der Hauptdiener des Sultans, Amagei oder Maggi, ein Eunuch, in unsere Wohnung, und ich wurde von meinen Kelowi-Gefährten aufgefordert, mich zu einem Besuch bei dem Sultan bereit zu halten. Sie selbst hatten sich schon längst in höchsten Putz gesetzt. Ich warf also meinen weißen Helali-Bernus über meine schwarze Tobe, zog meine reich mit Seide gestickten Ghadamssi-Schuhe an und nahm Briefe und den Vertrag mit.

Wir richteten unsere Schritte nach dem hohen Wachtthurm, der zwar nur aus Holz und Lehm erbaut ist, aber durch seine ansehnliche Höhe sich vor den niedrigen Wohnhäusern umher auszeichnet. So erreichten wir das Thor, welches zu dem Palast oder der „fada“ führt. Dieser bildet ein kleines abgetrenntes Quartier mit unregelmäßigem Hofraum und etwa 20 bis 25 kleineren und größeren Wohnhäusern. Selbst diese waren theilweise verfallen, und eine oder zwei höchst ärmliche und schmutzige, aus Rohr und Gras erbaute, runde Hütten lagen inmitten dieser fürstlichen Behausung. Das Haus indeß, in dem der Sultan selbst wohnte, war vor Kurzem ausgebessert worden und hatte ein zierliches, ordentliches Aussehen. Die Mauern waren gut geglättet, und der Thoreingang, mit neuen Planken überdeckt, hatte auch eine neue, mit Riemen anstatt der Nägel verbundene Thür erhalten.

Wartend hockten wir in einem abgesonderten Raum eines Vorzimmers nieder, der, wie in allen Häusern dieser Stadt üblich, von dem übrigen Theil des Zimmers durch eine niedrige Balustrade von etwa 10 Zoll Höhe getrennt war. Unterdessen hatte uns Maggi bei Sr. Majestät angemeldet und führte uns nun in das anstoßende, von dem Vorzimmer durch eine sehr schwere Holzthür getrennte Gemach, wo der Sultan Platz genommen hatte. Dieses Audienzzimmer sah bei weitem anständiger aus, als ich erwartet hatte. Es maß in der Länge und Breite 40—50 Fuß; die allerdings etwas niedrige Decke ward von zwei kurzen, massenhaften, anscheinend um einen Holzpfeiler aus Lehm aufgebauten Säulen getragen, die sich nach einer leichten Anschwellung nach oben etwas verjüngten und mit einer einfachen Platte bedeckt waren. Aufgestützt auf die Säulenplatten lag eine einzelne Reihe großer Bretter nach der Breite und zwei andere nach der Tiefe des Zimmers, und diese trugen die Decke, von der man nach innen nur das leichtere, unregelmäßige Holzwerk sah.

Nach oben war letzteres dicht mit Zweigen zugedeckt, darüber waren Matten ausgebreitet und das Ganze mit festgestampftem Lehm



überzogen. In der Hinterwand des Zimmers, in der Mitte zwischen den beiden Säulen, war eine schwere Thür, welche den Eingang in's Innere des Hauses bildete, und in jeder Seitenwand befand sich eine große Oeffnung, durch welche das Licht hereinfiel.

Abd el Kadiri, Sohn des Sultans el Bakiri, saß zwischen der zur Rechten befindlichen Säule und der Wand. Er schien ein kräftig gebauter Mann zu sein, auch hatte er große, wohlwollende Züge, so weit dies die um das Gesicht gewickelte weiße Musselinbinde erkennen ließ. Sowohl diese Farbe des „Litham“ oder „Tessil-gemist“, als auch seine graue Tobe und eben so seine Physiognomie bewiesen sogleich, daß er nicht der Tuareg- oder Berberrace angehöre.

Wir begrüßten ihn, Einer nach dem Andern, und nahmen dann in einiger Entfernung ihm gegenüber Platz. Er richtete zuerst an Hamma einige förmliche Fragen in Bezug auf den alten Häuptling, dann berief er mich in seine Nähe und ließ sich mit mir in eine sehr freundliche Unterhaltung ein, indem er sich nach Land und Nation der Engländer erkundigte. Es war nämlich das eigenthümliche Schicksal unserer Expedition, daß sie, obgleich in geistiger Beziehung am stärksten von deutschen Elementen vertreten und von englischer Seite überaus ungenügend ausgestattet, doch offiziell nur den Charakter einer englischen Expedition hatte. Darum verleugneten wir beiden Deutschen unsere Nationalität, entgingen aber dennoch nicht den Verfolgungen jener charakterlosen und eigennützigen Partei in England, die es jetzt dahin gebracht hat, das Ansehen ihrer Nation bei allen Völkern Europa's und der anderen Kontinente tief in den Staub zu treten. Der Sultan Abd el Kadiri hatte in seiner abgelegenen Residenz selbst nichts von den Engländern gehört und wußte nicht, daß „englisches Pulver“ nach ihnen benannt sei. Ich erklärte ihm nun, daß die Engländer mit allen Häuptlingen und großen Männern der Erde in freundschaftliche Verhältnisse zu treten wünschten, um friedlichen und gesetzlichen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen, und daß sie deshalb,

obwohl in so ungeheurer Entfernung von ihm wohnend, auch seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Ich übergab ihm die Briefe vom Häuptling Annur und von Herrn Richardson und ersuchte ihn zugleich, auch einen Brief an Aliu, den Sultan von Ssokoto, zu senden, worin wir uns entschuldigten, daß wir nach den schweren Verlusten und vielfachen Erpressungen gegenwärtig nicht im Stande seien, ihn in seiner Hauptstadt zu besuchen. Zu gleicher Zeit beklagte ich mich bei Abd el Kadiri, wie ungerecht und schmachvoll wir von Stämmen behandelt worden wären, welche seiner Oberhoheit unterthan seien; sie hätten uns beinahe aller Geschenke beraubt, welche wir für ihn sowohl als auch für die anderen Fürsten des Sudan mitgebracht hätten. Er sprach seinen Unwillen darüber aus und bedauerte, daß ich nicht im Stande sei, direkt nach Ssokoto zu gehen, wohin ich in Gesellschaft der Salzkarawane der Kel-geres hätte in größter Sicherheit gelangen können. Zuletzt entließ er uns, nachdem wir das Tuch, welches die für ihn bestimmten Geschenke enthielt, vor ihm niedergelegt hatten. — Die Unterhaltung ward nicht nur mit mir, sondern auch mit meinen Gefährten in der Haussa-Sprache geführt.

Meine Geschenke wurden günstig aufgenommen; denn noch an demselben Tage schickte mir der Sultan als Gegengeschenk einen großen fetten Hammel, der mir zugleich als guter Beweis diente, daß hier ausgezeichnetes Fleisch zu haben ist. Auch sandte mir der Sultan ein schmackhaftes Gericht, „finka-sso“, d. i. eine Art dicken Pfannkuchens, aus Weizenmehl ohne Eier gebacken, aber reichlich mit Butter durchzogen. Auch sonst erwies mir Abd el Kadiri manche Aufmerksamkeit. So schickte er am 12. Oktober seine Musikanten, um mir und meinen Gefährten mit ihrer Kunst aufzuwarten. Es waren ihrer vier oder fünf, und sie entwickelten ihr Talent auf den im Sudan jetzt üblichen, den Arabern nachgeäfften Instrumenten. Interessanter und nationaler waren die Leistungen eines einzelnen „maimolo“, d. h. Guitarrenspielers, welcher sein Spiel auf dem dreisaitigen Molo mit einem gefühlvollen extemporirten einheimischen Gesange begleitete.

Während ich noch in Agades war, verließ der Sultan mit ansehnlicher Streitmacht am 21. Oktober die Stadt, um einen „yaki“ oder „egehen“, d. h. Kriegs- oder Raubzug, zur Bestrafung der Freibeuter zu unternehmen, welche uns ausgeplündert hatten. Schon am Abend des 16. Oktober, nach der feierlichen Einsetzung des Sul-

tans, ward ein ernster und von allen Häuptlingen besuchter Divan abgehalten, um über diese Expedition zu berathen. Anfänglich schien es, daß der Zug gegen die Freibeuter der Auelimmiden unternommen werden solle. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß der eben erwähnte Stamm einen Raubzug gegen Air beabsichtige, und die ganze Bevölkerung war darüber im höchsten Grade aufgeregt. Denn die Auelimmiden, oder die große Gruppe der südwestlichen Tuareg, sind ein beständiger Gegenstand der Furcht für die durch ihre Mischung mit der einheimischen schwarzen Bevölkerung entarteten Kel-owi. Selbst der alte Annur pflegte mir eine schaudererregende Beschreibung von den wilden Sitten jenes Stammes zu machen; später habe ich oft mit den Auelimmiden selbst, welche meine besten Freunde und Beschützer wurden, herzlich über diese Schilderung gelacht.

Am 19. Oktober fand eine neue Berathung der Häuptlinge statt, und hier ward beschlossen, daß der Heereszug zuerst gegen die Im-rhad, die Ikaskesan und gegen Fade-angh gerichtet werden solle. Am Abend aber ward in der Stadt ausgerufen, Niemand solle sich auf die Straße nach Damerghu begeben, und die Leute glaubten deshalb, die Unternehmung sei gegen Süden gerichtet. Vielleicht wollte man während des Sultans Abwesenheit die Leute vom Besuch der südlichen Straße abhalten, weil diese von den Auelimmiden beunruhigt worden war. Auch ward der Befehl ausgerufen, Vorräthe von Lebensmitteln einzulegen, damit kein Mangel eintrete, wenn die Straße nach Damerghu geschlossen würde. Der Ausrufer war mit einer rohen Trommel versehen, welche nur aus einem alten Fasse bestand, über welches ein Fell gezogen war.

Ehe der Sultan die Stadt verließ, hatte ich am Morgen des 21. Oktober bei ihm eine Abschiedsaudienz. Alles kündigte die Bereitschaft zum Aufbruch an; er saß in seinem Hofraum, von vielen Leuten und einer Menge von Kameelen umgeben, während der laute Lärm einer Anzahl von Schulknaben, die den Kuran auswendig lernten, von der entgegengesetzten Seite des Hofes herschallte und es mir unmöglich machte, zu verstehen, wovon die Leute sprachen. Wegen der Menge von Menschen und der offenen Oertlichkeit konnte diese letzte Audienz beim Sultan nur sehr kalt und förmlich sein. Von Hamma unterstützt, erklärte ich dem Fürsten, daß ich von ihm noch einen Brief an die Regierung, unter deren Auspicien ich reise, erwarte; er möge darin seine Befriedigung und sein Wohlgefallen

darüber aussprechen, daß er von einem Mitgliede der Mission mit einem Besuche beehrt worden sei, und daß er jedem künftigen Reisenden, welcher in sein Land kommen sollte, seinen vollen Schutz angedeihen lassen werde. Der Sultan versprach, daß solch' ein Brief geschrieben werden solle; jedoch hatte er mich entweder nicht ganz verstanden, oder er wollte nicht direkt an eine christliche Regierung schreiben; denn ich erhielt keinen solchen Brief, wohl aber brachte mir Hamma später drei Schreiben, in welchen Abd el Kadiri meine Person, so wie mein Gepäck den Statthaltern von Kano, Katsena und Daura empfahl. Sie waren alle drei in ziemlich ungrammatischem Arabisch, mit fast demselben Wortlaut, nur mit Veränderung der Namen und Titel der Angeredeten, folgendermaaßen abgefaßt:

„Im Namen Gottes u. s. w.

„Von dem Emir von Ahir, Abd el Kadiri, Sohn des Sultans Mohammed el Bakiri, an den Emir von Daura, Sohn des früheren Emir von Daura, Is-hhak. Gnade Gottes sei mit den ältesten Begleitern des Propheten und Sein Segen mit den Chalifen. Amen. Ununterbrochener Segen und höchste Wohlfahrt sei mit Euch ohne Ende. Ich sende diese Botschaft an Euch mit Bezug auf einen Fremden und meinen Gast mit Namen Abd el Kerim*), der zu mir kam und zu dem Emir el Mumenin [dem Sultan von Ssokoto] zu gehen beabsichtigt, damit, wenn er zu Euch kommt, Ihr ihn beschützen und gut behandeln möget, so daß keine Freibeuter und Uebelthäter ihm selbst oder seinem Gepäck Nachtheil bringen mögen, bis er in Sicherheit den Emir el Mumenin erreichen möge.

„Wir schrieben dies (an Euch) ausdrücklich wegen der Freibeuter, damit Ihr ihn gegen sie auf die geeignetste Art beschützen möget. Lebt wohl."

Unter diesen Briefen stand des Sultans Siegel. Außerdem zeigte mir Hamma einen anderen Brief, den er selbst vom Sultan empfangen hatte. Es war dies ein an die sämmtlichen Häuptlinge von Air gerichtetes Schreiben, in welchem er dieselben in den dringendsten und beredtesten Ausdrücken aufforderte, sich mit ihm zu energischen Maaßregeln gegen die Freibeuter, namentlich gegen den Stamm der Kel-fadaÿ, zu vereinigen.

Unterdessen war die ganze Bevölkerung der Stadt in Un-

*) Den Namen „Abd el Kerim" hatte ich von Anfang an als Reisenamen angenommen.

ruhe, und Jeder, der waffenfähig war, bereitete sich zum Heereszuge vor. Um Sonnenuntergang verließ der „yaki“ oder Kriegszug die Stadt; außer dem Fußvolk zählte er etwa 400 Reiter, theils zu Kameel, theils zu Pferde. Der Sultan selbst war diesmal zu Kameel. Sie lagerten nahe beim Lager Astafidet's. Abd el Kadiri schlug ein graues Zelt, etwa so groß wie das eines türkischen Agha, mitten zwischen den Lagerstätten der Kel=geress, Kel=feruan und der Emgedesier auf; Astafidet dagegen, welcher kein Zelt hatte, war von den Kel=owi umgeben. Selbst jetzt, unter den Sorgen des Lagers, vergaß der Sultan mich nicht, sondern war so aufmerksam, mir einen Vorrath von Weizen, Butter und Gemüse zu senden.

Im Ganzen halte ich Abd el Kadiri für einen sehr wohlwollenden, aber energielosen Mann. Alle Leute stimmten darin überein, er sei der Beste von der ganzen Familie, welcher der Sultan von Agades angehören muß. Er hatte schon früher die Sultanswürde bekleidet, war aber vor einigen Jahren von Hamed e' Rufäi verdrängt worden, der jetzt wieder vor ihm hatte weichen müssen; im Jahre 1853 jedoch, während meiner Anwesenheit in Ssokoto, war mein edler Wirth und Beschützer wieder im Begriff, jenem Nebenbuhler Platz zu machen.

Die Unternehmung gegen die Freibeuter war im Ganzen erfolgreich; die Fade=angh und andere Stämme der Imrhad verloren all' ihr Eigenthum. Dem Manne, welcher meinen Meheri zurückhielt, nahm Abd el Kadiri neun Kameele ab, doch wurde mir weder mein eigenes Kameel zurückgegeben, noch ein anderes an dessen Stelle erstattet. Eben so ging es mit allen anderen Sachen, die wir eingebüßt hatten. Obgleich uns also der Erfolg des Heerzuges keinen materiellen Vortheil brachte, so hatte doch schon die Thatsache allein eine sehr gute Wirkung, daß die Schuldigen bestraft wurden, weil sie Christen beraubt hatten. Denn dadurch wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß es nicht geringeres Unrecht sei, Christen zu berauben als Moslemin, und somit wurden wenigstens in dieser Beziehung beide Glaubensparteien auf gleichen Fuß gestellt.

Die höchste Autorität nach dem Sultan hat der Vezier oder Minister, der mit seinem einheimischen Titel „ko=keu geregere“, d. h. „Hofmeister“ oder „Minister des Innern“, genannt wird; die Araber dagegen nennen ihn „Scheich el Arab“, die Haussa=Leute „sserki=n=turaua“, d. h. „Häuptling der Weißen“. Unter dem letzteren Titel ist er gewöhnlich bekannt. Er war es nämlich, der

die Steuern von den aus dem Norden in die Stadt eingeführten Waaren zu erheben hatte, ein Amt, das in früheren Zeiten, als ein beträchtlicher Handel getrieben wurde, natürlicherweise von großer Bedeutung war und ihn auch vorzugsweise mit den Arabern in Berührung bringen mußte. Jetzt besteht sein hauptsächlichstes Amt darin, jährlich die Karawane der Kel-geress, welche den westlichen Theil des mittleren Sudan mit dem Salze von Bilma versieht, von Agades nach Ssokoto zu begleiten und sie sowohl auf der Straße zu beschützen, als auch gegen übertriebene Erpressungen der Bewohner jener Residenz zu sichern. Für diese Bemühungen erhält er durchschnittlich einen „kantu", d. h. den achten Theil von jeder Kameelladung Salz. Dies bildet eine für dieses Land beträchtliche Einnahme, im Allgemeinen wohl von 8- bis 10,000 spanischen Thalern. Die Karawane besteht nämlich immer aus einigen tausend Kameelen und gewiß nie aus weniger als 3000. Der „kantu" Salz bringt im Sudan 5- bis 7000 und 8000 Muscheln oder „kurdi" ein, was dem Werthe von zwei bis drei spanischen Thalern gleichkommt. Daher erklärt es sich, daß diese Beamten ein bedeutendes Vermögen erwerben, und sowohl Mohammed Boro, der frühere, als auch Aschu, der gegenwärtige Sserki-n-turaua, sind verhältnißmäßig sehr reiche Leute.

Aschu, der gegenwärtige Minister, war ein Mann von großer, kräftiger Gestalt; er war ganz in Weiß gekleidet, was wohl als Abzeichen seiner Autorität über die „Weißen", die Turaua, angesehen werden könnte. Er begegnete mir mit großer Freundlichkeit, ließ sich einst mit mir auf eine Unterhaltung über die Verschiedenheit unseres und seines Landes ein und befahl einem seiner Begleiter, mich in einen kleinen Garten zu führen, welchen er bei seinem städtischen Hause angelegt hat; ich sollte nämlich sehen, welche Pflanzen wir mit ihnen gemein hätten. Natürlicherweise war nichts unseren Pflanzen Aehnliches da, und mein Führer faßte eine sehr niedrige Ansicht von unserem Lande, als er hörte, daß wir weder Senna besäßen, noch Bamia, noch Indigo, noch Baumwolle, noch Negerkorn, noch die Dumpalme, noch endlich den herrlichsten aller Bäume der Schöpfung, wie er meinte, die Talha. Als ich ihm dagegen versicherte, daß wir viel schönere Sachen als sie hätten, wollte er mir nicht recht Glauben schenken.

Der frühere Sserki-n-turaua, Mohammed Boro, war, wie der Leser sich erinnern wird, unser Reisegefährte von Mursuk bis Tintarh-ode gewesen. Da ich erfuhr, daß er seit seiner Rückkunft am

Fieber erkrankt sei, machte ich ihm gleich am Tage nach meiner Ankunft einen Besuch. Er hat ein für die Verhältnisse von Agades sehr hübsches kleines Haus an dem Platze „Erarar-n-ssakan“, d. h. „Ebene oder Platz der jungen Kameele“. Dasselbe besteht aus zwei Stockwerken und ist ein sehr gutes Beispiel eines besseren Hauses in der Stadt. Das Innere war zur Feier der Ankunft des Hausherrn reinlich geweißt.

Mohammed Boro fühlte sich durch unseren Besuch hoch geehrt und empfing uns sehr freundschaftlich. Als wir fortgingen, begleitete er uns eine lange Strecke über die Straße. Obgleich er gegenwärtig kein Amt bekleidet, hat er doch sowohl in Agades, als auch in Ssokoto großen Einfluß; in letzterer Stadt gilt er für den reichsten Kaufherrn. Ueberdies ist er ein interessanter Mann als Repräsentant dieses eigenthümlichen Kulturzustandes. Er hat sich nämlich nach der Weise der alten Patriarchen mit einem kleinen Staat für sich umgeben, der nicht weniger als etwa 50 Söhne umfaßt; dabei besaß er noch solche Thatkraft und Unternehmungsluft, daß er im Jahre 1854 im Begriff stand, eine neue Wallfahrt nach Mekka anzutreten.

Boro begleitete den Sultan auf seinem Zuge gegen die Freibeuter und wollte sich dann der Karawane der Kel-geress auf dem Wege nach Ssokoto mit seiner ganzen Familie anschließen. Dies war in der That eine glänzende Gelegenheit, jene merkwürdige Stadt sicher und auf dem geradesten Wege zu erreichen. Jedoch meine Mittel reichten damals nicht dazu aus, und gewiß war es auch besser, daß ich, bevor ich mich nach Westen wendete, die das Tsadbecken umgebenden Landschaften durchforschte.

Am 20. Oktober kam Mohammed Boro zu mir, um Abschied zu nehmen und sich über unsere gegenseitigen Beziehungen mit Offenheit auszusprechen. Er gab zu, daß er sehr erzürnt über uns gewesen sei; ich für meinen Theil konnte ihm dies nicht verargen, denn er war rücksichtslos und mit Mißachtung behandelt worden. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß uns im Lande Air ein ganz anderer Empfang würde zu Theil geworden sein, wenn diesem angesehenen Mann von Anfang an die nöthige achtungsvolle Rücksicht geschenkt worden wäre. Nach einer langen Unterredung schieden wir als die besten Freunde. — Boro kann als eins der hervorragendsten Beispiele eines Sudaners betrachtet werden; in der Blüthe seiner Jahre muß er gewiß ein Mann in vollem Sinne des Wortes gewesen sein und verdiente wohl das Lob der Emgedesier, bei denen ein Volkslied mit

den Worten anfängt: „Agades hat keine Männer außer Boro und Dahammi.“

Die übrigen mit dem Sultan in Beziehung stehenden und mit öffentlicher Autorität bekleideten Personen sind der „ko-ken keina“ oder „bäba-n-sserki“, d. h. der erste Eunuch, gegenwärtig Amagei oder Maggi, sodann die „fadaua-n-sserki“ oder Adjutanten des Sultans, zu denen auch einige Söhne Mohammed Boro's gehörten, ferner der Kadhi oder Alkali und der Kriegshäuptling und Kriegsminister Ssidi Rhalli.

Den Kadhi oder Richter lernte ich in seiner amtlichen Thätigkeit kennen, da meine Gefährten einen Rechtsfall bei ihm anhängig zu machen hatten. Er wohnt nahe bei der großen Moschee oder Messalladje in einem von allen Seiten isolirten Hause. Wir fanden ihn mit dem Mufti in dem Vorgemache sitzend, wo der Richterspruch gesprochen wird. Meine Gefährten hatten eine Klage gegen einen Eingebornen der Stadt, Namens Wa-n-sseres, einen Mann von unverkennbar reiner Berber-Abkunft. Sie bewiesen, daß er ein Kameel, welches den Kel-owi gestohlen worden war, verkauft hatte; er dagegen bewies, daß er es von einem Manne gekauft, welcher geschworen hatte, es sei kein gestohlenes Thier. Nachdem beide Theile angehört waren, entschied der Richter für Wa-n-sseres. Die Verhandlung wurde ganz in der Tema-schirht-Sprache oder vielmehr in dem Uraghiye-Dialekt geführt. Gleich darauf kam eine andere Partei. Während ihre Sache verhandelt wurde, setzten wir uns in dem Schatten einer Art Veranda nieder, die, mit Matten überdeckt und von langen Stangen getragen, vor dem Hause errichtet war. Wir blieben jedoch nicht lange, da der Kadhi an meiner Gegenwart kein großes Vergnügen zu finden schien.

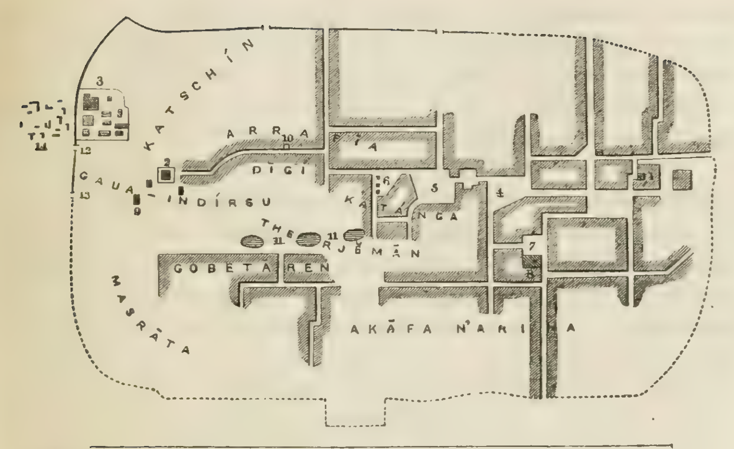
Auch bei einer anderen Gelegenheit bewies sich der Richter sehr unfreundlich gegen mich, indem er mir entschieden die Erlaubniß verweigerte, den hohen Thurm der Me-ssalladje zu ersteigen. Er war seinem Glauben treu ergeben und betrachtete mich als einen ketzerischen Eindringling; dabei war er jedoch überhaupt nicht eben ein wohlwollender Mann. Seine Mißgunst war jedenfalls für mich sehr unangenehm, da gerade er mir manche Auskunft hätte geben können; denn er war offenbar nicht ohne Kenntnisse, während ich sonst keinen Eingebornen der Stadt getroffen habe, der nur irgendwie in der arabischen Literatur bewandert gewesen wäre. Ich will nun noch einige allgemeine Bemerkungen beifügen.

Die Stadt Agades liegt ganz auf einer flachen Ebene, welche nur durch einige kleine, aus Schutt und Gerümpel gebildete Hügel unterbrochen wird; aus der Linie, die von den flachen Terrassen der Häuser gebildet wird, ragt außer etwa 50 Häusern von zwei Stockwerken nur der hohe Thurm der Me-ssalladje hervor. Von der Terrasse unseres Hauses, die ich fast täglich besuchte, hatte ich einen interessanten Ueberblick über die vor mir ausgebreitete Stadt.

Zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, d. h. vor der Eroberung durch Mohammed Asskia im Jahre 1515, hatte die Stadt einen Umfang von etwa 3½ Meilen und mag wohl 50,000 Einwohner oder selbst mehr gezählt haben. Auch noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, etwa bis 1790, soll sie ein bedeutender, wohlhabender Ort gewesen sein. Damals aber, heißt es, habe sich der größte Theil der Bewohner nach den Nachbarstädten von Haussa, namentlich nach Katsena, Tessaua, Maradi und Kano, übergesiedelt. Die Epoche dieser bedauerlichen Auswanderung und Verödung der Stadt kann nicht mit der großen Revolution in Zusammenhang gebracht werden, welche im mittleren Sudan durch das Auftreten des Djihadi oder des Reformators Othman da-n-Fodie hervorgerufen wurde; vielmehr geht sie dieser Begebenheit etwa um 15 Jahre voraus. Dagegen folgt sie in kurzem Zwischenraum auf die bereits erwähnte Eroberung Gogo's durch die Auelimmiden; die gänzliche Zerstörung dieser Stadt mußte auch Agades einen gewaltigen Stoß geben, indem dadurch der bedeutendste Handelsweg abgeschnitten wurde.

Die jetzige Stadt ist nur noch das Gerippe dessen, was sie früher war; die Zahl der noch bewohnten Häuser schätze ich auf 600 bis 700 und die Menge der Bevölkerung, die Sklaven natürlich eingerechnet, auf etwa 7000. Die bewaffnete Macht des Platzes beträgt etwa 600 Mann. Eine bedeutende Anzahl der männlichen Bewohner aber ist fast immer in kaufmännischen Geschäften von Hause abwesend. Einen Anhalt, um die Stärke der Bevölkerung zu berechnen, gewährt auch die Anzahl der Knaben, die in fünf oder sechs Schulen etwas Lesen und Schreiben lernen. Solcher Knaben im Alter von 7 bis 10 Jahren waren zur Zeit meiner Anwesenheit 250 bis 300, wobei zu beachten ist, daß nicht alle Knaben in die Schule geschickt werden, sondern nur diejenigen, deren Familien sich in leidlichen Umständen befinden.

Auf dem nachstehenden Holzschnitt sind die hauptsächlichsten Stadtviertel, Märkte und Gebäude angegeben.




1 Haus Annur's, wo ich einquartiert war.
2 Die Me-ssalladje oder Tamisgida bere, die große Moschee mit dem hohen Wachtthurm.
3 Die fada oder der Palast des Amanokal.
4 Die ka-ssua-n-delelti oder taman-lokoi, der Gemüsemarkt.
5 Die ka-ssua-n-rakoma, ursprünglich Kameelmarkt, jetzt Fleisch- und Viehmarkt.
6 Katanga, ursprünglich der Haupteingang in das alte südliche Viertel, jetzt Krammarkt.
7 Erarar-n-ssakan, der jetzige Kameelmarkt.
8 Mohammed Boro's Haus.
9 Haus des Richters.
10 Brunnen Namens Scheduanka.

Die Erhebung der Hochfläche, auf der Agades liegt, kann wohl nicht geringer als zu 2500 Fuß angenommen werden. Der Sandstein scheint in einer gewissen Tiefe stark mit Salz geschwängert zu sein; dies beweisen nicht nur die Teiche, sondern auch die Brunnen, und deshalb wird alles Trinkwasser von den außerhalb der Mauern gelegenen Brunnen geholt.

Der südliche Theil der Stadt, der jetzt fast ganz verlassen ist, bildet das älteste Viertel, und Katanga scheint die nördliche Grenze der Altstadt gewesen zu sein. Die Mauern, welche an der Süd- und Ostseite der Stadt gänzlich verfallen sind, haben an der Westseite noch eine gewisse Höhe bewahrt, aber an vielen Stellen könnte man auch hier leicht über sie wegklettern. Am meisten wird die Stadtmauer an der nordwestlichen Seite in einem leidlichen Zustande erhalten, weil sie hier die „fada“ oder den Palast des Sultans umgiebt; aber selbst hier ist sie schwach und gewährt nur unzulänglichen Schutz. In geringer Entfernung außerhalb des westlichen Thores liegen die halb von Sand verschütteten Ruinen einer ausgedehnten

Vorstadt Namens Ben-Gottara. Unweit von hier ist ein Platz Namens „Asarmad-arangh“, d. h. „Rabenstein“, wo gelegentlich der Kopf eines rebellischen Häuptlings oder eines Mörders von der Hand des Scharfrichters — „doka“ — fällt; indeß, so viel ich erfahren habe, ist dies ein in Agades sehr seltener Fall.

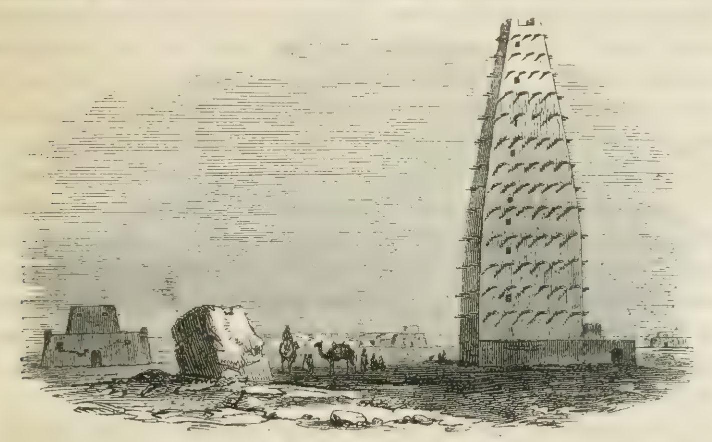
Im Innern der Stadt, an der nördlichen Grenze des verlassenen südlichen Viertels, befinden sich drei kleine Teiche stehenden Wassers. Die tiefen Löcher, in denen es sich angesammelt, sind wahrscheinlich dadurch entstanden, daß man hier das Material zu den Hauptgebäuden der Stadt in unregelmäßigem Gestein herausgenommen hat. Die Gestalt der Teiche ist ein ziemlich regelmäßiges Oval. Die westlichste und größte dieser drei Gruben ist eben so wie das südwestliche Quartier der Stadt nach dem einst so mächtigen Berberstamm der Masrata benannt. Der östliche Teich wird nach den hier wohnenden Dolmetschern Terdjeman genannt, und eben so heißt das ihn umgebende Quartier. Denn in der That sind hier alle drei Sprachen, die Tema-schirht- oder Targie-, die Gober- oder Haussa- und die Ssourhai-Sprache, merkwürdig mit einander vermengt; rechnet man dazu außer den weniger verbreiteten Idiomen der handeltreibenden Völker, die vormals diesen Markt besuchen mochten, noch das Arabische, so begreift man, daß der weniger gewandte Kaufmann in diesem Völkergemisch wohl eines Dolmetschers — „terdjeman“ — bedurfte, und wird also auch begreifen, daß hier im belebten Mittelpunkt der Stadt ein ganzes Viertel von solchen Dolmetschern bewohnt ward.

Der Gesammteindruck, den das heutige Agades macht, ist der einer verödeten Stadt; überall sieht man die Spuren eines verschwundenen Glanzes. Selbst in dem wichtigsten Stadttheile, dem Mittelpunkte der ganzen Stadt, liegen die meisten Wohnhäuser in Ruinen, von den sonst zahlreichen Moscheen sind nur noch wenige übrig; auf den Zinnen der verfallenen Mauern rings um die Marktplätze sitzen hungrige Geier, lauernd und bereit, sich auf jeden Abfall hinabzustürzen. Anfangs trug diese ungewohnte Erscheinung dazu bei, den Eindruck der Verödung bei mir nur noch zu erhöhen; später jedoch fand ich, daß diese Raubvögel die beständigen Bewohner aller Marktplätze sind, nicht nur hier, sondern auch in allen Städten des Innern.

Das charakteristischste und merkwürdigste Gebäude in Agades ist die Me-ssalladje, das Bethaus mit dem hohen, weithin sichtbaren Thurm. So lange der Sultan anwesend und die Stadt mit vielen, zum Theil fanatischen Fremden angefüllt war, hielt ich es für be-

denklich, diesem Gebäude zu nahe zu treten; sobald aber der Sultan abgezogen und die Stadt ruhiger geworden war, drang ich fortwährend in Hamma, mir die Besichtigung der Moschee und die Ersteigung des Thurmes möglich zu machen. Wenige Tage vor meiner Abreise, am 27. Oktober, machte ich mich endlich mit Hamma auf und konnte ungestört das merkwürdige Gebäude betrachten.

Die Me-ssalladje erhebt sich von der niedrigen Plateforme oder Terrasse, die das Dach der Moschee bildet, zu einer Höhe von 90 bis 95 Fuß. An seiner Basis mißt der Thurm etwa 20 Fuß in's Gevierte, an der Spitze aber scheint er nicht mehr als acht Fuß im Quadrat zu messen. Der viereckige Bau verjüngt sich also allmählich



nach oben hin, aber etwas oberhalb der Mitte seiner ganzen Höhe hat er eine kleine Anschwellung oder Entasis, ganz wie das schöne Meisterwerk der Natur, die große Fächerpalme Central-Afrika's — Borassus flabelliformis Aethiopicus —. Das Innere des Bau's wird durch sieben Oeffnungen an jeder Seite erhellt. Wie ein Theil der Häuser in Agades ist auch der Thurm ganz aus Lehm erbaut; um aber einem so hohen Bau aus diesem Material hinreichende Stärke zu verleihen, hat man die vier Wände desselben durch dreizehn Schichten kreuzweis gelegter Bretter aus Dumstämmen verbunden; diese ragen an jeder Seite noch 3 bis 4 Fuß hervor und bieten somit ein, wenn auch sehr unbequemes, Mittel dar, um auf die Spitze zu gelangen. Der Thurm wird nicht dazu benutzt, um zum Gebete zu rufen, was von der Terrasse der Moschee aus geschieht, sondern seine ursprüngliche Bestimmung war vielmehr die eines Wachtthurmes.

Das Gebäude ist verhältnißmäßig neu, denn es ist erst im Jahre 1844 errichtet und war zur Zeit meines Besuchs im Innern vielleicht noch nicht ganz vollendet; wenigstens sagte man mir, daß die Bretterschichten ursprünglich dazu bestimmt gewesen wären, eine Treppe aus Lehm zu tragen. Historisch interessant ist es, daß, wie ich im weiteren Verlauf meiner Reise entdeckte, dieser Thurm in Agades ganz nach demselben Prinzip gebaut ist, wie derjenige, welcher sich in Gogo, der früheren berühmten Hauptstadt des Ssonrhai-Reiches, über dem Grabmal des großen Eroberers Hadj Mohammed Asskia erhebt.

Etwa 50 Schritte von der Me-ssalladje entfernt steht noch der Stumpf eines älteren Thurmes, welcher immer noch eine ansehnliche Höhe, aber zugleich eine so schiefe Lage hat, daß die berühmten Thürme von Bologna und Pisa dagegen zurücktreten; muthmaßlich wird er daher bei seinem leicht verwüstlichen Material in wenigen Jahren den Angriffen des Sturmes und Regens unterliegen.

Das Innere der Moschee, in welche mich mein Begleiter ohne Bedenken führte, besteht aus niedrigen, engen Schiffen, welche durch Pfeiler von enormer Dicke von einander getrennt sind. Da die Pfeiler nichts als ein Dach zu tragen haben, das aus Dumbrettern, Matten und einer Schicht Lehm besteht, so ist der Grund zu dieser Bauart nicht recht einzusehen. Wahrscheinlich war das gegenwärtige Gebäude nur dazu bestimmt, den Unterbau einer größeren, entweder gar nicht ausgeführten oder verfallenen Moschee zu bilden.

Die traurige Stille, die in diesen düsteren Hallen herrschte, ward nur durch die Stimme eines einzigen Menschen unterbrochen. Er saß auf einer schmutzigen Matte an der westlichen Mauer des Thurmes und las in den zerrissenen Blättern einer Handschrift. Es war der Kadhi, dessen unfreundliches Benehmen gegen mich ich schon oben erwähnt habe. Wir traten zu ihm und begrüßten ihn ehrerbietig, allein er erwiederte unsern Gruß eben nicht freundlich. Hamma bat ihn hierauf um die Erlaubniß, den Thurm besteigen zu dürfen, erhielt aber die einfach und entschieden verneinende Antwort, dies sei unmöglich, da der Thurm keinen Eingang habe; der frühere Eingang sei der Kel-gereſs wegen, die den Thurm in großer Anzahl bestiegen hätten, verschlossen worden. Wir machten noch einen, aber gleichfalls vergeblichen Versuch bei dem Imam. Ich mußte daher dieses Vorhaben aufgeben, wie viel mir auch daran gelegen war, da ich von der Höhe des Thurmes herab im Stande gewesen wäre,

nicht nur die Straße von Tin=telluſt durch einige Winkel zu berichtigen, ſondern auch eine Fernſicht über das Land gegen Weſt und Süd, das ich ſelbſt nicht bereiſen ſollte, zu gewinnen.

Die Me=ſſalladje iſt die Hauptmoſchee der Stadt und ſcheint ſtets den erſten Rang eingenommen zu haben, obgleich die Stadt in der Zeit ihrer Blüthe nicht weniger als ſiebzig Gebetplätze gehabt haben ſoll. Zehn ſind ſelbſt jetzt noch in Gebrauch, verdienen jedoch keine Erwähnung, mit Ausnahme dreier, des Mſſid Mili, des Mſſid Eheni und des Mſſid el Mekki.

Um mir ein Bild von der inneren Einrichtung der Privatwohnungen in Agades zu verſchaffen, konnte unſer Haus nicht wohl dienen, da es nur als gelegentliche und zeitweilige Wohnſtätte für die Leute Annur's benutzt ward. Dagegen lernte ich durch Hamma's Vermittelung, der mich überall mitnahm, einige andere Privathäuſer kennen. Zu den am beſten und bequemſten eingerichteten gehörte das Haus Idder's. Idder iſt einer der gewöhnlichſten Eigennamen der Emgedeſier; dieſer Idder war ein Makler und wohnte in geringer Entfernung ſüdlich von uns.

Wir traten zuerſt in ein Vorgemach, etwa 25 Fuß lang und 9 Fuß breit, das an jeder Seite einen durch eine niedrige Baluſtrade abgetrennten Raum hatte. Dieſem Vorzimmer folgte ein anderes von größerer Ausdehnung und unregelmäßiger Geſtalt; dies führte in ein drittes Zimmer, aus dem man durch zwei Thüren in den geräumigen Hofraum trat. Er war ſehr unregelmäßig, da mehrere Zimmer und andere Räumlichkeiten in denſelben vortraten. An der linken




Seite deſſelben ſtand eine enorme Bettſtelle (1), überaus dauerhaft aus dicken Brettern gefertigt und mit einem ſoliden Traghimmel verſehen, der auf vier Pfoſten ruhte; oben und an drei Seiten war derſelbe vermittelſt Matten verſchloſſen, welche die Stelle der ſeidenen Vorhänge vertraten, während die vierte Seite einen Abſchluß von Brettern hatte. Solch' ein koloſſales, wohlverſchloſſenes Geſtell hat ganz das Ausſehen eines kleinen Häuschens für ſich und mag wohl einen kühlen und anziehend heimlichen Ruheplatz bilden. Dieſe Bettſtellen ſind ein höchſt charakteriſtiſches Möbel in den meiſten Wohnhäuſern der Sſonrhai, die eine ganz beſondere Sorgfalt auf die anſtändige Einrichtung ihres Ehebetts verwenden und ſelbſt in den einfachſten Hütten das Lager der Frau durch Mattenwerk zu einem ganz verſchloſſenen inneren Kämmerchen um=

gestalten. So kolossale Bettstellen aber wie in Agades habe ich nirgends in der ganzen Ausdehnung des Sonrhai-Reiches bemerkt.

In die Mauer der ersten Kammer, die an der rechten Seite in den Hofraum hinausragte, waren regelmäßige Reihen großer Töpfe eingemauert (2), in horizontaler Lage, mit ihrer Oeffnung nach der Hofseite, die warme Nester für eine große Anzahl Ringeltauben gewährten. Zur Linken waren innerhalb der halbverfallenen Mauern zweier anderer Gemächer (3) etwa ein Dutzend Ziegen angebunden. Der Hintergrund des Hofes enthielt mehrere Räume, und in der Fronte des Gemaches zur Rechten (4) war ein großer schattiger Platz aus Matten und Pfosten errichtet, welcher einen sehr angenehmen und kühlen Ruheplatz darbot. Eine Menge Kinder spielten umher, die munteren Tauben trieben überall ihr loses, ausgelassenes Spiel, die Ziegen meckerten, und so ungeordnet das Ganze aussah, so eigenthümlich und in seiner Weise behaglich erschien es; überall offenbarte sich ein Hang zur Bequemlichkeit und zum ruhigen Lebensgenuß.

Auch einige andere Häuser, die ich besuchte, waren, wenn auch sehr verschieden in der Tiefe des ganzen Gebäudes und in der Größe des Hofraums, doch im Allgemeinen nach demselben Grundsatz gebaut. Die Treppe, welche nach dem oberen Stockwerk oder vielmehr nach dem einzelnen geräumigen Terrassenzimmer führt, ist meistens im Hofraum angelegt und aus Stein und Lehm ziemlich unregelmäßig zusammengefügt; sie ist in der That nichts Anderes, als was durch ihren Namen in der Haussa-Sprache ausgedrückt wird: „abin-haua“, d. h. „ein Ding zum Steigen“. — In einigen Hofräumen liefen junge Strauße wie Haushühnchen umher. — An einem Hause, das mir besonders durch sein gutes und behagliches Aussehen auffiel, waren alle Zinnenknöpfe mit Straußeneiern verziert.

Der gegenwärtige Handel von Agades ist sehr unbedeutend. Charakteristisch ist, daß durchaus keine Art von Geld auf dem Markte Umlauf hat, weder Gold, noch Silber, noch Kurdi, d. h. Muscheln. Vielmehr wird der Preis der Dinge entweder in Waaren verschiedener Art, wie Kalliko, Shawls, Toben, oder in Negerkorn (Pennisetum typhoïdeum) bestimmt. Dies letztere ist in Wirklichkeit gegenwärtig der eigentliche Münzfuß des Marktverkehrs; indisches Korn dagegen (Holcus Sorghum) kommt fast nie auf den Markt. Senna (Cassia Senna) bildete in früheren Zeiten einen Ausfuhrartikel von einiger Bedeutung, aber der Preis, den diese Pflanze an der Küste

hat, ist jetzt so gesunken, daß es kaum die beträchtlichen Kosten der Fracht lohnt.

Für Unternehmungen eines wohlhabenden Kaufherrn ist daher Agades gegenwärtig in keiner Weise ein geeigneter Platz. Die Tauater sind noch jetzt, wie ihre Vorfahren vor 300 Jahren, die hauptsächlichsten Kaufleute in Agades, und sie scheinen für die eigenthümliche Art dieses Marktes ganz geschaffen. Denn da sie nicht eben bemittelte Großhändler, sondern durchaus Kleinhändler sind, so setzen sie sich mit ihrem bescheidenen Vorrath von Waaren ruhig nieder und suchen den möglichsten Gewinn daraus zu ziehen, daß sie Negerkorn zu Zeiten, wo es billig ist, d. h. wenn Kornkarawanen aus Damerghu ankommen, in möglichst großen Quantitäten aufkaufen, und wenn es wieder theuer geworden, ihren Vorrath in kleinen Quantitäten abzusetzen suchen. Beinahe alles Geld, womit sie handeln, gehört den Bewohnern von Ghadames, und ihr Gewinn erlaubt ihnen eben nur, sich gut zu nähren und zu kleiden, was sie allerdings sehr lieben. Sogar etwas einer Börse Aehnliches hatten die Tauater in dem Hause Idder's, eines Emgedesi, der in gewissem Sinne Tauater Agent und ein intelligenter Mann war. Doch war dieser Idder verschieden von dem Makler Idder, dessen Haus ich oben beschrieben habe.

Die Wichtigkeit, die Agades für Europa haben mag, besteht darin, daß es an der nächsten geraden Straße nach Ssokoto und jenem Theile des Sudan liegt, abgesehen davon, daß vielleicht mit der Zeit eine Verbindung mit dem mittleren sogenannten Niger wieder neu eröffnet werden kann. Ich glaube aber, daß es ein guter und gesunder Platz für einen europäischen Agenten sein würde, um von hier aus Verbindungen mit Central-Afrika anzuknüpfen. Die einheimischen Kaufleute scheinen nur die Märkte von Katsena, Tessaua, Maradi, Kano und Ssokoto zu besuchen; gehen aber nie nach den nördlichen Märkten von Rhat oder Mursuk, außer etwa auf einer Reise nach Mekka, und eben so wenig scheint jetzt irgend ein Verkehr mit Gogo oder Timbuktu zu bestehen.

Eine eigenthümliche Bedeutung haben die jährlich wiederkehrenden großen Karawanen der I-ti-ssan und Kel-gereß nach den Salzminen von Bilma. Gerade während meiner Anwesenheit in Agades hatte sich die Salzkarawane in der Nähe versammelt, um nach Bilma aufzubrechen. Mag auch die Angabe der Eingebornen, welche die Zahl der Kameele auf 10,000 schätzten, stark übertrieben sein, so war es

doch jedenfalls eine sehr große Karawane, und viele Einwohner gingen hinaus, um ihre kleinen Geschäfte mit den Leuten zu ordnen und von Freunden Abschied zu nehmen. In diesen Gegenden, wo der Einzelne nichts vermag, sondern Alle gemeinschaftlich handeln müssen, ist der Abgang der Salzkarawane eine jener charakteristischen Begebenheiten, welche das Jahr in bestimmte Abschnitte theilen. Diese alljährlichen, nur durch das Salz veranlaßten Wander- und Handelszüge haben in der That etwas Großartiges und verbreiten über die zwischen den bevorzugteren Oertlichkeiten liegenden Wüsteneien ein gewisses poetisches Leben.

Bei einer Wanderung durch die verschiedenen Marktplätze der Stadt fand ich auf dem Erarar-n-ssakan oder dem Kameelmarkt etwa 50 Kameele zum Verkauf ausgestellt, aber die meisten waren noch jung und die ausgewachseneren nur von mittelmäßiger Güte. Von jedem auf dem Markt verkauften Kameel erhält der „sserki-n-ka-ssua“, oder „Marktmeister“ eine kleine Abgabe. Vom Kameelmarkt wandte ich mich nach dem Gemüsemarkt — „ka-ssua-n-delelti“ —; dieser war indeß ziemlich dürftig. Nur Gurken und Moluchia (Corchorus olitorius) wurden in Menge feilgeboten. Den Fleischmarkt dagegen fand ich sehr reichlich versehen, was jedoch vielleicht darin seinen Grund hatte, daß wegen der Einsetzung des Sultans die Stadt mit Fremden angefüllt war.

Von da besuchte ich den Krammarkt Namens Katanga. Hier saßen in einer von Dumbaumstämmen getragenen Halle sechs oder sieben Frauen, die auf einer Art Lade verschiedene Kleinigkeiten feilboten, wie Armbänder, Halsbänder, Sandalen, kleine oblonge Blechbüchsen, welche zur Aufbewahrung von Talismanen benutzt werden, kupferne Tassen, Esel- und Kameelsättel u. s. w. Auch sah ich hier kleine Lederdosen von hübscher Form und mit zierlichen, durch Färbung ausgezeichneten Schnörkeln; sie sind von allen möglichen Größen, vom Durchschnitt eines bis zu 6 Zoll. Man benutzt sie, um Tabak, wohlriechende Sachen und dergleichen darin aufzubewahren; sie führen, als ein Gegenstand fremden Ursprungs, den arabischen Namen „botta“, woraus im Tema-schirht „telbutten“ abgewandelt ist.

Im Uebrigen ist die Industrie in Agades sehr unbedeutend und beschränkt sich im Wesentlichen auf Leder- und Feinschmiedearbeiten. Die Lederwaaren werden, mit Ausnahme der Schuhe und Sättel, fast ausschließlich von Frauen verfertigt, die in der That sehr niedlich arbeiten. Zu Zierrathen verwenden sie gern feines ägyptisches oder

vielmehr arabisches Schaafleder, „kurna“ genannt; namentlich ist dasjenige von grüner Farbe hier sehr begehrt. Sehr hübsche Vorrathsschläuche werden hier verfertigt, obwohl diejenigen, die ich von Timbuktu zurückbrachte, bei weitem schöner sind. Auch sah ich zierliche Matten, die aus einer zarten Art Gras gewebt und verschiedenartig gefärbt werden. Bei einem Schuhmacher, der zu meinem nicht geringen Erstaunen von freier berberischer Abkunft war, sah ich sehr niedliche Sandalen, welche er mit einem Gehülfen verfertigte; ein stattliches Paar, das eben fertig geworden war, brauchte den Vergleich mit den besten Fabrikaten von Kano nicht zu scheuen. Meine schön verzierten Ghadamser Schuhe waren diesen Schuhmachern ein Gegenstand großer Neugierde, und sie gestanden ihre Unfähigkeit ein, etwas Aehnliches verfertigen zu können.

Die Feinschmiedearbeiten in Agades sind höchst interessant, obgleich sie nach europäischen Begriffen zu sehr in die Augen stechen und roh sind; die Metallverzierungen sind denjenigen, mit welchen die Spanier im Binnenlande noch heute ihre langen Dolche schmücken, nicht unähnlich. Uebrigens ist überall bei den Tuareg der Schmied oder „enhad“ eine sehr angesehene Persönlichkeit, und die Zunft ist sehr zahlreich. Meistens vertritt der „enhad“ bei den kleinen Häuptlingen die Stelle eines ersten Ministers. In Timbuktu bezeichnen die Leute den Schmied mit dem Ehrentitel „Mallem“, und daneben ist die Frau „Mallema“ die regelmäßige Begleiterin der Frau des Häuptlings.

Auffallend schien es mir anfangs, daß die berittenen Krieger zuweilen nicht mit Speeren, sondern mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Später jedoch gewöhnte ich mich an diese berittenen Bogenschützen, als ich bemerkte, daß gerade die kriegerischsten Stämme der Fulbe, besonders die muthigen Streiter von Fogha, dieselbe Art der Bewaffnung haben. Die Pferde sind fast alle mit „käraurana“, d. h. Reihen kleiner Schellen, die am Kopfe befestigt werden, versehen. Diese verursachen ein starkes, ununterbrochenes Geräusch und machen mitunter glauben, daß eine große Anzahl Reiter im Anzuge sei, während es in Wirklichkeit nur wenige sind. Die Pferde waren im Allgemeinen von ziemlich hohem Wuchse, aber nicht gut gehalten; sie werden natürlich nur schlecht gefüttert, da Korn verhältnißmäßig theuer ist.

Die Stadtbewohner benahmen sich im Ganzen außerordentlich freundlich gegen mich, zumal wenn man in Betracht zieht, daß ich

der erste Christ war, welcher jemals die Stadt besuchte. Nur die Weiber und Kinder neckten mich zuweilen, wenn ich auf der Terrasse war, durch kleine Ausbrüche von Fanatismus. Zuerst, als sie mich wahrscheinlich für einen Heiden oder Polytheisten hielten, legten sie bei dem Rufe ihrer Glaubensformel den Hauptton auf das Wort „Allah“ — „der Eine Gott“ —. Nachmals, als sie erfahren hatten, daß auch ich nur Eine Gottheit anbete, betonten sie vorzugsweise den Namen des Propheten. Jedoch dies diente eher dazu, mich zu unterhalten, als zu kränken.

Nur einmal hatte ich ein etwas unangenehmes und gefährliches Abenteuer zu bestehen, wobei ich jedoch nicht ganz ohne eigene Schuld war. An einem mondhellen Abende nämlich vernahm ich, wie ein Geräusch von Gesang und Tanz und lebhafter Lustbarkeit aus geringer Entfernung nach unserem Hause herübertönte. Einer meiner Kel-owi-Begleiter, der ausgelassene Mohammed, sah, daß ich lebhaftes Interesse daran zeigte, und brachte mich aus Muthwillen in nicht geringe Verlegenheit. Er sagte mir nämlich, daß Hamma dort sei und den Wunsch ausgesprochen habe, ich möge hinkommen und ihre Lustbarkeit mit ansehen. Ich ließ mich nur zu leicht überreden, und nur mit einem Hirschfänger bewaffnet, ging ich ohne Begleitung an den Ort der Lustbarkeit. Es war etwa 10 Uhr Abends, der Mond schien glänzend und beleuchtete eine interessante Scene. Zuerst sah ich aus einiger Ferne zu, trat aber dann ganz nahe an die Gruppe heran. Es waren vier junge Männer, die einander gegenüberstanden und mit leidenschaftlichen kriegerischen Bewegungen sich rund im Kreise drehten, wobei sie mit dem linken Beine heftig auf den Boden stampften. Ein Ring umstehender Zuschauer begleitete die Bewegungen mit energischem Händeklatschen. Gern wäre ich länger geblieben; allein da ich sah, daß Hamma nicht da war und daß die anwesenden jungen Leute meistens zu dem verrufenen Stamme der Busaue gehörten, so hielt ich es für besser, mich so schnell als möglich zu entfernen. Ich hatte indeß nur eine geringe Strecke zurückgelegt, als die jungen Bursche, ihre Schwerter ziehend, mit dem Kriegsruf des Islam mir nachstürzten. Der kleine Vorsprung aber, den ich hatte, machte es mir doch möglich, unsere Wohnung zu erreichen, ehe ich genöthigt war, von meiner Waffe Gebrauch zu machen. Hier setzten meine Kel-owi-Freunde ihre Neckerei noch fort, warfen die Kette über die Thür des Hauses und ließen mich unter malitiösem Gelächter noch einige Zeit mit meinen Verfolgern draußen,

die jedoch keinen ernstlichen Angriff machten; sonst würde ich mit meiner kurzen Waffe gegen ihre langen Schwerter sehr im Nachtheil gewesen sein. Als meine Gefährten endlich die Thür öffneten, lud ich unwillig meine Pistolen und drohte, den Ersten, welcher mich belästigen würde, über den Haufen zu schießen.

Wenige Tage später besuchten mich Mohammed Boro's Söhne, und zwar in ihrem amtlichen Charakter als Adjutanten des Sultans. Wahrscheinlich mit Bezug auf dies nächtliche Abenteuer fragten sie mich, ob ich etwa über das Benehmen der Städter gegen mich zu klagen hätte. Allein ich war verständig genug, ihnen zu antworten, daß ich durchaus keine Ursache zu einer Beschwerde hätte.

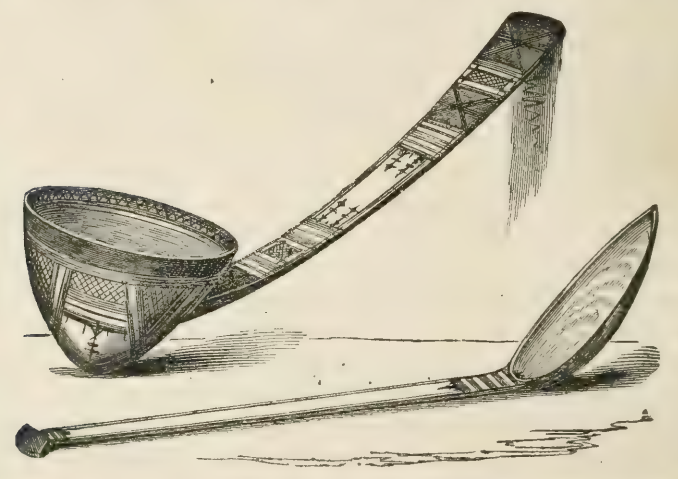
Die leichtfertigen Sitten der Frauen in Agades sind nicht eben zu rühmen. Eines Morgens kamen fünf oder sechs Mädchen oder Frauen in unser Haus, um mir einen Besuch abzustatten, und luden mich mit großer Naivetät ein, mit ihnen lustig zu sein, da die Abwesenheit des Sultans jede Zurückhaltung überflüssig mache. Zwei von ihnen waren ziemlich hübsch und gut gebaut, nicht zu dick, mit schwarzem, in Flechten herabhängendem Haar, lebhaften Augen, heller Gesichtsfarbe, wie sie viele Frauen in Agades haben, und angenehmen Zügen. Die stattlichste von ihnen war ganz in Weiß gekleidet. Sie gehen unverschleiert, ziehen aber gelegentlich, mehr aus Coquetterie als aus Schamhaftigkeit, ein Obergewand über den Kopf; die Brust ist stets vollkommen bedeckt.

Durch das leichtfertige Benehmen dieser Frauen ließ ich mich doch in meiner Vorsicht und Zurückhaltung nicht wankend machen. Könnte ein europäischer Reisender in diesen Ländern eine Gefährtin mit sich nehmen, so würde er dadurch in größerer Achtung bei den Eingebornen stehen, welche durchaus nicht begreifen können, wie ein Mann ohne weibliche Gesellschaft zu leben im Stande ist. Da dies aber nicht wohl möglich ist, so thut der um den Erfolg seines Unternehmens besorgte Reisende wohl, sich zurückhaltend gegen das andere Geschlecht zu benehmen, selbst wenn er sich dadurch mancherlei Spötteleien von Seiten der leichtsinnigeren Eingebornen aussetzen sollte.

Ein andermal nahm mich Hamma mit zu einer Emgedesischen Dame, mit der er offenbar in vertrauten Verhältnissen lebte. Sie war recht hübsch, eher unter mittlerer Größe, hatte eine helle Gesichtsfarbe und regelmäßige, angenehme Züge. Sie trug eine Menge Silberschmuck und war gut gekleidet in ein aus Baumwolle und Seide bestehendes volles Gewand. Sie war eigentlich verheirathet,

aber ihr Gatte war schon seit langer Zeit in Katsena, und sie schien während seiner Abwesenheit nicht eben nach dem Vorbild der Penelope zu leben. Sie hatte mehrere Kinder, von denen keines älter als fünf Jahre zu sein schien; diese waren alle nackt, trugen aber ebenfalls Schmuck von Perlen und Silber.

Zu den beliebtesten Speisen gehört die „fura" oder das Hirsenwasser. Bei dem Genuß dieses Trankes kauern die Leute rund um die Schüssel nieder, der große Trinklöffel — „ludde" — geht dann im Kreise herum, Jeder nimmt sich aus der Schüssel einen Löffel voll und giebt diesen dann seinem Nachbar. Der nachstehende Holzschnitt zeigt das Bild eines Trinklöffels sowohl wie eines gewöhnlichen Löffels, beide, obgleich recht hübsch verziert, von gewöhnlicher



Arbeit. Die „fura" ist nicht eben schmackhaft, aber angenehm kühlend, und der in diesem Getränk aufgelöste Käse macht es nahrhaft. Die Araber behaupten, daß der fast ausschließliche Genuß dieses Getränks aus rohem, ohne Feuer zubereitetem Korn die Menge Ungeziefer erzeuge, durch das die Kel-owi sich auszeichnen.

Nach einer Stelle Leo's erscheint Manna als ein bedeutender Bestandtheil der täglichen Kost der Bewohner von Agades. Ich habe nicht bemerkt, daß Manna als Nahrungsmittel gebraucht oder in der Nachbarschaft der Stadt gesammelt wird, habe aber versäumt, an Ort und Stelle über diesen Punkt nachzufragen.

Um das Bild der hiesigen Sitten zu vervollständigen, muß ich noch von einigen kleinen Spaziergängen berichten, die ich in Beglei-

tung Hamma's und einiger anderer Kel-owi in die Umgegend der Stadt machte. Die Veranlassung zu diesen kleinen Exkursionen lag darin, daß es in den Häusern von Agades an einer gewissen Bequemlichkeit fehlt, an welche wir im Norden von Europa gewöhnt sind. Vielmehr besteht hier, wie in vielen Städten Italiens, die Sitte des „dapertutto", welche Goethe so sehr in Erstaunen setzte, als er im Beginn seiner italienischen Reise nach Torbole am Gardasee kam. Dies wird durch die Menge zerstörter Häuser erleichtert, die sich in jedem Theile der Stadt finden. Der freie nomadische Bewohner der Wildniß aber liebt diese Gewohnheit nicht und zieht es daher vor, sich gelegentlich in die Wildniß außerhalb der Stadt zurückzuziehen. Durch die Unsicherheit des Landes aber und die fortwährenden Fehden ist er genöthigt, selbst solche Geschäfte in Gesellschaft zu verrichten. Wenn nun die versammelte Truppe bei einem weit kenntlichen Baume angekommen ist, werden die Speere mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt und die Gesellschaft zerstreut sich hinter den Büschen. Dann versammelt man sich wieder unter dem Baume und kehrt in feierlicher Prozession nach der Stadt zurück. Diese kleinen Exkursionen hatten für mich den Nutzen, daß ich auf diese Weise die flachen Einsenkungen kennen lernte, welche Agades umgeben und nicht ohne Wichtigkeit für die Stadt sind; denn sie gewähren den Stadtbewohnern sehr gutes Wasser und den Lastthieren der Karawanen, welche den Markt besuchen, reichliches Futter.

Hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse scheint die Lage der Stadt sehr günstig, da auf dieser Hochebene die Winde von allen Seiten Zugang haben. Die Wasserpfuhle in der Stadt sind zu klein, als daß sie auf die Atmosphäre Einfluß haben könnten. Zwar herrschten während meiner Anwesenheit in der Stadt die Blattern, eine in Central-Afrika sehr häufige und schwere Krankheit, gegen welche sich mehrere heidnische Stämme durch Einimpfung zu schützen wissen, während die Moslemin sich von dieser Operation durch das religiöse Vorurtheil der Prädestination zurückhalten lassen. Damals starben in Agades täglich zwei bis drei Leute an dieser Krankheit, allein dies war nur vorübergehend, und man muß wohl bedenken, daß gerade das Ende der Regenzeit überall in den Tropengegenden die ungesundeste Jahreszeit ist. Besonders scheint die Stadt ganz frei von Augenkrankheiten zu sein, die sonst so allgemein herrschend sind.

Ich kann hinsichtlich des Privatlebens in Agades nicht weiter

in's Einzelne eingehen. Obgleich die Sittlichkeit nicht tadelfrei ist, so finden sich doch viele auffallende Züge eines behaglichen Lebensgenusses und glücklichen Daseins. Fast keine Spur von Elend zeigte sich, wie man es in gesunkenen Städten so oft findet. Besonders vortheilhaft ist der Eindruck im Vergleich zu dem dumpfen, sklavenartigen und widerlichen Dasein in den meisten Städten Fesans. Obgleich der Stadt ihre gesündesten Lebenswurzeln abgeschnitten sind, so besitzt sie doch unzweifelhaft noch manchen frischen Keim nationalen Lebens.

Endlich mußten wir an die Abreise denken. Hamma hatte mir versprochen, auf unserem Rückwege nach Tin-telluft die östlichere Straße über das große Dorf Afa-ssas einzuschlagen. Allein wir hatten uns in Agades viel länger aufgehalten, als ursprünglich beabsichtigt war. Hamma hatte den Auftrag, Lebensmittel für die Salzkarawane der Kel-owi einzukaufen; aber er konnte seine Geschäfte erst am 29. Oktober beendigen und fürchtete nun, er möchte zu spät nach Tin-telluft zurückkommen. Er beschloß deshalb, auf dem geraden Wege, den wir hierher eingeschlagen hatten, wieder zurückzureisen.

Am 30. Oktober verließen wir Agades und kamen am 5. November in Tin-telluft an. Obgleich wir ganz unserer alten Straße folgten, so boten doch die Berge und Erhebungen, die wir jetzt von der anderen Seite sahen, noch immer eine reiche Abwechselung der Scenerie. Außerdem wählten wir unsere Lagerplätze an ganz anderen Stellen, und ich hatte somit vielfache Gelegenheit, meine frühere Aufnahme dieser Gegenden zu berichtigen und zu vervollständigen.

Auch erlebten wir einzelne kleine Reiseabenteuer. Als wir im Thal Budde sorglos dahinzogen, rief uns plötzlich Hamma mit gellendem Ruf zu den Waffen. Ein Trupp von fünf Löwen näherte sich uns auf der östlichen Seite, wo das Land glücklicherweise ganz offen und nur von niedrigen Felsaufsprüngen durchzogen war. Wir griffen schnell zu den Waffen und gingen den Löwen entgegen; aber sobald diese uns herankommen sahen, kehrten sie den Rücken und sprangen über das felsige Terrain ihrem Zufluchtsort in den Bergen wieder zu. Der Löwe von Air, der überhaupt nicht sehr grimmig zu sein scheint, hat keine oder nur eine sehr kurze Mähne; wenigstens behaupten dies die Eingebornen mit Bestimmtheit. Ich selbst habe weder hier, noch später am Niger das Fell eines Löwen zu Gesicht bekommen können.

Im Thale Tiggeda, das wir auf unserer Hinreise vollkommen

einsam gefunden hatten, das aber jetzt durch eine Karawane der Kel-owi und durch weidende Rinder- und Ziegenheerden belebt war, wurden wir durch die Nachricht erschreckt, daß der alte Häuptling Annur nicht allein mit meinen Gefährten, sondern mit der ganzen Karawane schon von Tin-telluſt nach dem Sudan aufgebrochen sei. Allein Hamma schenkte dieser Nachricht keinen Glauben; er war sich seiner eigenen Bedeutung zu wohl bewußt und hielt es für unmöglich, daß sein Schwiegervater vor seiner Ankunft das Land verlassen haben könnte.

Am Morgen des 5. November war es so kalt, daß wir deshalb erst spät aufbrachen. Nach einem 11½stündigen Marsch erreichten wir den Sandhügel Tin-telluſt gegenüber, wo unser Lager so viele Tage gestanden hatte; allein die Residenz Annur's war in die tiefste Ruhe versenkt, der Häuptling selbst und die Höflinge, Schmiede und alle großen Männer und Frauen waren abgezogen. Hamma schlich sich hinein, um zu sehen, ob Niemand zurückgeblieben sei. Unterdessen kochten wir unseren Reis und richteten uns für das Nachtlager ein, aber an Ruhe und Rast war nicht zu denken. Als Hamma zurückkam, rief er uns zum sofortigen Aufbruch. Obgleich ein nächtlicher Marsch nach einer starken Tagereise schrecklich genug ist, so erfüllte mich doch der begeisterte Wunsch südwärts vorzudringen, und aus vollem Herzen stimmte ich in den Ausruf ein: „se fatautschi se Kano", „keine Rast vor Kano!"

## Siebentes Kapitel.

### Von Tin-telluſt bis Taghelel.

Um 10 Uhr Abends ſetzten wir unſeren Marſch von Tin-telluſt fort und zogen im breiten Thale dahin, bald aber begann ich die Qual der übergroßen Ermüdung zu empfinden. Um nicht in meiner Schläfrigkeit vom Kameel zu fallen, mußte ich mich einen großen Theil der Nacht zu Fuße fortſchleppen, was bei dem rauhen und an vielen Stellen dicht mit hohem Gras überwachſenen Boden der Thalſohle nicht eben angenehm war. Etwa um 4 Uhr Morgens erreichten wir die große, mit dem Thale von Tin-telluſt in engem Zuſammenhang ſtehende Thalebene Tin-teggana. Wir ſtolperten über dichte Bu-retkeba-Knollen und andere Kräuterarten, bis der Tag mit ziemlich kalter Luft anbrach. Vor unſeren von Schläfrigkeit umnebelten Blicken lag jetzt das Lager der Karawane. Der alte Häuptling Annur war ſchon munter und empfing mich mit großem Wohlwollen, freundlicher ſelbſt als meine beiden europäiſchen Kollegen, welche nicht ganz ohne Eiferſucht über den Erfolg meiner Reiſe nach Agades waren.

Wir hofften jetzt ohne weiteren Aufenthalt nach Süden aufbrechen zu können; allein um Mittag kam Annur zu uns und erklärte, daß er ſelbſt jetzt nicht im Stande ſei, mit uns weiter zu ziehen, ſondern die Rückkehr der Salzkarawane von Bilma abwarten müſſe; jedoch bräche ſein oberſter Sklave, Singhina, morgen nach dem Süden auf; wenn wir wollten, könnten wir mit dieſem gehen. Er erwartete offenbar, daß wir dies nicht wagen würden; als ich gleichwohl darauf beſtand, erklärte er ſowohl als Singhina, es ſei zu gefährlich. Unter dieſen Umſtänden mußten wir uns, wenn auch ungern, zu längerem Warten bequemen. Immerhin ſchickten wir unſer ganzes Gepäck mit Singhina voraus und durften nun wenigſtens hoffen, ſpäter in größerer Ruhe reiſen zu können, da wir nicht mehr durch die Sorge um unſere Habe beunruhigt wurden; denn wie geringfügig auch dieſe

allmählich geworden war, so erregte sie doch immer noch die Habgier der Leute, die keine Ahnung hatten, wie man in ihren Augen völlig werthlose Sachen mit solchen Kosten mit sich herumschleppen könne, und deshalb nicht aufhörten, verborgene Schätze zu vermuthen.

Das Thal Tin-teggana, wo wir uns also für längere Zeit aufhalten sollten, ist etwa drei Meilen breit. Gegen Osten wird es von einer niedrigen Kette begrenzt, über welche sich der kleine Kegel Adode zu größerer Höhe erhebt. Gegen Westen wird es durch den Bundai und einige kleinere Bergmassen abgeschlossen und gegen Süden durch ein ansteigendes Terrain, das von isolirten Kegeln überragt wird; nordwärts aber hat man einen offenen Blick über das breite flache Thal bis an die große Bergmasse, welche das Thal von Tin-telluft an der Nordseite abschließt. Diese Landschaft bildet den Kern der Besitzungen des alten Häuptlings; seine Kameele weiden hier das ganze Jahr hindurch und er selbst kommt regelmäßig um diese Jahreszeit zur Saison hierher, um die Landluft zu genießen, während die Natur in ihrer Jugendkraft Blüthen treibt und so lange das Wetter kühl ist.

Da wir nun hier auf längere Zeit ein Standlager beziehen sollten, so war unser alter Freund darauf bedacht, einen recht angenehmen Platz auszuwählen. Am 9. November siedelten wir daher nach dem Seitenthal Ofayet über; dies ist ein kleiner lieblicher Arm des ausgedehnten Thales Tin-teggana; er zieht sich von den westlichen Felshöhen aus einem Passe herab, welcher durch den Bundai mit einem niedrigeren Berge im Süden gebildet wird. Die grüne, das zeitweilige Strombett umgebende Einsenkung war dicht mit Mimosen angefüllt, und hohes Bu-rekkeba-Gras und die „Alluot“ genannte blaue Cucifere bedeckten den Boden. Das Ganze bildete ein behagliches Dickicht. Erst allmählich wurde es lichter, indem täglich ungeheure Aeste, ja selbst ganze Bäume niedergeschlagen wurden, um die Feuerstätten während der Nacht zu unterhalten; denn es war jetzt nicht nur kühl, sondern mitunter außerordentlich kalt, und am Abend pflegten wir uns vor unseren Zelten rings um ein ungeheures Feuer auszustrecken. Auch die hohen Gräser verschwanden allmählich, da sie nicht nur von den Kameelen abgeweidet wurden, sondern auch zum Bau kleiner konischer und viereckiger Hütten dienten, aus denen nach und nach an dieser wilden Stätte ein kleines Dorf entstand. Die Kuppe Adode bildet, wie die nachfolgende Ansicht zeigt, den Hintergrund des Thales.

Ich beschloß, die unfreiwillige Mußezeit, die sich bis zum 12.



Dezember ausdehnte, möglichst gut zu benutzen und einen ausführlichen Bericht über die Nachrichten, welche ich in Agades gesammelt hatte, auszuarbeiten. Ich hoffte dadurch das Interesse des wissenschaftlichen Publikums für unsere Unternehmung zu beleben und die englische Regierung zur Gewährung neuer Mittel, die unumgänglich nöthig waren, zu bewegen. Schon am 14. November hatte ich Gelegenheit, den ersten Abschnitt meines Berichtes durch den Ghadamser Kaufmann Abubekr el Wachschi abzusenden. Dieser Mann war nach Tin-teggana gekommen, um sich über eine Räuberei zu beklagen, die an einem Theil seiner Waaren in Tessaua verübt worden war. Nach Beendigung meines Berichtes über Agades fing ich an, in umfassenderer Weise die in jener Stadt geredete Sprache zu studiren. Ich bediente mich dabei hauptsächlich der Hülfe eines gewissen Summusuk, der des eigenthümlichen Idioms von Agades vollkommen mächtig war und deshalb von Annur als Dolmetscher benutzt wurde. Zugleich aber war er ein abgefeimter Schurke und während unserer Anwesenheit in Agades war Hamma mehrfach von ihm bestohlen und betrogen worden. Für meine Zwecke jedoch war er mir nützlich und ich habe im Verfolg meiner Reisen und Forschungen kein Beispiel gefunden, wo er mich falsch berichtet hätte. Mit seiner Unterstützung brachte ich bis zum 8. Dezember ein ziemlich reichhaltiges Wörterverzeichniß der Emgedesi-Sprache zu Stande.

Auf solche Weise ward die Zeit unseres Aufenthalts angenehm und nützlich ausgefüllt. Nur das Benehmen unserer Diener verursachte uns manche Belästigung. Unser tunesischer Freigelassener Mohammed ward durch seine Frechheit vollkommen unerträglich, und ich würde ihn auf der Stelle zurückgeschickt haben, wenn sich eine passende Gelegenheit gefunden hätte. Auch unser Diener Ibrahim war zwar etwas verständiger, aber doch keineswegs zuverlässig; dies war um so mehr zu bedauern, da er früher große Reisen im Sudan gemacht hatte und uns also von unberechenbarem Nutzen hätte sein können. Der brauchbarste unter meinen Dienern war Mohammed el Gatroni (Einwohner von Gatron im südlichen Fesan), der trotz seiner Jugend schon weit umhergekommen war; er war bereits Familienvater, hatte ein starkes Ehrgefühl und war durchaus redlich. Mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung im J. 1851, wo ich ihn mit des verstorbenen Richardson Papieren und Sachen nach Mursuk sandte, ist er stets mein Diener geblieben, bis ich im Sommer 1855 nach Fesan zurückkehrte.

Während unseres Aufenthaltes im Thale Ofayet, am 20. November, kam die Nachricht, ein Raubzug der E-fade (Bewohner des Gau Fade-angh) habe plötzlich Tin-tarh-ode überfallen und zwei große Heerden Kameele und alles bewegliche Eigenthum mit fortgenommen, nachdem die Bewohner des Orts, welche nicht mit der Salzkarawane oder nach dem Sudan gegangen seien, sich in die Berge geflüchtet. Die E-fade hatten sich wahrscheinlich für die Verluste entschädigen wollen, welche sie durch den Heereszug des Sultans von Agades erlitten hatten, der ausgezogen war, um sie wegen ihrer Freibeuterei zu bestrafen. Sie wußten wohl, daß auch jetzt die Strafe sie bald erreichen würde, wenn sie blieben, wo sie waren; sie hatten deshalb ihr geringes Besitzthum, so wie den Raub, den sie den Anisslimen in Tin-tarh-ode abgenommen, zusammengerafft und waren sammt ihren Familien aus ihrer Heimath Fade-angh fortgezogen. Sie hatten sich zu ihren Freunden, den Hadanara, dem früher erwähnten räuberischen Stamm der Asgar, begeben und konnten von hier aus den Kel-owi großen Schaden zufügen und ihre Verbindung mit Rhat abschneiden. Die Gefahr, die bei einem so unruhigen Zustande dem Lande drohte, war um so größer, als Annur eben im Begriffe stand, nach dem Sudan abzureisen. Unter diesen bedrohlichen Umständen machte sich der alte Häuptling, begleitet von Hamma und sieben anderen treuen Gefährten, sogleich am 21. November nach dem

Bergdorfe Tin-teyyat auf, um dort den greisen Mallem Asori — — „den Weisen Airs“ — um Rath zu fragen. Schon aus eigenem Antriebe hatte dieser Alte der Berge, sobald er von diesen Umständen Nachricht erhalten, den E-fade Leute nachgesandt, um sie zu überreden, die geraubten Kameele wieder auszuliefern und selbst wieder in ihren heimathlichen Gau zurückzukehren.

Schon am Abend des 23. November kam Annur von seiner wichtigen Berathung zurück und machte uns am folgenden Morgen einige Mittheilungen über den „Löwen von Tin-teyyat“ oder den Mallem Asori. Dieser, sagte er, habe den höchsten Grad aller Weisheit und Gelehrsamkeit erlangt, so daß er alle göttlichen und menschlichen Dinge umfasse, ohne je das Land Air verlassen zu haben; er sei nun fast blind, nur mit Einem Auge könne er ein wenig sehen; sein Vater sei auch ein großer Weiser gewesen. Früher, erzählte Annur weiter, habe sich das Land der weisen Rathschläge eines anderen großen Mallem Namens Hami, aus Tin-tarh-ode gebürtig, erfreut; zu seiner Zeit wären seine Mitbürger, die Anisslimen, den Pfad der Gerechtigkeit gewandelt, erst nach seinem Tode hätten sie das Gesetz mit Füßen getreten und alle Gottesfurcht von sich geworfen; das gehe so weit, daß fast alle Unruhen, in welche das Land gestürzt werde, ihrem Anstiften und ihren Intriguen zuzuschreiben seien. Nun erging sich Annur in seinem Lieblingsthema und wurde ganz beredt in den Aeußerungen seines Aergers und Zornes gegen die heiligen Leute, die seine Autorität nicht anerkannten.

Am 28. November kam Hamma von einer, wie es schien, nicht ganz erfolgreichen Sendung zu den E-fade zurück, und am 30. begab sich der alte Annur wieder zu einer „geheimen Rathssitzung“ mit Mallem Asori und dem Sultan Astafidet. Diese Zusammenkunft der drei Gewaltigen Airs fand in einer einsamen Schlucht halben Weges zwischen Tin-teggana und A-ssodi, statt. Am 1. Dezember kam Annur von da zurück, und schon am nächsten Morgen sahen wir den rüstigen Alten im Galopp durch das Lager reiten. Dies war die erste Gelegenheit, wo wir unseren Freund zu Pferde sahen; obwohl 76 Jahre alt, saß er doch sehr gut und gerade im Sattel.

Ausgesöhnt mit unserem, ihm im Anfang höchst anstößigen, Charakter stand der alte Mann jetzt mit uns auf dem freundschaftlichsten Fuße, und statt argwöhnisch darüber zu sein, daß „wir sein Land niederschrieben“, suchte er vielmehr jede irrthümliche Ansicht, die wir in Betreff desselben haben konnten, zu berichtigen. Mit außerordent-

lichem Vergnügen betrachtete er meine Skizze der Straße von Tintelluſt nach Agades. Er fand eine ſtolze Genugthuung darin, daß ein Fremder aus ſo weiter Ferne den eigenthümlichen Reiz der Berge und Schluchten ſeiner Heimath zu ſchätzen wiſſe. Auch an unſerer Lebensart und unſerem Betragen fand er jetzt Gefallen, und eines Tages ging er ſo weit, offen zu erklären, er fürchte, unſere Religion möchte beſſer ſein, als ſeine eigene. Im Allgemeinen jedoch liebte er es nicht, über religiöſe Gegenſtände zu ſprechen, obwohl er, ſo viel wir bemerken konnten, die von ſeinem Glauben vorgeſchriebenen Gebete ſtreng beobachtete.

Overweg ſtreifte während dieſer Zeit vielfach in der Umgegend umher, und er würde, wenn es ihm beſchieden geweſen wäre, die Heimath wiederzuſehen, bei ſeinem gewandten geologiſchen Blick viel zur richtigeren Kenntniß dieſer Gegenden beigetragen haben. So fand er auf der öſtlichen Seite des Thales, unweit des Adobe, kleine Baſaltkuppen, und man ſollte meinen, daß jene größere Kuppe ſelbſt aus dem nämlichen Geſtein beſtände.

Am 5. Dezember traf endlich der erſte Trupp der Salzkarawane von Bilma ein, und damit eröffnete ſich die Ausſicht auf einen baldigen Aufbruch. Das Verhältniß Aſſbens zu den Salzlagern von Bilma iſt ſo wichtig, daß wir ſehr gewünſcht hätten, dieſen merkwürdigen Punkt ſelbſt zu beſuchen. Overweg hatte, ſobald wir von unſerem längeren hieſigen Aufenthalt überzeugt waren, es mit lobenswerthem Eifer durchzuſetzen geſucht, daß ihm erlaubt werde, die Salzleute dahin begleiten zu dürfen. Allein mit Rückſicht auf unſer enges Verhältniß zu den Türken mochte Annur ein ſolches Unternehmen wohl mit einigem Argwohn betrachten, und die Sache hatte deshalb unterbleiben müſſen.

Wie der Monat nun ſo langſam verſtrich, wurden allmählich die Vorbereitungen zum Aufbruch der ganzen Geſellſchaft getroffen. Vorerſt aber, da der bisherige Brunnen auszutrocknen anfing, war es nothwendig, für Waſſervorrath zu ſorgen, nicht allein für das augenblickliche Bedürfniß der zahlreichen Salzkarawane, ſondern auch für den Gebrauch derjenigen, welche während der Abweſenheit des Häuptlings im Lande zurückblieben. Natürlich iſt in Gegenden wie dieſe das Waſſer ſtets eine der erſten Fragen des Lebens. So verließ denn am 7. Dezember der alte Häuptling mit allen ſeinen Leuten in feierlicher Prozeſſion unſer Lager, um einen neuen Brunnen zu graben. Sie ſuchten mit Hülfe eines Speeres nach dem günſtigſten

Fleck und begannen dann unmittelbar ihre Arbeit am Eingang eines Seitenarmes, der auf der Ostseite in das Hauptthal einmündet. Da sie einen genügenden Wasservorrath fanden, dämmten sie dann den Brunnen mit Aesten und Steinen ein, so daß er sich bis zur nächsten Regenzeit halten konnte. Wenige Unternehmungen in diesen Ländern sind in der That auf längere Dauer als die eines Jahres berechnet. Jede Regenzeit beginnt eine neue Schöpfung, wie in der Natur, so auch im Leben des Menschen.

Am 12. Dezember traten wir endlich unsere Weiterreise an. Die Gegend war mir so heimisch geworden, daß ich, ehe ich sie verließ, noch einen letzten Blick auf das Thal von Tin-telluſt zu werfen wünschte. Ich bestieg daher eine der Vorhöhen des Bundai und genoß von hier eine umfassende Aussicht über das ganze Thal bis zu der imposanten Bergmasse, welche im Norden die Landschaft so malerisch abschließt. Das Thal lag ruhig und still in der klaren, sanften Beleuchtung eines schönen Wintermorgens. Kein Luftzug bewegte das Laub der Bäume, kein lebendes Wesen war zu sehen; nur aus der Ferne vernahm ich das Schreien der Kameele, die im Begriff waren, die Behausungen und die Habe ihrer wandernden Besitzer in andere Gegenden zu tragen und diese Landschaft für eine Weile der Stille und Verlassenheit zu übergeben.

Spät am Morgen setzten wir uns in Bewegung, aber nur langsam und mit wiederholtem Aufenthalt. Endlich ward der Zug belebt durch die Ankunft des alten Häuptlings. Rüstig schritt er vor seinem Kameel einher, das er am Nasenzaum führte, und die verschiedenen Gruppen des langen, bunt zusammengesetzten Zuges fingen nun an, sich stetiger fortzubewegen. Es war ein ganzer Volksstamm in Bewegung, die Männer zu Fuß oder zu Kameel, die Frauen auf Rindern oder Eseln, mit allem Hausbedarf, ja selbst das ganze Gerüst der leichten Wohnungen mit eingeschlossen, Matten und Stangen, Töpfe und Mörser, Schüsseln und Trinkschalen — Alles in buntem Gewirre zu Seiten der Lastthiere umherhängend. Eine Rinderheerde, so wie eine Heerde milchgebender Ziegen und eine Menge junger Kameele liefen neben dem Zuge her; die letzteren brachen in ihrer spielenden, unsteten Weise oft störend durch die Reihen der aneinander gebundenen Lastkameele. Das Ganze war ein anregendes Bild von Leben und Rüstigkeit.

So wie nun in diesem besonderen Zuge mehr das Häusliche des Wanderlebens zu Tage trat, so trug der Gesammtcharakter des ver-

einigten Airi mehr das Gepräge des Handels- und Völkerlebens. Ich bediene mich absichtlich des Ausdruckes Airi. „Airi" oder „Air" ist der einheimische, ich möchte sagen, offizielle Name der Salzkarawane. Festlich und imposant war besonders alle Morgen der Aufbruch der vereinigten Karawane. Alle Trommeln wurden gerührt und ein wilder enthusiastischer Ruf hallte vom ganzen Lager wider; dann rückte in kriegerischer Ordnung ein Zug nach dem andern heran, von seinem jedesmaligen Madogu, d. h. dem erfahrensten und zuverlässigsten unter den Dienern und Anhängern jedes Häuptlings, angeführt. So ging es dann in ruhigen, langen Zügen durch Thäler und über Hochflächen. Am Abend aber gab es Spiel und Tanz („urgi" oder „eddil" und „adellul") in der ganzen Ausdehnung aller Abtheilungen des großen Lagers. Die Trommler wetteiferten mit einander, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen; einige trommelten wirklich mit vielem Geschick und erregten allgemeinen Enthusiasmus unter den Tanzenden. Die vielen lebhaften und munteren Scenen in einer weiten, von wilden Felsmassen unterbrochenen Landschaft, von großen Feuern beleuchtet, gewährten ein heiteres, eigenthümlich malerisches Bild eines regen Volkslebens, worüber der Reisende die schwachen Seiten, welche dieses Wüstenleben sonst haben mag, leicht vergessen konnte.

Auch ihm, dem Reisenden, fällt es auf, daß diese ganze große Bewegung eines wandernden Volksstammes durch einen einzigen Handelsgegenstand veranlaßt wird. An den nacktesten, unfruchtbarsten Stätten der Wüste, im Gebiet der Tebu bei Bilma, hat die schöpferische Natur jene reichen Salzlager ausgebreitet, während sie weiten Landschaften des fruchtbaren Innern dieses den Menschen zum nothwendigen Bedürfniß gewordene Mineral gänzlich versagt hat. Aber weder die Tebu noch die Haussaua, weder die Producirenden noch die Consumirenden sind es, die diesen großen Verkehr vermitteln; ein Dritter tritt hier in's Mittel, und während er die Bedürfnisse der Letzteren befriedigt, schafft er sich selbst seine Existenz. Es ist dies der Bewohner der zwischen Nord und Süd gelagerten ungastlichen Zonen. Aus weiter Ferne zieht er zu den Salzlagern, beladet seine Hunderte und Tausende von Thieren und zieht in monatelangem Marsch den fruchtbaren Ländern zu, deren Bewohner ihm gern mit ihrem Korn und den Erzeugnissen ihrer Industrie sein Salz abkaufen. So tief begründet in den Gesetzen der Natur liegt das Prinzip des Völkerverkehrs, des Austausches gegenseitiger Bedürfnisse.

Das Salz wird in Bilma in flüssigem Zustande gefunden und nun in Holzformen gegossen, wodurch es die Gestalt eines Säulenfußes oder Hutes erhält. Ein solcher Salzcylinder heißt „kantu", und zehn von diesen machen eine starke Kameellast aus. Einem „kantu" entsprechen fünf der kleineren Kuchen, welche „asserim" genannt werden, und auf jeden „asserim" gehen wiederum vier der kleinsten Kuchen, welche „fotu" heißen. Ein „kantu" enthält also 20 „fotu". Diese Salzbrode werden in Säcke verpackt, die aus den Blättern der Dumpalme gemacht werden und „takrufa" heißen. Der Preis, der in Bilma bezahlt wird, beträgt zwei Sekka Negerkorn für drei Kantu Salz. Außerdem giebt es noch ein feineres Salz, das wie loses Pulver fortgeschafft wird, und dieses ist für Europäer das einzige genießbare; denn das gewöhnliche Salz von Bilma ist sehr bitter und verdirbt nach dem Geschmack des Fremden alle Gerichte. Das feinere Salz ist dreimal so theuer als das gewöhnliche.

Während des Marsches bemühte ich mich fortwährend, annähernd die Größe der Salzkarawane zu schätzen, um danach die Bedeutung dieses großen nationalen Handelsverkehrs ermessen zu können. Dies hatte jedoch seine Schwierigkeiten, weil der gesammte Airi aus vielen einzelnen Abtheilungen besteht, die den verschiedenen Häuptlingen oder Stammgenossenschaften angehören. Nach der Versicherung eines der angesehensten Diener Annur's waren im Zuge mehr als 30 Abtheilungen vorhanden; ich konnte sie jedoch nicht alle ermitteln. Im Ganzen werden wir nicht weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn wir die Gesammtzahl der diesjährigen Salzkarawane der Kel-owi auf 3500 Kameellasten anschlagen, wobei natürlich die jungen, ohne Last nebenher laufenden Thiere nicht mitgerechnet sind. Der Gesammtwerth des geladenen Salzes dürfte sich auf etwa 150 Millionen Kurdi (Muscheln) oder 60,000 spanische Thaler belaufen. Von dieser Gesammtmasse gingen etwa 1000 Lasten nach Sinder; auf Tessaua und die Märkte dieser ganzen Landschaft bis Gober können wir etwa 200 Kameellasten rechnen; der Rest ging nach Kano, dem bedeutendsten Mittelpunkt des Handels im eigentlichen Mittel-Sudan. So wird auf diesem Wege ein Ländergebiet von etwa 40 deutschen Meilen in's Gevierte mit seinem Salzbedarf versorgt. Der östliche Theil von Bornu erhält sein Salz direkt von Bilma, und in das Gebiet des Niger kommt nur sehr wenig von diesem Salz. Da giebt es andere Quellen und andere Handelswege. Bei solcher Schätzung darf man jedoch nicht vergessen, daß das Land Assben seit längerer

Zeit in unruhigem Zustande gewesen war, und daß demnach die Karawane zu anderen ruhigeren Zeiten zahlreicher sein mag, obgleich natürlich auch Umstände eintreten, wo sie viel geringer ist oder gar ganz ausbleibt, wie ich das selbst in der Folge erlebte. Wie klein aber auch immer jene Werthsumme der ganzen jährlichen Salzeinfuhr im Vergleich mit europäischen Verhältnissen erscheinen mag, so bedeutend ist sie im Völkerleben des inneren Afrika.

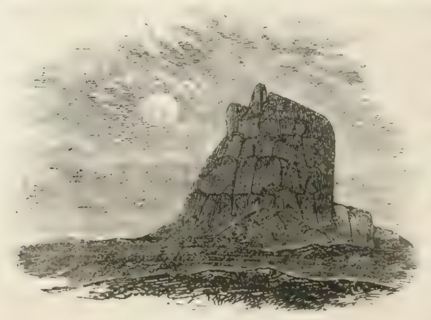
Annur's Abtheilung mochte ursprünglich etwa 300 Kameele betragen; von ihnen blieben aber theils viele Ladungen in Tessaua, theils gingen sie nach Sinder. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Charakter und Bedeutung der Salzkarawane nehme ich den Bericht unseres Marsches wieder auf.

In den südöstlichen Landschaften Airs, durch welche wir unseren Weg nach Süden verfolgten, scheinen Wüstenei und Fruchtboden wunderbar mit einander zu kämpfen. Bald erfüllte uns der Anblick der uns umgebenden Natur mit der Hoffnung, daß wir die fruchtbare Zone schon erreicht hätten; zu anderen Zeiten wieder hatte die Landschaft einen überaus wüsten Charakter. Als wir am 12. Dezember aufbrachen, zogen wir zuerst über rauhen und felsigen Boden. Eine Strecke weit war die breite Thalebene, wie die von Ta-rhist auf der Straße nach Agades, mit großen losen Basaltstücken bestreut. Mehrere hohe, stark markirte Kegel charakterisiren diese eigenthümliche vulkanische Gegend. Zur Rechten ließen wir die Kuppe Ebarrasa und lagerten kurz vor Mittag am nordöstlichen Fuße des ausgezeichneten zuckerhutähnlichen Bergkegels Teleschera. Von der Höhe dieses Berges versprach ich mir eine weite Aussicht über die östliche Seite der malerischen Bergmasse des Eghellal und überhaupt über das ganze Land. Ich machte mich daher sogleich auf, um den Gipfel zu ersteigen, aber nur mit großer Anstrengung konnte ich mein Ziel erreichen. Nachdem ich die aus Sandstein bestehenden Vorhügel erstiegen, fand ich die Flanken des Kegels selbst höchst abschüssig und mit losem Gestein bedeckt, das mir beständig unter den Füßen wegrollte. Der höchste Gipfel besteht aus perpendikulären Trachytsäulen von etwa 2½ Fuß Durchmesser, die von größter Regelmäßigkeit sind, als wären sie von Menschenhänden gearbeitet, einige bis zu 100 Fuß hoch, andere in größerer oder geringerer Erhebung abgebrochen. Ich klomm an diesen hinan und erreichte ganz erschöpft die Spitze des Kegels, die mindestens eine Höhe von 1500 Fuß über der Thalsohle hat. Aber die Aussicht war leider durch die unreine, trübe Atmosphäre sehr beschränkt.

Das Herabsteigen war fast noch beschwerlicher als das Hinaufklimmen, und auf's Aeußerste erschöpft kam ich in meinem Zelte wieder an. Schon damals war ich durch die Wirkung des Klima's und der schlechten Kost bedeutend geschwächt, und auf dieser ganzen Reise bin ich nie wieder im Stande gewesen, auch nur eine mittlere Berghöhe zu ersteigen.

Am 13. Dezember setzten wir unseren Weg durch die Berggegend, im Ganzen ansteigend, fort. Kurz vor Sonnenaufgang hatten wir nur 5° C. Wärme, wie denn überhaupt die Temperatur in diesen Tagen sehr niedrig war. Unser Weg führte bald über steiniges Terrain, bald zogen wir im Grunde des Thales Tanegat entlang; letzteres ist etwa eine halbe Meile breit. Eine bedeutende Berggruppe, die vor uns lag, ward von dem hohen, malerisch ausgezackten Kegel des Mari überragt. Wir lagerten in dem Bett eines Regenstromes; aber zu dieser Zeit war hier keine Gefahr, wie bei Tin-tarh-ode, zu befürchten. Unser Lagerplatz ward durch die Nähe einiger schöner „gano" geschmückt, einer besondern Akazienart. Sonst war das Leben in der Natur gering. Nur Raubvögel, durch die Aussicht auf Abfall angelockt, ließen sich in Menge sehen, namentlich der Aasgeier (Neophron) und der schwarze Wüstenrabe (Corvus umbrinus). —

Am 14. Dezember brachen wir zeitig auf, lagerten aber schon nach einem kurzen Marsch von etwa sechs Meilen auf unebenem Terrain, welches von vielen kleinen Graniterhebungen durchzogen ward. Hier versammelte sich erst die ganze Salzkarawane vollständig, und am nächsten Morgen (15. Dezbr.) geschah der allgemeine Aufbruch mit großer Rüstigkeit. Wir folgten anfangs einer ganz westlichen Richtung, während wir in den letzten Tagen südöstlich gezogen waren. Ueberhaupt hatte unser Marsch in der nächsten Zeit eine vielfach gewundene Richtung und ward durch häufige Rasttage unterbrochen. Dies ward dadurch veranlaßt, daß die Kameele sich von dem angreifenden Marsche über die nackte, wüste Hochfläche, welche das Alpenland Assben von der Einsenkung von Bilma trennt, erst wieder erholen mußten.



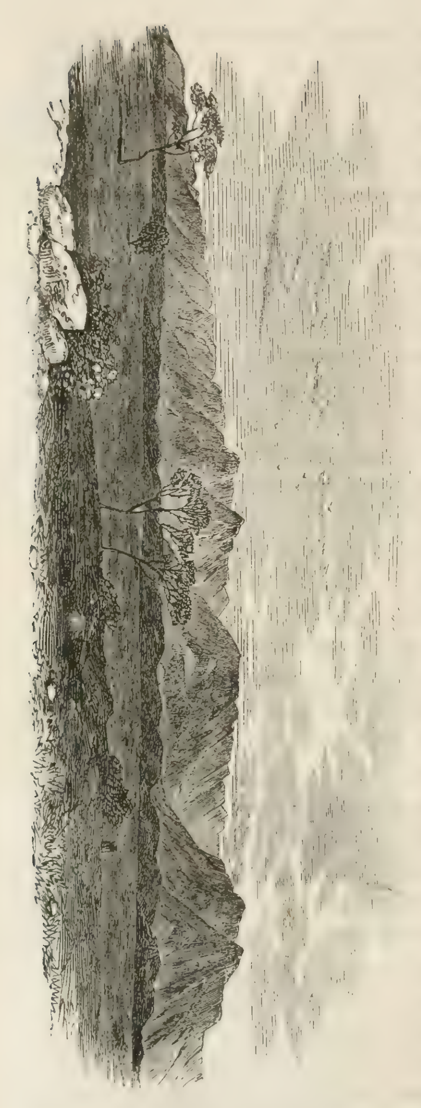
Zu unserer Linken hatten wir jetzt den Berg Mari, der,

von dieser Seite gesehen, die obenstehende charakteristische Gestalt hat. Wir schlängelten uns durch ein Labyrinth großer, isolirt aufspringender Blöcke. Allmählich ward der Thalgrund freier, und nachdem wir wiederholt das Bett eines zeitweiligen Regenstroms gekreuzt hatten, lagerten wir an der Seite eines Wasserlaufes; er heißt Adoral. Hier sahen wir die ersten Exemplare der schwebenden Nester des Webervogels, überaus künstlich aus trockenem Grase geflochten und mit einem langen einzelnen Grashalm an einem Baumzweig aufgehängt.

Bei unserem Marsche am 16. Dezember fanden wir die Thalebene mit prachtvollen, sich weit ausbreitenden Addua- oder Taborakbäumen (Balanites Aegyptiacus) geschmückt. Ihre Laubkronen reichten oft bis auf den Boden herab und bildeten ein dichtes Dach des frischesten Grüns. Später, als wir auf höheres felsiges Terrain hinangestiegen waren, gewannen wir den ersten Blick auf das Gebirge Baghsen, das hinter der vorderen Bergkette hervortauchte. Wir lagerten zu früher Stunde zwischen vereinzelten, von Quarz gezeichneten Granitmassen, welche die einzige Unterbrechung der bis an den Fuß des Baghsen sich hinziehenden Ebene bilden, in der Nähe des Brunnens Albes. Hier blieben wir auch die beiden folgenden Tage, damit die Kameele sich vollständig ausruhen könnten.

Am 19. Dezember brach unsere schwerfällige Karawane endlich wieder auf. Bald hörte die immer spärlicher werdende Vegetation fast gänzlich auf. Der schmale Pfad wand sich über eine rauhe Fläche schwarzen Basalts und preßte die Karawane in eine lange Reihe zusammen. Später stiegen wir von dieser basaltischen Ebene aufwärts, und nachdem wir das trockene Bett eines Winterregenstroms durchschnitten, traten wir in das Thal Tellua ein, das eine leidliche Menge Bäume, aber sehr wenig Krautwuchs hat. Als wir dann wieder aufwärts stiegen, hatten wir rückwärts eine schöne Aussicht auf den Berg Adjuri, an dessen Fuß Tschemia oder Tschimmia liegt, ein Dorf und Thal, das wegen seiner Dattelpalmen berühmt ist. Nachdem wir uns etwa eine Stunde lang auf der Ebene gehalten hatten, lagerten wir an dem trockenen Bett eines Rinnsals, das sich von Nord nach Süd am östlichen Fuße niedriger Basalterhebungen hinzieht. Diese hielt ich anfangs für Vorhöhen des Baghsen, fand aber nachher, daß sie von ihm durch eine kahle, nackte Einsenkung getrennt sind.

Hier war der Punkt, wo sich die schönste Aussicht auf die ganze östliche Seite der erwähnten Berggruppe darbot, und ich zeichnete



am Abend die nebenstehende Skizze derselben. Tiefe Thalgründe oder Schluchten scheinen die ganze Bergmasse in mehrere einzelne Gruppen zu theilen. Diese sind, von der Ostseite gesehen, überaus kahl, sollen aber doch begünstigtere Stätten enthalten, die bewohnt und angebaut sind. Die Eingebornen sprachen in Ausdrücken großer Furcht von den vielen Löwen, welche in diesen einsamen Bergpässen hausen sollen, und Niemand wollte mich deshalb dahin begleiten.

Wir rasteten hier auch den folgenden Tag, weil unsere Kameele sich zu weit südwärts verlaufen hatten und nicht rechtzeitig wieder aufgefunden werden konnten. Im Laufe des Tages ward unser Lagerplatz durch eine Karawane belebt, die südwärts vorbeizog. Kurz darauf zog in nördlicher Richtung eine kleine Reisegesellschaft von Leuten aus Sselufiet vorbei, die in Damerghu Korn gekauft hatten.

Am 21. Dezember setzten wir unseren Marsch fort und erreichten nach drei Stunden das Thal Unan oder vielmehr einen Zweig des so benannten Hauptthals. Hier traten Dumpalmen auf, anfangs ziemlich vereinzelt und zerstreut, allmählich aber bildete sich ein freundliches Wäldchen. Und auch die Dumpalmen bildeten nicht den einzigen Baumschmuck; namentlich, nachdem ein Seitenarm sich mit dem Hauptthale vereinigt hatte, wurde das Auge durch ein üppiges Dickicht verschiedenartigen Pflanzenwuchses erfreut. Auch

Brunnen waren an mehreren Stellen vorhanden und zahlreiche Ziegenheerden belebten die Landschaft. An verschiedenen Punkten sahen wir Steinhäuser, passirten auch ein ganz aus solchen Häusern bestehendes Dorf. Man sagte mir, daß hier früher eine der hauptsächlichsten Wohnstätten der Kel-gereß gewesen wäre, als diese noch Herren des ganzen Gebiets bis an die Straße nach Agades waren. Um 4½ Uhr Nachmittags lagerten wir unter wild-kräftigem Pflanzenwuchs am Rande eines Strombettes, durch welches gelegentlich ein mächtiger Regenstrom dahinrollt.

Obwohl hier kein Brunnen war, verweilten wir hier doch die beiden nächstfolgenden Tage, damit die Kameele die gute Gelegenheit zum Weiden benutzen könnten. Am 24. Dezember zogen wir ein wenig weiter in dem reichen Thale, das noch immer einen dichten Wald von Fächerpalmen bildete, zu beiden Seiten von aufsteigenden Höhen begrenzt. Bei dem Brunnen Tanis-n-Tanode machten wir einen kurzen Halt, um uns mit Wasser zu versorgen. Weiterhin kam die frische fleischige Alluotpflanze häufiger vor und bot den Kameelen eine willkommene Nahrung. Das Thal Bargot, in das wir inzwischen eingetreten waren, gestaltete sich allmählich zu einer unregelmäßigen Ebene mit mehreren kleinen Rinnsalen. Hier lagerten wir, mit einem Ueberfluß von Graswuchs rund umher.

Eine Kafla, welche Tripoli vor etwa drei Monaten verlassen zu haben vorgab, brachte uns die beunruhigende Nachricht, daß sich dort die Cholera gezeigt habe. Dies war das einzige Ungewöhnliche, was den heutigen Christabend auszeichnete; sonst hatten wir nichts, ihn irgendwie zu feiern, und mußten uns mit unserem ewigen bitteren Basin begnügen.

Wir blieben die beiden folgenden Tage hier gelagert. Am Weihnachtstage stellten sich zwei Musikanten ein, ein Trommler und ein Flötist, und unterhielten uns mit ihren geringen musikalischen Leistungen. Uns war dies eine erfreuliche Auszeichnung des Feiertages, obgleich unsere Besucher nicht daran dachten, sondern nur gekommen waren, um ein Geschenk zu erhalten.

Hier mußte ich von Hamma, meinem besten Freunde unter den Kel-owi, Abschied nehmen. Er kehrte mit Astafidet, dem in A-ssodi wohnenden Häuptling der Kel-owi, zurück, um diesen während Annur's Abwesenheit in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen. Hamma war ein zuverlässiger Mann und ein aufgeweckter Gefährte, dem unsere ganze Gesellschaft, und ich insbesondere, nicht wenig ver-

pflichtet war. Er sowohl als Mohammed Bürdji, der jugendliche Enkel Annur's, zeigten beim Abschied große Theilnahme und hofften, mich irgendwo einmal wiederzusehen. Die Armen ahnten ihr Schicksal nicht. Beiden war es bestimmt, in dem blutigen Kampfe, der im Jahre 1854 zwischen den Kel-geress und Kel-owi ausbrach, den Tod zu finden.

Endlich am 27. Dezember nahm das bisherige Scheinreisen ein Ende und der wirkliche Marsch ward angetreten. Hier nahmen wir denn auch von dem Lande Assben Abschied. Denn wenn auch die Südgrenze desselben häufig weiter südlich bei dem Brunnen Tergulauen angenommen wird, so ist doch die natürliche und faktische Grenze hier, wo man aus dem fruchtbaren Thale Bargot auf das unbewohnte, wasserlose Wüstenplateau hinaufsteigt, das sich bis zu den Weidegründen des nomadisirenden Tuaregstammes der Tagama ausdehnt. Am 27. Dezember zogen wir noch in dem Thale Bargot dahin; allmählich erweiterte es sich mehr und mehr und verlor gänzlich den Charakter eines Thales. Wir lagerten uns schon vor Mittag an dem sanft abfallenden nördlichen Abhange des felsigen Bodens, nahe bei einem Wasserplatz Namens A-rhalle.

Als wir am nächsten Morgen aufgebrochen waren und den leichten Abhang erstiegen hatten, machten wir plötzlich Halt. Die Trommeln wurden gerührt, bis alle einzelnen Züge heraufgekommen waren; dann erst setzten wir unseren Marsch wieder fort. Man merkte an diesem ganzen Verhalten, daß jetzt eine schwierige und gefahrvolle Reise bevorstehe. Anfangs bestand die Ebene fast ausschließlich aus Kiesboden, und nur vereinzelt sprang hier und da ein Fels auf. Unsere Hoffnung, die endlosen nackten Flächen der Wüste hinter uns zu haben, war vereitelt; abermals dehnte sich ein breiter Wüstengürtel vor uns aus. Weiterhin erstiegen wir eine zwar nicht hohe, aber sehr bemerkenswerthe Erhebung Namens Abadardjen. Dieser Kamm bildet die Nordgrenze einer hohen, sandigen, mit wenig Kräutern und kümmerlichen Talhabäumen bekleideten Ebene, welche sich durch einen großen Theil des Kontinents zu erstrecken scheint. Dieses Wüstenplateau, das eine durchschnittliche Höhe von etwa 2000 Fuß hat, ist die Uebergangsregion von der felsigen Wildniß der Wüste zu der fruchtbaren Zone des inneren Afrika; doch hat es im Allgemeinen einen weniger öden Charakter, als die nördlicheren Hammaden. Nirgends fehlt die Vegetation gänzlich, an manchen Stellen überziehen Gräser (Bu-rekkeba) und andere Futterkräuter den Boden auf weite

Strecken, und in Zwischenräumen kommen auch Bäume, namentlich kleine Talhabäume, vor. Auch die Thierwelt ist hier reicher als in der Centralregion der Wüste vertreten; namentlich ist hier die eigentliche Heimath der Giraffe und der Antilope Leucoryx, der großen, langgehörnten Antilopenart, aus deren Fell die Tuareg ihre Schilde verfertigen.

Es war gerade Mittag, als wir den Kamm Abadardjen erreichten und einen überraschenden Blick über die vor uns liegende unermeßliche Ebene gewannen. Zwei Meilen weiter lagerten wir uns. Wir gelangten heute in den Besitz des ersten Straußeneies, was wegen der Jahreszeit bemerkenswerth erscheint; denn in den entsprechenden Nilländern gelten Februar und März als die Monate, wo der Strauß brütet.

Am 29. Dezember sahen wir zum ersten Male das von den Arabern „hhad“ genannte Futterkraut, welches für das nahrhafteste aller Wüstenkräuter für das Kameel betrachtet wird. Bisher hatten wir dasselbe auf unserem Wege noch nicht gefunden; im westlichen Theile der Wüste aber scheint es allgemeiner verbreitet zu sein. Auch lernten wir heute die Magaria kennen, einen mittelgroßen Baum mit kleinen olivengrünen Blättern und mit hellbraunen Früchten, welche an Gestalt mittelgroßen Kirschen gleichen. Diese Früchte werden getrocknet, im Mörser zerstampft und in kleine Brodkuchen geformt; allerdings sind sie nicht sehr nahrhaft. Auf der stellenweise ganz nackten, dann wieder beholzten und mit Kraut bewachsenen Ebene, die wir heute durchzogen, bemerkten wir zahlreiche Spuren von Giraffen, Gazellen und Straußen; gegen Abend wurden die Fußtapfen der Antilope Leucoryx häufiger.

Am folgenden Tage (30. Dezember) führte uns der Weg länger als 7½ Stunden über einen wüsten Gürtel kahler Sandhügel. Wir wählten dann unseren Lagerplatz unweit des berühmten Brunnens Tergulauen in einer Einsenkung, die sich von Ost nach West zieht und an der Südseite von Sandhügeln mit etwas Graswuchs abgeschlossen wird. Der Brunnen, obwohl geräumig und im Innern mit Holz ausgebaut, enthielt zur Zeit für eine so große Menge Menschen und Thiere nur einen sehr mäßigen Vorrath schmutzigen Wassers. Die Stätte ist im höchsten Grade einsam und kahl und wird für überaus gefährlich betrachtet wegen der häufigen Rhasia's der Auelimmiden und Kel-gereſs. Denn die Raubhorden können fast immer gewiß sein, an dieser Lebensstätte, die eine nothwendige Station in der Wüste bildet, einzelne Reisende zu überraschen.

Es war ein kalter, unbehaglicher Tag, mit dem das Jahr 1850 von uns schied. Auch die Landschaft, durch die der Zug ging, war überaus einförmig, eine große, unermeßliche Sandfläche, die nur an wenigen begünstigten Stellen mit Bäumen bewachsen war. Die bemerkenswertheste Erscheinung war heute das Vorkommen der eigenthümlichen Sudanklette oder der Karengia (Pennisetum distichum), deren stachelige Samenkapsel eine der größten Plagen des afrikanischen Reisenden ist. Nur mit Mühe fanden wir einen Lagerplatz, der frei davon war, und selbst hier führte der heftige Wind die klettenartigen Kapseln aus weiter Entfernung herbei. — Mit einem Gericht von zwei Straußeneiern feierten wir den Sylvesterabend, und nüchternen Sinnes legten wir uns frühzeitig nieder.

In einem kläglichen Zustand erhoben wir uns am Morgen des 1. Januar 1851 von unserem Nachtlager. Zusammengekauert saß Jeder da und dachte nur daran, wie er sich vor der schneidenden Kälte und dem heftigen Nordostwind schützen möge. Zu gleicher Zeit waren Kleider und Decken von zahllosen Kletten erfüllt, die wie Nadeln jeden weicheren Stoff fest zusammenhielten. Hatte nun der Eine von sich selbst und seinen Gewändern mit großer Mühe die stacheligen Kapseln abgelöst, so wurden diese sogleich vom heftigen Winde einem Anderen zugetragen. So brachen wir in unbehaglichster Stimmung endlich um 9½ Uhr auf, um unseren Marsch über die wüste Ebene fortzusetzen. Es gewährte uns einige Erheiterung, als wir um Mittag wieder etwas Buschholz antrafen und nach kurzem Zwischenraum auch Bu-rekkeba sich wieder zeigte. Auch große Strauße ließen sich sehen; eine ganze Familie, das alte Paar, der Edlim und die Ribeda, mit den Jungen, alle in einer Reihe hinter einander her laufend, eilte mit Windesschnelle in geringer Ferne vor uns vorüber. Wir lagerten um 3½ Uhr Nachmittags an einem Platze, der ziemlich frei von der lästigen Karengia war, aber durchwühlt von den unterirdischen Gängen des Fenek oder Niauniaua (Megalotis pallidus?) und den Höhlen des Erdschweins (Orycteropus Aethiopicus), die durch ihre weiten Oeffnungen, bis zu zwanzig Zoll, dem Reiter oft höchst nachtheilig werden. Das Thier selbst wird fast nie zur Tageszeit und überhaupt, auch von den Eingebornen, nur sehr selten gesehen, scheint aber über den ganzen Sudan verbreitet zu sein.

In der ersten Hälfte des nächsten Tagemarsches blieb die Gegend noch kahl, am Nachmittag aber bekundete ein größerer Reichthum an

Bäumen und Büschen, daß wir die begünstigtere südliche Zone dieser sandigen Hochfläche erreicht hatten. Ihre Durchschnittserhebung schien etwa 1800 Fuß über dem Meere zu sein. Als wir uns lagerten, hatten wir in dem stacheligen Unterholz Mühe, Platz für unser Zelt zu gewinnen. Während des Marsches am 3. Januar mehrten sich die Zeichen, daß wir einer anderen Region entgegenrückten. Neue Thiere und neue Völkerstämme traten auf. Während wir so eben die Heimath der Giraffe, des Straußes u. s. w. durchzogen hatten, sahen wir bald nach unserem Aufbruch die ersten Exemplare des afrikanischen gebuckelten Zebu's, jenes eigenthümlichen Sudanrindes, das, bei weitem größer als das indische Zebu und kräftig, als Last- und Reitthier benutzt wird. Die Zone des eigentlichen Rindes hatten wir schon bei Rhat verlassen. Zuerst begegneten wir einer Karawane von etwa 20 solchen mit Korn beladenen Thieren, und später erfreute uns der Anblick einer ganzen Heerde, die Nähe menschlicher Wohnungen verkündend. Ein Dorf, dem Nomadenstamme der Tagama angehörend, war denn auch nicht weit, und schon um 10 Uhr lagerten wir eine kurze Strecke jenseits desselben in der Nähe eines 17 Klafter tiefen Brunnens, In-assamet genannt. Derselbe Name ist auch auf die hier wohnende Abtheilung der Tagama übergegangen.

Das Dorf bestand aus Hütten eigenthümlicher Art; die Seitenwände wurden von Matten gebildet, die auf einem Gerüst von Zweigen und Aesten ruhten, die Bedachung aber bestand aus Thierhäuten. Obgleich diese Hütten niedrig waren und ein ärmliches Ansehen hatten, gab die Menge der zwischen denselben sich tummelnden Kinder und Hausthiere der Niederlassung doch einen lebendig bewegten Charakter. Ihre Bewohner säumten nicht, sich bald in unserm Lager einzustellen, fielen aber durch Neugierde und Hang zum Betteln bald beschwerlich. Die Männer waren, als ächtes Nomadenvolk, beritten, jedoch auf kleinen, unansehnlichen Pferden, was sich um so häßlicher ausnahm, da sie meistens hochgewachsene Leute waren. Ihre Hautfarbe war dabei heller, als die der Kel-owi. Auch die Frauen, die uns zu Gesicht kamen, waren nicht häßlich, ihre Gesichtszüge regelmäßig, aber von der Ueberfülle des fast ausschließlich von Kuhmilch genährten Fleisches übermäßig abgerundet und aufgedunsen. Von schlankem Ebenmaaß, das die Frauen so anziehend macht, war da keine Spur; ihr ganzer Charakter ging auf in übermäßiger Beleibtheit, die in einem Gesäß von wahrhaft übertriebenen Dimensionen ihren Höhepunkt erreichte. Für diesen weiblichen Schönheitszug haben die

Tuareg einen eigenen Namen: „tebulloden“; unsere Frauen heutzutage suchen, was die Natur ihnen verweigert, durch künstliche Ausstaffirung sich beizulegen. Die vornehmeren dieser Schönen waren in schwarze Turkedi's und einen Ueberwurf gekleidet, die ärmeren einfacher in weißen Baumwollenstoff. Von letzterer Beschaffenheit war auch meistens die Kleidung der Männer; mehrere derselben hatten das Haar in langen Zöpfen herunterhängen, zum Zeichen, daß sie Anisslimen oder Merabetin (heilige Männer) wären. Ein solcher Charakter schien nun auf den ersten Anblick zu den Sitten dieser ganzen Kolonie schlecht zu passen. Die Frauen nämlich erwiesen sich als ohne Scheu willfährig, mit den Reisenden vorübergehende Verbindungen anzuknüpfen, ja die Männer selbst boten sich hierzu in zudringlichster Weise als Vermittler an. Solche für uns fast unerklärliche Erscheinung ergiebt sich aber als ein eigenthümlicher Charakterzug des Wüstenlebens, als ein Ueberbleibsel heidnischer Sitten, das der Islam nicht ausgetilgt hat, ja, welches das vom Islam genährte und gepflegte Handelsleben in diesen ungastlichen Zonen aufrecht erhält. Nun aber haben wir in Bezug auf die Tagama noch eine andere überaus merkwürdige Erscheinung. Aus vielen einzelnen Umständen nämlich ergiebt sich mir, daß dieser Stamm, dessen Name in ganz derselben Form und in nur etwas anderen Wohnsitzen schon beim Ptolemäus erscheint, zum Christenthum übergegangen war und dann in erniedrigter Stellung unter den zum Islam bekehrten verwandten Stämmen sitzen blieb. Die Landschaft heißt übrigens noch jetzt „Arrumet“, „das Christenland“. Diesen merkwürdigen Umstand hole ich hier nach, da ich ihn im ausführlicheren Reisebericht übersah. Uebrigens bilden die Tagama jetzt nur einen sehr kleinen Stamm und erkennen in gewissem Grade die Oberhoheit des Sultans von Agades an. Während sie gegenwärtig nur etwa 300 mit Speeren bewaffnete Krieger, meist Reiter, stellen können, bildeten sie früher einen viel zahlreicheren Stamm, bis Ibram, der Vater des gegenwärtigen Häuptlings, zur Zeit Sultan Bello's von Ssokoto mit Hülfe der Kelgeress einen unglücklichen Kriegszug gegen jene Fulbe-Residenz unternahm. Noch jetzt dürfen sie diese Stadt nicht betreten und bringen deshalb ihr Salz nach Kano. Während nämlich ihre Hauptbeschäftigung heutzutage neben der Rindviehzucht hauptsächlich in der Jagd besteht, nehmen sie doch auch am Salzhandel Antheil, schließen sich aber zu dem Zweck den Salzkarawanen der Kel-geress an, nicht denen der

Kel=owi. Bei der Jagd zeichnen sich ihre kleinen, unansehnlichen Pferde besonders aus und leicht erjagen sie Antilopen und Giraffen.

So hatten wir denn hier eine ganz neue, ungewohnte Lebenssphäre vor Augen gehabt. Auch noch im Augenblicke des Aufbruchs — Sonnabend, den 4. Januar — sollten wir noch einmal daran erinnert werden. Da erschien nämlich „die Schönste der Schönen“, eine Schönheit ersten Ranges in Anbetracht ihrer Dimensionen, jedenfalls aber eine Dame von hohem Ansehen; denn selbst der alte Häuptling war voll Rücksicht und Ehrerbietung für sie. Dieses üppige Exemplar von Weiblichkeit, unter dessen Gewicht der Bulle, den sie ritt, auf's Heftigste schnaufte, war kränklich und wünschte den Beistand des „tabib“ oder „ne=meglan“, ein Titel, welchen sich Herr Overweg durch sein Doktoriren erworben hatte. Dieses war aber sehr eigenthümlicher Art; denn gewöhnlich behandelte er seine Kranken nicht nach ihren Krankheiten, sondern nach den Wochentagen. Da gab es einen Tag für Kalomel, einen andern für Dover's Pulver, einen für Glaubersalz, einen für Magnesia, einen für Brechweinstein und so fort. Nur wo Zeit und Umstände es erlaubten, wurde näher auf den Zustand des Kranken eingegangen; dies war aber auch diesmal nicht möglich; denn unsere Begleiter waren bereits aufgestiegen, und so weiß ich nicht, was der kranken Königin der Schönheit zu Theil wurde.

Nach einem Marsch von einigen Meilen gelangten wir zu einem felsigen und steilen Abhang, der als regelmäßige Terrassenstufe wenigstens 100 Fuß tief in eine niedrigere Ebene hinabführte. Es war die südliche Begrenzung des steinigen und öden, erst in seinem zuletzt durchwanderten Theil für das Leben von Thier und Pflanze günstigeren Plateau's, dessen Niveau unsere Karawane am 28. Dezember beschritten hatte. Die den Abstieg bildende Felswand war nach Westen von nur geringer Ausdehnung, nach Südosten aber konnten wir sie bis in weite Ferne verfolgen.

An dieser charakteristischen Felsstufe änderte sich abermals die Natur des Landes; von einer unfruchtbaren Hochfläche herabkommend, betraten wir nun eine Steppe, in der uns zahlreichere und neue Pflanzenformen begrüßten und die unserer Umgebung von Schritt zu Schritt einen freundlicheren Charakter verliehen, daran erinnernd, daß wir uns dem gesegneten Kornlande von Damerghu näherten.

Schon nach etwa 2 Meilen zogen wir an der ersten größeren Ansammlung stehenden Regenwassers im Tropenlande vorüber; der

„tebki“, wie solche Tümpfel in der Haussa-Sprache genannt werden, dehnte sich in einer langgestreckten Mulde zu ansehnlicher Länge aus. Etwas weiterhin gelangten wir zu einem jetzt ausgetrockneten Brunnen, der gleich dem Tebki den Namen Farak trug. Noch freundlicher wurde die Gegend am andern Tage (5. Januar) gegen Mittag, als zu beiden Seiten niedere Hügelketten das Land umsäumten und wir an einer andern zeitweiligen Niederlassung der Tagama vorbeizogen. Auch sie bestand aus jenen mit Häuten bedeckten Hütten, die jedoch ein weniger ärmliches Aussehen hatten, als die zu In-assamet. Sie war von zahlreichen Rindvieh- und Schaafheerden belebt, und das war wiederum etwas Neues für uns; denn Schaafe hatten wir bisher noch fast gar nicht bemerkt. Dieselben hatten jedoch Haare statt der Wolle und Fettschwänze; wolletragende Schaafe besitzen, wie es scheint, nur die Ssonrhai und die westlichen Tuareg an den Ufern des Niger. Bald umgaben uns auch die Bewohner in ziemlicher Menge zu Pferde und bildeten in ihrer derberen kriegerischen Art eine weit angenehmere Erscheinung als ihre entarteten Brüder vom Tag zuvor. Ihr Lager war an eine prachtvolle Gruppe höchst üppiger Bäume angelehnt, noch schöner aber war der Anblick eines kleinen See's, Gumrek genannt, der ringsum mit den dichtesten Gruppen üppiger Akazien, von der hier Baggarua genannten Art, umsäumt war. In dem herrlichen Schatten der Bäume, an der Wasserfrische sich labend, stand in anmuthigen Gruppen das Rindvieh.

Am Morgen desselben Tages hatte ich eine ganz neue Art Pflanze bemerkt, die im mittleren Sudan ziemlich selten vorkommt, in der Folge aber am nördlichen Ufer des Niger von mir sehr häufig angetroffen wurde. Es ist eine Euphorbia, wird 1½ bis 2 Fuß hoch und ist sehr giftig; in der Haussa-Sprache heißt sie „kumkummia“; die Araber in Timbuktu nennen sie „das Löwengift“. Andere neu auftretende Pflanzen waren: ein dichter Busch, „dilu“, den ich schon auf dem Plateau, kurz ehe wir von demselben herabstiegen, bemerkt hatte; dann in der darauf folgenden Steppe ein anderer mittelgroßer Busch, „aguau“, in einer dicht aufstrebenden Masse von Zweigen sehr weißen Holzes bestehend. Ferner fanden wir viele wilde Melonen, jedoch ohne Geschmack. Häufig war der „arsa“, eine Lorbeerart, und weiterhin zeugten Schlingpflanzen von der zunehmenden Fruchtbarkeit des Bodens; allerdings waren sie noch nicht von sehr üppigem Wachsthum. Als wir dann am Nachmittag des 5. Januar am Rande eines trockenen Wasserbettes lagerten, machten wir noch die Bekannt-

schaft einer anderen neuen Pflanze, aber auch einer neuen Plage, nämlich des „aido“, einer Graminee mit stacheliger Samenkapsel von schwarzer Farbe, größer und mit stärkeren Stacheln als die Karengia und namentlich gefährlich für den nackten Fuß. Ich glaube, daß sie mit der in den Nilländern „tarba“ genannten Plage der Reisenden übereinstimmt.

Schon wenig mehr als eine Meile hinter unserem Lagerplatze nahm die Landschaft wieder einen ganz veränderten Charakter an. Wir stiegen in einem eigenthümlich gegliederten Hügelland aufwärts; die Gipfel der Hügel waren kahl und theils von schwarzem, theils von graulichem, unheimlichem Aussehen, während die Einsenkungen mit Unterholz bestanden waren. An dem höchsten Punkte angelangt, hatten wir dann einen interessanten Ueberblick über das hügelige Land vor uns und stiegen nun in einer bald engern, bald weiteren Einsenkung hinab. Manche Zeichen, wie starkes, 10 Fuß hohes Rohr an den offeneren Stellen, so wie der ungemein aufgerissene und in tiefe Furchen zerklüftete Boden, ließen auf die zeitweilige sumpfige Beschaffenheit dieser Einsenkung schließen. Als wir aber aus derselben heraustraten, führte unser Weg durch anmuthiges, parkähnliches Hügelland, bis wir am Nachmittag (6. Jan.) die ersten Kornfelder von Damerghu in der Nähe zweier Dörfer erblickten. — Dies war ohne Zweifel ein wichtiger Abschnitt in unserer Reise. Noch nie hatten wir eine Gegend durchzogen, die im Stande gewesen wäre, auch nur für den kleinsten Theil ihrer Bevölkerung hinreichende Brodfrucht zu tragen; hier aber hatten wir endlich jene fruchtbare Region des innern Afrika erreicht, die nicht allein ihre eigene Bevölkerung ernähren kann, sondern selbst jetzt, bei wenig Industrie, genug erzeugt, um noch andere, von der Natur weniger begünstigte, Gegenden zu versorgen. — Ich fühlte mich durch diesen Anblick innig erfreut und dankte der Vorsehung, daß sie mein Unternehmen so weit mit Erfolg gekrönt hatte; denn hier war ein reichlicher lohnendes Feld für unsere Bemühungen eröffnet, ein Gebiet, das in der künftigen Geschichte der Menschheit von hoher Wichtigkeit werden dürfte.

Während ich mich glücklichen Träumereien von neuen Entdeckungen und einer frohen Heimkehr überließ, wurde ich plötzlich durch das Erscheinen dreier Reiter aufgeschreckt, die hart an mich heranritten und mit den Worten: „La ilah ila Allah“ („kein göttliches Wesen außer dem Einen Gott!“) grüßten. Es war Dan Ibra (oder Ibram) — „der Sohn Ibrahim's“ — mit zwei seiner Gefährten, der gefürchtete Häuptling

der Tamisgida, den der Alte von Tin-telluſt ſelbſt in früheren Zeiten nicht hatte unterwerfen können, ſondern genöthigt worden war, ihm einen kleinen Tribut oder Paſſagegeld für ſeine nach dem Sudan ziehenden Karawanen zu entrichten. Der kriegeriſche Häuptling war in ſeinem ſtattlichſten Schmuck, einer reichen Sudan-Tobe und einem blauen, mit Gold geſtickten Bernus. Ich erwiederte ſeinen Gruß, indem ich ſchwor, daß ich den Einen Gott beſſer kenne als er ſelbſt, worauf er freundlicher wurde und nach einigen Worten ſich an Herrn Richardſon wandte. Seine ganze Erſcheinung überzeugte mich, wie nöthig uns der Schutz Annur's und wie begründet unſere Furcht vor dem Grenzlande von Damerghu geweſen war.

Die Landſchaft, in der wir ein paar Dörfer zur Seite liegen ließen, war wieder offen und flach geworden, ſo daß an den niedrigſten Stellen während der Regenzeit augenſcheinlich ein ausgedehntes Waſſerbecken ſich ſammeln muß. In der Nähe des Dorfs, „ungua", Sſammit begann der Boden ſich wieder etwas zu heben, und wir ſtiegen gemach an dem weſtlichen Fuß einer Lehne hinan, auf deren Höhe das genannte Dorf lag. Wenige hundert Schritt jenſeits des Weilers ſchlugen wir mitten in einem Stoppelfeld unſer Lager auf. Wir wurden hier durch die erſten Zeichen einer lobenswerthen Betriebſamkeit überraſcht, denn Betriebſamkeit und Erwerbfleiß im zweideutigen Sinne hatten uns die Tagama zur Genüge gezeigt. Kaum waren wir nämlich von unſeren Thieren geſtiegen, als ein paar rüſtige Schwarze herbeieilten, um den Boden für unſere Zelte zu ſäubern; ja in wenigen Minuten fanden auch Leute beiderlei Geſchlechts ſich ein, um uns eine Menge verſchiedener Dinge zum Verkauf anzubieten, namentlich Negerkorn, zwei Arten von Bohnen und jene „dodoa" genannten braunen Kuchen, von denen im Verlauf der Reiſe mehr die Rede ſein wird. Auch Hühner gab es hier in dem kornreichen Lande in Menge und eine ausgezeichnete Hühnerbrühe als Abendbrod ließ uns die Wohlthat der Civiliſation wieder einmal in der bezüglichſten Weiſe fühlen.

Am andern Morgen, den 7. Jan., fielen wie am vorhergehenden einige Regentropfen, die uns für unſere Salzladung beſorgt machten. Dieſer gelegentlichen kleinen Regenfälle im Innern Afrika's werde ich ſpäter bei der Beſchreibung meines Aufenthalts in Timbuktu gedenken. Beſonders angenehm war auch eine Veränderung in der Temperatur, ſo daß wir ſeit mehreren Tagen nicht mehr von der empfindlichen Kälte am frühen Morgen zu leiden hatten. Mein

meteorologisches Verzeichniß giebt für diesen Morgen 16° C. vor Sonnenaufgang an, während wir noch am 2. Januar nur 7½° und am 3. nur 9° Wärme um diese Zeit gehabt hatten. — Bald nach unserem Aufbruch begrüßten uns einige Gemüsegärten mit ihrem frischen, lebendigen Grün; dann ging es über ein welliges fruchtbares, jedoch ziemlich baumloses Land mit ausgedehnten Stoppelfeldern, unterbrochen von Weideplätzen, während die niedrige Kette der sogenannten Berge von Damerghu — „Duätsu-n-Damerghu" — gegen Osten parallel mit unserem Pfade sich erstreckte. Dörfer und einzelne Meiereien lagen in geringer Entfernung zu beiden Seiten unseres Wegs. Aus dem größten der ersteren, Madja genannt, kamen die Bewohner, meist Sklaven und Heiden in ärmlicher Kleidung, zu uns heraus, uns Lebensmittel zum Verkauf anzubieten. In der Nähe der vereinzelt gelegenen Gehöfte bemerkten wir an einer Gruppe von Brunnen zum ersten Male eine große Menge Pferde mit dem Rindvieh zugleich an der Tränke. Eine nicht geringere Anzahl graste auf den Stoppeln. Der Trog an jener Tränke war für uns ebenfalls ein Gegenstand von besonderem Interesse; er bestand nämlich aus einer Schildkrötenschale von mehr als 2 Fuß Länge, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Landschildkröte (Tylopoda) keineswegs selten von solcher Größe hier vorkomme.

Schon das erste Dorf, an welchem wir heute vorübergezogen waren, gab mir Gelegenheit, jenen eigenthümlichen Baustyl in der Nähe zu betrachten, der allerdings mit vielen nicht unwichtigen Abweichungen durch ganz Binnen-Afrika sich erstreckt. Die Hütten waren fast ganz aus dem Rohr der Negerhirse gebaut und fast ohne allen anderen Halt als die kraftlosen Zweige der Asclepias gigantea; sie erreichten daher die Festigkeit der Hütten in den Dörfern Assbens nicht, übertrafen diese aber bei weitem an Reinlichkeit, weil das Baumaterial in großer Menge vorhanden ist und leicht bei der Ernte erneuert werden kann. Der Hauptunterschied zwischen den bienenkorbähnlichen Hütten von Assben und den von Damerghu besteht aber darin, daß diese gegliedert, Wand und Dach bestimmt geschieden sind, während jene eine einzige zusammenhängende Wölbung bilden; das Dach der Hütten in Damerghu läuft in eine gebogene Spitze aus. Wenn man die ganze Bauart betrachtet, so kann man sich über die große Aehnlichkeit nur wundern, welche diese Hütten mit denen der ursprünglichen Bewohner von Latium haben, wie uns diese von Vitruv und anderen Autoren beschrieben werden und auch gelegentlich

auf Terra-Cotta-Geräthschaften abgebildet sind. Auch hat der Name in der Borno- oder Kanori-Sprache, „kosi“, eine eigenthümliche Aehnkeit mit dem lateinischen „casa“, wie zufällig dies auch immer sein mag. Noch auffallender aber ist es, daß ganz derselbe Name als „kude“ oder in verwandter Form in der Tamil- und anderen asiatischen Sprachen die Hütte bezeichnet. Es finden sich auch sonst noch viele verwandte Anklänge im Kanori und in den centralasiatischen Sprachen.

Recht charakteristisch für ein Ackerbau treibendes Land und deshalb von höchstem Interesse für mich waren die kleinen Kornschober zwischen den Hütten. Sie waren nicht einfach aus den Garben oder Bündeln des Getreides aufgeschichtet, sondern dieses lag in einer Art sehr großer, aus Rohr geflochtener Körbe, die auf einem etwa zwei Fuß hohen Gestell aus starken Aesten aufgestellt waren, um so den kostbaren Inhalt gegen Mäuse und Termiten zu schützen. Die „weiße Ameise“ („gara“, Termes fatalis) richtet nicht nur großen Schaden unter den Kornvorräthen an, sondern ist auch eine arge Plage in den Häusern, indem sie den ganzen Bau sammt dem weicheren Hausgeräth zerstört. Die Maus, „kussu“, fängt hier an, in mehreren Arten aufzutreten; besonders häufig ist die schon von Herodot als diesen Gegenden eigenthümlich erwähnte Springmaus (Dipus), die dem Reisenden weit niedlicher erscheint, als dem um sein Korn besorgten Landbauer. — Die in der ganzen Landschaft von Damerghu gebaute Getreideart ist die Negerhirse (Pennisetum typhoïdeum), aber, so viel mir bekannt, nur die weiße Art. Mais bringt das Land nicht hervor; dagegen fanden wir ganze Striche mit der Asclepias gigantea bedeckt, jenem einförmigen, gigantischen Unkraut der Tropen, welches außer zum Sparrwerk der Strohhütten zu Zäunen und zur Feuerung benutzt wird; das Mark davon dient zu Zunder und das ausgehöhlte Rohr zu sehr einfachen Tabakspfeifen. Vielleicht, daß der Milchsaft, den es in reichlicher Fülle enthält, künftig einmal ein höchst wichtiger Artikel wird, wie er denn bereits in Indien die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Jetzt dient er in einigen Gegenden des Sudans nur dazu, das dicke Hirsenbier der Eingebornen, „gia“, in Gährung zu versetzen und die Milch schneller gerinnen zu machen, ist aber außerdem eine große Plage des einheimischen und fremden Wanderers, indem er nicht nur dessen eigene Kleider verdirbt, sondern sogar die damit befleckten Haare der Pferde ausgehen. Rinder und Ziegen fressen aber die Blätter ohne Nachtheil.

Weiter ziehend sahen wir Dörfer, Stoppelfelder, mit der Asclepiadea bedecktes brachliegendes Weideland, einzeln zerstreute Meiereien, weidende Rinderheerden und Rudel Pferde in steter Abwechselung, während die Landschaft leicht gehügelt und hier und da von einem ausgetrockneten Wasserbett durchschnitten war. Da plötzlich gewährte uns ein großer Ort Namens Dam-magadji (eigentlich Dan Magadji, „der Sohn des Lieutenants“, nach welchem der Ort benannt ist) einen ganz neuen Anblick. In einem regelmäßigen Viereck sich ausbreitend und mit einer Lehmmauer umgeben, dehnte sich derselbe zu unserer Linken aus, während vor uns in der Richtung von Sinder ein hoher Kegel, Sausaua genannt, sichtbar wurde. Endlich erreichten wir einen kleinen Weiler, aus welchem uns eine große Menschenmenge entgegeneilte: sie begrüßten uns freundlich und riefen uns zu, das sei nun Taghelel, das Eigenthum des alten Häuptlings.

Die Dorfschaft bestand aus zwei Weilern, welche durch eine Gruppe von vier bis fünf Tamarindenbäumen, „tsamia“, getrennt wurden, in denen wir die ersten, wenn auch dürftigen, Vertreter dieses prachtvollen Baumes erblickten, des größten Schmuckes des Negerlandes. Da wir hier einen Aufenthalt von einigen Tagen haben sollten, suchten wir uns möglichst behaglich einzurichten, was denn auch trotz der kleinen Feinde, der weißen Ameisen, mit einigem Kraftaufwand gelang.

Der größte Theil des folgenden Tages wurde mit dem Empfang von Besuchen hingebracht. Der erste, mit welchem ich beehrt wurde, war von hohem Interesse, nur daß der Besucher etwas zu lange verweilte. Es war dies ein ritterlicher, freigeborner Ikaskesan, ein wohlgebauter Mann, nicht eben von hoher Gestalt, aber mit regelmäßigen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und heller Hautfarbe, die sogleich seine edele Geburt anzeigte. Dabei trug er einen schönen rothen Bernus im Werth von ungefähr 70,000 Kurdi und war überhaupt außerordentlich nett und gut gekleidet. Sowohl als ein schöner Repräsentant seines Stammes war er für mich eine interessante Persönlichkeit, als auch weil er den Feldzug gegen die Uelad Ssliman, einen an den Ufern des Tsad hausenden Araberstamm, mitgemacht hatte. Seine Angaben bestätigten den früher schon empfangenen allgemeinen Bericht; auch lernte ich aus demselben erst den ganzen Umfang der Verwegenheit jener Räuber kennen, die von Kanem aus ihre Raubzüge bis auf eine halbe Tagereise von Tin-tellust ausgedehnt hatten. Ich wußte damals noch nicht, wie bald ich mit dem Rest

jener von den frischen Steppen der Syrte bis in die Gluthebenen von Kanem verschlagenen Horde mein Glück versuchen sollte. Was uns selbst betrifft, so war mein Gast von unseren Reiseschicksalen vollständig unterrichtet und überzeugt, daß wir aus jedem Stoff machen könnten, was wir wollten, hauptsächlich aber schöne Bernuse. — Diesem interessanten Besuch folgte der einer Menge langweiliger Leute; ich war daher froh, daß Herr Overweg die allgemeine Aufmerksamkeit endlich auf sich zog, als er von einem Ausflug nach einem großen Teich am Fuße des benachbarten Hügels von Farara zurückkam. Ein paar fette Enten, die er und unser Diener Ibrahim dort geschossen hatten, kamen uns am Abend um so mehr zu Statten, als der alte Häuptling sich sehr karg gegen uns benahm. Obgleich ein langer Zug von Männern und Frauen mit Speise und Trank beladen an uns vorüber ging, verirrte sich doch keines der Gerichte zu uns; auf unsere vielfachen Andeutungen war ein Lächeln der Träger und Trägerinnen die einzige Antwort. Während so Musik, Tanz und Lustbarkeit im Dorfe laut waren, fand ein einzelner Maimolo, Zitterspieler, seinen Weg zu uns, um die drei fremden, einsamen und pflegelosen Wanderer zu trösten, indem er die Eigenschaften eines Jeden pries und sie zu nicht viel weniger als Staatsministern des allmächtigen Gottes erhob.

Der Gau Damerghu erstreckt sich ungefähr 60 Meilen (einen Grad) in die Länge und 40 Meilen in die Breite und bildet, im Ganzen genommen, eine gewellte Landschaft mit sehr fruchtbarem Boden, welcher wohl die dichteste Bevölkerung zu ernähren vermöchte. In früheren Zeiten war das Land auch sicherlich weit dichter bewohnt als gegenwärtig, da die blutigen Kriege zwischen den Herrschern von Bornu einerseits und denen von Agades und den Tuareg andererseits diesen Grenzgau in hohem Grade entvölkert haben müssen. Was den Ursprung der Bevölkerung betrifft, so scheint der Name Damerghu, der von derselben Wurzel wie die Namen anderer um das eigentliche Bornu umherliegender Gaue gebildet ist (Dau-erghu, Gam-erghu u. s. w.), anzudeuten, daß das Land, welchem er gegeben wurde, den Kanori oder einer verwandten Rasse zugehört hat. Dies ist in der That auch noch gegenwärtig der Fall, da die Bornu-Bevölkerung des Gaues weit zahlreicher ist, als die des Haussa-Volkes, dessen edelster Stamm ursprünglich das benachbarte Air oder vielmehr Asben bewohnte, wie wir bereits oben (S. 151) gesehen haben.

Während des dreitägigen Aufenthalts in Taghelel machte ich

auch den Anfang zu einem Verzeichniß der vorzüglichsten Städte und Dörfer von Damerghu, das durch nachmalige Forschungen berichtigt und vermehrt werden konnte. Ich nenne hier jedoch nur diejenigen vier Orte dieser Landschaft, die weniger ihrer Größe und Einwohnerzahl als ihrer politischen Bedeutung Berühmtheit und Wichtigkeit verdanken. Dies sind: zuerst Kula-n-Kerki, eine halbe Tagereise — „ueni", wie die Haussa-Leute sagen — östlich von Taghelel, von beträchtlicher Größe und der Wohnsitz des Häuptlings Mussa, der in gewisser Beziehung Herr des Bodens von Damerghu („sserki-n-Damerghu") genannt werden kann. Die gesammte Einwohnerschaft des Gaues, mit einziger Ausnahme der Leute der drei anderen in den übrigen drei Hauptorten residirenden Häuptlinge, hat ihm zu huldigen und ein Geschenk zu machen. — Olaloa, 3 bis 3½ Meilen südwestlich von Taghelel, kleiner als der vorhergehende Ort und die Residenz Masauadji's, der ein Mitglied derselben Familie ist, welcher Annur angehört, und ein freundlicher, wohlwollender Mann. Der Ort hat einen Marktplatz, der mit Wetterdächern — „runfona" oder „runfa" — versehen ist und wo jeden Sonntag Markt gehalten wird. — Farara, zwei Meilen südwestlich von Taghelel, auf dem Gipfel eines Hügels, an dessen Fuße der oben erwähnte große Teich liegt; es ist der Wohnsitz Makita's oder Imkiten's, eines der einflußreichsten Männer des Landes. — Endlich gehört hierher Taghelel selbst, die Residenz Annur's; obwohl von unbedeutender Größe, da die beiden getrennten Weiler zusammen kaum mehr als 120 Hütten enthalten, ist der Ort nichtsdestoweniger von großer politischer Wichtigkeit in allen Verhältnissen dieses von Parteiungen zerrissenen, nur lose zusammenhängenden Ländchens. Er hat ebenfalls einen Marktplatz mit Wetterdächern oder Buden. Hier wurde am Freitag den 10. Januar ein Markt abgehalten, aber er war höchst unbedeutend. Er füllte sich erst spät am Tage, und als ich ihn Nachmittags besuchte, bestanden die feilgebotenen Waaren in Baumwolle, einem Artikel, der hier ganz auf Einfuhr beruht, Tabak, Straußeneiern, Käse, Matten, Seilen, Netzen, irdenen Töpfen, Gura's (aus der kleinen Kalabasse, Cucurbita lagenaria und C. ovifera, verfertigte Trinkgefäße), Bukuru's oder Akoschi's (hölzerne Schüsseln), Korio's (größere, geschlossene, aus einer feinen Art Rohr gefertigte Gefäße, die dazu dienen, Flüssigkeiten, namentlich Milch, hineinzuthun); auch sah ich aus feinem Gras geflochtene, ausgerundete Würfelteller, „fefe", die zugleich als Präsentirbretter und Deckel für Schüsseln dienen. Außer-

dem wurden noch eine ansehnliche Menge Gemüse, auch Zwiebeln, und zwei Rinder feilgeboten. Die Zahl der Käufer mochte sich auf hundert Personen belaufen. — Nachmittags tanzten zwei Magosaua, d. i. Heiden, in höchst phantastischem Anzuge vor unseren Zelten den sogenannten „Teufelstanz".

Für den Fortgang unserer Reise war Taghelel aus mehreren Gründen ein wichtiger Punkt. Hier hatten wir Gegenden erreicht, durch die es auch einzelnen Reisenden möglich wird, ihre Straße zu verfolgen; Overweg und ich mußten uns daher wegen des schlechten Zustandes unserer Finanzen hier von Herrn Richardson trennen, damit ein Jeder einzeln versuchen möchte, was er allein in bescheidenster Weise, und ohne Aufsehen zu erregen, ausrichten könne, bis neuer Zuschuß aus der Heimath angekommen wäre.

## Achtes Kapitel.

### Trennung der Reisenden. Tessaua. Katsena. Ankunft in Kano.

Sonnabend der 11. Januar war der bedeutsame Tag, an welchem früherer Verabredung gemäß unsere Reisegesellschaft sich trennen sollte. Richardson wollte geraden Wegs über Sinder nach Kukaua, Overweg nach Gober und Maradi und ich selbst mit der Salzkarawane über Katsena nach Kano gehen. Zur Wiedervereinigung waren dann die ersten Tage Aprils in Kukaua bestimmt.

Herr Richardson befand sich zur Zeit unserer Trennung im Ganzen recht wohl, aber unverkennbare Symptome zeigten, daß der Uebergang von der schönen, stärkenden Luft der Berglandschaft Air zu dem drückend warmen Klima der tiefgelegenen Fruchtländer des Sudans ihn bereits stark angegriffen habe. Vielleicht war es eine unbestimmte Ahnung, allein ich hatte im Augenblick der Trennung nicht den Muth, seiner Fürsorge ein Päckchen Briefe für Europa anzuvertrauen, welches ich eigens zu dem Zwecke gesiegelt hatte, daß er es mit seinen eigenen Depeschen gleich bei seiner Ankunft in Kukaua absende; ich nahm es lieber selbst mit nach Kano, und es kam so jedenfalls viel eher nach Europa, da ich nachher selbst seine Depeschen von Kukaua aus zu entsenden hatte.

Während die Route Overweg's mit der meinigen noch für einige Tage zusammenfiel, sollte ich heute auch Abschied von dem alten Häuptling nehmen, in dessen Händen unser Geschick so lange geruht hatte; wenigstens hieß es so, denn mit einem sehr natürlich scheinenden Zaudern gestand unser schlauer Freund, daß Umstände ihn zwängen, vor der Hand nach Sinder zu gehen, anstatt uns, Overweg und mich, seinem Wunsche gemäß weiter zu begleiten. Wie die Folge zeigte, war dies nur ein fälschliches Vorgeben. Annur übergab mich indessen öffentlich der Fürsorge seines Bruders Eleidji, dem die Führung des Airi nach Kano übertragen war. Glücklicherweise war dies

ein Mann, dessen ganze Erscheinung mir volles Vertrauen einflößte. Er war allem Anschein nach von der Selbstsucht seines Bruders völlig frei und ein zugleich religiöser und doch wohlwollender alter Herr.

Wenn das Geleit dieses Edelherrn für allgemeine Sicherheit die beste Hoffnung erregte, war ich auch noch so glücklich, für meine Privatangelegenheiten einen überaus nützlichen Mann in meine Dienste zu nehmen, wenigstens für die Reise bis Kano. Dies war Gadjere, der Hauptsklave Annur's in Taghelel. Ihn selbst kannte ich damals noch nicht, aber sowohl der kräftige Lastochse, als die kleine Stute, die er besaß, waren mir beide sehr erwünscht; denn mein Kameel war nicht stark genug, all' mein Gepäck fortzuschaffen, und daneben bedurfte ich auch eines Reitthieres für mich selbst. Es ist mir eine angenehme Pflicht, das ausgezeichnete Benehmen Annur's bei dieser Gelegenheit zu erwähnen. Der alte Häuptling rief mich und Gadjere zu sich, beschenkte Letzteren, ausdrücklich meinetwegen, öffentlich vor allen Leuten mit einem rothen Bernus und trug ihm in den ernstesten Ausdrücken auf, mich sicher nach Kano zu geleiten. Ueberhaupt trennte ich mich von unserem alten, ehrenwerthen Freund mit aufrichtigem Bedauern; er hatte uns ein höchst interessantes Beispiel eines gewandten Diplomaten und friedfertigen Herrschers mitten unter gesetzlosen Horden gezeigt und sich im Ganzen brav gegen uns benommen. Als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, saß er wie ein Patriarch in der Mitte seiner Sklaven und freien Untergebenen und theilte Geschenke unter dieselben aus. Da gab es schwarze Gesichtsbinden und Frauengewänder, die bedeutendste Rolle aber spielten Armspangen von Thon, in allerlei Farben glänzend, die aus Aegypten eingeführt und von den Frauen hier zu Lande leidenschaftlich geliebt werden.

Nach einem herzlichen Abschied von Herrn Richardson, der gerade im Begriff stand, sein kleines, sanftes Kameel zu besteigen, verließ ich nach 7 Uhr Morgens unser Lager in Taghelel. Ich fühlte mich im höchsten Grade glücklich und sah mit Zuversicht der Zukunft entgegen. Lag doch das Schwerste hinter mir und vor mir eine unendlich reiche Ausbeute. Auch war ich froh, daß ich einmal wieder zu Pferde saß; denn beim Reiten eines Kameels ist man von den Launen dieser Thiere zu abhängig, um nach Belieben sich umsehen zu können. Dazu kommt nun noch, daß dichte Waldungen, wie wir sie im Sudan finden sollten, das Reisen zu Kameel im höchsten Grade lästig, ja ganz verzweifelt machen.

Alles hatte nun einen freieren, ungezwungeneren Anstrich. War doch nun die Gefahr nicht mehr so groß, daß man stets sich eng zusammenhalten und strenge Ordnung bewahren mußte. So setzten wir uns denn in Bewegung und ließen die Stadt Olaloa im Westen unserer Straße auf einer niedrigen Hügelkette liegen. Eine fast ununterbrochene Tafelfläche breitete sich vor uns aus, bis wir in eine Niederung hinabstiegen. Hier beobachtete ich die ersten regelmäßigen Termitenhügel in dem bekannten hochstrebenden, dem gothischen nicht unähnlichen Baustyle; ihre Höhe betrug etwa 5 Fuß. Wie sehr das fruchtbare Damerghu mitunter auch an Dürre und Wassermangel leiden muß, bewies uns heute die Tränkstätte von Gilmiram. Denn dorthin mußte ich mich mit Gadjere auf einem Seitenwege abseits von der Straße begeben, um unsere Thiere zu tränken, ein Geschäft, welches nun täglich unsere besondere Aufmerksamkeit erforderte. Zwanzig Brunnen, die freilich nur wenige Fuß tief waren, hatten kaum Wasser genug für unsere beiden Thiere. Wie viel Zeit und Mühe mochte es nun kosten, die gesammte Heerde von Pferden und Rindern zu tränken, die gerade aus dem Dorfe herausgetrieben wurde!

Wir eilten dann der Salzkarawane durch dichtes Unterholz nach, in welchem der Kalbo mit seinen großen, trockenen, olivenfarbenen Blättern und den langen, rothbraunen Schoten vorherrschte. Hier hatte ich Gelegenheit, die Rüstigkeit der assbenauischen Laststiere zu bewundern; sie tragen Lasten von mehr als 200 Pfund mit Leichtigkeit, obgleich sie nur von mittlerer Größe sind; sie haben meistens eine braune Farbe und kurze Hörner. Der eigentliche Sudanstier kann sich an Tragfähigkeit nicht mit ihnen messen. So überholten wir bald wieder unsere Gefährten und zogen dann in Gesellschaft des Airi langsam dahin. Es ging eine Weile durch waldige Landschaft, in welcher der Goschi, ein Baum mit eßbarer Frucht, vorwaltet, bis wir in einer ebenfalls dicht bewaldeten Einsenkung lagerten. Mein neuer Gefährte trug durch die in der That wissenschaftliche Sorgfalt, mit welcher er für das Abendfeuer sorgte — in der kalten Jahreszeit ein auch in Central-Afrika nicht unwichtiger Artikel — viel zur Behaglichkeit des Lagers bei. Dazu berichtete er mir denn auch über die verschiedenen von Sinder nach Kano führenden Wege. Es giebt deren vier; der eine führt über Daura (der westlichste), der zweite über Kasaure, der dritte über Garu-n-Gedumia und der vierte über Gummel. Gadjere selbst kannte nur den dritten vollständig, dessen einzelne Stationen er mir angab.

Am anderen Morgen, Sonntag den 12. Januar, eilten wir der Karawane voraus. Es war ein herrlicher Morgen und unser Marsch höchst angenehm. Hohes Gras, „gamba“, bedeckte den Boden und eine Gruppe schöner Bäume, welche einen ausgetrockneten Brunnen umstanden, diente zahlreichen Perlhühnern und Turteltauben zu einem lebensvollen Aufenthalt. Hinter diesem Brunnen wurde die Landschaft offener und nach mehreren Meilen passirten wir den hart an unserem Wege belegenen Teich Kudura; während der Regenzeit ist er von beträchtlicher Größe, jetzt aber war er schon etwas ausgetrocknet und sein Wasser hatte wegen des lehmigen Bodens eine ganz milchige Farbe. — Wir begegneten hier einem Trupp Reisender, deren ganzes Aussehen charakteristisch für den Landstrich war, welchen wir betreten hatten, leichtfertig in ihrem Benehmen und leicht in ihrer Kleidung. Letztere bestand nur in kurzen Hemden, deren Farbe nach schwachen Anzeichen einst dunkelblau gewesen war, und in einem kleinen, wahrhaft diminutiven Strohhut, den sie auf Ein Ohr gedrückt trugen; dem entsprechend war ihr Gepäck: eine kleine Ledertasche mit gestoßener Hirse, einige Kürbisfläschchen mit der beliebten Fura und ein paar Trinkbecher aus demselben zerbrechlichen Stoff. Einer dieser leichten Zugvögel, der sich durch einen ungemein schlanken Wuchs auszeichnete, hatte ein Pferd bei sich; es war aber kaum im Stande, ihn zu tragen, obwohl er selbst dem Thiere an Magerkeit nichts nachgab. Offenbar war es eine geistreiche, wahrscheinlich musikalische Gesellschaft. — Nicht lange nachher wurde das Ufer des Teichs durch die Ankunft eines Zugs Packochsen belebt. Alles dies, so wie ein zweiter kleiner Trupp von Reisenden, der uns am Nachmittag begegnete, ließ uns erkennen, daß wir eine Gegend betreten hatten, in welcher der Verkehr leicht und ununterbrochen ist. Das Land der eigentlichen Karawanen oder Kaflen, „airi“, „karabka“, war hinter uns; wir hatten den Bereich der mehr vereinzelten Reisenden, „fataki“, betreten. Denn wenn auch im Sudan die Unsicherheit der Straßen zuweilen ein größeres Zusammenschaaren der Reisenden erforderlich macht, so hört doch hier das eigentlich Charakteristische der Karawanen, nämlich die feste, alljährlich wiederkehrende, Zeitbestimmung auf. Nur der Handel mit einzelnen, durch die Jahreszeit bedingten, Produkten, wie mit der Guro-Nuß, macht hiervon eine Ausnahme, so wie die alljährliche Araber-Kafla von Kukaua nach Kano, die mehr auf alter Sitte als auf natürlichen Bedingungen zu beruhen scheint. Allerdings giebt es auch im Sudan überaus unsichere Wegstrecken, besonders in

den Grenzlandschaften, und da vereinigen sich natürlich größere Gesellschaften.

Wir rasteten an dem Teich, bis der Airi herankam, und zogen dann langsam mit ihm weiter; das dichte Unterholz machte eine schnelle Bewegung der Kameele unmöglich. — Als wir eben im Begriff waren, an einer mitten im Walde gelegenen und Am-ssu-ssu genannten Stelle unsere Zelte aufzuschlagen, stürmte ein Trupp von 16 Reitern heran, alle nach Tuareg-Art als „Verhüllte“ gekleidet. Ihr weniger muskulöser Körperbau und die größere Mannichfaltigkeit ihrer Kleidung ließ jedoch deutlich ihre Vermischung mit dem Haussa-Volk erkennen; es stellte sich auch bald heraus, daß sie alle jenem eigenthümlichen Mischlingsstamme der Busaue angehörten, die hier überall zerstreut sind und der Bevölkerung eine ansehnliche Beimischung von Berberblut geben. Die Reiter waren auf einem Raubzuge gegen die Fellani begriffen. — In geringer Entfernung östlich von unserem Lager befand sich ein großer Teich, der den Namen Taghelel führte; es ist dies eine sehr allgemeine Ortsbenennung, welche ihren Ursprung wahrscheinlich von einem Baum hat, den ich später öfter erwähnen werde.

Als wir am Morgen des 13. Januar aufbrachen, war der Himmel mit schwarzem Gewölk so dicht überzogen, daß die Sonne erst durchbrach, nachdem wir vier bis fünf Meilen zurückgelegt hatten. Um diese Zeit kamen wir an einem Tamarindenbaum — „tsamia“ — vorüber, dem ersten ganz ausgewachsenen Exemplar dieses schönen, majestätischen Baumes, das mir vorgekommen war. Beim Anblick dieses Baumes mit seiner dichten, schön abgerundeten Laubmasse, oft von 80 Fuß Durchmesser, die sich fast in gleichmäßiger Linie bis wenige Fuß über den Boden herabsenkt, kann man in der That sagen, daß man die Kühle seines Schattens fühlt. Nichts ist wunderbarer in dieser heißen Zone, als der Gegensatz der Temperatur unter diesem köstlichen, von der Natur ausgespannten Ruhezelt mit der heißen Gluth rings umher.

Der heutige Tag war noch durch zwei andere neue Erscheinungen aus dem Reich der Pflanzen und ihrer Kultur ausgezeichnet; denn ich erblickte noch den ersten Tulpenbaum und die ersten Baumwollenfelder. Jener war eben in voller Blüthe und die Blume in der herrlichsten Farbenpracht, während nicht ein einziges Blatt den Baum schmückte. Die Baumwollenfelder eröffneten einen ganz neuen Blick in die Betriebsamkeit der Eingebornen und verliehen der Gegend

dadurch einen heiteren Schmuck, daß sie die Einförmigkeit der Kornfelder unterbrachen; hierzu kommt, daß die Stauden fast jederzeit Blätter haben und daß einige stets im Zustand der Reife, andere in der Blüthe sind. Leider waren nur die jungen Anpflanzungen mit Sorgfalt gepflegt.

Am anderen Morgen, den 14. Januar, erreichten wir bald ein Dorf Namens Babei. Die Frauen kamen heraus, um uns Erdmandeln, „godjia“, und „dakkua“ zum Verkauf anzubieten; letzteres ist ein in verschiedenen Gegenden verschieden zubereiteter trockener Teig oder Konfekt, hier aus gestoßener Negerhirse mit Datteln und einer enormen Zuthat von Pfeffer bestehend; anderwärts besteht er aus gestoßenem Reis und Honig. Die nett eingezäunten Felder des aus leichten Hütten erbauten Dorfes lagen um einen 20 Faden tiefen Brunnen. Hier waren die Leute gerade mit Wasserziehen beschäftigt, wie denn die Brunnen hier zu Lande überhaupt zu gewissen Tageszeiten den Mittelpunkt des Lebens bilden. Die Mühe, das Wasser für den täglichen Bedarf aus diesen Tiefen hervorzuziehen, ist oft so groß, daß diese Arbeit die größere Hälfte der Bewohner eines Ortes den halben Tag beschäftigt. Es gilt dies zum Glück nur von einer Jahreszeit, wo sie außer etwas Baumwollweberei keine andere Beschäftigung haben; denn zur Zeit der Feldarbeiten findet man Wasser überall.

Es war nahe beim Dorfe Tschirak, wo Overweg sich von mir trennte. Er hatte sich nämlich entschlossen, geraden Wegs nach Tessaua zu gehen, um seine beabsichtigte Reise nach Gober und Maradi auszuführen. Es war dies ein rüstiger, kühner Anfang seines Unternehmens, da er Niemanden von Annur's Leuten bei sich hatte, die nöthigenfalls zu seinem Schutz hätten auftreten können. Dr. Overweg erfreute sich damals eines ungeschwächten Wohlseins und war voll Begeisterung, sich dem Studium der neuen Welt, welche sich vor uns aufthat, zu widmen. So schieden wir unter gegenseitigen herzlichen Glückwünschen; wir ahnten nämlich nicht, daß die Umstände uns zwingen würden, noch eine Zusammenkunft in Tessaua zu halten. Meinen Weg allein fortsetzend, schloß ich mich nun um so enger an meinen mittheilsamen schwarzen Freund Gadjere an. Allerdings hatte ich auch Manches zu erdulden, wenn er mitunter in etwas roher, jedoch gutmüthiger Weise über den Fremden, der Alles wissen wollte, gegen seine Kameraden spottete; aber ich zog großen Nutzen aus seinen Bemerkungen. So machte er mich, während wir an den beiden Dörfern Bagangare und Tangonda vorüber kamen, auf mehrere neue

Arten Bäume aufmerksam. Es waren der Bauschi, der Karammia und die Gonda; letztere ist die Carica Papaya. In dieser Landschaft ist der Baum noch selten, weiter südlich im Negerland aber, bis zum Benue, kommt er häufiger, wenn auch stets etwas vereinzelt, vor und macht nie den Eindruck eines einheimischen Baumes. Die sehr wohlschmeckende melonenartige Frucht, weshalb ihn Einige auch den Melonenbaum nennen, lernte ich erst in Katsena kennen.

Die Landschaft hatte einen höchst interessanten und heiteren Charakter; Dörfer und Kornfelder lösten einander ab und waren auf kurze Strecken von dichtem Unterholz unterbrochen; der Boden leicht gewellt, bisweilen fast hügelig. Zahlreiche Heerden schönen Rindviehs belebten die abgeernteten Felder und auch an anderer interessanter Staffage mangelte es nicht. So zog eine lange Reihe von Männern an uns vorüber, deren Jeder einen großen Korb auf dem Kopfe trug, welcher mit den Früchten der „Goreba“ oder Dumpalme (Cucifera oder Hyphaene Thebaica) gefüllt war — in vielen Landschaften des Sudans ein höchst wichtiges Nahrungsmittel und eine angenehme Würze für viele Gerichte.

Diese Palme trat nun recht zahlreich auf und belebte besonders die Stoppelfelder östlich vom Dorfe Gosenakko, wo die Karawane ein Lager bezog, und zwar war dies nicht, wie gewöhnlich, eine einnächtliche Lagerstätte, sondern man richtete sich zu einem Aufenthalt von mehreren Tagen behaglich ein. Ich selbst begab mich bei unserer Ankunft mit Gadjere in's Dorf hinein, um mein Pferd zu tränken und zugleich den Ort in Augenschein zu nehmen. Er ist von beträchtlicher Größe und besteht aus einem inneren, mit einem dichten Verhau starker Baumstämme umgebenen, Theil und mehreren rings umher liegenden offenen Vorstädten. Es war noch früh am Nachmittag, der Brunnen daher noch nicht besucht und ganz zu unserer Verfügung, während ich später das Wasser bezahlen mußte. — Während der heißen Mittagsstunden sind weder Dörfer noch Städte in diesen Gegenden sehr belebt, außer wo ein Markt gehalten wird. Bald regte es sich aber auch im Lager; eine große Anzahl Weiber begannen alle Arten von Delikatessen mit lautem, marktschreierischem Rufen feilzubieten, und bis zum Abend erschallte diese unharmonische Jahrmarktssymphonie, zu der die Worte „nono“ (saure Milch), „mai“ (Butter), „dodoa“ (die oben erwähnten vegetabilischen Kuchen), „kuka“ (die jungen Blätter der Adansonia digitata, aus welchen eine Brühe gekocht wird, die man zum Fleisch und

dem „tuo“ genießt) und „ḥaro da daria“ den Refrain bildeten. Die letzteren Worte sind für die heitere Gemüthsart des Haussa-Volkes sehr bezeichnend und bedeuten wörtlich „der lachende Junge“ oder „der Junge zum Lachen“; es ist dies der Name, welchen man hier der süßen Erdmandel gibt, die, leicht in Asche geröstet, allerdings eine der einfachsten, aber besten Delikatessen des Landes ist. Die gewöhnliche Nahrung der Eingebornen des Sudans, „tuo“, ein warmer Teig oder Pudding aus Hirse („gero“, Pennisetum typhoïdeum), ward nicht feilgeboten, da die Kel-owi von Assben sich nichts daraus machen, dagegen ihr Hirsenwasser, „fura“, d. h. einen einfachen Aufguß auf nur wenig im Mörser gestampfte rohe Hirse, vor Allem lieben. Allerdings würzen sie dieses Getränk mit vorzüglichem Ziegenkäse, der in ihrer kühleren Heimath freilich eine verdaulichere Speise bildet, als in den heißen Landschaften des Sudans.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes im Lager bei Gosenakko vereinigten sich mehrere zurückgebliebene Abtheilungen des Airi wieder mit uns, so daß Alles Leben und Regsamkeit war. Auch ich konnte an diesem Abend mit meinem Loose zufrieden sein; denn ich war nach vieler Mühe so glücklich gewesen, ein paar Hühner aufzutreiben (der Spruch der arabischen Handelsleute für Damerghu: „ein Huhn für eine Nadel“, hatte leider sowohl dort als hier seine Gültigkeit verloren), die mir ein glänzendes Abendbrod gewährten, während ein Maimolo mit einer eintönigen, aber gefühlvollen Melodie auf seinem dreisaitigen Instrument, begleitet von einem Gesang zu meinem Lobe, mich unterhielt.

Ich hatte beschlossen, den hiesigen Aufenthalt dazu zu benutzen, einen Ausflug nach dem nur wenige Meilen entfernten Tessaua zu machen, und hierfür den 15. Januar bestimmt. Am früheſten Morgen dieses Tags aber wurde ich durch die Ankunft Farredji's, eines Dieners des Kel-owi-Häuptlings Lu-ssu, mit drei Bornu-Reitern überrascht. Sie brachten Briefe von Letzterem und vom Scherif-el-Fa-ssi, dem Agenten des Veziers des Scheichs von Bornu, an Eleidji, den Häuptling unserer Karawane, worin demselben aufgetragen wurde, Overweg und mich selbst gegen unseren Willen nach Sinder zu senden. Als Vorwand diente die falsche Angabe, es sei ein Brief vom Konsul in Tripoli eingelaufen, der uns anbeföhle, in Bornu zu bleiben, bis weitere Maaßregeln in Bezug auf unsere jüngsten Verluste getroffen wären. Daß dies eitel Lüge sei, wußte Eleidji sehr wohl, und erklärte deßhalb, er würde uns nicht zwingen etwas

gegen unseren Willen zu thun. Auch an Annur hatten die Boten einen Brief. Ich eilte nun um so mehr, nach Tessaua zu gehen, weil ich dort Herrn Overweg zu finden hoffte, und brach so zeitig als möglich auf.

Die ersten drei Meilen Wegs führten durch unangebautes Land, das sich auch westlich von Gosenakko erstreckte, und durch eine Wildniß, in der „dummia" und „gera=ssa" die vorherrschenden Bäume waren. Nach ferneren zwei Meilen erreichten wir die Vorstädte von Tessaua, und am äußeren Stadtgraben, welcher rings um den Verhau des inneren Platzes läuft, hingehend, suchten wir die Wohnung des reichen eingebornen Häuptlings Al Wali, unter dessen besonderen Schutz Herr Overweg sich begeben hatte.

Die Wohnung des ersten Europäers und Deutschen, der je Tessaua besucht hatte, war zwar eng, aber doch sehr behaglich. Sie bestand aus einem durch Matten abgeschlossenen Hofraum; am Eingang rechts erhob sich der Glanzpunkt der ganzen Wohnung, eine geräumige, aus Baumstämmen und Matten erbaute Schattenhalle, jenem gerade gegenüber die eigentliche Hütte. Diese hielt etwa 10 Fuß im Durchmesser; die Mauern waren aus Lehm — „bango" —, das Dach von dem gewöhnlichen Rohrwerk erbaut. Der innere Raum war durch eine schräg hindurchlaufende Scheidewand in häuslicher Weise abgeschlossen. Herr Overweg war nicht wenig über die Nachricht, die ich brachte, erstaunt. Wir schickten sogleich zu dem Ghadamser Kaufmann El Wachschi, mit welchem wir im Lager zu Ofayet befreundet worden waren, um dessen Meinung zu hören. Er gab uns den bestimmten Rath, nicht nach Sinder zu gehen, und vertheidigte diesen auch später in einem heftigen Streit gegen Farredji selbst und dessen Freunde Manso und Al Wali. Möglich war es, daß der Scheich von Bornu und sein Vezier den Schritt gutgeheißen und den Agenten des Letzteren in Sinder instruirt hatten, uns abzuhalten, nach Kano zu gehen, einem Orte, auf den sie längst feindliche Absichten hatten; denn sie konnten seit längerer Zeit von unserem Vorhaben, den großen Handelsplatz zu besuchen, gehört haben. Indessen war es nicht unwahrscheinlich, daß Lu=ssu, eifersüchtig auf Annur's Einfluß auf uns, etwas mit der Sache zu thun hatte. Es war aber unbedingt nothwendig, daß wenigstens Ein Mitglied unserer Reisegesellschaft nach Kano ging, weil Herr Overweg und ich sowohl wie Herr Richardson eine beträchtliche Schuld dort abzutragen hatten.

Während wir noch beriethen, wurde gemeldet, daß unser alter

Beschützer Annur selbst angekommen sei. Ich entschloß mich, ihn sofort auf seinem kleinen, wenig mehr als eine Meile nordöstlich von der Stadt gelegenen Gute Natschira aufzusuchen. Ich erreichte bald die in einer offenen Landschaft gelegene Hüttengruppe, in welcher der Häuptling weilte. Unter einem weit zur Erde herabreichenden konischen Schattendach lag der Gefürchtete in der Mitte seiner Diener. Er war in vollständigem Negligé, nur mit Beinkleidern angethan, das Hemd, zu einer Art Kissen zusammengerollt, als Stütze unter dem linken Arm. Er schien nicht in der besten Laune zu sein, nicht einmal ein Trunk Wasser, geschweige denn eine Schale kühlender Fura ward mir geboten, obgleich es gerade die heißeste Tageszeit war. Mehr als sein kaltes, ungastfreundliches Wesen setzte es mich in Erstaunen, aus seinem eigenen Munde zu hören, daß er gar nicht in Sinder gewesen sei, wohin er nach unserer Meinung dem Herrn Richardson das Geleit gegeben hatte, sondern daß er direkt von Tagheleł komme. Den für ihn bestimmten Brief von dort hatte er noch nicht bekommen, wußte also noch nichts von der uns betreffenden Sendung.

Um der übeln Laune des Häuptlings auszuweichen, trieb ich mich mit Gadjere auf dem Gute umher. Es erwies sich von leidlicher Ausdehnung. Die Ortschaft bestand aus zerstreut liegenden Hütten, deren Bewohner sämmtlich Angehörige und größtentheils Sklaven Annur's waren und in ziemlich behaglichen, wohlhabenden Umständen zu leben schienen. Ich überzeugte mich hier abermals, daß die Tuareg und namentlich die Kel-owi die Sklaven mit seltenen Ausnahmen nicht allein menschlich, sondern sogar mit der größten Schonung und Freundlichkeit behandeln; auch schienen sie mehr, als es im eigentlichen Sudan der Fall ist, das Familienleben der Sklaven zu begünstigen.

Als ich von meiner Streiferei nach dem Herrngehöft zurückkehrte, fand ich Overweg daselbst. Annur hatte mittlerweile das von Sinder gebrachte Schreiben erhalten, und obwohl weder er selbst noch irgend einer seiner Leute lesen konnte, war ihm doch der Inhalt schon bekannt geworden; er mißbilligte ihn entschieden und bedeutete uns, zu handeln, wie wir selbst es für das Beste hielten. So kehrte ich denn mit meinem Landsmann nach der Stadt zurück, verweilte noch eine Zeit lang bei ihm und langte gegen Abend in unserem Lager wieder an. Ich war so wohl vorbereitet auf ein gutes Abendessen, daß ich nicht umhin konnte, den gewöhnlichen Gruß „ina labari“, „was für Neuigkeiten?“, in „ina labari-n-tokonia“ oder „was giebt's

Neues im Kochtopf?“ zur großen Erheiterung unserer Nachbarn zu paraphrasiren. Nichts wird den einzelnen Reisenden in diesen Gegenden besser schützen, als ein gemüthliches Eingehen auf die Sitten der Eingebornen.

Ich war mit meinem heutigen Ausflug sehr zufrieden. Tessaua war der erste größere Ort des eigentlichen Negerlandes, den ich gesehen, und er hatte bei mir einen sehr heiteren Eindruck hinterlassen. Ueberall waren mir die unverkennbarsten Beweise einer behaglichen, sorgenlosen Lebensweise der Eingebornen vor die Augen getreten; ihre Wohnungen waren geeignet, sich mit den häuslichen Bedürfnissen, so weit sie hier empfunden wurden, bequem auszudehnen; dabei waren Hofraum und Hütte ganz dazu gemacht, die Vertraulichkeit des Lebens zu fördern. Die ganze Wohnung war überdies von weitspannenden Bäumen beschattet und von zahlreichen Kindern, Ziegen, Hühnern und Tauben in gemüthlicher Unordnung belebt. Zu dieser lebendigen Staffage kam bei größerem Wohlstand wohl noch ein Pferd oder Packochse hinzu.

Mit dieser Behaglichkeit der Wohnungen ist der Charakter der Bevölkerung selbst in vollständiger Uebereinstimmung: ein heiteres Temperament, welches das Leben freudig genießt, eine sanfte Zuneigung zum weiblichen Geschlecht und Lust zu Gesang und Tanz, Alles aber ohne widerlichen Exzeß. Jedermann findet hier sein größtes Glück in einer hübschen Genossin, und sobald es die Umstände erlauben, fügt er der älteren eine jüngere Lebensgefährtin hinzu oder giebt auch wohl der früheren einen Scheidebrief. Nur die Reichsten haben mehr als zwei Frauen zur Zeit, der größte Theil der Bevölkerung nur eine einzige. Trotzdem, daß viele Einwohner noch dem Heidenthum angehören und berauschende Getränke nicht so streng verpönt sind, genießen sie ihre aus Sorghum bereitete „gia“ mit Maaß, und Trunkenheit kommt so gut wie nie vor.

Die Kleidung der Eingebornen ist höchst einfach. Ein weites Hemd, meist von dunkler Farbe, und Beinkleider, die jedoch bei längeren Märschen ausgezogen werden und als Schnappsack dienen, genügen für den Mann; dabei ist der Kopf gewöhnlich mit einer leichten, ziemlich weiten Kappe aus Baumwollenzeug bedeckt, die, nachlässig aufgesetzt, allerlei Gestalten annimmt. Andere, besonders Handelsleute und Mallems, tragen die kleine, eng anschließende, grüne Tuchkappe, die ihrer beiden Ohrlappen wegen Löwenmaul, „baki-n-saki“, genannt wird. Nur Wohlhabende können sich eine „senne“

zulegen, die in Gestalt und der Weise, sie zu tragen, ganz dem schottischen Plaid entspricht und aus dickeren, verschieden gestreiften Stoffen besteht. Hübsche Sandalen, einige kleine rothe Ledertaschen, meist an einer Schnur um den Hals hängend, ein Armmesser und einige kleinere Instrumente vollenden den Anzug.

Die Frauen sind leidlich hübsch und haben, so lange sie jung sind, einnehmende, regelmäßige Züge; ihre Körperformen sind von mäßiger Fülle, und schwere häusliche Arbeit macht sie früh altern. Ein großes dunkelfarbiges Baumwollentuch, die „turkedi", bildet fast die einzige durchgängige Tracht der Frauen; es wird bei Unverheiratheten unter, bei Matronen über der Brust befestigt. Auf das Haar verwenden sie wenig Sorgfalt und ihr Schmuck beschränkt sich meist auf einige Reihen Glasperlen um den Hals. — Die auch hier in ziemlicher Anzahl in der Stadt lebenden Busaue unterscheiden sich in ihrer Kleidung namentlich durch den Gesichtsshawl und die Art, wie sie ihre Haare tragen, die entweder kranzförmig um die Krone des Kopfes oder in einem langen Büschel stehen bleiben. Die heidnischen Einwohner tragen meist nur einen Lederschurz; nur jüngere Kinder sind gänzlich nackt. So ist denn also auch schon hier ein gewisser Grad von Civilisation eingedrungen.

Die Stadt, deren Bevölkerung sicherlich 10,000 Seelen beträgt, bietet das Bild eines regen Lebens und ihr Markt vermittelt einen recht lebhaften Handelsverkehr. Ich sah auf demselben eine große Anzahl Rinder und einige Kameele zum Verkauf ausgestellt; Lebensmittel bildeten den Hauptartikel, werthvolle Gegenstände aber sah ich gar nicht. Ich füge hier noch einige Angaben über die Einkünfte und die Gewalt des Fürsten von Tessaua hinzu, welche ich Gadjere verdanke. Jedes Familienhaupt seines Gebietes zahlt ihm 3000 Kurdi Kopfsteuer, „kurdi-n-kai"; außerdem giebt es mehrere Grade von Geldstrafen, „kurdi-n-laefi". Zum Beispiel für einem Anderen zugetheilte Prügel, höchst wahrscheinlich ziemlich derbe, hat man 10,000 Kurdi zu bezahlen; ein außereheliches Kind gezeugt zu haben, kostet 100,000 Kurdi. Die Höhe dieser Summe, für die Verhältnisse des Landes äußerst beträchtlich, ist wohl sicherlich ein Beweis dafür, wie sehr selten so etwas hier vorkommt. Im Falle eines vorbedachten Mordes verfällt das ganze Vermögen des Mörders dem Fürsten. Dieser hat über Leben und Tod zu gebieten, und von seiner Entscheidung gilt auch keine Berufung an den Beherrscher von Maradi; dagegen ist bei Maaßregeln von Wichtigkeit seine Gewalt durch eine Art Mini-

sterium beschränkt. Jedes der ihm untergebenen Dörfer hat seinen Schulzen, welcher kleine Sachen selbst entscheidet und für die Steuer seines Bezirks verantwortlich ist. — Alles in Allem genommen, könnte das kleine Gebiet von Tessaua ein sehr glückliches Ländchen sein, wenn die Bewohner nicht fortwährend Raubzügen ausgesetzt wären.

Da wir Donnerstag den 16. Januar noch liegen blieben, nahm ich den Brief von des Veziers Hadj Beschir Agenten in Sinder noch einmal vor und setzte mich dann hin, ihm eine seiner Anmaßung entsprechende Antwort zu schreiben. Ich versicherte ihn darin, daß ich auf's Höchste begierig sei, sowohl dem Sohne Mohammed el Kanemi's als seinem aufgeklärten Vezier meine Aufwartung zu machen; jedoch würde ich erst meine Geschäfte in Kano besorgen und sei fest entschlossen, meinen Plan ohne seine Zwischenkunft auszuführen, da ich nicht die geringste Neigung habe, ihm selbst einen Besuch abzustatten. Dieser Brief wurde für mich in der Folge von großer Wichtigkeit, da Scherif-el-Fa-ssi ihn sofort nach Kukaua sandte und er dort beim Scheich und seinem Vezier dazu diente, mich sogleich einzuführen. Augenblicklich aber war es nicht ohne Schwierigkeit, die Antwort mit den kriegerischen Boten, welche die Briefe gebracht hatten, abzusenden. Sie schwuren, nicht ohne uns zurückkehren zu dürfen, und nur die energischsten Erklärungen Annur's, der in unser Lager gekommen war, uns gegen Jedermann vertheidigen zu wollen, und ein Geschenk von mir von zwei Mithkalen für Jeden vermochten sie endlich, mürrisch abzuziehen. So verpflichtete uns der alte energische, geradsinnige, aber geizige Häuptling abermals zu großem Dank.

Am anderen Tage, den 17. Januar, begab ich mich nochmals nach Tessaua und stattete dann in Overweg's Gesellschaft unserem Freunde El Wachschi einen Besuch ab. Wir fanden ihn bei der langweiligen und zeitraubenden, mit allen Handelsgeschäften in diesen Ländern verbundenen Arbeit des Muschelzählens. Denn in allen diesen Binnenlandschaften sind die als Geld kursirenden Muscheln, Cypraea moneta, nicht, wie an der Westküste, in Schnüren von je 100 aufgereiht, sondern müssen einzeln gezählt werden. Die allgemein gebräuchliche Weise hierbei ist, je fünf und fünf zusammen abzuzählen und so Haufen von 200 und 1000 zu bilden. Nachdem unser Freund endlich mit Hülfe von fünf oder sechs Gehülfen das wahrhaft heroische Werk, 500,000 Muscheln in dieser Weise zu zählen, vollendet hatte, statteten wir dem kranken Fürsten Masauadji einen Besuch ab. Hierauf be-

suchten wir noch den hier ansässigen „Busu“ oder Tuareg-Mischling Amankei, jenem im Tagebuche des Herrn Richardson, so wie in dem meinigen öfter erwähnten nützlichen Burschen, der in unseren Diensten gestanden hatte. Auch sein Haus war von der oben beschriebenen Art, nur war das Innere des Hofraums den profanen Augen des Fremden gänzlich entzogen. Wir machten Jedem seiner Angehörigen ein kleines Geschenk und wurden mit einem Trunk Fura bewirthet. — Nachmittags streiften wir eine lange Zeit auf dem Markte umher, der an diesem Tage nicht so stark besucht war, als da ich ihn zum ersten Male sah. Hier erblickte und kostete ich zuerst das aus der Frucht des Magariabaumes gebackene, etwas fade Brod „tuo-n-magaria“. Ein Gegenstand nicht geringen Erstaunens aber waren für mich ganze Schüsseln voll gerösteter Heuschrecken, „fara“, die besonders bei mißrathener Kornernte einen großen Theil der Nahrung der Eingebornen ausmachen. Die hierzu benutzte Art ist die größere von etwa zwei Zoll Länge und liefert ein ganz schmackhaftes Gericht. Die Mitte des Marktplatzes war von kleinen erhöhten Feuerstellen, „maidessa“, eingenommen, wo kleine Stückchen Fleisch, auf Stöcke gespießt, geschmort und für eine einzelne Muschel, „uri“, verkauft wurden. Nicht geringen Spaß machte es uns, das rothe Tuch, welches aus meinem Ballen im Thale Afis gestohlen worden war, hier zum Verkauf ausgeboten zu sehen.

Der interessanteste Platz in der Stadt aber war die Färberei, „marina“; denn ich glaube, daß diejenige, die wir in Augenschein nahmen, die einzige im ganzen Orte war. Sie bestand in einer etwa 3 Fuß erhöhten Plattform aus Lehm, welche 14 Löcher oder Töpfe hatte, in welchen eine Mischung von Indigo, den Blättern der Tephrosia toxicaria, bereitet wird; hierin bleiben die Gewänder Einen bis vierzehn Tage liegen, je nachdem sie eine mehr oder weniger gesättigte Färbung erhalten sollen. Es sind in der That diese Färbereien, welche manchen Gegenden des Sudans einen gewissen Anstrich von Civilisation geben und an welche sich sehr interessante Fragen knüpfen. Denn dieser jetzt so ausgebreitete, das ganze Volksleben durchdringende Industriezweig ist entschieden erst seit dem sechzehnten Jahrhundert erwacht, erst nach der Zeit, als Leo Africanus diese Gegenden beschrieb. Wer hat denn diese Afrikaner gelehrt, ihren schönen, wenn auch nur aus schmalen Streifen bestehenden, Baumwollengeweben jene ausgezeichnete Färbung zu geben, die, wenn sie Dauerhaftigkeit besäße, den schönsten europäischen Erzeugnissen der Art nichts nachgeben würde?

Am Abend in's Lager bei Gosenakko zurückgekehrt, vernahm ich zu meiner großen Freude, daß wir am andern Morgen (den 19. Januar) unseren Marsch fortsetzen würden, und wirklich ward er auch mit ungewöhnlicher Rüstigkeit angetreten, da alle Thiere wohl ausgeruht waren. Tamarinden bildeten den ganzen Weg entlang den schönsten Schmuck der Gegend. Sie ward bei dem ansehnlichen Dorfe Kalgo, etwa 5 Meilen von unserem Lagerplatze, hügelig, indessen nur auf eine kurze Strecke. Einige Meilen weiter änderte sich dann plötzlich der Charakter der Landschaft, indem wieder dichte Gruppen von Dumpalmen (Hyphaena cucifera) auftraten und ihre vieldurchwundenen Fächerkronen malerisch in luftiger Höhe ausbreiteten. Mehr aber als diese schlanken, gabelförmigen Fächerpalmen erfreute mich der Anblick der „Bore"- oder „Ba-ure-Bäume", die wir bald nach Mittag antrafen. Sie erinnerten mich nämlich lebhaft an ein Exemplar, welches im Alpenlande der Wüste, im Thal Borh-el, durch seinen besonders üppigen Wuchs einen dauernden Eindruck auf mich gemacht hatte und auch in der That seine Stammesgenossen hier im fruchtbaren Negerland beträchtlich an Höhe übertraf.

Bald darauf erreichten wir die „faddama" oder das Waldthal von Gasaua, und indem wir die in dichter Holzung versteckte Stadt zur Rechten ließen, lagerten wir eine kleine Strecke weiterhin auf einem freien Platze, der sich bald mit Hökern und Kleinhändlern füllte. Unter den Besuchen, die mir unterdessen zu Theil wurden, war der eines eingebornen Mallem aus der Stadt der angenehmste; anständig und bescheiden in seinem Benehmen, war er ein interessantes Beispiel dieser kleinen afrikanischen Gelehrten oder vielmehr Schulmeister, deren Wissen, außer einer oft anziehenden Kenntniß ihres kleinen Weltkreises, sich gewöhnlich auf das arabische A-B-C und einige kleine Sprüche aus dem Kuran beschränkt.

Um Sonnenuntergang kam der „Sserki-n-turaua" oder Konsul der Weißen aus der Stadt, um Eleidji seine Aufwartung zu machen. Er war reich und höchst malerisch gekleidet, in grün und weiß gestreifter Tobe, weiten Beinkleidern von der beliebten gesprenkelten Farbe des Perlhuhns und mit grüner Seidenstickerei geziert. Sein Schwert war an dicken Schnüren von rother Seide mit ungeheuren Quasten über die rechte Schulter geschlungen. Darüber trug er einen feuerrothen Bernus, während rund um seine rothe Mütze ein roth und weißer Turban kreuzweis auf sehr zierliche und sorgfältige Art gewunden war. Dabei ritt er ein recht stattliches, wohlgenährtes

Roß, dessen Kopf und Hals in sehr phantastischer Weise mit einem Ueberfluß von Quasten, Schellen und kleinen, Talismane enthaltenden Ledertäschchen geziert waren. Unter dem Sattel sah man eine Schabracke liegen, welche aus kleinen dreieckigen Stückchen aller möglichen Farben bestand. Dieser gezierte afrikanische Stutzer empfing mich, als Eleidji mich ihm vorstellte, mit einem Schwall der wohlgefälligsten Komplimente, die er mit dem schönsten und süßesten Accent, dessen die Haussa-Sprache fähig ist, vorbrachte. Er hatte gewünscht, ein Geschenk als Passagegeld für den Statthalter von mir zu erpressen, Eleidji jedoch hatte sein Ansinnen zurückgewiesen; er mußte sich begnügen, mich ihm vorgestellt zu sehen. Dafür bat sich mein ehrlicher Freund und Beschützer in sehr naiver Weise später eine Tasse Kaffee von mir aus. Kaffee ist für diese Leute ein Hochgenuß, den sie nicht oft haben, und für Solche, die wie Eleidji die Pilgerfahrt gemacht haben, ist dies Getränk zugleich eine Reminiscenz ihres Verweilens in arabischer Kultur. Es war dies das einzige Mal, daß Eleidji sich etwas von mir erbat. Der arme alte Mann kam drei Jahre später (1854) in der Mitte eben der Wildniß zwischen hier und Katsena um, als er, sich allein überlassen, den engen Waldpfad verloren hatte. Er hat bei mir ein höchst freundliches, dauerndes Andenken hinterlassen. Ich sehe noch immer seine hohe, etwas gebeugte Gestalt, wie er, auf seinem schlanken weißen Meheri reitend, sich unterwegs eifrig nach den Grundsätzen unseres Glaubens erkundigte. Wenn er seinem Bruder an Energie und Scharfsinn nicht gleichkam, so übertraf er ihn bei weitem an Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit und war ohne Zweifel unter den Kel-owi der ehrenwertheste und religiöseste Mann.

Am Abend unterhielt mich Gadjere mit der Erzählung einer neuntägigen Belagerung und Bestürmung, welche die kriegerischen Bewohner Gasaua's vor zwei Jahren gegen eine ganze Armee Bello's ausgehalten hätten. Dieser unternehmende, aber im Ganzen wenig erfolgreiche Pullo-Herrscher zog damals heran, um die unabhängigen Heiden zu unterdrücken, mußte sich aber mit Schanden zurückziehen; es waren namentlich die Pfeilschützen von Gasaua, welche den Rückzug erzwangen.

Wir blieben auch den 20. Januar bei Gasaua gelagert, und so hatte ich Gelegenheit, Nachrichten verschiedener Art über die eben betretene Landschaft einzusammeln. Einer meiner Berichterstatter war ein Haussklave Annur's, Namens Maadi, aus Bornu gebürtig, der früher drei Jahre unter den Yedina, den Seeräubern des Tsad,

von den Umwohnern Budduma genannt, in der Sklaverei gelebt hatte. Obgleich er durch jene räuberischen Insulaner seine Freiheit verloren, war er doch ein großer Bewunderer und aufrichtiger Vertheidiger ihres Nationalcharakters; er stellte sie als ein braves, ritterliches Volk dar. Sie seien, wenn auch nur zum kleinen Theil zum Islam übergetreten, doch ein frommes, gottesfürchtiges Geschlecht und weder Diebstahl noch Betrug falle in ihrem Verkehr unter einander vor. — Nach den Mittheilungen Gadjere's und Anderer konnte ich eine Liste der um Gasaua liegenden Orte anfertigen. Während man mir achtzehn auf der Ostseite der Stadt gelegene Plätze nannte, wurde auf der Westseite, welche den Einfällen der Fellani mehr ausgesetzt ist, nur Ein namhafter Ort bezeichnet, Tindukku, dessen Name seine nahen Beziehungen zu dem Berberstamme klar anzudeuten scheint. Alle diese Orte sollen Raffa, dem „baba" — dem Großen oder Häuptling — von Gasaua untergeben sein, der selbst wieder in einer gewissen Lehensabhängigkeit vom Beherrscher Maradi's steht.

Im Laufe des Vormittags hatten wir eine sehr interessante Erscheinung im Lager, welche den nimmer ruhenden Kampf in diesen Ländern wohl bezeichnete. Ein Trupp von ungefähr 40 Reitern, meist wohlberitten, von dem Sserki-n-Gumda angeführt, zog durch die Reihen des Lagers. Sie waren von einer Anzahl schlanker und wohlgebauter Bogenschützen gefolgt, die außer einem Lederschurz unbekleidet waren. Es war eine rüstige Heerschaar, und wenn auch im Allgemeinen in ganz Central-Afrika kriegerischer Muth nicht eben die glänzendste Eigenschaft der Eingebornen ist, so gehören doch diese Grenzbewohner sicherlich zu den muthigsten Streitern. Der Reitertrupp war auf dem Wege, sich dem räuberischen Einfalle des Fürsten von Maradi in das Gebiet der Fellani anzuschließen. Wie das ganze Leben in diesen Gegenden ein wundersames Gewirr der widersprechendsten Bestrebungen ist, ein Gemisch der äußersten Barbarei und einer gewissen Gesittung, so bot sich auch hier zur selben Zeit ein Schauspiel ganz anderer Art unseren Augen dar. Es war die Ankunft der Natronkarawane des Hadj Al Wali auf ihrem Wege vom Tsad nach Nupe oder, wie die Haussa sagen, Nyffi am unteren Lauf des Niger. Sie marschirte in feierlichem Aufzug, von zwei Trommeln begleitet, einher, ein gefälliges Bild des lebhaften und gemüthlichen Charakters des Haussa-Volkes. So in die verschiedenen Seiten des Lebens dieser Landschaft eingeführt, machte ich mich auf, das Innere der Stadt zu besuchen.

Gasaua oder Gesaua ist als der südlichste Ort der Maradi=Gober=Bundesgenossenschaft den steten Angriffen der zum Islam übergetretenen Fellani völlig bloßgestellt. Diese Lage bedingt den ganzen Charakter der Stadt. Es sind daher auch die Vorstädte von einem starken Verhack und einem tiefen Graben umgeben. Die Stadt bildet ein fast regelmäßiges Viereck mit einem aus Lehm gebauten Thor in der Mitte jeder Seite. Dieser Umstand giebt der ganzen Befestigung einen regelmäßigeren Charakter. Jedes Thor ist etwa 12 Fuß tief und hat ein oberes befestigtes Stockwerk für etwa ein Dutzend Bogenschützen; eine solche Befestigung des Thores nennen die Haussaua sehr bezeichnend den „Schopf der Stadt" — „santo=n=birni". — Im Uebrigen hat die Stadt ungefähr denselben Umfang und das Innere denselben Charakter wie Tessaua. Es wird alle Tage Markt gehalten, doch ist derselbe weit unbedeutender als der des letzteren Ortes; denn Tessaua bietet mehr Sicherheit und bildet ein kleines Entrepôt für die vom Norden kommenden Kaufleute. Die Bedeutung Gasaua's dagegen beruht mehr in der Wichtigkeit, die es in Bezug auf den Kampf zwischen Heidenthum und Islam in diesen Gegenden besitzt. Dieser Umstand ist nicht ohne Einfluß auf den Charakter seiner Bewohner geblieben. In der That lag ein gewisser Ernst auf der ganzen Stadt und von lustigem Leben zeigte sich kaum eine Spur. Die Bewohner sind meist kernige, muskulöse Gestalten, und der Einfluß der schlanken Gestalt des Amo=scharh zeigt sich hier schon weniger. Von den Weibern bekam ich nicht genug zu Gesicht, um über sie ein Urtheil zu fällen; eben so wenig sah ich von der häuslichen Einrichtung im Allgemeinen, da ich leider zu Fuß war und über die Hofzäune nicht hinwegschauen konnte. Die gesammte Einwohnerschaft beträgt gewiß nicht unter 10,000 Seelen; die meisten Bewohner sind Heiden und tragen demgemäß außer einem Lederschurz gar keine Kleidung. Es ist daher wohl sehr natürlich, daß die Marina oder Färberei, welche Gasaua besitzt, von höchst geringer Ausdehnung ist.

In's Lager zurückgekehrt, ward ich Zeuge eines Tanzes oder, besser gesagt, eines einfachen gymnastischen Spieles, das, fast von der Gesammtheit der Kel=owi ausgeführt, eigentlich nur durch die große Anzahl der Theilnehmer von Interesse wurde. Diese hatten sich in langen Reihen zu Paaren aufgestellt, und indem sie eine regelmäßige Bewegung mit Arm und Bein beobachteten, ließen sie einige ihrer Gefährten im Innern einer jeden Reihe unter ihren Armen, die sie auf= und niederzogen, durchpassiren.

Als wir am 21. Januar zeitig aufbrachen, empfanden wir die Kälte der frischen Morgenluft sehr fühlbar; mein Thermometer zeigte bei Sonnenaufgang nur 7° C., während an den zunächst vorhergegangenen Tagen um dieselbe Zeit des Morgens die Temperatur stets um mehrere Grade höher, ja mehr als doppelt so hoch gewesen war. Auf den ersten drei Meilen Wegs unterbrachen von Zeit zu Zeit bebaute Felder das Unterholz, doch verlieh das „ngille“ in der Kanori- und „kabba“ in der Haussa-Sprache genannte Dumgestrüpp der Landschaft ihren Hauptcharakter; ausgewachsene Dumpalmen wurden erst weiterhin vorherrschend. Zu gleicher Zeit ward die Landschaft offener und nur in der Ferne zog sich von Osten eine niedere Hügelkette hin. Hier traten neue Arten Bäume auf, wie z. B. die „kokia“ mit großen Blättern von dunkelgrüner Farbe und einer grünen, ungenießbaren Frucht von der Größe eines Apfels. In den Waldungen des Mussgu-Landes fand ich später diesen Baum durchaus vorherrschend. Sehr vereinzelt dagegen trat in zwei oder drei wie verwahrlosten Exemplaren die sonst so majestätische Delebpalme auf, der von den Haussaua „gigina“ genannte Borassus Aethiopum; ich werde von dieser schon einige Mal erwähnten Palme erst ausführlicher reden, wo sie ganz in den Charakter der Gegend und das Leben des Volkes eingreift, nämlich im Lande der Mussgu. Hier ist sie ein ganz exogenes Gewächs.

Die Weise unseres Marsches war heute ungleich ernster als die letzten Tage; denn wir zogen eine der gefährlichsten Straßen dieser von Kampf und Krieg erschütterten Gegenden, da für die Sicherheit dieses streitigen Grenzgebietes Niemand zu bürgen hat. Um Mittag hatten wir zur Linken einen dichten, von Vögeln, namentlich Turteltauben, reich belebten Wald und um zwei Uhr Nachmittags betraten wir eine hügelige Landschaft. Sie war mit einem schönen Kräuterteppich bekleidet und der große, „gamschi“ genannte Baum mit seinen breiten, fleischigen, herrlich grünen Blättern war der bemerkenswertheste Gegenstand der Pflanzenwelt. Hier machten mich meine Gefährten auf die ersten Fußtapfen von Elephanten aufmerksam. Wir hatten bisher noch keine Spur derselben angetroffen; es scheint also hier die Nordgrenze der Heimath des Elephanten für diesen Theil Central-Afrika's zu sein. Am Tsad dagegen, noch viel mehr aber am sogenannten Niger breitet er sich ungleich weiter nach Norden aus, nämlich bis zum 17° N. Br. hinauf.

Diese ganze Gegend war einst der Sitz eines regen, blühenden

Lebens, mit zahlreichen Städten und Dörfern, bis im Anfang dieses Jahrhunderts der Djehadi oder Glaubenseiferer unter den in Gober angesiedelten Fulbe aufstand und diese zur Zerstörung und zum unbarmherzigen, fanatischen Krieg gegen Andersgläubige drängte. Ein stummes und dennoch beredtes Zeugniß dieser verheerenden Kämpfe liefert die Stätte der einst bedeutenden Stadt Dankama, welche wir in dem dichteren Theil des Waldes etwa halb fünf Uhr Nachmittags erreichten. Hierher hatte sich Magadjin Haddedu, König von Katsena, nach der Einnahme seiner Residenz durch die Fulbe zurückgezogen und nun von hier aus einen hartnäckigen, aber erfolglosen Kampf gegen jene blutdürstigen Feinde politischer und religiöser Unabhängigkeit geführt. Einmal wurden allerdings die Fulbe wieder aus Katsena hinausgedrängt, allein sie kehrten bald mit frischer Heeresmacht zurück, der Haussa-Fürst wurde für immer aus seiner Residenz vertrieben und Dankama, wohin der Rest von Macht und Reichthum aus Katsena sich geflüchtet hatte, ward mit Sturm genommen, geplündert und verbrannt. Eine einzelne grausig massenhafte Kuka — Adansonia digitata —, mit ihrem ungeheuren blätterlosen Astwerk die traurige, melancholische Erinnerung des Ortes verkörpernd und gleichsam weinend über die Verödung der Stätte menschlichen Daseins, ragte über das stachelige Unterholz empor, welches, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die ganze „kufai" — Stadtstätte — dicht bedeckte. Ist doch dieser gigantische Baum seiner Masse, allerdings nicht seiner Höhe nach der Gebieter der Pflanzenwelt, mit seinen vielfachen Nutzanwendungen, der stete Begleiter menschlicher Siedelung. Hier bezeichnete er insbesondere die jetzt öde Stelle des einst so belebten Marktplatzes.

Wie aus Furcht vor den bösen Geistern dieser verlassenen und verwilderten Stätte — die Mohammedaner leiden meist unter diesem Aberglauben — brach der ganze, aus mehreren hundert Menschen bestehende, Airi in wildes Geschrei aus, in Flüche und Verwünschungen gegen die Fellani, die Urheber solchen Jammers, die Zerstörer so vielen Nationalglücks. Alle Trommeln wirbelten und hallten weit durch den öden Wald; Jeder drängte ängstlich vorwärts, so schnell als möglich diese wilde, melancholische Stätte hinter sich zu lassen. Wohl haben die Assbenaua Ursache, die blutigen Siege der Fellani zu beklagen; denn die Besiegten, die Goberaua, sind ihre Bluts- und Stammverwandten, wenn gleich von ihnen selbst früher aus Assben verdrängt, — die Sieger dagegen ein grundverschiedener Stamm, der,

wie dunkel und räthselhaft auch bis jetzt noch sein Ursprung, seine Geschichte und seine Sprache ist, doch der großen syrisch-libyschen Familie fremd zu sein scheint. — Für mich war das Ganze ein überaus interessantes Schauspiel, ein lebensvolles Intermezzo der sonst so einförmigen Reise. Noch jetzt war das Heidenthum, das hier im Kampfe unterlegen war, lebendig vertreten. So hatten wir kurz vor Sonnenuntergang zu unserer Seite eine große, in schön geschwungener Linie bis zu etwa 40 Fuß aus dem Boden aufspringende Granitmasse. Dies war eine heilige Opferstätte aus unlängst verflossener Zeit; sie heißt Korrematse.

Es war schon völlig dunkel geworden, als wir nach einem langen Tagemarsch unser Lager aufschlugen. Da der Boden sehr uneben und die Finsterniß groß war, geschah es in großer Unordnung. Als wir uns endlich einigermaaßen eingerichtet und ein Feuer angezündet hatten, unterhielt mich Gadjere in seiner einfach beredten, gemüthlichen Weise; er erzählte mir, wie Bello außer Dankama auch die Städte Djankuki und Madaua in dieser Landschaft zerstört habe, die nun zu so schauerlicher Wildniß geworden. Daß jedoch noch immer einiges Leben hier ist, wenn auch nicht nahe der Hauptader des Verkehrs, geht aus der nicht unbedeutenden Anzahl von Orten hervor, die mir mein Begleiter nannte; sie sollen fast sämmtlich im Nordwesten unserer Straße oder weiter südlich auf der Westseite derselben liegen. Mehrere mit dem Wort „Ssamia“ gebildete Namen sind deshalb bemerkenswerth, weil mir dieses eins der wenigen Wörter zu sein scheint, welche den Ursprung eines Theils der Gober-Nation von den Kopten andeuten; „thamia“ heißt nämlich im Koptischen das Werk, der Bau.

Nachts hörten wir das Gebrüll eines Löwen ganz in der Nähe unseres Lagers; die Feuer hielten ihn jedoch zurück. Im Ganzen scheint mir in dem von mir bereisten Theil Central-Afrika's, mit Ausnahme Assbens, dieses Raubthier selten zu sein.

Am andern Tag, den 22. Januar, gelangten wir nach fünfstündigem Marsch an die anerkannte nördliche Grenze des Gebiets der Fellani, so daß das unsichere, streitige Grenzgebiet nun hinter uns lag. Ein Graben von bedeutender Größe schnitt unseren Weg quer ab und brachte die Karawane zu längerem Stillstand. Von hier zog sich ein schmaler Pfad durch eine dichte Masse dornigen Unterholzes, welches mit dem Graben eine Art Außenwerk zum Schutze des angebauten Feldlandes und des Weidegrundes von Katsena gegen

einen plötzlichen Ueberfall bildete. Mit halbzerrissenen Gewändern traten wir endlich aus diesem Dickicht hervor; die Felder waren mit schönen Bäumen geschmückt, zeigten aber wenig Anbau. Hier ließen wir wiederum eine jener isolirt auftretenden Granitmassen zur Seite und zwei Dörfer, Tulla und Takumaku, zu unserer Linken, deren Einwohner zu unserer Begrüßung herauskamen, und lagerten in einer Entfernung von zwei Meilen nordöstlich von Katsena oder vielmehr den weiten, leeren Ringmauern dieser Stadt.

Es war ein wichtiger Abschnitt in meiner Reise. Hier hatte ich das Gebiet jenes merkwürdigen Stammes erreicht, der in nachweisbarem allmählichen Strome von Westen, den Ufern des Senegal, her sich über das ganze Innere von Central-Afrika verbreitet hat. Zuerst lebten die Fellani still und bescheiden als „berrorodji" oder Waldhirten friedlich in den Waldungen und auf den Triften mit ihren Rinderheerden, wie sie es denn auch waren, welche zuerst das Rind, wenigstens die größere Art mit langgekrümmtem Horn, in diese Gegenden einführten. Dann immer stärker und stärker werdend und schon im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung selbst in Bornu als ein bemerklicher Theil der Bevölkerung auftretend, mischten sie sich schon seit dem Falle des Sonrhai-Reiches in die politischen Verhältnisse und gründeten dann im Anfang dieses Jahrhunderts, von dem reformatorischen Impuls des Islam ergriffen, siegreich neue Reiche auf den Trümmern der alten, durch Bürgerkriege zerfallenen. — Für den ganzen Erfolg meiner Entdeckungsreise war es von der höchsten Bedeutung, wie ich mich zu diesem herrschenden Stamme stellen sollte. Hier war die erste Provinz jener ausgedehnten Reiche, hier der erste unabhängige Statthalter: der Sultan, wie er nach Sudansitte sich nennt, von Katsena.

Während wir mein Zelt aufschlugen — es war das einzige im ganzen Lager und darum, wenn auch klein und unscheinbar, doch auffallend genug — kam derselbe mit einem zahlreichen Gefolge wohlberittener Begleiter angesprengt und zog nahe am Lager vorüber. Er warf einen Blick auf mein Zelt, und obwohl er gewiß schon lange vorher von unserer Expedition gehört hatte, ward er doch jetzt offiziell von Eleidji belehrt, es sei dasjenige eines der drei Christen, die von Norden gekommen wären. Demgemäß sandte er mir bald darauf einen fetten Widder und zwei große Kalabassen oder Dumma's — aus der Schale der Fucillea trilobata — voll Honig, ein fürstliches Geschenk, das mich aber eher beunruhigte als erfreute; denn es legte

mir die Verpflichtung eines ebenfalls fürstlichen Gegengeschenkes auf, während ich zur Zeit nicht einen einzigen werthvollen Gegenstand besaß. Meine Befürchtung wurde denn auch schon am anderen Morgen durch Eleidji bestätigt, der mir mittheilte, der Sultan erwarte in der That ein bedeutendes Geschenk und würde mich im entgegengesetzten Falle an der Fortsetzung der Reise hindern. Unter solchen Umständen durfte ich nicht wagen, die Stadt zu besuchen, und blieb daher ruhig im Lager.

Der Statthalter hielt am Mittag in der Nähe unseres Lagerplatzes eine Art Revue über einige hundert wohlberittene Reiter. Ihre Waffen bestanden in einem langen Schwert, dem Armdolch der Tuareg und einer langen, schweren Lanze als Hauptwaffe; sie waren jedoch nicht durchgängig mit allen diesen Waffen versehen, dagegen trugen vier bis fünf Reiter Flinten. Die Meisten hatten Schilde, entweder derselben Art wie die der Tuareg, oder aus Büffelfell und rund, von wenigstens fünf Fuß Durchmesser. Die Kleidung war malerisch, aber, weil zu kriegerischen Zwecken bestimmt, nicht so weit und vornehm, als man sie sonst wohl hier zu tragen pflegt. Die beiden Hemden, die Jeder gewöhnlich trägt, waren mit ägyptischen rothweißen Shawls um die Brust befestigt; auch der Bernus, den der Eine oder der Andere trug, war um die Brust geschlungen. Die meisten Reiter, das heißt alle Fulbe, trugen einen schwarzen Gesichtsshawl, „rauani“, eine Sitte, welche die Fellani-n-Haussa nicht aus dem abergläubischen Grund, ihren Mund zu verdecken, sondern weil sie glauben, daß es kriegerischer aussehe und gut stehe, von den Imo-scharh angenommen haben. Das Pferdegeschirr war Haussa-Erzeugniß, die Sättel von denen der Tuareg gänzlich verschieden, am auffallendsten aber die überaus engen Steigbügel mit mehr als in einem Halbkreis nach unten gebogener Sohle.

Die ganze Revue schien eine Demonstration gegen die Kel-owi zu sein, die natürlichen Verbündeten der unabhängigen Haussa-Stämme von Gober und Maradi, mit denen vereint sie leicht einmal den Versuch machen könnten, die anmaßlichen Fellani aus den eroberten Provinzen wieder zu vertreiben. Es ist diese politische Stellung der Kel-owi, die sie trotz aller ihrer Räubereien noch immer auf leidlichem Fuß mit den Herrschern von Bornu erhält. Wie schon diese Reiterschaar einen hohen Grad von Prunk und die Nachäfferei eines Hofstaats zeigte, so noch mehr ein Trupp von acht berittenen Musikanten, die zur fürstlichen Garde gehörten. Sie machten am Nachmittag die

Runde im Lager und kamen auch vor mein Zelt, um ein Probestück ihrer Fertigkeit abzulegen. Die Instrumente bestanden in der Trommel — „ganga" —, sehr ähnlich unseren Instrumenten der Art, aber von mehr als dreifacher Größe; dem langen Blasinstrument — „pampamme" —; einem kürzeren, einer Art Flöte — „elgaita" —; einer Art Doppeltympanum — „kalango" —; einem andern Tympanum mit Einer Seite — „koso" —; einer Art doppelter ägyptischer „darabuke" oder „djodjo", und einem kleinen Horn — „kafo". Die Musikanten verstanden zwar mit diesen Instrumenten einen gehörigen Lärm zu machen, doch war derselbe weder harmonisch noch eigenthümlich, und ich war froh, meine Verbindlichkeit für diese musikalische Unterhaltung durch eine ansehnliche Menge Gewürznelken lösen zu können, da ich weder Tücher noch andere passende Geschenke besaß.

Freitag der 24. Januar war der Tag, an welchem uns der Statthalter Audienz geben wollte, und so machte ich mich denn um Mittag mit Eleidji und einer großen Anzahl Assbenaua auf den Weg. Strenger Hofetiquette gemäß ließen wir uns in beträchtlicher Entfernung von der Stelle, wo der Fürst saß, unter einem Baume nieder und warteten, bis wir in die Gegenwart Sr. Hoheit gerufen würden. Endlich kam der Bruder des Statthalters, der das Amt des Ghaladima bekleidete, dahergewatschelt, ein Mann von außerordentlicher Korpulenz, indem nichts als die scharfen, ausdrucksvollen Gesichtszüge und der kleine ziegenähnliche Bart ihn als Pullo oder Ba-fellantschi [1]) bezeichneten. Er wünschte meine Angelegenheit ganz von derjenigen Eleidji's zu trennen, und obgleich dieser erklärte, nur meinetwegen gekommen zu sein, wurde ich dennoch bald darauf durch einen Diener des Sserki eingeladen, allein vor ihm zu erscheinen. So sah ich mich denn gezwungen, mein eigenes Glück zu versuchen.

Mohammed Bello Yerima saß unter einem großen, weitschattigen Tamarindenbaum, ein ziemlich hagerer Mann von mittleren Jahren, mit scharfen, einen leidenschaftlichen Charakter verrathenden Zügen, seine Kleidung in hohem Grad einfach. Er trug ein weites, weißes, sehr feines Hemd und einen schwarzen Rauani, der nur den Untertheil seines Gesichtes bedeckte, so daß dessen Züge wohl kenntlich waren; um so glänzender war die Kleidung seiner Umgebung. Sie saß in Halbkreis zu seinen beiden Seiten und bildete so ein natürliches Spalier für Jeden, der dem Fürsten seine Aufwartung machte.

---

[1]) Die einzig richtige Haussa-Form für den Singular von Fellani.

Gefaßt trat ich in die Oeffnung dieses Halbkreises und setzte mich, den Sultan auf Haussa begrüßend, nieder; dann erklärte ich ihm mit wenigen Worten, daß ich und meine Gefährten fast Alles, was wir an werthvollen Gegenständen mitgebracht, an der Grenze von Asben eingebüßt hätten, daß der geringe mir gebliebene Besitz schon nach Kano vorausgegangen sei, und daß er daher entschuldigen müsse, wenn ich gegenwärtig nicht im Stande sei, ihm ein seiner hohen Stellung angemessenes Geschenk zu machen. Es sei jedoch mein dringender Wunsch, ohne Aufenthalt nach Kano zu gehen, um meine Geschäfte dort zu ordnen, und dann nach Bornu vorzudringen, wo ich für mich und meine Gefährten neue Mittel zu finden hoffte. Für diesen Fall gab ich ihm die Zusicherung, daß von Bornu aus einer unserer Gesellschaft nach Ssokoto gehen würde, um seinem Lehnsherrn, dem Emir el Mumenin, die Aufwartung zu machen.

Der Fürst erwiederte meine Anrede mit viel scheinbarer Freundlichkeit. Er erklärte, daß ich nun unter seiner Imana, d. h. seinem Schutze, stände, und daß er keine andere Absicht habe, als Alles, was in seinen Kräften stehe, zu meinem Besten zu thun. Er erkundigte sich dann nach meinen Gefährten, obwohl er sehr wohl mit Allem bekannt war, was sie betraf, und schien durchaus keinen Anstoß daran zu nehmen, daß Overweg nach Maradi gegangen war, dessen Volk und Fürst seine unversöhnlichsten Feinde sind. Während er aber gegen mich selbst so freundschaftliche Absichten aussprach, äußerte er gegen die ihm zunächst Sitzenden, daß er ein Thor sein würde, wenn er mich aus seinen Händen ließe, da der Beherrscher von Bornu den Einen meiner Gefährten und der von Maradi den Andern festhielte. Nach diesem Beweis seiner Doppelzüngigkeit geschah es nicht eben mit leichtem Herzen, als ich mich aus seiner Gegenwart entfernte. — Mein Geschenk hatte übrigens aus zwei schönen rothen Mützen bestanden, einem Stück gedruckten Kattuns, dessen Muster freilich keineswegs dem Sudan-Geschmack entsprach, einem englischen Rasirmesser und einer Scheere, einem Pfund Nelken, eben so viel Weihrauch, einem Stück wohlriechender Seife und einem Packet englischer Nadeln. Obgleich dies sicher eben kein glänzendes Geschenk war, war es doch, im Grunde genommen, genug; hatte mir doch auch Annur gesagt, wenn ich mit der Salzkafla reiste, würde ein ganz kleines Geschenk hinreichen. Allein der Fürst schien anderer Meinung zu sein und seiner Habsucht und seinem Hochmuth genügte das Dargebotene nicht.

Früh am nächsten Morgen, als es noch dunkel war, kam einer

seiner Diener mit Eleidji an mein Zelt und ersuchte mich, ich möchte aus freien Stücken hinter der Airi zurückbleiben. Ich konnte mich, namentlich in Anbetracht meiner geringen Hülfsmittel, nicht hierzu entschließen und bereitete mich vor, die Karawane zu begleiten, da sie im Begriff war aufzubrechen. Eleidji aber wollte mir das nicht erlauben und blieb selbst mit mehreren der bedeutenderen Häuptlinge zurück, bis Hadj Bel-Rhet kam und offiziell auseinandersetzte, daß ich mich in die Stadt zu begeben habe, um dort die Entscheidung des Sserki abzuwarten. — Da ich einsah, daß mir nichts übrig bliebe, als zu gehorchen, und ich auch noch meinen Empfehlungsbrief vom Sultan von Agades vergebens vorgewiesen hatte, nahm ich von Eleidji Abschied, dankte ihm und seinen Begleitern für ihre Mühe und folgte Bel-Rhet und seinem Gefährten Mussa nach der Stadt. Mit diesem Hadj Bel-Rhet hatte mich schon am Tage vorher der in Katsena angesessene Ghadamser Kaufmann El Wachschi bekannt gemacht, den ich in Assben kennen gelernt hatte. Als einer meiner lästigsten Peiniger im Negerlande ist Bel-Rhet selbst jetzt noch in meinen Reiseerinnerungen ein mir nicht eben angenehmer Gegenstand, wiewohl durch spätere Berührung mit ihm der erste höchst unerfreuliche Eindruck einigermaaßen verwischt worden ist. Er war ein aus Gurara in Tauat gebürtiger Mischling von Araber- und Berberblut und hatte in seiner Heimath einen brennenden Fanatismus eingesogen. Durch Gewandtheit hatte er sich dann während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Katsena zu der thatsächlichen Stellung eines „sserki-n-turaua" oder Konsuls der Weißen oder Araber aufgeschwungen.

Stumm folgte ich meinem Begleiter mit meinen drei Leuten, die die Köpfe aus Mißmuth und Furcht hängen ließen; mein schwer beladenes Bu-ssefi-Kameel und mein Laststier machten den Beschluß des melancholischen Zuges. Aber als wir die gewaltigen, wohlerhaltenen Mauern der Stadt erreichten, brach ich mein Schweigen und gab meiner Bewunderung über die Größe dieses Bauwerkes ohne Rückhalt Ausdruck. Bel-Rhet lächelte und fand sich geschmeichelt. Es war auch keine leere Schmeichelei, denn die Mauern von Katsena sind wirklich etwas Großartiges für dieses Land; maßen sie doch an dem Thore, durch welches wir unseren Einzug hielten, der „kofa-n-Ssamri", am Fuße desselben, nicht weniger als 30 Fuß Dicke bei einer etwa gleichen Höhe, und dabei haben sie einen Umfang von über drei deutschen Meilen. Allerdings ist es kein solider Bau, sondern besteht ganz aus Thon, aber so lange er in gutem Stand

erhalten wird, macht er sich doch ganz stattlich. Anders aber ist es allerdings mit dem Inneren der Stadt. Kaum scheint sie diesen Namen länger zu verdienen. Bei dem Eintritt sieht man nämlich nichts als zerstreute leichte Hütten und Stoppelfelder, die, von einer Menge reichbelaubter Bäume verschiedener Art beschattet, einen recht freundlichen, aber nur nicht städtischen Anblick gewähren. Der Umfang ist so ungeheuer, daß er wohl schwerlich selbst in der Periode des höchsten Glanzes von Katsena ganz mit Wohnungen ausgefüllt war. Wir hatten mehr als 1½ Meilen zurückzulegen, ehe wir die „sinssere“ erreichten, eine kleine Wohnung, welche der Statthalter als Audienzplatz benutzt, wahrscheinlich wegen eines herrlichen wilden Feigenbaumes, der, in nächster Nähe stehend, mit seinen weitspannenden Aesten ein dichtschattiges, prächtiges Laubdach von wohl 100 Fuß im Durchmesser bildet, ein hinreichendes Schirmdach für ein zahlreiches Hofgesinde. — Hier mußte ich eine lange Zeit warten, bis der Statthalter von seinem Landsitz hereinkam und mich rufen ließ. Er dankte mir, daß ich bei ihm bleiben wolle, und versprach mir, daß ich gut behandelt werden sollte, da ich nun sein Gast sei. Sofort solle ein Haus zu meiner Verfügung gestellt werden.

Ich verabschiedete mich für diesmal von meinem neuen Schutzherrn und folgte Bel-Rhet nach meinem Quartier. Wir hatten bis dahin noch einen weiten Marsch zu machen, erst an einzelnen zerstreuten Gebäuden, dann an dem umfangreichen Palast des Sultans vorüber durch die zusammenhängenden Wohnungen der eigentlichen Stadt. Hier wurde mir ein kleines Haus gegenüber der Wohnung Bel-Rhet's angewiesen. Es hatte einen trüben, unfreundlichen Charakter und mochte, nach seinen dunkeln Gängen zu schließen, früher zur Behausung eines Harim gedient haben. Kaum hatten wir dies Quartier bezogen, als mir der Sserki einen Widder und zwei Ochsenladungen Brodfrucht zuschickte, die eine in „gero“ (Pennisetum typhoïdeum), die andere in „daua“ (Holcus Sorghum) bestehend. Aber anstatt durch diese anscheinend gastfreundliche Gabe erfreut zu werden, wurden wir insgesammt durch dieselbe im höchsten Grade erschreckt und sahen mit verzweiflungsvollen Gesichtern bald uns selbst, bald die centnerschweren Vorrathsschläuche an; denn ich und meine drei Leute hätten an diesem Kornvorrath wohl für ein Jahr genug gehabt, und nur zu gerecht schien die Befürchtung, daß unser Aufenthalt hier sich sehr in die Länge ziehen möchte, und daß der Statthalter wirklich die Absicht ausführen wolle, mich direkt nach Ssokoto

zu schicken, wie er gedroht hatte. Für letzteren Fall sagten mir meine Leute, selbst der getreue Mohammed Gatroni, in bestimmten Ausdrücken den Dienst auf. Der Letztere hatte viel von Clapperton's Schicksal gehört, der nach der Erzählung der Araber vergiftet sein sollte, und hegte eine unbeschreibliche Furcht vor Ssokoto.

Indessen ließ mir Bel-Rhet nicht viel Zeit zum Nachdenken, sondern stellte sich sehr bald ein, mich abermals zum Statthalter zu führen. Außer mir, Bel-Rhet und dessen beständigem Begleiter Mussa war noch der schon früher erwähnte Kaufmann Hadj Wali zugegen, den ich von Tessaua her kannte. Hatte dieser mich dort überreden wollen, nach Sinder zu gehen, so stellte er nun den Statthalter von Katsena als den größten Potentaten im Sudan und als den Mann dar, dessen Freundschaft mir über Alles werth sein müsse. Dann begann der Sserki selbst, seine Rolle zu spielen, wie er denn entschiedenes Talent zum Schauspieler zu haben schien. Es handelte sich namentlich um die Deutung des unglücklichen Briefes des Sultans von Agades, aus dem allerdings, wie ich von Anfang an gefürchtet, geschlossen werden konnte, daß mich dieser direkt an den Statthalter von Katsena geschickt habe, um mich sicher nach Ssokoto zu senden. Alle meine Einreden, meine triftigsten Gründe fruchteten nichts; Mohammed Bello hatte für jeden eine Antwort und schämte sich sogar nicht, direkt gegen mich zu wiederholen, was er am Tage zuvor in der ersten Audienz gegen seine Umgebung geäußert hatte; natürlich wollte er mich nur zurückhalten — um mein Wohlthäter zu werden („sse al chere"). Ich sah, daß Widerrede nutzlos sein und daß ich besser thun würde, das Ende der Komödie geduldig abzuwarten; ich verabschiedete mich demnach und kehrte in meine Wohnung zurück.

Am andern Morgen wurde ich durch El Wachschi's Besuch erfreut. Nachdem ich mit ihm über meine Lage gesprochen, ging ich mit ihm aus, mich ein wenig in der Stadt umzusehen. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als uns Bel-Rhet sah und mir heftige Vorwürfe darüber machte, daß ich ohne seine Erlaubniß ausgegangen sei. Nach einer warmen Entgegnung von meiner Seite wendete er sich in seinem Aerger an meinen Begleiter und tadelte ihn, daß er mit diesem „kafer" wider den Willen des Sultans ausgegangen sei und denselben in seiner Widerspenstigkeit bestärke. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß es seiner Unverschämtheit vorbehalten gewesen wäre, mich zuerst mit dem von ihm gebrauchten Namen zu

beleidigen. Er entschuldigte sich nun damit, die eigentliche Bedeutung des Worts „kafer“ nicht zu kennen, und knüpfte ein Gespräch über die Beziehungen der Engländer zu den verschiedenen mohammedanischen Staaten an. Auch hier sah ich mich genöthigt, seinen anmaßenden Urtheilen mit Entschiedenheit entgegenzutreten, und überließ zuletzt den ergrimmten Moslem seinen eigenen Betrachtungen.

So in Ruhe gelassen, begab ich mich mit El Wachschi zu der Wohnung eines Mannes aus Ghadames, bei dem wir mehrere arabische und einheimische Kaufleute trafen. Einer derselben, ebenfalls aus Ghadames, führte denselben Namen, welchen ich mir auf diesen Reisen zu ungezwungenerem Umgange mit den Eingebornen beigelegt hatte — Abd el Kerim. Dieser mein Namensgenosse hatte Abdallah (Clapperton) auf dessen zweiter Reise von Kano nach Ssokoto begleitet und war mit allen Verhältnissen desselben wohl bekannt. Auch er gehörte zu denen, welche glaubten oder zu glauben vorgaben, daß Clapperton von Bello vergiftet worden wäre, eine absurde Anklage, auf die ich im weiteren Verlauf meiner Erzählung zurückkommen werde. Man suchte mich auf alle Weise davon abzuhalten, je an einen Besuch in Ssokoto zu denken. Die Absicht dabei war klar, denn diese Araber fürchten nichts mehr, als eine Eröffnung des Kuara oder Niger für regelmäßigen Handelsverkehr. Abd el Kerim hörte mit Erstaunen und lebhaftem Interesse, daß Rischar (Richard Lander) nach Clapperton's Tod nicht nur die Küste in Sicherheit erreicht habe, sondern auch später noch zweimal wieder nach jenen Gegenden zurückgekehrt sei, ehe er als Opfer seiner Unternehmungen gefallen.

Nach der Rückkehr in meine Wohnung traf bald darauf Bel-Rhet ein und bat nochmals um Verzeihung, mich „kafer“ genannt zu haben. Ich war natürlich über diese Reue hocherfreut und suchte ihn auch meinerseits von meiner versöhnlichen Gesinnung zu überzeugen. Zu diesem Zweck entlieh ich von El Wachschi einen Hut Zucker und brachte ihn zu Bel-Rhet als ein kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die Bemühungen, welche er sich meinetwegen mache. Zu gleicher Zeit aber zeigte ich ihm die beiden andern Briefe des Sultans von Agades, den einen für den Statthalter von Daura, den andern für denjenigen von Kano, als einen entschiedenen Beweis, daß der Schreiber keineswegs beabsichtigt habe, mich dem Statthalter von Katsena als eine Art „abe-n-tschi“ — „einen kleinen Anbiß“ — zuzuschicken. Bel-Rhet war erkenntlich für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, gab vor, erst jetzt meine Angelegenheit zu verstehen, und

versprach mir seinen Beistand, wenn ich mich verbindlich machen wollte, von Bornu nach Katsena zurückzukehren, sobald wir genügende Hülfsmittel von der Küste aus erhalten haben würden. Ich ging unter Bedingungen darauf ein; denn ich bezweifelte in der That damals sehr, daß wenigstens ich selbst im Stande sein würde, später noch einmal diese Gegenden zu besuchen. Es war also ein um so großartigerer Triumph, daß ich nach zwei Jahren wirklich im Stande war, nach Katsena zurückzukehren, und zwar mit reichlichen Geschenken. Da begegnete ich vor dem Thore der Stadt demselben Manne, welcher vom Statthalter hinausgeschickt war, um den angemeldeten Fremden zu begrüßen; als er mich erkannte, und ich ihm sagte: „Hier bin ich! Obgleich meine beiden Gefährten gestorben sind, bin ich doch gekommen, mein vor zwei Jahren gegebenes Wort zu lösen", fiel er mir vor Freude zitternd um den Hals und rief einmal über das andere: „Abd el Kerim! Abd el Kerim!" Damals verzieh ich diesem Manne seine frühere Plackerei, weil ich sah, daß er im Grunde kein böswilliger Mensch sei. Gegenwärtig aber, von allen Mitteln entblößt, kämpfte ich mit meinem Schicksal, um meine großen Pläne nicht aufgeben zu müssen. — Solche Zustände muß man in Betracht ziehen, wenn man mit Gerechtigkeit beurtheilen will, was ich geleistet habe.

Später begleitete ich El Wachschi durch das verlassene und verfallene Quartier, wo vor funfzig Jahren und in noch früherer Zeit die Ghadamsi-Kaufleute wohnten. Durch einige andere Straßen von nicht besserem Zustande gelangten wir zum Marktplatz, einem großen regelmäßigen Viereck, im Uebrigen dem von Tessaua entsprechend. Allerdings war hier mehr einheimisches Baumwollenzeug und Nürnberger Kleinwaare ausgeboten, als in jenem Orte, sonst aber herrschte wenig Regsamkeit und nichts Besonderes war zu sehen. Nur zu deutlich offenbarte sich der Verfall dieses einst glänzenden und geschäftigen Emporiums von Mittel-Afrika. Das Anziehendste für mich selbst waren Citronen von ansehnlicher Größe zu ungemein billigem Preise und die prachtvolle, eben zur Reife gelangende Frucht der Gonda (Carica Papaya). Diese letztere war im Verhältniß zu den hier sonst billigen Lebensmitteln theuer; eine schöne, untadelhafte Frucht von sieben bis acht Zoll Länge und drei bis vier Zoll Dicke kostete 25 bis 30 Kurdi, eine Summe, von der ein Armer hier vier bis fünf Tage sein Leben fristen kann. — Den Abend brachte ich zu Hause mit meinen Leuten zu, unter denen mir Gadjere durch sein treuherziges, gerades Benehmen viele Freude machte.

Auch am nächsten Tage (den 27. Januar) schritt meine Angelegenheit mit dem Sultan Bello nicht um das Geringste vorwärts. Er verlangte nicht weniger als 100,000 Kurdi von mir, freilich nur 40 Speciesthaler, dennoch aber für mich eine unerschwingliche Summe. Auch muß man bedenken, daß von meinen Waaren schon bei ihrem Durchzug durch die Stadt ein entsprechender Zoll erhoben worden war. Bello erniedrigte sich sogar, seine Forderung durch seine unangesprochene Gastfreundschaft zu begründen, und zählte auf, daß er mir zwei Widder, zwei Gefäße voll Honig und zwei Lasten Korn, zusammen im Werth von 11= bis 12,000 Kurdi, gegeben habe, ein Benehmen, sicherlich mehr eines Krämers als eines Sultans würdig. Erst am folgenden Tage gelang es mir, diese verdrießlichen Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Früh am Morgen nämlich schickte ich zu El Wachschi und ließ ihm sagen, daß ich mich zu jedem möglichen Opfer entschlossen hätte, und in Folge dessen übermachte er mir einen Bernus für 52,000 Kurdi. Während ich noch ungewiß war, ob ich diese neue, für mich damals bedeutende Schuld eingehen sollte, kam Bel=Rhet. Er war ohne Zweifel in Furcht, daß, wenn ich dem Statthalter ein großes Geschenk machte, er selbst nichts bekommen würde, und schlug daher vor, lieber mehrerlei Sachen, aber von geringerem Werthe zu wählen. Darnach verschaffte mir El Wachschi einen geringen sammtenen Kaftan, einen Teppich, eine enge Weste, „ssedrie", und einen Shawl; alles dieses betrug zusammen nicht mehr als 31,000 Kurdi. Ich fügte außer etwas Weihrauch noch einen Bleistift und zwei starke Dosen Glaubersalz bei.

Während Bel=Rhet sich aufmachte, vollständigen Frieden zwischen mir und dem Statthalter zu schließen, besuchte ich mit El Wachschi und Gadjere den Markt, hierauf mit Letzterem einen Agenten Masauadji's, des Fürsten von Tessaua. Es war dies ein Opfer, welches ich meinem treuen Begleiter brachte, der es sich vorgenommen zu haben schien, mir die Bedeutsamkeit seiner Landsleute in Katsena zu zeigen. Er führte mich also einen Weg, auf welchem wir an dem Hause des Sultans von Agades vorbeikamen. Wenn auch jetzt, und vielleicht nie, ein aktiver Sultan dieses eigenthümlichen kleinen Reichs hier residirt, so giebt es doch zu jeder Zeit meist mehrere Exsultane, die dann außerhalb ihrer früheren Residenz ein Unterkommen suchen. Auch mein Freund Abd el Kadiri, der damals regierende Sultan von Agades, hielt sich im Jahre 1854 nach seiner Absetzung hier auf. So kamen wir denn auf unserer Wanderung zur „kofa=n=Guga",

dem nordwestlichen Thore der Stadt, welches einst ganz den Assbenaua zugehörte. Auf der Ebene vor diesem Thore nämlich lagerte der Airi, so lange Katsena das große Emporium dieses Theils von Tekrur war, d. h. bis zur Einnahme der Stadt durch die Fulbe. Die Mauer ist hier noch sehr stark und von außen wohl 35 bis 40 Fuß hoch; auf der Binnenseite dagegen haben Schutt und Erde sich dermaßen angehäuft, daß man bequem über die Mauer wegsehen kann.

Kaum hatte ich mein dumpfes und dunkles Quartier wieder betreten, als Bel-Rhet kam, um mir anzuzeigen, daß der Sserki durchaus nichts von meinem Eigenthum begehre; aber um das Geschenk zu ehren, wolle er sich herablassen, den Kaftan und den Teppich zu behalten, die Ssedrie und den Shawl sende er mir zurück. Es versteht sich von selbst, daß diese als ein Geschenk in die Hände seines Zwischenhändlers, meines edlen Freundes aus Tauat, wanderten. Mohammed Bello aber wünschte dringend, etwas mehr Arznei von mir zu erhalten, und versprach, mir dagegen ein Pferd zu schenken. Dieser Wunsch wurde erfüllt und mir der folgende Morgen bestimmt, den Statthalter persönlich mit dem Gebrauch der Arzneien bekannt zu machen.

Bello empfing mich am anderen Tage in seinem Privatzimmer und hielt mich volle zwei Stunden auf. Außer der Belehrung über die ihm geschickten Arzneien, „magunguna“ (Sing. „magani“) wünschte er noch zwei Dinge sehr verschiedener Natur, auch „magunguna“ im Sinne dieser Leute und von allen Prinzen Tekrur's sehr gesucht. Das eine war ein „magani-n-algua“, ein Mittel zur Erhöhung männlicher Kraft und Stärke, um seine so schon ganz leidlich zahlreiche Familie wo möglich noch um ein Dutzend Kinder zu vermehren; das andere ein „magani-n-yaki“, eine Arznei des Kriegs, um seinen Feinden Schrecken einzujagen. Unter dem letzteren verstand er Raketen, mit deren ungeheuren Wirkung die Bewohner des Sudans durch die frühere Expedition bekannt geworden waren. Es kostete mir viel Mühe, ihn zu überzeugen, daß es mir nicht an gutem Willen fehle, ihm zu genügen, trotzdem daß ich seine bescheidenen Wünsche nicht befriedigen könnte. Endlich erklärte er mir mit schauspielerischer Declamation, daß er mir ein Geschenk mit einem „abi-n-haua“, einem Ding zum Besteigen, machen wolle, ein Ausdruck, mit welchem er schon anzudeuten schien, daß es eben kein vorzügliches Pferd sein werde, weil ich seinem Herzenswunsch nicht nachgekommen war. Das

Thier aber, sagte er, würde vollständig gesattelt und geschirrt sein; auch wolle er mir einen Elephantenzahn nach Kano schicken. Das Erstere nahm ich mit Freuden an, das Letztere lehnte ich entschieden ab. Er erinnerte mich noch an mein Versprechen, wiederzukommen, und wir trennten uns als die besten Freunde.

In meiner Wohnung empfing ich dankbar die Glückwünsche, welche mir von allen Seiten über den erfreulichen Ausgang meiner Angelegenheit dargebracht wurden. Obwohl das Pferd, auf welches wir am nächsten Morgen lange warten mußten, ein sehr unansehnliches Thier und der Sattel zerbrochen war, alles andere Geschirr aber fehlte, so war ich doch sehr zufrieden damit und glaubte, genug Ursache zu haben, mich glücklich zu preisen.

Ehe ich aber diesen interessanten, einst so wichtigen Mittelpunkt des Lebens in diesen Gegenden verlasse, will ich noch einige Bemerkungen über seine Vergangenheit und die gegenwärtigen Zustände hier einschalten.

Katsena ist eins der Hauptglieder der Haussa-Nation — wenn man den Ausdruck „Nation“ für so unausgebildete Völkerverhältnisse, wie diejenigen Mittel-Afrika's sind, anwenden darf. Bei den dürftigen Nachrichten jedoch, welche wir besitzen, sind wir nicht im Stande, genau zu bestimmen, wann die letztere sich als eine abgeschlossene Gruppe gebildet habe. Jedoch scheint es klar, daß der charakteristische und bedingende Bestandtheil derselben, das eigentliche Haussa-Element, nicht alt-einheimisch war, sondern erst in verhältnißmäßig später Zeit in das Land einwanderte. Von einem der Staaten der Haussa-Union, und zwar vom allerbedeutendsten und edelsten — ich meine Gober — wissen wir bestimmt, daß er in alten Zeiten, lange vor der Zeit Ebn Batuta's, des großen maghrebinischen Reisenden um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, einen weit nördlicheren Landstrich inne hatte. Eben so hat man mich versichert, daß auch der Name „Haussa“ selbst aus Norden stamme, und der Charakter der Sprache, das unzweifelhafteste Dokument alten Völkerlebens, zeigt deutlich, daß das ursprüngliche Haussa-Volk aus jener Gegend kam.

Als sein ältester Sitz im Sudan wird allgemein die Stadt Biram bezeichnet. Dieselbe liegt zwischen Kano und Chadedja, nahe bei letzterem, und wird jetzt gewöhnlich Garu-n-ghabbes genannt. Bauu, der Enkel dieser personificirten Stadt — so erzählt die mythische Genealogie des Haussa-Volkes — und Sohn Karbagari's (Personifikation der Eroberung Birams) war der Vater der ebenfalls

personificirten sechs anderen Haussa-Staaten. Die Bedeutung des Namens Bauu ist nicht völlig sicher, aber wahrscheinlich ist es, daß er die ehemalige Sklaverei der Nation andeutet, da ein ähnliches Wort, „baua“, auf Haussa „Sklave“ heißt. Wichtig aber für den historischen Standpunkt und das oben Gesagte bestätigend ist die Angabe, daß die Mutter der Kinder Bauu's dem Stamme der Deggara angehörte, einem jetzt sehr kleinen, heruntergekommenen Berberstamm, der im Norden von Munio seßhaft ist. Daura, Gober, Kano, Rano (die beiden letzteren werden als Zwillinge aufgeführt), Katsena und Segseg (ebenfalls ein Zwillingspaar) sind jene Kinder und bilden mit Biram die wohlbekannten ursprünglichen sieben Haussa-Staaten, die „Haussa boken“, die „sieben Haussa“. Dagegen werden die sieben anderen Provinzen oder Länder, in welchen die Haussa-Sprache im Verlaufe der Zeit in größerer oder beschränkterer Ausdehnung neben der ursprünglichen Sprache der Eingebornen die Landessprache wurde, scherzweise „bansa boken“ — „die unehelichen Sieben“ — genannt. Es sind dies die Landschaften Sanfara, Kebbi, Nupe oder Nyffi, Guari, Jauri, Yoruba oder Yariba und das Land, welches die Haussaua Kororofa nennen, das aber bei den Eingebornen Mitschi heißt.

Auch aus der Geschichte Katsena's war es mir nur möglich, dürftige Bruchstücke an das Tageslicht zu ziehen; denn die Bücher, welche eine umfassende Geschichte dieses Landes enthielten, wurden von den fanatischen Fulbe oder Fellani nach der Eroberung der Hauptstadt absichtlich zerstört, um so weit als möglich das Andenken der Geschichte der Eingebornen zu vernichten. Es hat sich jedoch ein Verzeichniß der Könige des Landes nicht nur im Andenken des Volks — wenigstens der gebildeteren Einwohner Katsena's — erhalten, sondern ist sogar durch Schrift bewahrt und kann bis in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts zurück festgestellt werden. Für die Richtigkeit dieses Verzeichnisses bürgen Thatsachen, die auf anderen zuverlässigen Quellen beruhen, so daß kein Grund vorhanden ist, weshalb wir demselben nicht volles Vertrauen schenken sollten.

Als Gründer von Katsena, d. h. nicht der Stadt, sondern der staatlichen Einheit von Katsena, wird der Häuptling Komaio angesehen. Die politische Existenz der Provinz Katsena würde hiernach bis in den Anfang des siebenten Jahrhunderts der Hedjra zurückzuführen sein. Die von Komaio gegründete Dynastie umfaßte die Regierungen von vier Königen. Der letzte derselben wurde von Korä-u getödtet, welcher von Yendutu, einer früher bedeutenden und

dem Namen nach schon dem Reisenden Dupuis in Aschanti bekannt gewordenen Ortschaft, kam und eine neue Dynastie gründete. Wie lange diese regierte, bin ich nicht im Stande zu sagen. — Im Jahre 919 d. H. oder 1513 n. Chr. fand jener große Eroberungszug des gewaltigen Ssonrhai-Königs Hadj Mohammed Askia statt; durch ihn wurden alle diese Provinzen in die größte Verwirrung gebracht. Nach Leo's Darstellung erkannte Katsena damals die Oberherrschaft Kano's an. Jedenfalls war es nur kurze Zeit dem Könige von Ssonrhai unterthan und huldigte nachmals höchst wahrscheinlich dem energischen und erfolgreichen König von Kebbi, welcher den großen Askia nach Westen zurückwarf und nach Osten hin einen wechselvollen Kampf mit dem mächtigen Bornu-Könige Dunama begann. Leider sind von diesem höchst interessanten Kriege nur schwache Andeutungen auf uns gekommen; doch ist es wahrscheinlich, daß Katsena bald darauf unter die Oberherrlichkeit Bornu's gerieth.

In der Mitte des 10. Jahrhunderts d. H., also um die Mitte unseres 16. Jahrhunderts, war Ibrahim Madji König von Katsena, der durch den berühmten fanatischen tauater Missionär Muhammed ben Abd el Kerim zum Islam bekehrt wurde. Etwa 50 Jahre nach dem Antritt der Regierung dieses ersten Moslem-Königs scheint eine neue Dynastie, die der sogenannten Habe, begonnen zu haben. Es hat sich die bestimmte Angabe erhalten, dieselbe habe 169 Jahre über Katsena regiert, und da sie 1222 n. d. H. von den Fulbe vertrieben wurde, muß sie um das Jahr 1053 d. H. (1643) zur Herrschaft gelangt sein. — Ehe ich indeß von dem Kampfe zwischen den Fulbe und den Habe spreche, will ich noch Einiges über die Stadt Katsena selbst sagen.

Wenn wir Leo's Beschreibung Glauben schenken, so müssen wir schließen, daß zu Ende des 15. Jahrhunderts die Provinz Katsena eines großen Mittelpunktes noch entbehrte; denn er sagt, daß das Land bewohnt war in „piccoli casali fatti a guisa di cappane". Man darf jedoch annehmen, daß dieser gewandte Maure, als er in spätern Jahren in Rom seinen Bericht über diese Länder abfaßte, Kano mit Katsena verwechselt hat. Wie früh schon hauptstädtisch koncentrirte Siedelungen in diesen Gegenden waren, sehen wir aus Ebn Batuta, der schon im 14. Jahrhundert von einer Stadt — „medina" — Gober spricht. Die Stadt Katsena, deren Platz früher einige getrennte Dörfer einnahmen, hat den Namen der Provinz wahrscheinlich erst dann erhalten, als sie sich durch ihre Größe einen

vorherrschenden Rang unter den übrigen Ortschaften gesichert hatte. Diese Vergrößerung Katsena's ward besonders gefördert durch die Eroberung von Gogo (zu Ende d. 16. Jahrh.) durch den General Mulai Hamed's, des Herrschers von Marokko; denn nachdem diese Stadt von einer großen, gewerbfleißigen Hauptstadt zu einer Provinzialstadt herabgesunken war, muß sich ein großer Theil des hier koncentrirten Handels nach Katsena gezogen haben. So wuchs die Stadt endlich zu der enormen Größe an, welche sie in ihrer Umfangsmauer bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, deren Ausdehnung volle drei deutsche Meilen beträgt. Wenn dieser ungeheure Raum auch nur zur Hälfte und nicht einmal dicht bevölkert gewesen ist, indem viele Quartiere wahrscheinlich durch freie Plätze von bedeutender Ausdehnung von einander getrennt waren, muß die Stadt dennoch einmal eine Einwohnerzahl von gewiß 100,000 Seelen gehabt haben. Gegenwärtig, wo das bewohnte Viertel sich nur auf den nordwestlichen Theil des ganzen Stadtraums beschränkt, und wo selbst dies großentheils verödet und nur sehr dünn bewohnt ist, hat sie wohl kaum 7000 Einwohner. — Zur Zeit ihrer Blüthe war sie der Sitz eines der reichsten und angesehensten Fürsten im Sudan, wenn derselbe auch nie zu einer bedeutenden Macht gelangte und bei seiner Thronbesteigung sogar eine Art Tribut in Form eines Geschenkes an den Herrscher von Bornu entrichten mußte.

Katsena war in der That allem Anschein nach während des 17. und 18. Jahrhunderts n. Chr. die bedeutendste und blühendste Stadt zwischen der Hauptstadt Bornu's im Osten und Timbuktu im Westen, sowohl in kommerzieller als in politischer Beziehung, und hier scheint die durch den Verkehr mit den Arabern hervorgerufene Civilisation der Negerstaaten ihren Höhepunkt erreicht zu haben; denn wie die Haussa-Sprache hier den größten Reichthum an Formen und die schönste Art der Aussprache sich erwarb, so zeichneten sich auch die Bewohner Katsena's vor denen der übrigen Haussa-Städte durch feineres Benehmen und rege Betriebsamkeit vortheilhaft aus. — Diese Zustände aber änderten sich vollkommen im Jahre 1222 d. H. oder 1807 unserer Zeitrechnung. Damals stürmten die Fulbe — Fellani, wie sie bei den Haussa-Völkern, oder Fellata, wie sie von den Bornu-Leuten genannt werden — durch das Predigen des Reformators oder Djehadi's Othman dan Fodie aufgeregt und in die religiös-politische Verbindung der Djemmaa vereinigt, in wildem Fanatismus heran und bemächtigten sich der Stadt. Der Kampf um Katsena war langwierig

und blutig. Mallem Rhomaro hatte in der That sieben Jahre lang ununterbrochen Krieg gegen die Stadt geführt, ehe er im Stande war, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Nochmals vertrieben ihn die Habe aus der Stadt, aber als er mit verstärkter Macht zurückkehrte, konnten sie ihm nicht widerstehen. Fünf Fürsten von Katsena waren in diesem Kampf um die politische und religiöse Freiheit schon gefallen, aber erst nach der gänzlichen Zerstörung Dankama's und dem Tode Magadjin Haddedu's konnte Mallem Rhomaro seiner Eroberung sich versichern.

Seit ihrer Einnahme gerieth die Stadt in raschen Verfall, und alle bedeutenderen ausländischen Kaufleute siedelten nach Kano über, das nun erst anfing, sich zum Emporium des Handels in diesem Theil des Sudans emporzuschwingen, während Katsena nur als Sitz eines Statthalters und als Mittelpunkt des Handels mit Nyffi einige Wichtigkeit behielt. Dies ist sehr bedauerlich, da die Lage von Katsena sowohl durch ihr Verhältniß zu den verschiedenen Hauptstraßen, als auch wegen des ungleich gesünderen Klima's gegen Kano beträchtliche Vortheile bietet. Wie indeß die Zustände gegenwärtig sind und so lange nicht der Kampf zwischen Heidenthum und Islam entschieden ist, wird die Stadt mehr und mehr verfallen. Mohammed Bello, der gegenwärtige Statthalter, hatte selbst schon die Absicht, die ungeheuren Ringmauern ganz aufzuheben und in ihrer Nachbarschaft einen neuen, kleineren, aber leichter zu vertheidigenden Regierungssitz zu gründen; sein Oberherr, der Emir el Mumenin, hat jedoch die Ausführung dieses Planes nicht erlaubt, und so werden denn die ausgedehnten Mauern mit vieler Mühe vor gänzlichem Verfalle bewahrt. — Ich werde bei der Beschreibung meiner zweiten Durchreise im Jahre 1853 Gelegenheit haben, noch Einiges über das alltägliche Leben in dieser Stadt zu sagen; auf das Reich der Fulbe und den Charakter dieser höchst merkwürdigen, räthselhaften Nation, von dem ich während meines ersten Verkehrs mit ihnen einen sehr schlechten Begriff erhielt, werde ich an anderen Orten ausführlicher zurückkommen.

Der ganze Umfang der Provinz Katsena ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, um dem Statthalter nicht allzu viel Verlockung zu geben, sich unabhängig zu machen. Außerdem haben seit der Eroberung durch die Fulbe viele Bezirke derselben durch die fortgesetzten Einfälle der noch unabhängigen Haussaua ungemein gelitten, so daß die Bevölkerung der ganzen Provinz gegenwärtig wohl kaum

die Zahl von 300,000 Köpfen übersteigen dürfte. Unter den zahlreichen Ortschaften, von deren hauptsächlichsten ich ein Verzeichniß in meinem ausführlichen Tagebuch mitgetheilt habe, haben sicherlich nicht weniger als funfzig an 4000 Einwohner. — An Grundsteuer, „kurdi-n-kassa", bringt die Provinz nur etwa 20 bis 30 Millionen auf; dieselbe beträgt 2500 Kurdi, also gerade einen Speciesthaler, für jedes Familienhaupt. Außerdem wird von jedem Sklaven eine Steuer von 500 Kurdi erhoben. — Die Kriegsmacht der Provinz besteht nur aus etwa 2000 Mann zu Pferd und 8000 zu Fuß; letztere meistens Bogenschützen.

Alles in Allem genommen, ist die Provinz Katsena trotz ihres Verfalles eine der schönsten im ganzen Sudan, und da sie gerade auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und dem Bassin des Tsad liegt, auf einer durchschnittlichen Erhebung von 12- bis 1500 Fuß, mit einer leicht gehügelten und in einigen Gegenden sogar sanft gebirgigen Oberfläche, so bietet sie den Wassern einen leichten Abfluß nach verschiedenen Seiten hin, in zahllosen, kleinen Rinnen; die Luft ist hier daher gesünder, als in den meisten andern Theilen des tropischen Afrika, wo nur ein geringer oder gar kein Abfluß ist. Eben der höheren Lage wegen gedeiht Baumwolle nicht gut, aber sonst sind die Produkte mannichfaltig und reicher Art. So sind nutzbare Bäume hier häufiger als anderswo unter gleicher Breite. Die Banane, „ayaba", und die „gonda" (Carica Papaya) werden an manchen bevorzugten Stellen gefunden, während die „doroa" (Parkia), die Tamarinde und die „kadena" (Bassia Parkii) die gewöhnlichsten Bäume in der ganzen Provinz sind und oft in dichten Gruppen beisammen stehen oder kleine Holzungen bilden. — Die westlicheren Bezirke werde ich bei der Erzählung meiner Reise nach Ssokoto im Jahre 1853 zu beschreiben haben; gegenwärtig führe ich den Leser in den südöstlichen Theil der Provinz auf meinem Marsch nach Kano.

Der 30. Januar, der Tag der endlichen Abreise von Katsena, war für mich ein sehr glücklicher Tag. Als ich mit meinem kleinen Reisetroß das südöstliche Thor, die Kofa-n-Kaura, erreichte, war es mir zu Muthe, als enteilte ich einem Gefängniß, und wieder im Vollgenuß meiner Freiheit athmete ich tief auf, als ich die freie Landschaft außerhalb der Mauern betrat. Ich würde in der That einen sehr ungünstigen Eindruck von Katsena mitgenommen haben, wäre es mir nicht vergönnt gewesen, noch einmal unter günstigeren

Verhältnissen die Stadt zu besuchen und mich mit der herrschenden Klasse der Fulbe auf einen freundschaftlicheren Fuß zu stellen.

Auf der Südseite der Stadt war die ganze Gegend unangebaut und wild mit Unterholz bewachsen. Selbst der Verkehr auf der Straße war nicht sehr friedlicher Art; denn wir begegneten nur bewaffneten Reitern und Fußgängern, welche auf die Nachricht von dem Heereszug, welchen das feindliche Volk von Maradi ausrüste, nach Katsena eilten. Nach etwa drei Meilen passirten wir einen Brunnen, an welchem die Frauen eines benachbarten Dorfes die Vegetabilien des Landes zum Verkauf ausboten. Außer den schon öfter genannten Nahrungsmitteln waren hier auch Brodwurzeln, „goasa“, und süße Kartoffeln, „dankali“ (Convolvulus Batatas) zu haben. Trotz dieser friedlicheren Gruppe hörte das Land nicht auf, mit seinen wenigen, stark verpallisadirten Dörfern, den geringen Spuren von Landbau und seinen dichten Waldungen, welche ein Dorf vom andern trennten, den Eindruck eines sehr unruhigen und unsicheren Zustandes zu machen; auch trafen wir zum zweiten Mal mitten in einem wilden Dickicht auf einen langen kriegerischen Zug von einigen hundert Reitern.

Weiterhin fingen Dumpalmen an aufzutreten, wie denn diese Palme als vereinzelte Zierde der gewöhnlicheren Belaubung über den ganzen breiten Gürtel zwischen dem 18° und 10° nördl. Br. sich auszudehnen scheint. Neben dieser schlanken Fächerpalme, welche die Tropengegenden mit der nördlicheren Zone in Verbindung setzt, waren die den ersteren eigenthümlichen Bäume, wie die überaus frisch belaubte „dumma“, die „kana“ und die ungeheure „kuka“, vorherrschend. Die kolossalen, an sich schon gewaltigen Bäumen entsprechenden Aeste waren gänzlich ohne Blätter und machten daher einen um so großartigeren Eindruck der Massenhaftigkeit und Ungeschlachtheit. Es ist eben diese Massenhaftigkeit des gesammten Astwerkes, welche diesen Baum zum Ungeheuer der Pflanzenwelt macht und ihm wohl den Vorrang vor irgend einem Baume Europa's einräumt; denn an bloßer Entwickelung des Stammes kommt die größte Adansonia, die ich gesehen, weder dem ungeheuren patriarchalischen Castagno de' cento cavalli am Aetna, noch der urväterlichen Eiche am unteren Lauf der Charente gleich. Wunderbar hingen die langen, schweren Schoten, „kautschi“, an dünnen, rattenschwanzähnlichen Stengeln herab. Die Früchte von angenehm säuerlichem Geschmack kamen eben zur Reife und unter den am Boden liegenden waren einige von gewaltiger

Größe, bis 16 Zoll lang und 6 Zoll dick. — Die Adansonia ist jedenfalls der charakteristischste Baum dieser ganzen ungeheuren Zone vom Indischen bis zum Atlantischen Meer, durch die ganze Breite von Afrika, vom 16. nördlichen bis 20. südlichen Parallelkreis, — wenn ihr Gebiet nicht vielleicht am Aequator unterbrochen wird. Dabei ist sie einer der wichtigsten Bäume im Haushalte der Eingebornen, wenn auch der ungeheure Stamm selbst fast nutzlos ist, denn nur in Kordofan und zwischen Walata und dem Niger dient derselbe ausgehöhlt als Cisterne. Schon der treffliche Reisende Ebn Batuta war voll Bewunderung über dieses gewaltige Produkt der Schöpfung.

Hinter dem ansehnlichen Dorfe Bay ward der Landbau allgemeiner und die Landschaft schöner und heiterer. Vereinzelte bequeme Hütten rinderzüchtender Fellani, sorgsam eingezäunte, gut erhaltene Kornfelder gaben derselben einen Charakter friedlicher Ruhe und Behaglichkeit, welcher den nördlichen Bezirken der Provinz Katsena gänzlich abgeht. Sehr erstaunt war ich, als mir Gadjere die hier liegenden ausgedehnten Besitzungen eines der angesehensten Männer von Agades zeigte. Ich hatte den Lebenskreis jener Leute längst hinter mir geglaubt, allein ich fand, daß die Tuareg von Aßben sehr viele Besitzungen in diesen fruchtbaren Gegenden haben — ein Eingreifen in fremdes Gebiet, das leicht zu den wichtigsten Ereignissen führen kann.

Kurz vor vier Uhr lagerten wir in der Nähe eines Dorfes Namens Schibdaua. Die Stadt Daura, der Mittelpunkt der gleichnamigen Provinz, war von hier etwa zwei Tagereisen entfernt.

Die Landschaft, welche wir am andern Morgen, den 31. Januar, von hier aus betraten, gehört zu den schönsten, anmuthigsten Gegenden, welche ich in meinem ganzen Leben gesehen habe; auch war ich in der glücklichsten Stimmung, mich an ihrem herrlichen Anblick zu laben. Der Morgen war prachtvoll und, unabhängig von Jedermann mit meinen drei Begleitern ohne Hab' und Gut in die Welt hineinziehend, konnte ich mich ganz dem Gefühle der ungebundensten Freiheit und dem Genuß an Gottes Schöpfung in neuen lebensvollen Formen hingeben. — Die Bodenoberfläche war leicht gewellt und mit noch frischem Gras bekleidet; darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in der größten Mannichfaltigkeit und reichsten Fülle, nicht eine undurchdringliche Waldung bildend, sondern von der Künstlerhand der Natur in schöne Gruppen geordnet und der herrlichsten Wir-

kungen von Schatten und Licht fähig. Belebt wurden dieselben von Vögeln unzähliger Arten außer den wohlbekannten Turtel- und Waldtauben, die alle im Vollgenuß ihrer Freiheit girrend und zwitschernd umherspielten. Namentlich war es der Sserdi (vielleicht Nisus gymnogenys?), ein großer Vogel mit prachtvollem hellblauen Gefieder, der meine Aufmerksamkeit erregte. Hier und da ließ sich eine Heerde mit Behaglichkeit über den reichen Weidegrund sich ausbreitender Rinder sehen; alle waren von weißer Farbe und die Bullen hatten den großen Wulst oder Höcker („toso“ auf Haussa), der in Ueberfülle des Fettes auf einer Seite herabhing. Darin waren sie dem indischen Zebu gleich, an Größe aber übertrafen sie ihn bei weitem und Hörner und Klauen unterschieden sie gänzlich von ihm. — Doch auch in dieser entzückenden Landschaft fehlte es nicht an einem Sinnbild der Zerstörung; denn überall ließ sich die giftige Pflanze „tumnia“ sehen.

Diese parkähnliche Scenerie, in welcher ich unter vielen, zum Theil schon öfter genannten, zum Theil mir unbekannten Baumarten auch den Butterbaum, „kadena“ (Bassia butyracea), zum ersten Male in der Entfaltung seines prachtvollen Grüns erblickt hatte, wurde durch Baumwollen- und Kara-ssia-Felder unterbrochen. Bei Kamri, einem kleinen, mit einer niedrigen Lehmmauer umgebenen Ort, erfreute uns der Anblick eines höheren Grades von Fleiß im Anbau des Landes. Eine kleine Einsenkung war in Beete eingetheilt, welche durch Ziehbrunnen mit langen Schwengeln, „lambuna“, auf Arabisch „chattatir“, bewässert und auf denen Weizen und Zwiebeln gezogen wurden, die beiden Eindringlinge arabischer Civilisation. Später sahen wir noch mehr derartige Anlagen. Uebrigens geschah die Bearbeitung des Bodens auch hier nur mit der Gelma und Fertana, der kleinen Hacke.

Vereinzelt aufspringende Granitfelsen dienten zum Zeichen, aus welchem Stoff die Unterlage des Fruchtbodens bestehe, und kurz nach Mittag hatten wir eine isolirte, von Ost nach West hinziehende Hügelkette zur Rechten. Wir passirten das Dorf Temma mit einem kleinen Marktplatz, und nachdem wir dann die Felder des Dorfes Gogo hinter uns gelassen hatten, betraten wir eine Weidelandschaft, auf welcher zahlreiche Ziegenheerden, weit umher zerstreut, weideten. War mir am Morgen die gleichmäßige weiße Farbe der Rinder aufgefallen, so erregte ein entsprechender Umstand hier wiederum meine Aufmerksamkeit, denn sämmtliche Ziegen waren kaffeebraun. — Um $3\frac{3}{4}$ Uhr lagerten wir bei dem Dorfe Bogo, und zwar unmittelbar an

der Einfriedigung desselben, um uns vor Dieben sicher zu stellen, von denen das ganze Land voll ist.

Am 1. Februar erreichten wir nach einem Marsch von etwas mehr als einer halben deutschen Meile die bedeutende Stadt Ku=ssada. Während wir an der Westseite des Ortes die Stadtmauer entlang zogen, fielen mir mehrere majestätische, in die Wolken strebende Exemplare des „Rimi“ (Bombax oder Eriodendron Guineense) ganz besonders auf. Es ist sehr eigenthümlich, daß dieser Baum, welcher zu den höchsten Bäumen der Schöpfung gehört, so wie die Kuka zu den massenhaftesten, sich gewöhnlich in der Nähe des Haupt=thores der Städte in Haussa erhebt. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Rimi (der Bentang=Baum Mungo Park's) den alten heidnischen Bewohnern dieser Gegend als ein heiliger Baum galt; wir finden ihn daher an ihren Opferstätten und an den Thoren, gleichsam als Wächter derselben. Auch mochten ihn die Eingebornen als Wegweiser für den Fremdling benutzen; denn es ist unglaublich, auf wie weite Entfernung diese Riesen unter den Bäumen gesehen werden. Die höchsten, die ich auf meinen Reisen bemerkt habe, sind ein Paar, das sich vor dem westlichen Thore der Stadt Gandi in Sanfara erhebt.

Ku=ssada ist nur wenig kleiner als Gasaua, obwohl nicht so dicht bewohnt. Die Stadtmauer ist ziemlich gut erhalten und das Innere, von zahlreichen reichbelaubten Bäumen belebt, gewährt einen erfreulichen Anblick. Die meisten Hütten bestehen aus Lehmmauern mit einem Strohdach, eine dem Klima und der Natur des Landes ganz angemessene Bauart.

Als wir die Südseite der Stadt verließen, schlossen sich uns eine Anzahl schwer belasteter Frauen an, deren jede sechs bis zehn unge=heure Kalabassen, mit allerlei Gegenständen des Haushaltes gefüllt, auf dem Kopfe trug. Die Last war so groß, daß sie nicht ruhig gehen konnten; wankend eilten sie einige Schritte vorwärts und ruhten dann aus, so daß sie unaufhörlich in störende Berührung mit unseren Thieren kamen. Es ist wahrhaft unglaublich, was für Lasten die eingebornen Frauen des Sudans zu tragen vermögen; aber vor allen Stämmen zeichnet sich in dieser Hinsicht der der Tapua oder Nyffaua aus. Die Frauen derselben sind meist von kolossalem Wuchs und gewaltiger Körperkraft.

Die Landschaft bot auf unserem heutigen Marsche nichts Bemer=kenswerthes dar, bis wir die Kornfelder von Kaferda erreichten. Hier

wurde ich wieder auf vereinzelte Giginas — Delebpalmen — aufmerksam, die sonst in dieser Gegend äußerst selten zu sein scheinen. Wir stiegen dann ein wenig abwärts und hier nahm die Landschaft wieder den anmuthigen, parkähnlichen Charakter von gestern an, mit einer großen Mannichfaltigkeit des Pflanzenwuchses. Für den Gewerbfleiß der Eingebornen aber zeugten Bündel von Indigopflanzen, welche ein Trupp Männer heimtrugen; ferner ausgedehnte schöne Tabaksfelder und die in den Gipfeln der zahlreichen Adansonien angebrachten, aus hohlen Baumstämmen bestehenden Bienenkörbe. Auch schien dieser Bezirk zur Bienenzucht ganz besonders geeignet, denn das Weideland umher war mit reich duftenden Büschen geschmückt.

Eine sehr anziehende Erscheinung war die auf's Engste verschlungene Gruppe einer Gigina mit einem Tamarindenbaum; die Krone der Palme reichte kaum noch aus dem reichen Laubwerk des mächtigen Baumes hervor, der untere Stamm war ganz verzehrt oder verschlungen. Solche Beispiele sind in der reicheren Vegetation Südamerika's sehr häufig, aber im trockneren Afrika sind sie selten und verdienen daher mehr Aufmerksamkeit. Im weiteren Verlauf meiner Reise hatte ich häufig Gelegenheit, die Sympathie zwischen der Tamarinde und der Kuka zu beobachten. Ich fand diese Bäume oft in der zärtlichsten und liebevollsten Umarmung und gänzlich in einander verschlungen; hier aber schien die Gruppirung von anderer Art zu sein. Die schöne Fächerkrone der Gigina beherbergt stets eine Menge großer Vögel, die unbewußt manches Samenkorn mit sich in ihre Ruhestätte nehmen; hier geht es auf, genährt von dem Dünger der Vögel und mancherlei Unrath, und giebt einem ganz verschiedenen Baum das Leben, der allmählich undankbar die Mutter verschlingt.

Kurz nach Mittag passirten wir den Ort Dan-Ssabua; schon damals zeigte er wenig Leben, und als ich nach drei Jahren wieder diese Straße zog, war er fast verlassen. Zwei Meilen weiterhin kamen wir an einem kleinen runden, ganz mit Unterholz bedeckten Hügel vorüber, der mir als die Grenze zwischen den Provinzen Katsena und Kano bezeichnet wurde. Im Jahre 1854 indeß fand ich, daß dieselbe weiter nordwestlich, nahe bei Kaferda, angenommen ward; ob sie nun wirklich verändert oder ich früher falsch berichtet war, kann ich nicht sagen. — Wir lagerten zeitig am Nachmittag bei dem Dorfe Gurso. In den Gemüsegärten wurden Weizen und Zwiebeln gezogen, und wenn wir auch von letzteren einen hübschen

Vorrath bekommen konnten, so war doch nichts Anderes, nicht einmal ein Huhn, zu haben.

Am andern Morgen, den 2. Februar, brachen wir frühzeitig auf, voll Begeisterung über den Gedanken, vor Einbruch der Nacht Kano zu erreichen. In freudiger Erwartung lauschten wir während des Marsches den Erzählungen Gadjere's, der sich mit gemüthlicher Beredsamkeit über die Wunder dieses afrikanischen London verbreitete. — Mit fünf Viertelmeilen Weges, welcher abwechselnd durch dichtes Buschwerk und Weideland geführt hatte und von Reisenden ziemlich belebt war, erreichten wir die bedeutende Stadt Betschi. Die wohlerhaltene hohe Thonmauer derselben tauchte plötzlich aus einem Dickicht hervor, in welchem wir unseren vornehmen, prächtig gefiederten Freund Sserdi wieder erblickten. Die Stadt hat nur Ein Thor und ein großer Theil der Hütten ist von der oben beschriebenen Art, unten Thon, oben Rohrwerk; der Ort wird jedoch dadurch sehr bemerkenswerth, daß er theilweise dem Tuaregstamm der I=te=ssan gehört, deren Busaue hier für ihre Herren die umliegenden Felder bebauen. Es ist dies ein Beispiel mehr zu dem früher erwähnten, wie die Tuareg überall zu finden sind, und zwar auch als ansässige Grundbesitzer, nicht blos gelegentlich als Kaufleute.

Hinter der Stadt war das Land weniger gut angebaut. Es war hier meist mit wilden Gondabüschen, „gonda=n=badji", einer Anona, bewachsen. Diese Gonda liefert eine sehr schmackhafte Frucht von der Größe einer Pfirsiche und der gelben Farbe einer Aprikose; sie gewährt dem Reisenden bei einem langen Tagemarsch die schönste Erquickung und erscheint dem Eingebornen so bedeutend, daß er die über Aegypten aus eingeführte Papaya wegen einiger sehr entfernter Aehnlichkeit der Frucht die Gonda von Aegypten, „gonda=n=Masr", genannt hat. Der Busch ist in den meisten Gegenden sehr gewöhnlich, kommt aber in den flachen Thonebenen des eigentlichen Bornu nicht vor; die Frucht reift während der Regenzeit und ist mehrere Monate hindurch zu finden.

Hinter dem kleinen Marktflecken Buddume begegneten wir den ersten Zügen von Kameelen des Airi, mit dem wir gekommen waren. Sie waren nun ihrer kostbaren Salzladung enthoben und kehrten von Kano zurück, um gute und sichere Weidestätten aufzusuchen, während ihre Herren in der Hauptstadt verweilten. Unser Beschützer Eleidji, der Führer des Airi, war noch nicht in der Stadt angekommen; auch er hat ein großes Gut mit vielen Sklaven bei Ka=

saure, wohin er von Katsena aus gegangen war, um seine Angelegenheiten zu ordnen.

Die Gegend nahm nun wieder einen heitern Charakter an; wir passirten mehrere Dörfer und unser Pfad war sehr belebt. Beinahe alle Leute, die uns begegneten, grüßten auf's Freundlichste; namentlich gefiel mir der Gruß: „barka, ssanu ssanu, hm! hm!“ etwa so viel als: „Segen über Euch! gemach, gemach, ei! ei! Nur wenige stolze Fellani gingen ohne Gruß an uns vorüber. — Die Dorfschaften sind hier sehr anmuthig in einzelne Gehöfte und Hütten zerstreut, wie es immer bei Ackerbau treibenden Dörfern sein sollte, wenn es die Sicherheit zuläßt. Die Namen dieser Ortschaften sind demgemäß auch alle in der Pluralform ausgedrückt, wie Tarauraua, Bagdaua, Djimbedaua. In der Nähe des letzteren Orts, an welchem von den Frauen des Bezirks auch ein kleiner Markt gehalten wurde, befand sich eine Marina (Färberei) von beträchtlicher Ausdehnung; sie hatte zwanzig Farbentöpfe.

Kurz nach Mittag betraten wir den hauptsächlich von Fellani bewohnten reichen Distrikt Dauana. Hier war ein ausgedehnter, mit gut gebauten, leichten Buden besetzter Markt, der von einer großen Anzahl Menschen besucht war. Einige Marktweiber, die sich uns anschlossen, machten uns Hoffnung, daß wir die „birni“ heute noch vor Sonnenuntergang erreichen würden; es war dies um so wünschenswerther, als das äußere Thor bald nach dieser Zeit geschlossen wird. Indem wir beschleunigten Schrittes weiter zogen, erreichten wir Ackerland, welches mit Sesam, „nome“ (Astragalus Sesamum), bestellt war, damals für mich ein ganz neuer Anblick, der aber im weiteren Verlauf meiner Reise gänzlich zur Gewohnheit werden sollte; denn Sesam ist eins der Hauptnahrungsmittel für die Bewohner der südlicheren Zone der afrikanischen Tropen und schon in Baghirmi von der ausgebreitetsten Anwendung. Auch eine Buschart, mit welcher einige Felder eingezäunt waren, hatte ich noch nicht gesehen. In Munio, wo ich sie später bei meiner Reise durch dieses Land für denselben Zweck gar oft angewendet fand, nennt man sie „magara“; mein Begleiter nannte sie hier „fidde sereukka“. Es ist eine Varietät der großen Euphorbia Carariensis und auch am mittleren Niger sehr häufig. Dieser Busch wächst 10 bis 12 Fuß hoch, hat schlanke, grüne, blätterlose Zweige und breitet sich nach oben zu sehr weit aus. Der milchige Saft gilt für einigermaaßen giftig, wird aber auch zum Aetzen von eiternden Wunden benutzt.

Bald darauf erreichten wir die erste vereinzelte Dattelpalme. Dieser Baum ist ein höchst charakteristisches Zeichen von Kano, wohin er ohne Zweifel in Folge des großen Verkehrs von Arabern künstlich verpflanzt wurde. Da jetzt die Landschaft offen ward, gewannen wir nun auch einen vollen Blick auf zwei andere Wahrzeichen der Stadt, nämlich die beiden innerhalb der Ringmauer liegenden Hügel, den „Dala“ und den „Kogo-n-dutsi“. Beide stiegen von der geraden Linie auf, welche die Stadt, in ihre ungeheuren Mauern eingehüllt, aus der Ferne darstellt. Eben dieser Fernblick jedoch stimmte unsere Hoffnung, die Stadt noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, bedeutend herab. Dessenungeachtet schritten wir rüstig weiter und erreichten denn auch das ersehnte Ziel noch vor Thorschluß.

Vor der Stadt fanden wir einen Theil des Airi gelagert; der Platz hatte indessen nichts Einladendes und ich keine Lust, mich hier noch einmal dem Schutz der Assbenaua anzuvertrauen. Wir schritten daher muthig auf den tiefen Thorweg zu, vor welchem sich ein gewaltiger Rimi erhob, während ein dichter Wald von allerhand Bäumen und Büschen den Stadtgraben ausfüllte. Die Mauer war hier nur etwa 15 Fuß dick, das Thor selbst stark mit Eisen beschlagen. Nahe an demselben innerhalb der Stadt wohnte der Wächter; diesem gaben wir an, wo wir abzusteigen beabsichtigten, und eilten dann ohne Aufsehen weiter, als wären wir Eingeborne des Landes. Alles war offenes, theils angebautes, theils als Weideland benutztes Feld, hie und da mit einzelnen Adansonien geschmückt. Obgleich das Haus meines Agenten Baua fast an dem äußersten Rand des nördlichsten bewohnten Stadtviertels lag, brauchten wir doch volle 49 Minuten, ehe wir es erreichten. Es war mittlerweile dunkel geworden und wir hatten einige Mühe, von der uns angewiesenen Wohnung Besitz zu nehmen.

So war denn endlich nach fast einem Jahre voller Mühen und Entbehrungen Kano erreicht, dessen Name mir schon so lange in den Ohren geklungen, das einer der Hauptzielpunkte unseres Unternehmens gewesen war. Ich hätte nun glücklich und zufrieden sein sollen. Ob ich es wirklich war, wird die Beschreibung meines Aufenthaltes in dieser Stadt lehren.

## Neuntes Kapitel.

### Aufenthalt in Kano. Reise nach der Hauptstadt Bornu's.

---

Kano war für uns als ein Mittelpunkt des Handels und Knotenpunkt vieler Straßen, als die reichste Quelle einer Fülle von Nachrichten und als der beste Ausgangspunkt zur Erreichung entfernterer Gegenden nicht nur eine wichtige Station für den wissenschaftlichen Erfolg unserer Sendung, sondern es war dies auch in materieller Hinsicht. Der Leser mag es mir daher erlauben, daß ich hier einen kurzen Blick auf meine äußere Lage werfe; denn um gerecht gegen die Leistungen eines Reisenden zu sein, muß man die materiellen Verhältnisse wohl erwägen, unter welchen dieselben ausgeführt wurden. Wenn ein Solcher trotz aller Gefahren und Nöthen das Glück gehabt hat, mit dem Leben davon zu kommen, ist man daheim nur gar zu geneigt, all' die ungeheuren Schwierigkeiten zu vergessen, mit denen er unaufhörlich im Kampfe gelegen hat, und macht Anforderungen an ihn, die dadurch absurd werden, daß ihre Ausführung unter den gegebenen Verhältnissen durchaus unmöglich war.

Alles, was mir nach den schweren Erpressungen, welchen wir auf der Straße nach Air ausgesetzt gewesen, verblieben war, beschränkte sich auf die kleine Quantität der so ganz werthlosen Waaren, die ich nach Kano vorausgesandt hatte. Ihr Gesammtwerth mochte sich bei gutem, vortheilhaftem Absatz auf 500,000 Kurdi oder 200 Speciesthaler belaufen. Ich für meinen Theil dagegen hatte gleich bei meiner Ankunft in Kano eine Schuld von nicht weniger als 112,300 Kurdi abzutragen, nämlich 55000 an Fracht für den Transport meiner Waaren von Tin-teggana nach Kano, 8300 als meinen Antheil an den Geschenken, „ssalams", die auf dem Wege den verschiedenen kleinen Fürsten zu geben waren, 18,000 an Gadjere als Miethe für seine beiden Thiere und endlich 31,000 an einen Mann Namens Hadj el

Dauaki auf Rechnung El Wachschi's, für die von ihm in Katsena entliehenen Sachen. Außerdem wußte ich wohl, daß ich dem Statthalter, „sserki“, von Kano ein bedeutendes Geschenk zu machen hätte, und hegte auch den dringenden Wunsch, meinen Diener Mohammed, den Tunesier, abzulohnen und zu entlassen; denn ich hatte ihn als ganz untauglich für diese Länder befunden, und sein ungezogenes, anmaßendes Benehmen gegen mich war mir unerträglich geworden.

Nachdem dies Alles abgemacht gewesen wäre, sollte doch auch etwas Neues unternommen werden. — Schon seit meiner Abreise von Europa hatte ich stets mein Augenmerk auf den sogenannten Tschadda gerichtet, jenen gewaltigen östlichen Nebenfluß des Kuara oder Niger. Die Herren Laird, Allen und Oldfield hatten bekanntlich diesen Fluß im Jahre 1833 einige 20 deutsche Meilen aufwärts von seiner Mündung in den Kuara befahren, und Ersterer hatte die von William Allen zwar bestrittene Meinung aufgestellt, daß der besagte Fluß durchaus ohne Zusammenhang mit dem Tsad sei, vielmehr sein Quellgebiet in einer ganz verschiedenen Gegend habe. Ich stimmte mit den verdienten und gelehrten Beschreibern Afrika's, den Herren Cooley und Mc. Queen — die Frage betraf einen Gegenstand, der zur Zeit, als Ritter sein Afrika abfaßte, natürlich noch ganz im Argen lag — dieser Meinung bei und wünschte daher sehr, von Kano aus in der Richtung nach Adamaua vordringen zu können; denn ich war überzeugt, daß dort die Frage über den Lauf dieses Flusses entschieden werden könnte. Diese Reise konnte aber natürlich nicht ohne leidlich große Geldmittel vollbracht werden und das Unternehmen hing so gänzlich davon ab, ob ich meine Waaren gut würde verkaufen können.

Man wird daher leicht einsehen, wie niederschlagend die allerdings nicht ganz unerwartete Nachricht sein mußte, die ich gleich am Abend meiner Ankunft erhielt. Die Preise solcher Waaren, wie ich sie hergesandt hatte, besonders Zucker und rohe, abscheulich schlechte Seide — wir waren leider in Mursuk mit schlechten Waaren zu theuren Preisen versehen worden — wären sehr gedrückt, hieß es. Die zweite unerfreuliche Ueberzeugung, die ich sehr bald erlangte, war die, daß Baud, des englischen Konsuls in Mursuk, Herrn Gagliuffi's, Agent, den auch ich auf dessen Empfehlung zu unserem Geschäftsführer bestellt hatte, ein armer Mann war und, wenn auch gerade nicht unredlich, doch keineswegs vollkommenes Vertrauen verdiente. Er war der Sohn eines aus dem Reisebericht Kapitän Clapperton's im Ganzen als ehrlich

und uneigennützig bekannten Mannes, was ihn Herrn Gagliuffi empfohlen haben mochte. Jung und ehrgeizig aber, wie er war, hatte er keinen anderen Zweck, als seinen Herzenswünschen nachzugehen und bei dem Statthalter sich in Gunst zu setzen, auch auf Kosten derer, die sich ihm anvertrauten. Dazu hatte er eine große Anzahl jüngerer Brüder zu ernähren, die ihm überall als ein hungriger Troß anhingen. Obwohl er zwei Kameelladungen mir gehörender Waaren in den Händen hatte, ließ er mich doch ohne eine einzige Muschel, und ich mußte froh sein, von Mohammed e' Sfakfi, unserem Begleiter von Mursuk her, 2000 Muscheln (weniger als ein österreichischer Thaler) zur Bestreitung der nöthigsten Ausgaben meines Haushaltes leihen zu können.

Die Zahl dieser Unannehmlichkeiten sollte sich noch vergrößern. Mein Wirth erklärte mir bei einem seiner Besuche, daß es unumgänglich nöthig sei, nicht allein dem Sserki, sondern auch dem Ghaladima, dem ersten Minister, ein ansehnliches, dem für den Erstern beinahe gleiches Geschenk zu machen. Dieser war nämlich der Bruder des Statthalters und genoß wenigstens gleiches Ansehen und denselben Einfluß, wenn nicht größeren. So hatte ich denn die Aussicht, blos um geduldet zu werden, die wenigen mir gebliebenen werthvollen Sachen hingeben zu müssen!

Zu alledem kam noch ein ganz besonders unerfreulicher Umstand hinzu. Um nicht die Ansprüche der Regierungsbeamten zu steigern, hatte ich absichtlich die Stadt, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, betreten. Da erhielt der Statthalter am zweiten Tage nach meiner Ankunft die bestimmte Botschaft von Herrn Richardson, daß er, sobald er neue Mittel an sich gezogen, nicht verfehlen würde, Kano zu besuchen und dem Statthalter seine Aufwartung zu machen. Diese Nachricht brachte Letzteren sehr gegen mich auf. Er ließ mir seinen Unwillen zu erkennen geben, daß ich seine Stadt betreten, ohne ihn, wie mein Kollege für einen künftigen Besuch bereits gethan, vorher zu benachrichtigen, und erhöhte zu gleicher Zeit seine Erwartungen in Bezug auf das ihm zukommende Geschenk. Da mich Herr Richardson durch eine schriftliche Vollmacht speziell dazu berechtigt hatte, dem Statthalter von Kano im Namen der Expedition einige Geschenke zu überreichen, aber nun dennoch diesen Brief schrieb, ohne mich auch nur in demselben zu erwähnen, so kann ich dies Verfahren nur als eine kleinliche Intrigue gegen mich bezeichnen. Es sind dies die gewöhnlichen Uebel, welche größere Unternehmungen, wie das unsere,

begleiten, indem deren Mitglieder, statt sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen, einander in ihren Unternehmungen hemmen, um sich selbst wo möglich alles Verdienst beizumessen.

In einer dunklen, höchst unbequemen und unerfreulichen Wohnung einquartiert, die ich nicht verlassen sollte, ehe ich dem Herrscher selbst meine Aufwartung gemacht, und eben diese Begrüßung absichtlich hinausgeschoben, um mich für vermeintliche Vernachlässigung der schuldigen Ehrerbietung zu bestrafen, ohne Mittel täglich von einer Anzahl Gläubiger geplagt und meiner Armuth wegen von einem unverschämten Diener verspottet — so müssen sich die Leser meine Lage in dem weltberühmten Stapelplatz des Handels und Verkehrs von Mittel-Afrika vorstellen. Ich war in der That ein wenig entmuthigt und Sorge und Kummer, theils auch Mangel an Bewegung, führten in wenigen Tagen einen heftigen Fieberanfall herbei, der mich auf mein hartes Lager, nur aus einem über Bretter gebreiteten Teppich bestehend, niederwarf und in kurzer Zeit fast aller Kraft beraubte.

Endlich am 18. Februar — ich war am 2. dieses Monats angekommen — erhielt ich eine Einladung zur Audienz. Glücklicherweise hatte ich Geisteskraft genug, mich so weit aufzuraffen, daß ich im Stande war, derselben Folge zu leisten; denn die Entfernungen der Quartiere sind in Kano zwar geringer als in London, dennoch aber sehr bedeutend und mit denen der größten europäischen Hauptstädte wohl zu vergleichen, und die Ceremonien bei der Audienz eines afrikanischen Fürsten geben denen an einem europäischen Hofe an Lästigkeit gewiß nichts nach.

Ich kleidete mich so warm als möglich in meinen recht hübschen tunesischen Anzug, warf darüber noch einen weißen Bernus und bestieg meinen ärmlichen schwarzen Gaul. In diesem Aufzug folgte ich meinen drei Fürsprechern, die in stattlicher Weise vor mir herritten, von den Boten des Sserki geführt. Es waren Bauu, Eleidji, der drei Tage nach mir angekommen war und mich mit alter Freundschaft behandelte, und Ssidi Ali. Zu diesem Letzteren standen wir in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war der Sohn Mohammed's, des früheren Sultans von Fesan und letzten Herrschers aus der Dynastie der Uelad Mohammed, der von dem Vater des offiziellen Dolmetschers unserer Mission, Namens Yussuf, der sich bei Herrn Richardson befand, ermordet worden war. Trotzdem aber, daß also der Mörder seines Vaters in unseren Diensten stand, benahm sich derselbe seit meiner Ankunft in Kano sehr theilnehmend und freundlich

gegen mich. Er war für einen Araber ein sehr ehrenwerther Mann, von großem Ansehen bei den Eingebornen, und bei meiner Rückkehr nach Kano im Jahre 1854 begab ich mich sogleich in seinen Schutz und machte ihn zu meinem Agenten.

Es war ein sehr schöner Morgen. Auf unserem Wege wechselten Wohnungen aller Art, vom Lehmhaus bis zum leichten Schattendach, grüne Plätze mit weidenden Rindern, Pferden, Kameelen, Eseln und Ziegen, große tiefe Gruben, mit Wasser gefüllt und mit Wasserpflanzen überdeckt, in großer Mannichfaltigkeit mit einander ab; dazwischen Pflanzenwuchs der verschiedensten und schönsten Art, namentlich die prachtvolle symmetrische Gonda — oder eigentlich Gonda-n-Masr — und die schlanke Dattelpalme; endlich die Menschen selbst in dem buntesten Gemisch der Kleidung, vom fast nackten Sklaven bis zum farbenreich und prächtig gekleideten Araber: alles dies bildete eins der belebtesten und anregendsten Schauspiele.

Der Marktplatz zeigte jedoch bei unserem Hinweg noch keineswegs sein volles Leben, sondern begann sich erst zu füllen. Schaaren von Aasgeiern, „angulu", trieben sich noch umher, um die Abfälle des vorigen Tags aufzulesen. Unfern des Marktplatzes überschritten wir den schmalen Streifen Land, welcher den großen sumpfigen Teich Kano's, die Djakara, in zwei Theile theilt, und betraten das Quartier der herrschenden Rasse, der Fulbe oder Fellani. Im Gegensatz zu den nördlichen Quartieren der Stadt, welche durch die abgeschlossenen, mit flachen Dächern versehenen Thonwohnungen der immer mehr eindringenden Araber viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben, gewährt der südliche Stadttheil ein Bild afrikanischen Lebens in der reichsten Fülle; es ist hier namentlich die überall in den Gehöften der Dattelpalme sich anschließende Gonda mit ihrer schönen, in Form von Straußenfedern nach den Seiten herabfallenden Krone, die dem Ganzen ein überaus malerisches Gewand verleiht.

Zuerst begaben wir uns zu dem Hause des Gado oder Finanzministers. Es war ein interessantes Beispiel dafür, daß die Fulbe ihren ursprünglichen Charakter als Viehzüchter nie verleugnen, zu welchem Grad von Macht und Bildung sie sich auch erheben mögen. So sah denn auch der Hofraum dieses Palastes mehr wie eine Meierei aus, war auch eben so schmutzig. Se. Excellenz untersuchte die Geschenke, die ich dem Fürsten geben wollte, und als Zeichen seiner Zufriedenheit eignete er sich eine hübsche, große, reich vergoldete Kumme zu, die ich mit vieler Mühe glücklich durch die Wüste gebracht hatte.

Dann ließ er sein Pferd satteln und begleitete uns zu der Fada oder, um mit den Fulbe zu reden, dem Lamorde, dem Palaste des Sserki oder Lamido.

Der Palast ist ein Labyrinth von Hofräumen, von einander getrennt durch geräumige, mit zwei einander gegenüberliegenden Thüren versehene Lehmhütten, die als Wartezimmer dienen und durch enge gewundene Gänge mit einander verbunden sind. Hunderte träger, anmaßender Höflinge trieben sich hier umher, in weite, unkriegerische Gewänder gekleidet. Doch sah man auch manches ausdrucksvolle Gesicht und einige wenige kernige Gestalten. Die herrschenden Fulbe zeichnen sich in ihrer Kleidung gern durch einen schwarzen Gesichtsshawl vor den Haussaua aus.

Wir wurden zuerst nach der Audienzhalle des Ghaladima geführt, der fast täglich aus seinem eignen Palast nach der Fada kommt. Er ist intelligenter und etwas energischer als sein lässiger Bruder, der seine schöne Provinz, „den Garten des Sudans", ungestraft von räuberischen Nachbarn plündern und die fleißigen Bewohner in die Sklaverei schleppen läßt. Die noch lebende, aus Daura gebürtige Mutter der beiden Brüder, Schekara mit Namen, ist eine der berühmtesten Frauen Haussa's, ausgezeichnet durch die Trefflichkeit ihres Charakters und eine ausgebildete edle Weiblichkeit. Die Darstellung ihres Lebens und ihrer häuslichen Wirksamkeit würde viel dazu beitragen, die geringe Achtung um ein Bedeutendes zu erhöhen, in welcher diese Stämme bei den Europäern stehen. Sie hat noch mehrere Kinder außer dem Sserki und dem Ghaladima. Diese waren beide starkgebaute, schöne Männer, Ersterer nur etwas zu feist und unbeholfen. Das Gemach oder die Halle des Sserki war sehr schön, ja für dieses Land entschieden großartig zu nennen. An der Decke, deren Tragbalken von der Thonbekleidung bedeckt waren, sah man zwei große Kranzbogen, sauber geglättet und reich verziert, die dieselbe zu tragen schienen. In der hintern Wand waren zwei geräumige und reich verzierte Nischen; in einer derselben ruhte der Fürst auf einem Gado, über welchen ein Teppich gebreitet war, in halb sitzender, halb liegender Stellung. Die Gemächer waren jedoch so dunkel, daß ich eben hineintretend einige Zeit bedurfte, um etwas erkennen zu können.

In beiden Audienzen, beim Ghaladima sowohl als beim Sserki, war der alte Eleidji der Sprecher. Der alte brave Herr spielte im Ganzen seine Rolle recht gut und auch Sfidi Ali entwickelte seine

Beredsamkeit nicht ohne Geschick. Der Ghaladima machte einige intelligente Bemerkungen, während der Sserki sich nur dahin äußerte, daß ich allem Anschein nach trotz der erduldeten Erpressungen noch ganz annehmbare Geschenke für ihn habe. Den hervorragendsten Theil derselben bildete eine schwarze „kaba", eine Art mit Seidenstickerei und Goldlitzen verzierter Bernus, 60,000 Kurdi im Werth; außerdem erhielt er eine rothe Mütze, einen weißen Shawl mit rother Borde, ein großes Stück Musselin, zwei Fläschchen Rosenöl, ein Pfund Gewürznelken, eben so viel Weihrauch, ein Rasirmesser, Scheeren, ein englisches Taschenmesser und einen großen Spiegel von Neusilber. Der Ghaladima erhielt ganz dieselben Geschenke mit Ausnahme der Kaba, aber dafür gab ich ihm ein großes Stück gestreifter Lyoner Seide, 50,000 Kurdi im Werth.

Der Aufenthalt in dem Palast hatte mehrere Stunden in Anspruch genommen, so daß unsere Rückkehr in die Zeit der größten Tageshitze fiel. Dennoch fühlte ich mich weit besser als zuvor und konnte am Abend ein ganzes Huhn verspeisen mit einem Glase oder vielmehr einer Tasse Cyprier. Auch für die Folge war eine derartige gewaltsame Anstrengung meiner Kräfte und geistige Anregung gewöhnlich das beste Mittel, mich über meine körperliche Schwäche zu erheben. Eine kleine Portion guten Weines ist für den Europäer die beste Medicin in dem zweiten Stadium der Wiedergenesung nach Fieber, Dysenterie oder anderen tropischen Krankheiten.

Ich hatte nun die Erlaubniß, mich nach Gefallen in der Stadt umzuthun. So bestieg ich denn am anderen Tag meinen Gaul und durchritt, geleitet von einem ortskundigen Führer, mehrere Stunden lang die Stadt nach allen Richtungen.

Der Reisende zu Fuß kann sich keinen rechten Begriff von einer afrikanischen Stadt verschaffen, zu Pferde dagegen gewinnt er einen Blick in alle Hofräume und wird Augenzeuge der verschiedenen Geschäfte und Scenen des alltäglichen Lebens. So konnte ich denn auch heute von meinem Sattel aus all' die verschiedenen Bilder des öffentlichen und Privatlebens überschauen, äußerlich von denen europäischer Städte durchaus verschieden und doch wieder in den vielfachen Triebfedern so ähnlich. Hier reiche Buden mit feilschenden Käufern und Verkäufern, dort halb nackte, halb verhungerte Sklaven unter einem hürdenähnlichen Schattendach zum Verkaufe ausgeboten. Buden mit den schmackhaftesten Lebensbedürfnissen aller Art, auf die der darbende Arme begierig blickt; ein reicher Herr, in Seide und glänzende Ge-

wänder gekleidet, auf einem edlen, reich gezäumten Rosse, gefolgt von einem Troß übermüthiger Sklaven, und wiederum ein armer Blinder, mühsam seinen Weg fühlend. Hier ein nett mit neuen Matten und Rohr eingefaßter Hofraum um eine reinliche, gemüthliche Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern, eine sorgsam geflochtene Rohrthüre an das runde Thor gelehnt, ein sauberer Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer sich weit ausbreitenden Alleluba, einer schönen Gonda oder einer hohen Dattelpalme. Die Hausfrau im reinlichen schwarzen Baumwollenkleid, mit einem Knoten um die Brust befestigt, und mit zierlich geflochtenem Haar, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten oder Baumwolle zu spinnen, die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Korns für die Fura zu eilen, und umgeben von nackten spielenden Kindern und dem wohlgeordneten Hausrath der irdenen Töpfe und hölzernen Schalen und Schüsseln. Dort die heimathlose Buhlerin in buntem Kleiderschmuck, zahlreiche Perlenschnüre am Halse, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, ihr vielfarbiges Gewand lose unter der Brust befestigt und lang im Sande nachschleppend. Und wiederum ein kranker Ausgestoßener, mit Beulen oder der Elephantiasis behaftet.

In der regen Marina waren die Männer beschäftigt, die Indigofarbe zu mischen, wohlgesättigte Hemden zum Trocknen aufzuhängen und die schon getrockneten in regelmäßig harmonischem Takt mit hölzernen Hämmern zu schlagen, um ihnen den feinsten Glanz zu verleihen. Ein Grobschmied schmiedete mit rohem Werkzeug Dolche von bewundernswerther Schärfe, Speere mit furchtbaren Widerhaken oder die nützlicheren Werkzeuge des Ackerbaues. Ueberall geschäftige Männer und Frauen und daneben träge Umhertreiber, in der Sonne sich streckend. — Dort kehrt ein zahlreicher Zug einheimischer Handelsreisender aus dem fernen Lande Gondja heim, beladen mit der allgemein begehrten Guronuß, dem Kaffee des Sudans. Hier bricht eine Karawane, mit Natron befrachtet, nach Nupe oder Nyffi auf, oder ein Trupp Tuareg zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarstädten zu bringen. Araber bringen ihre schwer beladenen Kameele nach dem Quartier der Ghadamsier, oder Sklaven schleppen einen seinem kläglichen Leben erlegenen Leidensgenossen hinaus, ihn in den Alles verschlingenden Sumpf Djakara zu werfen. Hier ein Trupp mehr prahlend als kriegerisch aussehender Reiter, nach dem Palast des Statthalters sprengend, ihm die Nachricht von einem Einfall des

Sſerki Ibram von Sinder zu bringen; dort — eine weite Knochenſtätte von Aas und Unrath aller Art.

Kurz überall das menſchliche Leben in allen ſeinen verſchiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im bunteſten Gemiſch. Alle Nationen, Geſtalten und Farben waren vertreten: der olivenbraune Araber, der röthere Targi, der dunkle Bornauer; der leicht und ſchlank gebaute Fellani mit kleinen, ſcharfen Zügen; dort die breiten Geſichter der derberen Wangarana (Mandingo's) oder eine große, ſtarkknochige Frau von Nyffi, hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauſcherin.

Entzückt von meinem Ausflug kehrte ich in meine düſtere Wohnung zurück — ein peinlicher Kontraſt mit dem eben entrückten lebensvollen Bilde. — Am nächſten Tage machte ich einen zweiten langen Ritt durch die Stadt, und da ich bereits leidlich mit der Topographie des Platzes bekannt geworden war, erfreute ich mich um ſo mehr des prachtvollen Anblicks, der ſich mir vom Gipfel des etwa 120 Fuß hohen Felshügels Dala aus darbot.

Eine beſonders wichtige Angelegenheit mußte es während meines hieſigen Aufenthaltes für mich ſein, Nachrichten über die weiter zu beſuchenden Länder einzuziehen, wozu mir einige Bekanntſchaften nützlich wurden. Beſonders erhielt ich durch einen jungen Bahauſche den erſten leidlich richtigen Begriff von der Straße nach Yola. Freilich war derſelbe darüber nicht klar, ob der große Fluß, den er auf dem Wege paſſirt hatte, weſtwärts oder oſtwärts flöſſe, was für mich natürlich das Bedeutendſte war; er ſelbſt nahm letzteres an. Die Mittheilung hatte jedoch auch in ihrer unvollkommenen Faſſung großes Intereſſe für mich. Durch einen anderen Mann von dem Stamme der Dara el tachtanie erhielt ich die erſten allgemeinen Nachrichten über die Straße von Timbuktu nach Sſokoto, welche ein neues Feld für meine Forſchungen und Abenteuer werden ſollte. Vor allen Dingen aber nahm mich die Ordnung meiner Geldangelegenheiten in Anſpruch. Meine große Armuth bereitete mir fortwährend peinliche Stunden, und nachdem ich verkauft, was ich hatte, nachdem ich endlich alle meine Schulden abgetragen und auch meinen Diener Mohammed befriedigt hatte, würde mir dennoch kaum die Möglichkeit geblieben ſein, die Vorbereitungen zu meiner Reiſe nach Bornu zu treffen, hätte ich nicht eine unerwartete Unterſtützung vom Sſerki erhalten. Dieſer hatte ſich bisher äußerſt karg gegen mich bewieſen und mir noch nicht den geringſten Beweis von Gaſtfreundſchaft zukommen laſſen. Ich

war demnach auf das Angenehmste überrascht, als am Morgen des 2. März der alte Eleidji erschien und mich in seiner gemüthlichen Weise benachrichtigte, der Landesherr sende mir hier ein Geschenk von 60,000 Kurdi. Ich glaube nicht, daß es blos eitle Prahlerei meines alten Freundes war, wenn er diesen Erfolg hauptsächlich seinen ernstlichen Vorstellungen zuschrieb. Verächtlich fertigte er auch meinen edlen Wirth ab, der sogleich den Braten gerochen hatte und mit dem Troß seiner hungrigen Brüder sich einstellte, um etwas von der fürstlichen Gabe zu erhaschen.

Freilich wären mir ein paar Kameele oder ein gutes Reisepferd lieber gewesen, allein meine Lage war zu armselig, als daß ich hätte stolz sein dürfen. So nahm ich denn das Geldgeschenk dankbar an, zumal es sicherlich den dritten Theil des Werthes dessen, was ich gegeben hatte, nicht überstieg (60,000 Kurdi sind 24 Speciesthaler). Dem Hofbeamten, der es brachte, gab ich 6000 Kurdi, eben so viel dem wackeren Eleidji, 8000 vertheilte ich zwischen Bauu und Ssidi Ali und behielt 40,000 für meinen eigenen Bedarf. Diese Summe setzte mich nun wenigstens in den Stand, an die Vorbereitungen zu meiner Abreise gehen zu können; ich konnte mir ein paar Kameele kaufen und für die nöthige Provision an Weizen sorgen, der in den wasserreichen Einsenkungen um Kano in großer Menge gebaut wird. Die Hauptsache jedoch zu meiner Ausrüstung fehlte mir, nämlich gute Diener.

Es war bei meinen geringen Mitteln um so schwieriger, passende Diener zu finden, da zur Zeit keine größere Reisegesellschaft nach Bornu ging und Jedermann die Fährlichkeiten der Straße fürchtete. Zwar befand sich außer zwei anderen unbedeutenden Burschen Mohammed der Gatroner noch in meinen Diensten, ein durchaus zuverlässiger Mensch, aber er war auch der Einzige, auf den ich volles Vertrauen setzen konnte. Dennoch sah ich mit der größten Ungeduld dem Augenblick meiner Abreise entgegen.

Am 1. März war ich so glücklich, Berichte und Briefe nach Europa senden zu können; ich benutzte hierzu den Abgang eines Eilboten nach Ghadames, welchen die Kaufleute aus dieser Stadt nach ihrer Heimath abfertigten. Nachdem ich auf diese Weise eine gewisse Beruhigung über meine Beziehungen zu Europa gewonnen hatte, wünschte ich um so dringender, meine Weiterreise antreten zu können; aber vergebens wartete ich auf einen Bescheid vom Landesherrn, ohne dessen Erlaubniß es thöricht gewesen wäre, mich zu entfernen. In

solch' unruhiger, vorwärts strebender Stimmung sah ich die Natron-karawane, 2- bis 300 Esel stark, mit neidischen Blicken nach Nyffi abziehen. Gerade Nyffi hatte von Anfang an mein lebhaftestes Interesse in Anspruch genommen; ein gewerbthätiges Land von ansehnlicher eigener Bildung, ist es durch seine Lage am unteren, von allen Hindernissen der Schifffahrt freien Lauf des Kuara dem europäischen Verkehr am leichtesten zugänglich, leider aber gegenwärtig noch ganz dem verderblichen Einfluß brasilischer Sklavenhändler preisgegeben. An den Besuch so entfernter Gegenden war jedoch jetzt nicht zu denken; auch wies mich meine Rücksprache mit Herrn Richardson zunächst auf Bornu.

Endlich konnte der 9. März als Tag der Abreise bestimmt werden. Da erkrankte ich am 8. so ernstlich, daß ich abermals einen Aufschub befürchten mußte, und als am Morgen des 9. der mir zum Geleitsmann bestimmte Reiter mit der Frage erschien, ob ich zum Aufbruch bereit sei, fand ich nur mit Aufwand meiner ganzen Thatkraft Stärke genug, ihm zu erklären, daß ich nur auf ihn warte.

Ehe ich meine Leser nun weiter führe, dürfte es nicht ohne Interesse sein, einige allgemeine Bemerkungen über die Geschichte und gegenwärtige Wichtigkeit Kano's hier einzuschalten.

Schon oben, als von der Geschichte Katsena's die Rede war, haben wir gesehen, daß Leo sich auch in Bezug auf Kano Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt. Aus gleichzeitigen anderen Quellen aber geht hervor, daß selbst noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur die Felsveste Dala, die dem Anstürmen des Bornu-Königs Edris Alaoma Widerstand zu leisten fähig war, an dieser Stätte stand, aber noch keine Stadt Kano. Trotzdem, daß das damalige feste Dorf Dala — das jetzige Hauptquartier der Araber in Kano, in welchem auch ich während meines zweimaligen Aufenthalts daselbst wohnte — von jenem energischen Könige nicht eingenommen werden konnte, gelang es demselben doch, die Macht der Kanaua, d. h. der Bewohner der Landschaft Kano, so weit zu brechen, daß sie bald darauf an Bornu tributpflichtig wurden. Dieses Verhältniß mußte freilich mit starker Hand aufrecht erhalten werden, besonders auch gegen den König von Kororofa (einer Landschaft am linken oder südlichen Ufer des Benue), der gleich den ersten Bornu-Gouverneur aus Kano vertrieb und seinen eigenen Stellvertreter einsetzte; doch scheint eine derartige unterwürfige Beziehung bis zur Eroberung des Landes durch die Fulbe bestanden zu haben.

Erst die Fulbe waren es, welche die Herrschaft des Islam zur vollen, wirklichen Geltung unter den Kanaua brachten. Denn trotzdem, daß wir als Zeitpunkt, wo die Letzteren den Islam im Allgemeinen annahmen, mit gutem Rechte den Anfang des 17. Jahrhunderts bezeichnen dürfen, ist es doch unverkennbar, daß der größere Theil der Bevölkerung ganz Haussa's, hauptsächlich die des flachen Landes, dem Heidenthum treu blieb, bis der fanatische Eifer jener Eroberer sie zwang, sich öffentlich zum Islam zu bekennen. Dessenungeachtet aber erhält sich im Grunde noch zur Zeit sehr viel heidnische Verehrung in der Provinz Kano sowohl als in der Provinz Katsena.

Auch für die Stadt Kano insbesondere war die Eroberung des Haussa-Landes durch die Fulbe von der höchsten Bedeutung. Wie bereits früher erwähnt, siedelten nach dem Falle Katsena's alle bedeutenden Kaufleute von da nach Kano über und letzteres nahm die Stelle einer großen Handelsniederlage für die mittleren Gegenden des Negerlandes nördlich vom Aequator ein. Ich habe guten Grund anzunehmen, daß vor dieser Zeit, also vor dem Jahre 1807, kaum irgend ein angesehener arabischer Kaufmann je Kano betreten hat. Alles, was man über die kommerzielle Bedeutung dieser Stadt vor der genannten Zeit gesagt hat, beruht auf einer wahrhaft unbegreiflichen Verwechselung mit dem im frühen Mittelalter berühmten Ghanata.

Das heutige Kano ist von einer Ringmauer umschlossen, deren Umfang nicht viel weniger als vier deutsche Meilen beträgt. Dieselbe ist in der That für dieses Land ein höchst großartiges Bauwerk und wird noch jetzt im besten Zustand erhalten. Der ungeheure Raum, den die Mauer einschließt, wurde ganz unbezweifelt nie von den bewohnten Quartieren der Stadt ausgefüllt, diese wurden vielmehr früher an der Südseite von einer älteren, bei weitem nicht so ausgedehnten Mauer begrenzt, deren Spuren noch unverkennbar sind. Das bewohnte Viertel nimmt nur den südöstlichen Theil des Raums innerhalb der Ringmauern ein, zwischen dem Felsenhügel Dala und der südlichen Mauer; nur hier läuft die Mauer hart an den Wohnungen hin, ist dagegen an allen anderen Stellen durch ausgedehntes Feldland davon geschieden. Im Norden und Westen der Stadt mag diese Entfernung etwa eine Stunde betragen, im Osten dagegen weniger. Der Grund, die Befestigungswerke so weit hinauszurücken, war wohl kein anderer, als ein rein strategischer; man wollte Raum gewinnen, zur Zeit einer Belagerung die Bewohner des flachen Landes

aufnehmen und innerhalb der Mauern einen genügenden Vorrath von Korn für die gesammte Bevölkerung bauen zu können.

Ohne hier auf eine Aufzählung der einzelnen Quartiere eingehen zu wollen, die in meinem ausführlichen Tagebuch nachzusehen sind, bemerke ich nur noch, was schon oben angedeutet wurde, daß die Stadt durch den von Osten nach Westen sich erstreckenden sumpfigen Teich Djakara in zwei Theile getheilt wird, einen nördlichen kleineren und einen südlichen größeren. Jener wird von der besiegten Rasse, den Habe oder Kohelan, und außerdem von den sich in stets steigender Zahl ansiedelnden Arabern bewohnt, dieser von der herrschenden Rasse der Fulbe. Wenn Kano das London des mittleren Sudans genannt wird, so kann man diese scheidende Djakara wohl mit der Themse vergleichen, obgleich sie nur ein stehendes Gewässer ist; denn wie die Themse die große Gosse Londons bildet, so ist die Djakara die Gosse Kano's, die Quais beider aber sind sich darin sehr ähnlich, daß sie nicht eben besonders anmuthig und wohlduftend sind. Ueberhaupt ist die Stadt in hohem Grade schmutzig und wird für Europäer stets einer der ungesundesten Orte bleiben.

Im Allgemeinen sind Thongebäude und Hütten in der ganzen Stadt unter einander gemengt, im südlichen Quartier aber sind die letzteren die vorherrschenden Wohnungen. Die Lehmhäuser, so weit ich ihr Inneres kennen lernte, d. h. in dem Quartier Dala, wo arabischer Einfluß vorherrschte, sind zwar meistens mit einer Art zweitem Stock versehen, aber höchst unbequem gebaut; der größtmöglichen Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens ist jede Rücksicht auf Luft und Licht zum Opfer gebracht. Nur wenige Häuser machen hiervon eine Ausnahme. Die Hofräume sind stets sehr klein, und Kano bleibt hinsichtlich der Zweckmäßigkeit seines Baustyles weit hinter Agades und Timbuktu zurück.

Was die Anzahl der Einwohner betrifft, so vermag ich dieselbe nur annähernd anzugeben, glaube aber sicherlich nicht über die Wahrheit hinauszugehen, wenn ich die stehende Bevölkerung auf 30,000 veranschlage. Wie in jedem großen Handelsplatz, so ist auch hier die Bevölkerung sehr gemischt; die hauptsächlichsten Elemente sind die Kanori oder Leute von Bornu, die Haussaua, Fulbe und Nyffaua oder Tapua; Wangaraua giebt es hier nur sehr wenige, dagegen Araber in ansehnlicher Anzahl, die durch Handel und Handarbeit zur Wichtigkeit des Platzes nicht unbedeutend beitragen. Der Zudrang von Fremden und die Zahl der nur zeitweilig Ansässigen

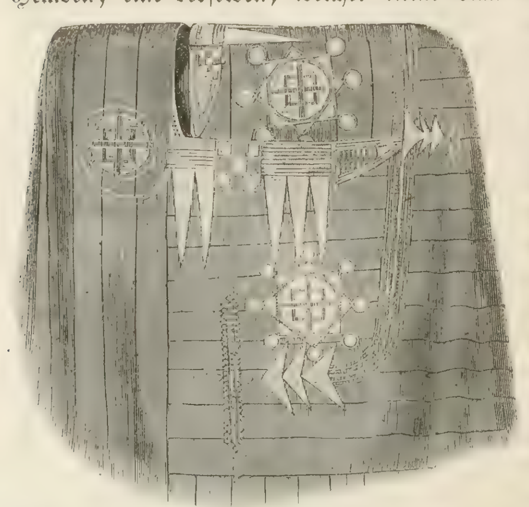
ist sehr groß, so daß zur Zeit der größten Regsamkeit, in den Monaten Januar bis April, die stetige und wechselnde Bevölkerung zusammengenommen sich gewiß bis auf 60,000 Menschen belaufen kann. — Was das Verhältniß der erobernden zu der besiegten Rasse betrifft, so glaube ich, daß die Zahl der in der Stadt wohnenden Fulbe oder Fellani, jedes Alter und Geschlecht inbegriffen, 4000 nicht überschreitet. Während so die Zahl der Herrschenden eine geringe ist, ist dagegen diejenige der wirklichen Unfreien, der Haussklaven, eine sehr bedeutende; doch glaube ich nicht, daß sie derjenigen der Freien gleichkommt, noch weniger sie übersteigt.

Ich habe schon gesagt, daß Kano die bedeutendste Stadt für den Handel im mittleren Negerlande nördlich vom Aequator ist, aber sie ist es auch für die Manufaktur. Daß Handel und Manufaktur hier Hand in Hand gehen und daß fast jede Familie ihren Antheil daran hat, darin besteht eben der große Vortheil Kano's. Sein Handel verbreitet sich im Norden bis nach Mursuk und Rhat, ja selbst bis Tripolis, erreicht im Westen nicht nur Timbuktu, sondern sogar die Küsten des Atlantischen Oceans; gegen Osten erstreckt er sich über ganz Bornu, ja bis nach Baghirmi, obgleich er in diesen beiden Ländern mit der eigenen Manufaktur der Eingebornen in Berührung kommt. Wenn die weite Ausdehnung des Handelsgebiets einer Stadt Central-Afrika's schon im Allgemeinen unser Staunen erregen muß, so hat insbesondere der Handel Kano's nach Westen hin, nach Timbuktu, ein bedeutendes kulturgeschichtliches Interesse, um so mehr, als dies eine vor meiner Reise völlig unbekannte Thatsache war. Alle in letztgenannter Stadt getragene Kleidung besserer Qualität kommt aus Kano oder Ssanssandi; in welchem Begehr aber die Baumwollenwaaren Kano's daselbst stehen, ergiebt sich aus dem ungeheuren Umweg, den die Waare macht, um den Gefahren der direkten Straße zwischen beiden Orten, welche ich verfolgte, zu entgehen. Diese Handelsstraße führt nämlich auf dem ungeheuren nördlichen Umweg über Rhat, ja selbst über Ghadames, nach Tauat, und dann erst geht sie wieder südlich nach Arauan und Timbuktu. In hohem Grad merkwürdig aber ist dieser Handel, weil er aus einem erst in neuerer Zeit der Kultur erschlossenen Theil Mittel-Afrika's nach Gegenden führt, in denen weit früher reiche und mächtige Staaten blühten; ich meine die Landschaften am oberen Lauf des Niger. Leider sind wir nicht im Stande, seinen Entwickelungsgang im Einzelnen zu verfolgen; es scheint aber unzweifelhaft, daß die große Industrie in Kano

nicht von hohem Alter sein kann, und kaum kann man sich denken, daß sie schon vor dem Falle Katsena's bestand, da erst nach dieser Zeit Kano zum Mittelpunkt des Handels wurde. Genug, in gegenwärtiger Zeit müssen die Bewohner des einstigen Reiches Ssonrhai, das, obgleich selbst erst mit seiner Handelsblüthe und Macht auf den Trümmern des Reiches Melle emporwachsend, doch dem Reiche von Katsena so lange vorausging, von dem erst jüngst erblühten Kano aus sich mit ihren Bedürfnissen versehen. — Welch' ein unendlicher Fortschritt und welche gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse stellt sich in diesem einen Umstand dar, wenn wir ihn mit den von Leo beschriebenen Zuständen vergleichen! Damals, im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, die Kanaua und Katsenaua halbnackte Barbaren, der Markt von Ga-rho oder Gogo, der großen, blühenden Ssonrhai-Hauptstadt, dagegen voll Gold und regem Handel; jetzt Kano eine gewaltige Stadt voll Leben und Gewerbfleiß, die einen großen Theil des ganzen Kontinents und selbst die Bewohner der Ruinen eben jener Hauptstadt des Ssonrhai-Reiches mit ihren Manufakturen versorgt! Und doch denkt sich der größte Theil des gebildeten Europa's jene Länder im Herzen Afrika's in starre, unbewegliche Barbarei versunken.

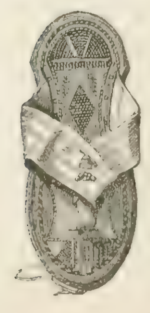
Gehen wir nun zu einer kurzen Betrachtung der Handels- und Gewerbthätigkeit Kano's in ihren einzelnen Zweigen über, so finden wir, daß dieselbe hauptsächlich in der Erzeugung und dem Vertrieb einheimischer Fabrikate und besonders von Baumwollenzeugen besteht, die in der Stadt selbst oder den zunächst gelegenen kleineren Ortschaften der Provinz aus einheimischer Baumwolle gewebt und mit selbstgezogenem Indigo gefärbt werden. Diese Baumwollenzeuge werden hauptsächlich zu drei wichtigen Artikeln verwendet: zur Tobe, „riga“ (Plural „rigona“), zu dem etwa zwei Ellen breiten und fünf Ellen langen, die gewöhnliche Frauentracht bildenden Tuch, „turkedi“, und zu dem schwarzen Gesichtsshawl der Männer, „rauani“. Dazu kommt noch, jedoch als weniger wichtig für den auswärtigen Handel, die „senne“, das von den Wohlhabenderen beider Geschlechter um die Schultern geschlagene Tuch. An und für sich bildet jedoch dieses Umschlagtuch einen bedeutenden Artikel und wird in der größten Mannichfaltigkeit angefertigt, sowohl in Bezug auf die Färbung, als auch auf das Muster des Gewebes, ferner ob aus Baumwolle, Baumwolle und Seide oder aus letzterer allein bestehend. Der Werth der gesammten Baumwollenmanufaktur mag 300 Millionen Kurdi betragen.

Außer den in Kano selbst gewebten und gefärbten Zeugen wird auch ein beträchtlicher Handel mit den in Nyffi verfertigten schwarzen Toben oder Hemden getrieben, welche man in Kano aus einem mir unbekannten Grunde nicht von derselben Schönheit herstellen kann. Dagegen verstehen wieder die Leute von Nyffi nicht, die schön gefärbten Turkedi's und Rauani's der Kanauer nachzuahmen. Außer den schwarzen giebt es noch verschieden gefärbte und gemusterte Arten dieser Hemden; eine derselben, welcher kleine blau und weiße Vierecke ein

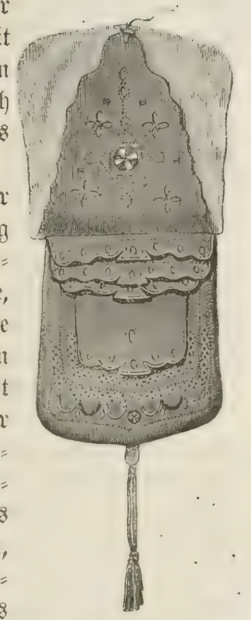


gesprenkeltes Ansehen geben, ist bei den Tuareg sehr beliebt; es ist das schon mehrfach genannte „Perlhuhnhemd" derselben. Diese Kleidung sieht sehr gut aus; das zeigt schon das im beistehenden Holzschnitt dargestellte Bruststück, obgleich hier das gesprenkelte Muster nicht erkennbar ist. Ich wählte die Perlhuhntobe daher zu meinem Anzuge, sobald ich Mittel genug besaß, mir diesen afrikanischen Schmuck zu verschaffen; denn ein gutes Hemd dieser Art kostet 18- bis 20,000 Kurdi.

Ein anderer Hauptartikel einheimischer Industrie sind Sandalen, die in Kano mit großer Nettigkeit gearbeitet werden. Trotz ihrer



Billigkeit — ein Paar der besten kosten nur 200 Kurdi — mögen doch jährlich für 20 Millionen gearbeitet werden. Ich glaube auch erwähnen zu müssen, daß die von den arabischen Schuhmachern in Kano gefertigten Schuhe in großer Menge nach Nordafrika ausgeführt werden. Arabische Lederarbeiter verfertigen hier ferner noch die bekannten „djebair" (Singular „djebira"), die mit ihren vielen Taschen und ihrer reichen Stickerei ein eben so nützliches wie hübsches Geräth für den Reisenden abgeben. — Nicht unbedeutend ist



auch die Zubereitung der Thierfelle selbst; sehr schön gegerbte Häute, „kulabu“, und rothe, mit dem aus dem Halm des Holcus gewonnenen Saft gefärbte Schaaffelle werden, etwa im Werth von 5 Millionen Kurdi, sogar bis nach Tripolis ausgeführt.

Es giebt noch manche andere Zweige der Manufaktur in Kano, z. B. die Einrahmung der kleinen, von Tripoli eingeführten Spiegelchen, von denen man mir dort fälschlich sagte, daß sie im Innern als Geld cirkulirten, die Anfertigung kleiner Schachteln und Büchsen aus Leder und dem Kerne der Dumfrucht u. s. w.; doch sind dieselben alle von geringer Bedeutung für den Handel im Großen. Dasselbe ist der Fall mit einem sonst nicht unwichtigen Industriezweig, der Bearbeitung des Eisens, welches in großer Menge zu Speeren, Lanzen, Dolchen, Ackergeräthschaften, Steigbügeln und Zaumketten verarbeitet wird. Das Eisen von Kano ist jedoch keineswegs von solcher Güte, wie das anderer Orte Mittel-Afrika's. Auch Kupfer und Silber bilden Gegenstände gewerblicher Thätigkeit; letzteres wird von den Grobschmieden in nicht ungeschickter Weise zu Ringen, Arm- und Beinspangen verarbeitet; über die Einfuhr dieser Metalle werde ich noch weiterhin eine Bemerkung einschalten.

Natürliche Produkte anderer Art, auf die der Großhandel sich erstreckt, sind das Negerkorn und die Guro- oder Kolanuß. Das Korn wird namentlich zum Austausch gegen das von den Tuareg eingeführte Salz verwendet, und die Guro- oder Kolanuß, die Frucht der Sterculia acuminata, bildet einen der wichtigsten Artikel auf dem Markte von Kano. Der jährliche Durchschnittswerth der Einfuhr mag etwa 100 Mill. Kurdi betragen; mit der Hälfte derselben wird ein bedeutender Transithandel getrieben, die andere Hälfte aber in der Provinz selbst konsumirt, da der Genuß dieser Frucht den Eingebornen eben so zum Bedürfniß geworden ist, wie uns der Gebrauch von Kaffee und Thee.

Leider müssen wir, und zwar unter den wichtigsten Zweigen des einheimischen Handels, auch den Sklavenhandel aufführen. Im Ganzen

genommen, glaube ich jedoch nicht, daß die Zahl der von Kano ausgeführten Sklaven 5000 überschreitet; die meisten werden nach Bornu, andere nach Rhat und Fesan gebracht. Außerdem aber wird eine bedeutende Menge in einheimische Sklaverei verkauft, und der Ertrag des Handels dürfte sich im Ganzen auf 150 bis 200 Millionen Kurdi jährlich belaufen.

Wenn Kano bei dem Handel mit der Guronuß zum Theil nur die Spedition derselben vermittelt, so ist diese Art des Handels von ganz besonderer Wichtigkeit auch in Bezug auf die beträchtlichen Quantitäten Natron, welche von Bornu nach Nyffi gebracht werden. Man kann die jährlich durchpassirende Menge dieses Artikels gewiß ohne die geringste Uebertreibung auf 20,000 Lasten (von Packochsen, Saumpferden, Eseln) veranschlagen, von denen allein an Durchgangszoll 10 Mill. Kurdi entrichtet werden. Außerdem geht das Natron durch verschiedene Hände und läßt überall ansehnlichen Gewinn zurück. Nur ein geringer Theil bleibt ganz in Kano. Ein anderer Speditionsartikel, jedoch von untergeordneter Bedeutung, ist Elfenbein, von dem nur höchstens 100 Kameellasten von hier weiter befördert werden.

Die Einfuhr nach Kano geschieht zum Theil aus anderen Theilen Afrika's, zum Theil aus Europa. Der wichtigste Gegenstand der ersteren Art ist das Salz des Airi. Die Salzkafla, mit welcher ich kam, bestand aus 3000 Kameelladungen, von denen etwa ein Drittel für den Verbrauch der Provinz Kano selbst erforderlich sein mochte. Darnach würden jährlich Landeserzeugnisse im Werth von 50 bis 80 Millionen in Austausch gegen diesen Einfuhrartikel gegeben werden müssen; fast Alles wird in Korn und Baumwollengeweben geliefert. — Arabische Kleidungsstücke, wie Bernuse, Kaftane, Westen, Beinkleider, werden zu bedeutendem Werthe, etwa für 50 Millionen, eingeführt. Die gesuchtesten Manufakturen dieser Art kommen aus Tunis, ziemlich viel auch aus Kairo, und zwar vom letzteren Markt ausschließlich die bei den Tuareg und Negern so beliebten weißen Kopfbinden mit rother Borde. — Weihrauch — vor allem das beliebte Luban (olibanum) und Djaui —, Gewürze und Rosenöl, letzteres fast nur zu Geschenken an große Herren unter der Hand verkauft, bilden einen nicht unbedeutenden Einfuhrposten, der sich auf 30 bis 40 Millionen belaufen mag. — Ein interessanter Artikel aber, der weit getrennte Gegenden Afrika's mit einander verbindet, ist das Kupfer. Von Tripoli wird ziemlich viel altes Kupfer eingeführt, aber den hauptsächlichsten Vorrath dieses nützlichen Metalls bringen

die zu Nimro in Wadai wohnenden Djellaba, die es von der berühmten, im Süden von Dar-For gelegenen Kupfermine (El Hofra) holen. Sie kaufen allda den Kantar Kupfer für einen jungen, sechs Spannen hohen Sklaven, „ssedaschi“, der dem Werth eines Kantars Elfenbein gleichkommt, und verkaufen ihn in Kukaua zum Werth von zwei Kantars Elfenbein. In Kano ist der Preis noch etwas höher und die Gesammteinfuhr mag hier 10 Millionen Kurdi betragen. — In Bezug auf die edlen Metalle ist zu bemerken, daß ein geringer Vorrath von Silber gelegentlich durch reisende Kaufleute eingeführt wird. Gold bringen die durchziehenden Pilger von Timbuktu dann und wann in kleinen Quantitäten, woher es kommt, daß der Kurs dieses Metalls fast immer gleich ist und der Mithkal durchgängig zu 4000 Kurdi gerechnet wird. 100 Mithkal Gold können wohl zu jeder Zeit in Kano ohne Mühe gekauft werden, aber nicht mehr. — Selbst das gewöhnliche Umlaufsgeld, die Kurdi (Cypraea moneta), bildet auf dem Markte von Kano einen wichtigen Einfuhr- und Handelsartikel [1]). Sie kommen von der Ostküste des Kontinents nach Badagri und werden von hier durch den Handel in's Innere verführt. Neuerdings sind sie von Haussa nach Bornu ausgeführt worden, wo sie erst zu meiner Zeit als Umlaufsmittel in Geltung gekommen sind.

Um das Bild des Handels von Kano zu vervollständigen, bleibt uns nun nur noch übrig, einen Blick auf die Einfuhr aus Europa zu werfen. Die hauptsächlichsten Waaren, welche von da auf den Markt von Kano kommen, sind: gebleichter, ungebleichter und gedruckter Kattun von Manchester, französische Seide, rothes Tuch aus Sachsen und aus Livorno (aus letzterer Stadt auch eine ungeheure Menge ganz roher Seide und grobe rothe Mützen), Glasperlen von Venedig, sehr grobes Papier, Spiegel, Nadeln und Kurzwaaren von Nürnberg, Schwertklingen von Solingen, Rasirmesser aus Steiermark und Zucker aus Marseille. — Was den Werth dieser Artikel betrifft, so schätze ich die eingeführten Manchesterwaaren auf 40 Millionen, die rohe, in Tripoli gefärbte Seide jährlich zu 3- bis 400 Kameelladungen im Werth von 70 Millionen;

---

[1]) 2500 dieser Muscheln kommen einem spanischen oder österreichischen Thaler gleich, denn beide Münzen haben gewöhnlich gleichen Werth. Die österreichischen Maria-Theresien-Thaler werden für den afrikanischen Markt stets neu mit der Jahrszahl 1788 geprägt und sind ihres schönen, blanken Ansehens wegen besonders bei den Frauen beliebt.

der größte Theil hiervon bleibt im Lande und wird zur Ausschmückung der heimischen Fabrikate, Toben, Sandalen, Schuhe, verwendet. Das Meiste, was von französischer Seide, die aus der Mode gekommen zu sein scheint, eingeführt wird, wird wieder nach Yoruba und Gondja ausgeführt. Der Betrag des ganzen davon auf den Markt von Kano gebrachten Vorraths wird 20 Millionen nicht übersteigen. Die Einfuhr des groben rothen Tuchs mag sich auf 15 Millionen, die der Perlen aller Art auf 50 Millionen belaufen; von letzteren bleiben wohl für 20 Millionen im Lande. Die Einfuhr des Zuckers zu 100 Kameelladungen mag 12 Millionen betragen. Grobes Papier, an der Küste seines Zeichens (drei Monde) wegen „tre lune" genannt, wird im Betrag von nur etwa 5 Millionen importirt und in großen Quantitäten billig verkauft; daraus dürfen wir aber nicht auf eine große literarische Regsamkeit im Innern schließen, denn es dient hauptsächlich zum Einschlagen einheimischer Waaren. Nadeln, deren Packete das für die Einfuhr in moslemische Landschaften sehr unpassende Bild des verabscheuten Schweins als Stempel führen, kamen früher nur aus Nürnberg; jetzt kommen sie auch aus Livorno und bilden mit andern Kurzwaaren einen zwar nicht unwichtigen, aber der Billigkeit wegen keine große Summe repräsentirenden Artikel. Eine bedeutende Rolle dagegen spielen auf dem Markt von Kano die Schwertklingen aus Solingen. Nicht nur ein großer Theil der Kel-owi — Viele derselben kaufen sich allerdings diese Waffe in Agades — und der benachbarten Tuareg-Stämme, sondern auch Haussaua, Fulbe, Nyffaua und Kanori oder Bornauer versorgen sich damit auf hiesigem Markte. Jährlich dürften wohl 50,000 Stück eingeführt werden, und dies gäbe, die Klinge zu 1000 Kurdi gerechnet, den für diese Gegenden höchst bedeutenden Werth von 50 Millionen. Der Umsatz dieser großen Summe kommt wohl ganz den Kanaua zu Gute, denn was für den eigenen Bedarf davon abgeht, wird reichlich dadurch ersetzt, daß die Handwerker in Kano den ganzen Vorrath mit Griffen und Scheiden versehen. Fast alle Klingen, die ich sah, selbst bei den westlichen Tuareg bis nach Timbuktu hin, waren aus Solingen, wie denn auch diese Waffe von den verschiedensten Stämmen fast mit einem und demselben Namen — „takoba" — bezeichnet wird. — Feuerwaffen werden, so viel ich bemerkte, nur in sehr geringer Menge auf den Markt von Kano gebracht, obgleich die Amerikaner begonnen haben, gewöhnliche Gewehre zu außerordentlich billigen Preisen über Nyffi einzuführen. Die in Steiermark verfertigten gewöhnlichen Rasirmesser

endlich mit schwarzen hölzernen Griffen sind trotz ihrer schlechten Qualität bei den Eingebornen des Negerlandes sehr beliebt. Sie wissen diesen Klingen eine außerordentliche Schärfe zu geben und den erbärmlichen, höchst zerbrechlichen Griff durch einen Beschlag von Kupfer dauerhaft zu machen. Der Werth dieses Artikels wird wohl nicht mehr als zwei bis drei Millionen Kurdi betragen.

Die hier genannten europäischen Waaren werden jetzt noch vorzugsweise auf der Straße von Norden her eingeführt, während der Kuara oder Niger von seiner Mündung aufwärts die natürliche Hochstraße des Handels nach den Ländern Mittel-Afrika's bildet. Diese Straße eröffnet zu haben, mit großem Aufwand an Menschenleben und Geld, ist eine der ruhmvollsten Errungenschaften englischer Entdeckung. Leider aber ist die Ausbeutung derselben zu legitimen Handel nicht mit gleicher Energie betrieben worden, die Benutzung jener Wasserstraße vielmehr in die Hände der süd- und nordamerikanischen Sklavenhändler gefallen. Es ist dies nicht nur in Rücksicht der Humanität zu bedauern, sondern schadet auch dem Ansehen der Engländer ungemein in den Augen der Araber Inner-Afrika's. Denn zu deren ungeheurem und gerechtem Aerger haben die Amerikaner Waaren gegen Austausch von Sklaven in großer Menge auf den Markt von Nyffi gebracht und angefangen, Mittel-Sudan damit zu überschwemmen, zum großen Schaden für den Handel der Araber. Mit den neuesten, freilich nicht ganz glücklichen Expeditionen nach dem Kuara ist ein Schritt zur Umgestaltung dieser Verhältnisse geschehen.

Diese Bemerkungen über den in Kano betriebenen Handel werden genügen, um eine Vorstellung von dem ganzen Verkehrsleben daselbst zu geben. Obgleich die angeführten Zahlen nur auf ungefährer Schätzung beruhen, so läßt sich doch aus denselben erkennen, wie vortheilhaft der Verkehr für die Bewohner sein muß. Welche Quelle für den Nationalreichthum muß z. B. die Baumwollenmanufaktur allein sein mit ihrem jährlichen Gewinn von 300 Millionen Kurdi, wenn man bedenkt, daß eine eingeborne Familie bei bescheidenen Ansprüchen jährlich mit 60,000 Kurdi ganz bequem leben kann! Ueberdies ist die Provinz Kano eines der fruchtbarsten Länder der Welt, hat Korn in Ueberfluß und nebenbei die prachtvollsten Weidegründe. Bedenken wir ferner, daß die Gewerbthätigkeit nicht in ungeheuren, die Stellung des Arbeiters erniedrigenden Fabriken betrieben wird, sondern daß jede Familie für sich, ohne ihr häusliches Leben aufzuopfern, daran Theil nimmt, so dürfen wir wohl schließen, daß Kano eines der

glücklichsten Länder der Welt sein müsse. Und so ist es auch in der That, so weit die Lässigkeit des Fürsten im Stande ist, die Einwohner gegen die Gelüste der räuberischen, eben durch den Reichthum des Landes immer wach gehaltenen Nachbarn zu schützen.

In Bezug auf den Marktverkehr mit Lebensmitteln bemerke ich nur noch, daß der Markt Kano's in dieser Hinsicht zwar besser versorgt ist, als irgend ein anderer im Sudan, trotzdem aber Getreide und besonders Fleisch theurer sind, als in Kukaua. Außer dem früher erwähnten großen Marktplatz giebt es noch viele andere in der ausgedehnten Stadt, von denen sich wieder neun als die bedeutenderen bezeichnen lassen.

Der fruchtbare Distrikt, welcher die Provinz Kano bildet, ist von bedeutender Ausdehnung und durch zahlreiche namhafte Ortschaften belebt. Die beiden Lustorte des Statthalters eingeschlossen, zählt die Provinz außer der Hauptstadt noch 27 mit Mauern versehene Städte, unter ihnen Kura, ganz vorzugsweise berühmt durch seine vortrefflichen Färbereien. — Die Zahl der Bewohner der ganzen Provinz beträgt nach meiner Berechnung an 300,000 Freie und mindestens eben so viele Sklaven, so daß die Gesammtbevölkerung einer Million gewiß näher kommt, als einer halben. — Der Statthalter kann eine Macht von 7000 Mann Reiterei und mehr als 20,000 Mann Fußvolk stellen. Der Betrag des von ihm erhobenen Tributs ist sehr beträchtlich und soll sich auf 90 bis 100 Millionen Kurdi belaufen, ohne die Geschenke der reicheren Kaufleute. — Die bedeutendste Einnahme ist auch hier die Grundsteuer, die aber, wie in Katsena, nicht von dem bebauten Boden, sondern von jedem Familienhaupt erhoben wird, welches 2500 Kurdi, also einen spanischen Thaler, zu bezahlen hat. Nur in der Provinz Segseg liegt eine Abgabe von 500 Kurdi auf jeder Fartana, d. i. „Hacke", Land. Allgemein gilt nämlich die Annahme, daß man mit Einer Hacke ein Stück Land bebauen könne, welches durchschnittlich 100 bis 200 Garben, „demmi", Korn hervorbringe; 25 Garben aber oder 50 „kel" werden für den jährlichen Bedarf eines Menschen als genügend angesehen. Fernere Steuern werden von den Färbetöpfen (deren es über 2000 giebt), von Sklaven, Palmbäumen (die also nicht Eigenthum des Statthalters sind, wie Clapperton angiebt) und von den zu Markt gebrachten Vegetabilien erhoben.

Die Regierungsgewalt des Statthalters ist keine unumschränkte. Es hat nicht nur jeder Unterthan das Recht der Berufung an den

Oberherrn in Ssokoto oder Wurno, wenigstens kann er es versuchen, mit seiner Klage bis dahin vorzudringen, sondern es besteht auch eine Art Ministerialrath, den der Sserki in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen muß. An der Spitze dieses Rathes steht der Ghaladima, oft, wie es damals der Fall war, dem Sserki sogar an Einfluß überlegen; ihm folgt der Befehlshaber der Reiterei, „sserki-n-dauakei", als der entscheidenden Heergattung in diesen Ländern; diesem der „banda-n-Kano", gewissermaaßen General der bewaffneten Macht; hierauf der Oberrichter, „alkali"; dann der „tschiroma-n-Kano", ursprünglich der Thronerbe, welcher die höchste Macht im südlichen Theil der Provinz ausübt. Dem zunächst steht der „sserki-n-bai", eigentlich „Oberhaupt der Sklaven", welcher die Inspektion der nördlichen Distrikte bis Kasaure unter sich hat; diesem folgt der Finanzminister, „gado", und endlich der „sserki-n-schano", der Aufseher der Packochsen, dessen Amt dem eines General-Quartiermeisters gleichkommt, da er mit den Lastthieren auch sämmtliche Kriegsvorräthe unter sich hat. Die beiden Letzteren vertreten den Statthalter bei längerer Abwesenheit, nicht der Ghaladima, der seine schon ohnehin große Macht zu leicht mißbrauchen möchte.

Die Regierung selbst in der Provinz Kano ist gewiß nicht drückend, die Anmaßung der herrschenden Klasse aber bringt viele kleine Ungerechtigkeiten mit sich, und das strenge Hofceremoniel verhindert den Aermern, dem Sserki seine Klagen persönlich vorzutragen.

Die herrschenden Fulbe unterscheiden sich von der unterworfenen Rasse außer durch den schwarzen Gesichtsshawl besonders durch ihren Widerwillen gegen dunkelblaue oder schwarze Toben, welche sie als Abzeichen der letzteren betrachten; während sie aber nicht anstehen, die hübschen Töchter der Besiegten zu heirathen, gestatten sie kein umgekehrtes Verhältniß. Uebrigens sollen die „Fellani-n-Kano" durch Reichthum und Bequemlichkeit viel von ihrem kriegerischen Wesen eingebüßt haben und gelten im ganzen Sudan für feig. Bei meinem Aufenthalt in Ssokoto werde ich Gelegenheit haben, mehr über die Sitten der Fulbe von Haussa zu sagen.

Ich kehre nun zu dem Morgen des 9. März zurück, als mein reisiger Begleiter an meinem Krankenlager erschien, mich zum Aufbruch aufzufordern. Ehe jedoch meine Leser mich auf meinem Zuge weiter begleiten, mögen sie sich noch einmal die Umstände vergegenwärtigen, unter denen meine Abreise erfolgte. Fieberkrank und kraftlos, war ich am Tage zuvor nicht im Stande gewesen, mein Lager zu

verlassen; nur dürftig mit Mitteln ausgerüstet, mit einem einzigen brauchbaren und zuverlässigen Diener versehen, lag eine Straße vor mir, die durch Räuber verrufen war und von frechen Dieben wimmelte; endlich, ohne einer schützenden Karawane mich anschließen zu können, mußte ich allein meines Weges ziehen. Trotz alledem hatte ich, Gottlob, Selbstvertrauen genug, mich nicht schrecken zu lassen; vielmehr eilte ich mit dem Entzücken, mit welchem ein Vogel seinem Käfig entflieht, aus den engen, schmutzigen Lehmmauern hinaus in Gottes freie Schöpfung.

Erst um zwei Uhr Nachmittags waren aus Mangel an helfenden Händen meine drei Kameele gepackt und der Zug in Bewegung. Auf meinem Vier-Dollar-Gaul spielte ich eine gar bescheidene Figur neben dem stattlichen Reiter, der mich bis zur Grenze des Kano-Gebietes geleiten sollte. Die langen, bis an die Schenkel reichenden Stiefel von farbigem Leder, das wie ein Wams geschürzte Hemd, der faltenreiche rothe Bernus, das lange gerade Schwert, an dicker Seidenschnur mit mächtigen Quasten um die Schulter geschlungen, ließen ihn fast in der malerischen Tracht des dreißigjährigen Krieges erscheinen; es fehlte ihm nur noch die Feder auf dem kleinen Strohhut über dem schwarzen, weiß und roth gestreiften Shawl auf seinem Haupte. Stolz warf er sein schönes Streitroß in Parade, und dahin ging's aus den engen Straßen Dala's in das offene Feldland.

Wir hatten einen großen Umweg gemacht, um das geräumigste Thor zu erreichen, aber auch hier war der lange, tiefe Burggang zu eng, mein Gepäck hindurchzulassen. Zum großen Aerger meines ungeduldigen, eiteln Begleiters mußte Alles noch einmal abgepackt und jenseits des Thores wieder aufgeladen werden. Dann zogen wir langsam durch wohlbebautes Land gen Osten, konnten aber der wiederholten Verzögerungen wegen den nächsten bedeutenden Ort, Tscharo, der uns zum Nachtlager bestimmt war, nicht mehr erreichen; wir mußten uns vielmehr in einem kleinen Weiler zur Nacht betten, wo uns ein Mallem nur mit Widerstreben einen Theil seines Hofraumes zum Schutze gegen Diebe einräumte. Ich und mein Begleiter waren vorausgeeilt, und als spät am Abend meine kleine Karawane anlangte, war einer meiner Diener, Abd-Allah, ein noch ganz junger Mensch, verschwunden; er war aus Furcht davon gelaufen, als er sah, daß unsere Reisegesellschaft so klein war.

Der Charakter der Gegend, durch welche wir am andern Tage zogen, war derselbe, wie ich ihn während des letzten Tagemarsches

vor Kano beobachtete: ein wohlbebautes Land mit vereinzelten Hüttengruppen und Meiereien. Nur hatte die mittlerweile vollendete Ernte der Landschaft ein verblichenes, abgetragenes Gewand verliehen. Um so schöner traten einige Tabaksfelder mit den großen, frisch grünenden Blättern und der anmuthigen Blüthe hervor, die gegenwärtig den einzigen Blumenschmuck bildete, so weit das Auge reichte. Es fiel mir auf, hier diese in der modernen europäischen Civilisation so bedeutungsvolle Pflanze zu finden; wie aber sollte ich erst erstaunen, ihr als einem Hauptingredienz im Leben der nackten Heidenvölker zu begegnen!

Die Anmuth der Landschaft nahm fortwährend zu, namentlich als wir die von üppigen Bäumen beschatteten Felder und die zerstreuten netten Hütten von Tscharo erreichten. Der Verkehr jedoch schien ein geringer zu sein, denn ein Zug Natronhändler und eine Schaar Sklaven, mit einem um ihren Nacken geschlungenen Strick in zwei Reihen aneinander gefesselt, waren unsere einzigen Begegnungen. So erreichten wir denn noch früh am Vormittag Gasaua, wo wir den Rest des Tags und die Nacht zubringen sollten. Es ist dies eine mit einer Lehmmauer und einem Graben umgebene Stadt, die aber wenig Leben zeigte und ein melancholisches Ansehen hatte, da nur etwa der dritte Theil des umwallten Raumes mit Hütten bedeckt war. In einer dieser schwülen Schibkihütten mußte ich die heißeste Zeit des Tages hinbringen, weil mein Geleitsmann es nicht zugab, nach meinem Wunsche außerhalb der Stadt unter einem schattigen Baume zu lagern. Mein Zustand wurde dadurch so unbehaglich, daß ich alle Eskorten der Welt verwünschte und mir fest vornahm, mein Quartier nie wieder innerhalb einer Stadt zu nehmen, außer für ein längeres Verweilen. Dennoch war mein Aufenthalt hier von Wichtigkeit, denn ich sollte da in der Person des Scherif Abd el Chafif einen Reisegefährten finden. Ich hatte diesen Mann bereits in Kano gesehen, und da er auch nach Kukaua reisen wollte, war mir gerathen worden, auf ihn zu warten. Meine Ungeduld ließ dies jedoch nicht zu; sobald aber der Scherif von meinem Aufbruch gehört hatte, beeilte er sich, mir zu folgen, und lagerte nun außerhalb der Stadt. Gleich jetzt ward ich ihm dadurch sehr zu Dank verpflichtet, daß er mir meinen entlaufenen Burschen Abd-Allah wieder zurückbrachte. Ich nahm den Buben nach einer ernsten Zurechtweisung und auf sein Versprechen, nun treu bei mir bleiben zu wollen, wieder in meine Dienste, da ich zu dringend noch eines Dieners bedurfte.

Früh am nächsten Morgen verließen wir die Stadt, uns unserem neuen Reisegefährten anzuschließen. Abd el Chafif — oder Scherif „Kontsche“, „Herr Schlaf“, wie ihn die witzigen, an Geist und Zunge stets gewandten Haussaua nannten, seiner Gewohnheit wegen, während des Rhamadan den ganzen Tag über zu schlafen — war ein stattlicher Araber, ein kurzer, untersetzter Mann mit schönem Bart und feinen, wahrhaft vornehmen Manieren, wie sie den wohlhabenden Bewohnern seines Geburtslandes Marokko eigen sind. Er war ein wohlhabender Kaufmann, dem unter Anderen der Fürst von Munio eine ganze Jahreseinnahme seines Fürstenthums, 30 Millionen Kurdi, schuldete. Gegenwärtig führte er nur wenig Waaren mit sich und seine Reisegesellschaft bestand aus seiner „Ssirria“, Lieblingssklavin, die wie er zu Pferde war, aus drei Dienerinnen zu Fuß und sechs männlichen Begleitern, Eingeborne des Landes, welche die Bedeckung für eben so viele Lastochsen bildeten. Die Ssirria hielt sich stets in achtungsvoller Entfernung hinter ihrem Herrn, und da sie überdies von Kopf bis zu Fuß verschleiert war, kann ich über ihre Schönheit nichts sagen; doch darf wohl von ihren Dienerinnen, jungen, sauberen, schön gebauten Mädchen, auf die Herrin geschlossen werden. Die männlichen Diener meines neuen Freundes — denn das wurde Scherif Kontsche in der That bald, trotz dem, daß die erste Begrüßung ziemlich kalt gewesen war — waren höchst charakteristisch nach Landesart gekleidet und mit Pfeil und Bogen bewaffnet; Amulete, Vorrathstaschen, Kürbisflaschen und Trinkschalen hingen in malerischem Durcheinander um Hüfte und Schultern. Unter ihnen befand sich ein höchst bemerkenswerther Bursche, den ich bereits in Kano gesehen. Ein Eingeborner des Landes, hatte er, als Kind nach Stambul verkauft, über 20 Jahre dort gelebt und mochte Neugriechen zu Herren gehabt haben; denn er hatte nicht nur deren Sprache, sondern in gewissem Grad auch ihre Gesichtszüge angenommen. Man kann sich mein fast an Entsetzen grenzendes Staunen denken, als ich eines Tages in Kano, in vollem Fieber auf meinem harten Lager liegend, von einem Neger mit der fremden Zierde eines langen Schnauzbartes auf Romäisch oder Neugriechisch angeredet wurde! Als Freigelassener war er in seine Heimath zurückgekehrt, und sein Beispiel zeigt, daß die Sklaverei allerdings gelegentlich einige kosmopolitische Elemente in diese vom Weltverkehr ausgeschlossenen Binnenländer Afrika's bringt.

In so bunter und interessanter Gesellschaft konnte meine Reise nur angenehm sein; auch trugen die wechselnden Scenen der Landschaft

und des Wegs dazu bei. Bald passirten wir einen Zug Natronhändler, bald einen Brunnen, an dem Vieh getränkt oder von der gesammten Einwohnerschaft eines Ortes Wasser geschöpft wurde, bald einen prachtvollen Tamarindenbaum, welcher sein schattiges Dach über eine Anzahl gemüthlich plaudernder Weiber ausbreitete, die hier Lebensmittel und Baumwolle feilboten. Auch die Dumpalme trat einzeln wieder auf, als wir in die Nähe von Gabesaua gelangten, einem bedeutenden, aber offenen Ort. Es herrscht hier zu Lande die löbliche Sitte, die Markttage der Städte eines Bezirkes mit einander abwechseln zu lassen; heute war die Reihe an Gabesaua und wir konnten uns der lebhaften Scene eines wohlbesuchten Marktes erfreuen. Hier ward ich zuerst daran erinnert, daß wir uns der Grenze der Kanori-Sprache näherten. Um meinen Durst zu löschen, wollte ich „fura" (Gussubwasser) kaufen, erhielt aber „fula" (frische Butter), und nicht ohne Schwierigkeit gelang es, mich den Marktweibern verständlich zu machen. — Ohne Aufenthalt weiter ziehend, gelangten wir gegen Mittag zu unserem Lagerplatz „Kuka meirua". Es ist dies ein offener, von einigen gigantischen Affenbrodbäumen umgebener Platz, ein den eingebornen Reisenden wohlbekannter Rast- und Verkehrsort, eine Art Herberge im Freien. Marktende Weiber machen den Wirth, und da namentlich das Wasser hier theuer bezahlt werden muß, so gaben die spöttischen Haussaua dem Platz obigen Namen, d. i. „der Affenbrodbaum mit dem (theueren) Wasser". Wir fanden bereits zahlreiche Gesellschaft und zugleich mit uns kam eine Koppel von 30 Kameelen, die nach Kano zu Markt gebracht werden sollten. Auf der Grenze mehrerer Distrikte gelegen, steht dieser Lagerplatz übrigens der vielen Räuber und Diebe wegen in gar üblem Ruf, so daß wir die Nacht mit besonderer Vorsicht zubrachten.

Mit dem ersten Dämmern des nächsten Morgens (12. März) war das Lager in vollem Leben. Als Frühstück boten die Frauen den Reisenden trotz der frühen Stunde schon warme Puddings an, gewiß ein Zeichen ihrer Rührigkeit und Industrie. Der größeren Sicherheit wegen warteten wir das volle Tageslicht ab, ehe wir aufbrachen, eine Vorsicht, welche zwei Araber, die beiden Besitzer der erwähnten Kameele, nicht beobachtet und schwer zu bereuen hatten. Denn kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, als uns ein Mann mit der aufregenden Nachricht nachgeeilt kam, die beiden Araber seien von einer Bande Tuareg überfallen, ihrer Kameele bis auf drei beraubt und der Aeltere derselben stark verwundet worden. Wir selbst blieben

unbelästigt. — Kleine, zum Gau Sakara gehörende Dörfer lagen auf beiden Seiten unseres Wegs. Unter welchen Schwierigkeiten die Bewohner vieler Gegenden des Negerlandes sich mit Wasser versorgen müssen, zeigte ein Brunnen, an dem wir unsere Pferde tränkten; er war nicht weniger als 33 Faden tief. Ich fand nachmals in Bornu und Baghirmi ähnliche Verhältnisse und Brunnen bis zu 60 Faden (360 Fuß) Tiefe. Hinter jenem Brunnen begegnete uns eine zahlreiche Gesellschaft von Natronkaufleuten, die von Kukaua kamen und ihre Waare am Tsad geholt hatten. Ich erkundigte mich bei den begleitenden Reitern nach Neuigkeiten aus jener Stadt, um wo möglich etwas von Herrn Richardson zu hören. Alles war wohl und in Frieden, aber von einem Christen wußten sie nichts. Wir trafen noch andere mit demselben Artikel befrachtete Reisezüge. Wirklich ist dieser Handel von großer Wichtigkeit für diese Gegenden; ich zählte allein an diesem Tage mehr als 500 Lasten, freilich verschieden an Gewicht, je nach den Thieren, die sie trugen.

Mit meinem freundlichen Reisegenossen, „Herrn Schlaf", vorauseilend; erreichten wir bald das Dorf Doka. Hier unter dem Schatten eines herrlichen Tamarindenbaumes bewirthete mich mein Gefährte mit einem feinen afrikanischen Imbiß und ich war erstaunt, zu sehen, mit welchem Comfort mein Freund reiste. Eine der Dienerinnen seiner Ssirria brachte einen Korb, welcher unter der besonderen Obhut der Letzteren zu stehen schien; mein Freund nahm recht schmackhaftes Gebäck heraus und breitete es auf einer reinlichen Serviette vor uns auf dem Rasen aus, während eine andere der Sklavinnen Kaffee kochte. Die Rollen des Barbaren und des civilisirten Europäers schienen vertauscht zu sein, und um nur wenigstens etwas zu unserem Mahle beizutragen, ging ich nach dem Markt und kaufte ein paar junge Zwiebeln. — Wie behaglich kann der einheimische Reisende durch diese Länder ziehen und welch' unglaubliche Beschwerden hat der Europäer und hatten namentlich wir in unserer Dürftigkeit zu ertragen! Nicht allein, daß der Letztere unendlich viel mehr Sorgen, Beängstigung und Verfolgung, körperliche und geistige Anstrengung auszustehen hat, sondern er hat auch Niemanden, der ihm seine Mahlzeiten sorgfältig bereitet, oder ihn mit liebender Hand pflegt, wenn er krank ist.

Wir hatten unsere Leute vorausgehen lassen und schlossen uns ihnen erst im Lager von Gerki wieder an. Mein Reiter, der mich hier verlassen und durch einen anderen ersetzt werden sollte, führte mich in die Stadt zu einem der fünf hier herrschenden Vor-

steher oder Amtleute. Es war ein sehr unansehnlicher Mann, aber nicht unfreundlich, denn er sandte mir ein Schaaf, etwas Korn und frische Milch. Letzteres Getränk war während der ganzen Reise stets mein größter Genuß. — Die Stadt Gerki ist ein bedeutender Ort und die letzte Stadt im Gebiet von Kano. Sie würde unter einer kraftvollen Regierung einen wichtigen Grenzort abgeben; gegenwärtig aber sind ihre 15000 Einwohner nur als Diebe berüchtigt und die Umgebungen in Folge dessen in verwahrlostem Zustand.

Ohne meinen neuen Geleitsmann abzuwarten, machte ich mich am andern Morgen (den 13. März) mit Abd el Chafif frühzeitig auf den Weg, um die Stadt Gummel noch vor der größten Tageshitze zu erreichen. Wir begegneten bald einem großen Geldtransport, nämlich zwölf mit Muschelgeld beladenen Kameelen. Welch' ein unbequemes Umsatzmittel diese Muscheln sind, sahen wir bereits an einer andern Stelle, wo wir des Zählens derselben erwähnten; ein weiterer Beleg ist die Schwierigkeit des Transportes, wenn man bedenkt, daß ein gewöhnliches Kameel nicht mehr als 100,000 und nur stärkere Thiere 150,000 Muscheln oder den Werth von 60 spanischen Thalern fortzuschaffen im Stande sind.

Etwa eine Stunde von Birmenaua, der ersten Ortschaft des Bornu-Reichs, holte uns der Reiter des Vorstehers von Gerki ein. Hier war es auch, wo wir von der schönen, lieblichen Haussa-Landschaft und ihrer heitern, fleißigen Bevölkerung Abschied nahmen und die Grenze gegen Bornu überschritten. Es ist in der That bemerkenswerth, welcher Unterschied des Charakters zwischen dem Bahausche, dem Bewohner Haussa's, und dem Kanori, dem Bewohner Bornu's, herrscht. Jener lebendig, voll Feuer und von heiterer Gemüthsstimmung, dieser mehr melancholisch, gedrückt und roh. Derselbe Charakter liegt auch im Ausdruck der Gesichtszüge. Die Haussaua haben meist angenehme, regelmäßige Züge und anmuthigere Formen, während die Kanori mit ihren breiten Gesichtern, weit offen stehenden Nasenlöchern, ihren derben Knochen und eckigen Gestalten einen weit weniger angenehmen Eindruck machen. Dies gilt namentlich von den Frauen, welche entschieden zu den häßlichsten Vertretern des zarten Geschlechts im ganzen Negerlande gehören, trotz ihrer Koketterie, in welcher sie den Haussa-Frauen durchaus nichts nachgeben.

Der Grenzort Birmenaua ist ein sehr kleines, aber stark befestigtes Städtchen mit einer Erdmauer und zwei Gräben, der eine innerhalb, der andere außerhalb derselben, und mit nur Einem Thor.

Zunächst der Stadt war viel bebautes Feld, das weiterhin mit niederem Wald abwechselte. In der Nähe des Dorfes Tokun fanden wir noch einmal die schöne Haussa-Sitte, daß Weiber zur Seite der Straße einen kleinen Markt hielten, für lange Zeit die letzte Scene der Art, die ich sehen sollte.

Wir erreichten endlich die Stadt Gummel, gerade als die Sonne am heißesten zu werden begann, und trennten uns am Thore, da ich erst zum Sserki gehen mußte. Es war dies damals der berühmte, aber bereits im höchsten Alter stehende „Dan-Tanoma“ („der Sohn Tanoma's“; sein eigener Name war dem Volke gänzlich unbekannt), durch dessen bald darauf erfolgenden Tod Stadt und Provinz in einen verheerenden Krieg zwischen seinen Söhnen verwickelt werden sollten. Die Altersschwäche und Gebrechlichkeit des Sserki war schon damals so groß, daß ich ihn nicht zu sehen bekam, und ich suchte daher meinen Weg durch ein Irrsal von engen Gassen zwischen mattenumzäunten Höfen nach dem Quartier der Araber. Mein Freund war hier bei dem Rothschild von Gummel, Ssalem, genannt „Meidukia“, d. i. der Reiche, abgestiegen; auch ich erhielt in der Nähe eine Wohnung, allerdings nur einen schattenlosen Hofraum, in dem erst eine Hütte gebaut werden mußte. Glücklicherweise hatte Ssalem ein wohlgegiebeltes Rohrdach fertig stehen und ich besaß gerade noch Kurdi genug, auf dem Markt die nöthigen Pfähle und Matten zu kaufen. So war denn, ehe noch meine Kameele ankamen, die schadhafte Umzäunung des Hofes hergestellt und ein prächtig kühles Schattendach errichtet, und ich konnte mich des landesüblichen Frühstücks erfreuen, welches Meidukia mir sandte: Hirsenbrei und saure Milch.

Einige der hier angesiedelten Araber fanden sich bald ein, mich zu besuchen. Unter ihnen war zu meiner Freude ein ehemaliger Diener Clapperton's auf dessen erster Expedition. Er war auch außerdem viel umhergereist und konnte mir einen leidlich vollständigen Bericht der Straße von Ssokoto nach dem südsüdwestlich davon gelegenen Gondja verschaffen. Ein Freigelassener Meidukia's, Mohammed Abbeakuta, machte mir ebenfalls einige interessante Mittheilungen, auch in sprachlicher Hinsicht. Er war, wie sein Name schon andeutet, in Abbeakuta, unfern der Küste des Golfs von Benin, zu Haus, wo jetzt christliche Missionäre ihren festen Sitz genommen zu haben scheinen. Schon jung aus dieser seiner Heimath entführt, hatte er leider nur unklare Ideen über jene Gegenden. Er gab mir auch das Recept zu einem Mittel gegen Pfeilgift; ein ganz junges

Huhn wird mit den Früchten der Tschamssinda, der Addua (Balanites Aegyptiacus) und der Tamarinde gekocht und der so gewonnene bittere Stoff unmittelbar nach der Verwundung getrunken. Glücklicherweise fand ich nie Gelegenheit, die Heilkräftigkeit dieses Mittels zu erproben, das übrigens hier zu Lande auf Heereszügen in kleinen Kürbisflaschen mitgeführt wird.

Am nächsten Morgen ging ich mit Abd el Chafif, dem alten Dan-Tanoma nochmals meine Aufwartung zu machen, ward jedoch wiederum nicht angenommen. Seine Wohnung im Innern der Vorhöfe war durch hohe Thonmauern geschützt und schloß außer einer Anzahl Hütten für den Haushalt und die zahlreichen Weiber einige aus Thon errichtete geräumige Hallen ein. Die Hofsprache ist hier noch das Haussa und auch die Folgereihe der Aemter ist dieselbe wie in Kano.

Da es gerade Markttag war, ritt ich um Mittag hinaus vor die Stadt, wo der Markt abgehalten wird. Es ist eine befremdende Gewohnheit, daß im ganzen mittleren Negerlande die Märkte zur Mittagszeit am besuchtesten sind; in anderen Ländern Inner-Afrika's, wie in Yoruba, werden sie in der Abendkühle abgehalten. Trotzdem ich viel von Gummel gehört hatte und die Stadt damals wohl 15,000 Einwohner zählen mochte, war ich doch über die Größe und den lebhaften Verkehr des Marktes erstaunt. In nicht weniger als 300 Buden wurde eine große Auswahl der verschiedensten Gegenstände feilgeboten, wie Kleidungsstücke, Handwerksgeräth, irdene Töpfe, alle möglichen Lebensmittel und Gewürze, Rindvieh, Schaafe, Esel, Pferde &c., kurz, alle fremden und einheimischen Erzeugnisse, deren die Eingebornen bedürfen. Hauptstapelartikel aber ist das oft erwähnte Natron, das zwischen Kukaua und Munio auf der einen und Nyffi auf der andern Seite einen lebhaften Handel erzeugt. Gummel ist der Hauptumladeplatz desselben, indem die Kanori-Leute diese Waare selten weiter als bis hierher bringen. Es giebt zwei Sorten Natron; das am Tsad gewonnene besteht aus großen Stücken, sieht aus wie Stein und wird in Netzen fortgeschafft; es heißt „Kilbu tsarafu“; das von Munio kommende dagegen besteht meist aus Staub und leicht zerbrechlichen Stückchen und wird in Säcken oder Körben transportirt; es heißt „Kilbu bokter“. Von beiden Sorten wurden hier gewiß nicht unter 1000 Lasten zum Verkauf ausgeboten. Eine volle Ochsenlast der besseren Sorte kostet 5000, eine Eselslast der geringeren 500 Kurdi.

Am Stande der Araber lernte ich einen höchst einsichtsvollen,

erfahrenen Mann kennen, Namens Asi Mohammed Monir. Dieser Mann gab mir sehr wichtige Nachrichten, hauptsächlich in Bezug auf die Straße von Kano nach Toto und von Ssokoto nach Gondja, ließ mich einen Blick in die Sprache von Saberma und den umliegenden Landschaften werfen und gab mir die erste genaue Beschreibung von der ungeheuren Stadt Alori oder Ilori. Dies ist der große Mittelpunkt der erobernden Fulbe in Yoruba, der vor Kurzem von Europäern besucht, aber noch ganz unzulänglich beschrieben worden ist. Mein neuer Bekannter war, wie gesagt, ein intelligenter Mann, der viel gereist war und sich selbst längere Zeit in Stambul aufgehalten hatte; dennoch versicherte er mich, daß Alori ohne Zweifel größer sei, als jene gewaltige Residenz des Sultans aller Gläubigen. Trotzdem sucht man diese Stadt, über welche schon seit längerer Zeit dunkle Nachrichten nach Europa kamen, vergeblich auf vielen unserer neuesten Karten.

In hohem Grade befriedigt, aber auch nicht wenig angegriffen von der Sonnenhitze, kehrte ich in meinen Mattenpalast zurück. Später am Nachmittag sendete Dan-Tanoma als Geschenk für mich und Abd el Chafif einen jungen Bullen. Die ersten Staatsbeamten brachten ihn in feierlicher Prozession und waren zugleich beauftragt, das Gegengeschenk in Empfang zu nehmen. Dieses bestand in einer „subitta", d. i. einer ägyptischen weißen Kopfbinde mit rother Borde, und einem Fläschchen des in Bornu und Haussa sehr gesuchten Rosenöls. Am Abend erhielt ich auch noch Korn für mein Pferd.

So angenehm dieser Tag für mich gewesen war, so sollte doch der darauf folgende ein noch erfreulicherer für mich werden. Nie werde ich diesen 15. März vergessen! Ohne die geringste Ahnung von dem mir bevorstehenden glücklichen Ereigniß zu haben, erhielt ich den Besuch eines Arabers aus Ssokna in Fesan, Namens Mohammed el Mugharbi, der eben mit einer kleinen Karawane von Mursuk angekommen war. Nachdem er mich begrüßt hatte, zog er unter seinem Barrakan ein Packet hervor, das mich augenblicklich aus der mich umgebenden Welt nach Europa versetzte. Es enthielt Briefe aus Deutschland, England und von meinen Freunden aus Tripoli; denn selbst von diesen hatte ich seit zehn Monaten keine Nachricht erhalten. Da gab's Briefe aus Berlin, die sogar wissenschaftliche Fragen behandelten; Briefe von meinen Angehörigen, voll von Ausdrücken sorgender Liebe; inhaltsreiche Schreiben von meinem Gönner, Herrn Ritter Bunsen, mit den Versicherungen der regsten Theilnahme und

der frohen Nachricht einer kleinen, von Sr. M. dem Könige von Preußen mir und meinen Gefährten bewilligten Unterstützung. Alle diese Beweise der Liebe, Freundschaft und Achtung machten einen tiefen, anregenden Eindruck auf mich. Doch die Briefe enthielten noch etwas, etwas Materielleres, das — ich muß es gestehen — im Augenblick wenigstens mich noch tiefer berührte. Ich war nämlich gänzlich ohne Geldmittel, ja fast ohne eine einzige Muschel; denn mein von Kano mitgenommener kleiner Vorrath von Muschelgeld war fast ganz ausgegeben, um mein Quartier herzurichten, meine Führer zu bezahlen und einen meiner Diener abzulohnen, der sich als gänzlich unbrauchbar erwiesen hatte, — so war mir fast nichts geblieben, um auch nur meine geringen Bedürfnisse bis Kukaua bestreiten zu können. Wie froh war ich daher, als ich in Herrn Gagliuffi's Brief — zwei spanische Thaler fand! Er schickte sie mir, um einen kleinen Irrthum in meiner Rechnung mit ihm auszugleichen. Diese beiden Thaler waren das einzige gangbare Geld, das ich damals hatte, und mir deshalb mehr werth als eben so viel Hunderte zu anderer Zeit.

Außerdem hatte Mohammed el Mugharbi noch Waaren im Betrag von 100 Pfund Sterling für unsere Expedition von Mursuk mitgebracht. Er erklärte jedoch, dieselben seien bereits nach Kano abgegangen, sei es, um mehr Fracht zu verdienen, oder um sie Herrn Richardson selbst auszuliefern. Dieser Umstand setzte Herrn Overweg und mich später in große Noth; denn ich erhielt diese Waaren erst nach meiner Rückkehr von Adamaua nach Kukaua.

Es gewährte mir eine zweitägige Beschäftigung der erfreulichsten Art, all' die empfangenen Briefe zu beantworten; meine Antwortschreiben gab ich Mohammed el Mugharbi mit nach Kano, um sie durch einen meiner Freunde von dort nach Mursuk zu befördern.

Ich war durch die empfangenen Briefe so lebendig angeregt worden, daß ich beschloß, allein und unverzüglich abzureisen. Ohnehin würde ich mich schon nach wenigen Tagereisen von meinem Freund Abd el Chafif haben trennen müssen, da dieser seinen Weg nach Kukaua nicht auf der direkten Straße, sondern über Munio nehmen wollte. Nachdem ich von Dan-Tanoma einen Reiter bis zur benachbarten Provinz von Maschena erhalten hatte und nach einem herzlichen Abschied von Abd el Chafif folgte ich am Morgen des 17. März getrosten Muthes meinen Kameelen und den beiden mir noch gebliebenen Dienern, auf mein gutes Glück vertrauend.

Der heutige Marschtag bot nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Die Landschaft östlich von Gummel war anfangs todt und melancholisch, zeigte aber zahlreiche Ortschaften. Weiterhin wurde sie wieder durch reicheren Baumwuchs und die schon früher erwähnten Kornschober oder Magazine belebt. Die Bevölkerung aller Ortschaften bestand aus einem Gemisch von Bornu- oder vielmehr Manga-Elementen und Haussa-Volk; die Namen der Mehrzahl der Dorfschaften gehörten der letztern Sprache an. Wir nahmen unser Quartier in Bensari, einem schon zu der Provinz Maschena gehörenden Ort, und wurden von dem Ghaladima gut empfangen und gastlich behandelt. Das Städtchen wird durch einen geräumigen Platz in zwei Theile getheilt, auf welchem sich ein Brunnen von über 20 Faden Tiefe befindet, der beinahe die ganze Bevölkerung versorgt.

Kaum hatten wir am anderen Morgen Bensari hinter uns, als der Schall ferner Trommeln und Kriegsgesang zu unseren Ohren drang. Wir erfuhren, daß es aus dem Lager des abgesetzten Statthalters von Chadedja [1]), Namens Bochari oder, wie die Kanori ihn nennen, Buari, herrühre. Der Name dieses Mannes war damals nicht allein für mich, sondern selbst für die Eingebornen ganz neu. Bochari war in der That Statthalter von Chadedja gewesen und der Bruder des jetzigen Herrn dieser Stadt; aber gewandt und unruhigen Geistes hatte er den Argwohn seines Oberherrn, des Fürsten von Ssokoto, erregt, oder vielmehr, wie dies so häufig hier zu Lande geschieht, sein eifersüchtiger Bruder hatte es verstanden, Letzteren gegen ihn aufzureizen; Bochari wurde ab- und sein Bruder Ahmedu eingesetzt. Ersterem blieb nun nichts übrig, als die Gastfreundschaft der Kanori anzusprechen; diese empfingen ihn mit offenen Armen, und der Herr von Maschena wies ihm mit Zustimmung des Scheichs von Bornu das benachbarte Jerimari zum Aufenthaltsort an. Bochari, nicht unthätig, hatte seinen Anhang verstärkt und war nun im Begriff, das Glück der Waffen gegen seinen Bruder zu versuchen. Gestern ausgezogen, hatte er sein Lager im Freien aufgeschlagen und

---

[1]) Leider bin ich verhindert worden, diese wichtige Stadt selbst zu besuchen. Man erreicht sie von Kano aus auf einer etwas südlicheren Straße, als die von mir hier verfolgte war, am fünften Tage. Chadedja ist eine große, wohlbefestigte Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, an einem Arm des vom Komadugu von Bornu gebildeten Netzes gelegen. Die Bewohner beschäftigen sich nur mit kriegerischen Unternehmungen und haben keine Industrie, vielleicht nur etwas Färberei.

ließ nun die Trommel rühren, um Abenteurer unter seine Fahnen zu locken.

Dieser Kampf überschritt in der Folge die Ausdehnung der in diesen Grenzländern so häufigen raubzüglerischen Einfälle. Denn Bochari eroberte nicht nur die stark befestigte Stadt Chadedja und tödtete seinen Bruder, sondern er schlug auch sämmtliche gegen ihn gesandte Heere, darunter die gesammte Streitmacht des Reichs Sso-koto mit dem Vezier an der Spitze. Statt hierauf aber ein starkes Königreich zu gründen, zerstörte und verwüstete er die Nachbarländer und spielte den Sklavenhändler im Großen. Bis an die Thore von Kano trug er Schrecken und Verwüstung, und auf meiner zweiten Reise durch diese Landschaften fand ich manchen früher blühenden und dichtbevölkerten Ort verheert und menschenleer.

Wenig ermuthigt durch jenen kriegerischen Lärm, zogen wir schweigend unseres Weges; auch die Landschaft bot nichts Erheiterndes. Der Landbau hörte auf und es war nichts zu sehen als ein ungeheurer Strich flachen, einförmigen, mit Asclepias gigantea bedeckten Landes; hier und da kaum eine dürftige Addua (Bitobaum, Balanites Aegyptiacus). Erst als wir uns der Stadt Tschifoa näherten, ward die Scenerie etwas belebter; zwar auch hier nur wenige Spuren von Landbau, aber daneben doch auch Weideland mit ziemlich zahlreichem Rindvieh und Schaafen. Ich war verwundert, als ich erfuhr, daß diese bedeutende Stadt noch zu dem Gebiet von Gummel gehöre; demgemäß muß die Grenze zwischen den verschiedenen Provinzen sich hier in sehr gewundener Linie hinziehen. Alles, was ich hier sah, bezeugte, daß auch in dieser Landschaft noch die Haussa-Bevölkerung die vorherrschende war. Wir konnten die Stadt von einer Anhöhe aus, über welche unser Weg führte, übersehen; sie bot ein sehr belebtes Bild, dessen Mittelpunkt eine große Anzahl Reiter bildeten, die dort versammelt waren und mit dem Kriegszug Bochari's in Verbindung stehen mochten. Auch noch in Kasellua, der nächsten Stadt, wurden wir mit dem gemüthlichen Haussa-Gruß „ssanu, ssanu" empfangen; dann aber betraten wir einen höchst einförmigen, außer mit der Asklepiadee fast nur mit hohem Schilfgras bewachsenen Landstrich und erreichten die Stadt Jelkasa gegen neun Uhr Morgens.

In diesem Ort hatte der Herr der Provinz Maschena, welcher gewöhnlich in der gleichnamigen Stadt wohnt, zeitweilig seine Residenz aufgeschlagen, wahrscheinlich um dem Unternehmen Bochari's nahe zu sein. Ich war genöthigt, um einen neuen Geleitsmann zu erhalten,

ihm meine Aufwartung zu machen. Wir betraten demnach die Stadt durch das nördliche Thor und fanden unter dem Schalle der Trommel Leute beschäftigt, die Befestigungen auszubessern, die in zwei Erdwällen und drei Gräben, zwei vor und einer zwischen den Wällen, bestanden. Der Palast lag mitten in der Stadt und war, wie es mir schien, nur aus Mattenwerk erbaut, aber von sehr solider Art; aus demselben leichten Material war die Audienzhalle errichtet, in welcher mich der vom Alter schon gebeugte Herr nach kurzem Aufenthalt empfing. Da weder er selbst sehr redselig schien, noch mein sonst so vortrefflicher Diener Mohammed der Gatroner durch Rednergabe sich auszeichnete, so war die Audienz nur von kurzer Dauer; ich erhielt jedoch Alles, was ich wünschte. Leider mußte ich mich hier Mohammed's als Dolmetscher bedienen, da mir die Haussa-Sprache noch zu sehr auf der Zunge schwebte und ich das Kanori auch noch nicht einmal stümperhaft zu sprechen vermochte. Der alte Herr hatte mir einen Geleitsmann versprochen, der mich zum Ghaladima Omar nach Bundi bringen sollte, war auch mit dem ihm gebotenen geringen Geschenk nicht unzufrieden, nämlich einem Fläschchen Rosenöl und einem Viertelpfund Nelken. Freilich war sein Gegengeschenk auch nicht viel werth und bestand nur in einem Gericht aus einem höchst unverdaulichen Teig aus Sorghum mit einer abscheulichen Brühe von „mia“ oder „moluchia“ (Corchorus olitorius). Wir sollten noch oft Land und Volk Haussa mit seinen Leckerbissen schmerzlich vermissen.

Die Mittagshitze war drückend, 43° C. (34,8° R.) im kühlsten Schatten. Mein Führer schien denn auch gar keine Lust zu haben, sich derselben auszusetzen; er blieb aus. Erst nach langem Suchen fand ich ihn und konnte dann endlich aufbrechen. Unser Weg führte anfänglich über leicht gewelltes, aber eben so einförmiges Land, wie wir es auf der Westseite der Stadt durchzogen hatten. Nach anderthalb Stunden brachte niedere Waldung etwas Abwechselung, und bald erreichten wir das für unser Nachtquartier bestimmte Taganama, eine bedeutende, von Mauer und Doppelgräben umgebene Stadt. Da das westliche Thor geschlossen war, mußten wir um die Stadt herumziehen, um das östliche zu erreichen; unterwegs bemerkte ich vor einem der Thore eine Art Vorwerk, aus Quergräben bestehend, wie man es überaus selten hier zu Lande sieht. Ueberhaupt schien ein hervorragendes Genie hier zu herrschen und das Innere der Stadt machte einen sehr angenehmen Eindruck von Ordnung und Behaglichkeit.

Um möglichst früh zur Weiterreise gerüstet zu sein, legten wir

uns zeitig zur Ruhe. Da plötzlich um Mitternacht wurden wir durch die Ankunft einiger Leute aufgeweckt, die mit der wichtigsten Miene vorgaben, Briefe für mich zu haben. Bei Lichte betrachtet, fand es sich aber, daß die Briefe gar nicht an mich, sondern von mir ganz unbekannten Personen in Kano an ebenfalls unbekannte Größen in Kukaua gerichtet waren. Wahrscheinlich hatten die Schreiber von meiner Reise dorthin gehört und wollten nun eine so schöne Gelegenheit, mit ihren dortigen Freunden zu korrespondiren, nicht vorübergehen lassen. Zu solchem Postbotendienst ist jeder Reisende in diesen Ländern verpflichtet und ich beförderte auf meiner Rückreise nach Fesan im Sommer 1855 die Briefe der gesammten fremden Kaufmannschaft in Kukaua. Da die überbrachten Briefe nicht für mich waren, so hatten sich die Ueberbringer vergeblich auf ein schönes Geschenk gespitzt; sie mußten mit einer Mahlzeit vorlieb nehmen, die Mohammed der Gatroner ihnen bereitete. Nachdem diese Gäste durch ihre lärmende Unterhaltung meine Nachtruhe gänzlich gestört hatten, machten sie sich lange vor Sonnenaufgang wieder auf den Rückweg, um nicht etwa in der fremden Stadt beraubt oder gar zu Sklaven gemacht zu werden. Wahrscheinlich hatte auch mein schmucker Lancier es für gerathener gehalten, in so guter Gesellschaft nach Hause zurückzukehren, als noch weiter mit mir durch das unsichere Land zu reiten. Wenigstens war, als es Tag wurde, keine Spur von ihm zu entdecken. Hätte ich mich in Bezug auf Sicherheit auch mehr auf meinen eigenen Muth als auf den seinigen verlassen müssen, so setzte mich doch das Ausreißen des Reiters in einige Verlegenheit; denn wenn ich ein Land wie dieses, ohne Straßen, in Eile durchziehen wollte, wo selbst so wichtige Verbindungslinien wie die von Kano nach Kukaua nur durch schmale, ganz unscheinbare und oft durch Acker- oder Wiesenland völlig unterbrochene Pfade bezeichnet sind, die von Ort zu Ort im Zickzack führen, so konnte ich einen Führer nicht entbehren. Ich begab mich daher zum Amtmann des Ortes, Namens Issa oder Jesus, dem Lehensmanne des Fürsten von Maschena. Dieser, eine hohe, imposante Figur, fand meine Klage gerecht und versprach, einen andern Führer zu schaffen; einstweilen befahl er einem Diener, mich vor die Stadt an einen Ort zu führen, wo ich warten könnte, während meine Kameele gutes Futter finden würden. Letztere, die am Abend vorher ohne Futter hatten bleiben müssen, fanden denn auch das von diesen Thieren so sehr geliebte „aghul“ (Hedysarum Alhaggi), eine Pflanze, die sich zwar fast über den

ganzen Sudan zu verbreiten scheint, jedoch immer nur auf einzelne Stellen beschränkt ist.

Der Diener des Amtmanns kürzte mir die Zeit in sehr angenehmer Weise. Er erzählte von dem hartnäckigen Kampfe, in welchem vor vier Jahren die Fellata mit großer Mühe von Taganama zurückgeschlagen worden wären, pries seinen Herrn Issa und erklärte mir auch, was das gewaltige, in ein Fell eingehüllte und auf hoher Stange am Hause des Amtmanns aufgehängte Packet zu bedeuten habe. Ich hatte vermuthet, daß der Körper eines Verbrechers darin aufbewahrt würde, erfuhr nun aber zu meinem Erstaunen, daß der kolossale, centnerschwere Ballen ein mächtiger Talisman gegen die Fellata sei(!). — Während so der Phantasie Kriegsscenen vorgeführt wurden, war es ein erfreulicher Anblick, hier die ersten Feldarbeiten für die kommende Regenzeit zu bemerken. Sklaven waren damit beschäftigt, den Boden zu reinigen, wozu sie sich einer breiten hölzernen Harke mit vier langen Zinken, „kamga", bedienten. Ein solches Beharken des Bodens habe ich übrigens nur sehr selten beobachtet; gewöhnlich begnügt man sich damit, zu verbrennen, was eben brennen will, ja, viele Landleute lassen alles Buschwerk auf den Feldern stehen.

Endlich ließ sich unser Geleit sehen; allein statt eines Reiters kamen zwei Bogenschützen zu Fuß, kurze stämmige Gestalten, nur mit einem Lederschurz bekleidet, die auch noch die den Manga eigenthümliche kleine Streitaxt auf der Schulter trugen. Sie flößten wenig Vertrauen ein, versprachen aber in Gegenwart des Dieners, mich nach Bundi zu geleiten, und um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, machte ich mich mit ihnen getrosten Muthes auf den Weg. Die schönsten Stunden des Morgens waren bereits dahin; so war ich denn froh, daß auch heute die kühlende östliche Brise, die ich schon seit einigen Tagen beobachtet hatte, die Sonnenhitze minderte.

Die Landschaft, durch die wir zogen, trug wieder einen recht einförmigen Charakter; selbst der Wald, den wir später betraten, bestand nur aus unansehnlichen Bäumen, höchstens daß er von einer kümmerlichen Kuka unterbrochen wurde. Der ganze Gau trug das unverkennbare Bild einer durch verheerende Kriege verwüsteten und verwilderten Gegend; einige verödete Stätten früherer Dörfer und Flecken erhöhten diesen Eindruck noch. Nach einem Marsch von etwa vier Stunden aber änderte sich der Pflanzenwuchs. Zuerst erschien Dumgestrüpp, „ngille", dann zeigten sich einzelne Karagu-Bäume

und allmählich wurde die Dumpalme ganz vorherrschend. Granit bildet wahrscheinlich die Unterlage der ganzen Landschaft und gegen Mittag sprang eine große Masse dieser Felsart von ansehnlicher Höhe nahe bei unserem Pfade auf. Dann wurde wieder nach kurzem Zwischenraum die Wildniß von einem lichten Fleck mit Stoppelfeldern unterbrochen, rings umher sauber aus Mattenwerk errichtete Kornschober, die mir immer, wo ich sie auch sah, ganz besonders aber hier mitten in der Wildniß, ein wohlthuendes Gefühl von Sicherheit einflößten.

Nach einer halben Stunde erreichten wir den Verhack des Dorfes Wuelleri und wandten uns geraden Wegs nach der Wohnung des Amtmanns. Meine beiden tapferen Bogenschützen nämlich, die bereits während der letzten Hälfte des Marsches die größte Unruhe gezeigt hatten und nur mit Mühe davon hatten abgehalten werden können, mich zu verlassen, wollten schlechterdings nicht weiter gehen. Ich mußte sie daher mit 300 Muscheln ablohnen und mir abermals einen neuen Führer suchen. Allein das Unglück wollte, daß der Amtmann nicht zu Hause war. Da ich nun überdies meine ermatteten Thiere tränken mußte und nach einem Aufenthalt von einiger Dauer nicht mehr hoffen konnte, Maschena noch an diesem Tage zu erreichen, so beschloß ich, hier zu übernachten. Die Aufnahme war keineswegs sehr gastlich; kaum gestattete man mir gegen theure Bezahlung, meine armen Thiere zu tränken; aber trotz aller Bitten, Versprechungen und Drohungen konnte ich Niemand bewegen, uns nach Bundi zu geleiten. Die Leute befürchteten, unterwegs zu Sklaven gemacht zu werden; in der That war zwischen all' diesen Ortschaften kaum der geringste Verkehr zu bemerken.

Auch am andern Morgen waren alle meine Bemühungen, einen Führer zu erhalten, vergeblich; ich war also gezwungen, mit meinen beiden Burschen, von denen der älteste 18, der andere nur 13 oder 14 Jahre zählte, den so gefürchteten Marsch allein anzutreten. — Wald und Feld wechselten mit einander ab. Nach etwa einer Stunde begegneten wir einer kleinen Gesellschaft Reisender. Wenn diese an und für sich ein Zeichen war, daß hier friedlicher Verkehr nicht ganz fehle, so war ihre kriegerische Marschordnung mit drei Bogenschützen als Vortrab und zwei anderen als Nachhut doch wieder ein genügender Beweis für die Unsicherheit der Gegend. — Weiterhin besserte sich das Aussehen der Landschaft, sowohl in Bezug auf den Pflanzenwuchs, als auf die Gestaltung des Bodens; die einförmige Fläche

wurde erst durch einige Anhöhen und späterhin durch auf allen Seiten zu Tage tretende Granitmassen unterbrochen.

So erreichten wir das damals nur schwach befestigte Maschena, eine bedeutende Stadt von 12,000 Einwohnern, an der leichten südlichen Abdachung einer, von einem felsigen Kamm gekrönten, Anhöhe liegend. Trotz der großen Zahl der Bewohner scheinen dieselben keine Art von Industrie zu üben. Eine kleine Kafla von Tebu- und Araber-Kaufleuten war vor der Stadt gelagert. Bei ihnen erkundigte ich mich im Vorüberziehen nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt von Bornu; ich erhielt dieselbe Antwort, wie bei einer früheren Gelegenheit, es sei Alles ruhig, von einem daselbst angekommenen Christen aber wisse man nichts. Dennoch war Herr Richardson damals schon seit zwanzig Tagen todt und in einem hart an unserer Straße, sechs Tagereisen diesseits Kukaua, gelegenen Orte gestorben.

Nachdem wir unseren Weg erfragt, setzten wir den Marsch ohne Aufenthalt fort. Zuerst ging es über Weideland, dann durch eine gut beholzte Gegend und so erreichten wir nach 3½ Stunden Wegs ein Dorf, welches wir in der Absicht betraten, hier zu übernachten. Aber siehe da, der Ort war verlassen, kein einziges lebendes Wesen darin zu finden! Glücklicherweise zeigte uns ein des Weges kommender Reisender einen schmalen Pfad, auf welchem wir das Städtchen Alamei erreichen könnten; derselbe war aber so unbedeutend und überwachsen, daß wir ihn bald unter den Füßen verloren. Ein Schäfer, der in einiger Entfernung seine Heerde hütete und bei dem ich den Weg erfragen wollte, ergriff die Flucht, als er mich auf sich zukommen sah; so waren wir denn gänzlich dem Zufall überlassen, der uns diesmal glücklich führte. Bald fanden wir wieder einen betreteneren Pfad und gelangten nach einem behaglich sich ausbreitenden Dorf. Kargimana — so hieß der Platz — zeigte ein heiteres Bild einer fleißigen, wohlhabenden kleinen Gemeinde; die Männer saßen alle im Schatten eines schönen Gummibaumes, einige flochten Matten, andere webten; die Frauen trugen Wasser oder besorgten die Abendmahlzeit; Hausvieh aller Art belebte diese friedliche Scene. Wir wurden freundlich aufgenommen, aus vier Hütten schickte man uns Gerichte. Eins derselben bestand aus Bohnen, „ngalo“, die in Haussa und Bornu in großer Menge gebaut werden; sie sind von würzigem Geschmack, aber wohl nicht für Jedermann leicht zu verdauen.

Nach einem dankbaren Abschied von den gastfreien Dorfbewohnern geleitete uns einer derselben eine Strecke weit, um uns auf den richtigen

Weg zurückzuführen. So erreichten wir unsere alte Straße wieder und auf ihr bald das schon genannte Städtchen Alamei, das außer mit Erdmauer und Graben noch mit einem zehn Fuß dicken, sehr dichten Dornverhack befestigt war. Dies ist die nationale Art der Manga, ihre Städte zu befestigen; während nämlich der Dornverhack eine sehr gute Schutzwehr gegen Reiterei, an der sie Mangel leiden, bildet, gewährt er zugleich ihren Bogenschützen eine gute Brustwehr. In Bogen und Pfeil aber besteht die Stärke dieses noch halb heidnischen, weit ausgebreiteten Stammes. Ein ansehnlicher bebauter Strich Landes umgab die Stadt und innerhalb der Mauer lagerte eine zahlreiche Heerde Rinder; als ich einige Jahre später abermals diese Straße zog, bedeckte hohes Waldrohr jene Felder und nicht ein Stück Vieh war mehr zu sehen. — Jenseits eines dichten Waldes, den kleine Flecken bebauten Landes unterbrachen, erreichten wir eine halbe Stunde vor Mittag Bundi, die Residenz des Ghaladima Omar, und nahmen unseren Weg gerade auf den Palast zu.

Alle Tributärlandschaften des großen Bornu-Reichs, vom Komadugu Waube, welcher das eigentliche Bornu im Westen begrenzte, bis zu den Ufern des Kuara, wurden früher unter dem Namen „Ghaladi" zusammengefaßt. Daher führte der Fürst, welcher dieser ausgedehnten Herrschaft als Vasall des Königs von Bornu vorstand, den Titel Ghaladima [1]), der später in die Listen der Aemter aller Höfe des mittleren Negerlandes übergegangen ist. Dieser Ghaladima nahm eine fast unabhängige Stellung ein und residirte in Birni-Nguru, einer altberühmten, schon von arabischen Schriftstellern erwähnten Stadt. Die siegreich vordringenden Fulbe aber eroberten auch Nguru und machten diesem mächtigen Vasallenreich ein Ende. Seitdem residirt der Ghaladima in Bundi, seine Macht aber sank zu einem bloßen Schatten herab, so daß er sogar den Herren der kleinen benachbarten Fürstenthümer Munio, Sinder, ja selbst dem von Maschena nachsteht.

Ich begab mich also geraden Wegs nach dem Palast des jetzigen Inhabers jener weiland so bedeutenden Würde. Der Herr war augenblicklich nicht zu sehen und ich mußte mich daher entschließen, einen halben Tag zu opfern und schon hier mein Nachtquartier auf-

[1]) Die Endsilbe „ma" im Kanori zeigt den Besitz einer Sache an; so „billama", der Bewohner oder der Herr (Amtmann) einer Stadt, „fir-ma", der Herr eines Pferdes, der Reiter.

zuschlagen. Nach einigen unbehaglichen Stunden Wartens wurde ich zur Audienz berufen. Ich fand den Ghaladima in einer ganz aus Mattenwerk errichteten geräumigen Halle, wo er inmitten seiner Höflinge auf einem mit einem Teppich belegten Divan saß, ein kurzer, wohlgenährter Mann von etwa 60 Jahren und dunkelschwarzer Hautfarbe. Seine großen, breiten Züge starrten aus der Kapuze eines blauen Tuchbernus hervor, mit einem unbestimmten Ausdruck, den man für Dummheit oder Schlauheit, Freundlichkeit oder Hinterlist auslegen konnte. Ich trug ihm meinen Wunsch vor, einen Führer zu erhalten, um baldigst in Kukaua mit meinem älteren Bruder (Herrn Richardson) zusammentreffen zu können, und überreichte ihm dann meinen „ssalam", ein englisches Rasir- und ein Taschenmesser, einen großen Spiegel von Neusilber, ein Päckchen englischer Stopfnadeln, ein halbes Pfund Gewürznelken und ein Stück wohlriechender Seife. Nachdem der Ghaladima Alles mit Genugthuung in Augenschein genommen, fragte er, ob ich nichts Wunderbares mitgebracht hätte; ich holte meine Spieldose, deren Musik ihn sehr ergötzte. Die Neugierde nach weiteren Merkwürdigkeiten wurde aber hierdurch in einer Weise angeregt, daß ich es für gut hielt, mich zu empfehlen. Erst spät Abends, nachdem wir uns längst selbst versorgt, erhielten wir ein karges Gericht und etwas Korn für mein Pferd.

Bundi ist ein Ort von leidlicher Größe, aber mit nur wenig Industrie; Land und Hauptstadt gehen durch die Schlaffheit des Fürsten mehr und mehr ihrem Ruin entgegen. Die Stadt mag 8- oder 9000 Einwohner zählen, die nach der früheren Hauptstadt noch jetzt Nguru-bu (Mehrheit von Nguru-ma) genannt werden; sie gehören der Manga-Nation an, welche das Hauptelement der Kanori zu bilden scheint. — Abends gab es Musik und Wettrennen, und es scheint, daß die Einwohner doch eine leidlich behagliche Existenz führen.

Von hier aus näherte ich mich nun dem eigentlichen Bornu, dem Kerne des diesen Namen tragenden Reiches. — Zwar hatte mir der Ghaladima versprochen, schon Abends einen Reiter zu schicken, da ich früh am Morgen aufbrechen wollte; aber es erschien Niemand, weder am Abend, noch am andern Morgen. Wir verließen daher die Stadt in aller Stille, während die Bewohner nach dem gestrigen lustigen Abend noch in tiefem Schlafe lagen. Ich folgte der großen Straße (wie man es in Europa nennen würde, in der That aber ist's nichts als ein Fußpfad), die uns durch lichten Wald mit einzelnen bebauten Stellen führte. Hier begegneten uns zuerst bewaffnete

Reiter und Fußgänger, dann ein friedlicher Zug Natronhändler mit ihrer aus allen Arten landesüblicher Lastthiere bunt zusammengesetzten Karawane. Als wir endlich den Wald hinter uns hatten, betraten wir einen weiten Strich angebauten Landes mit sandigem Boden und fast ohne einen einzigen Baum. Die Felder waren noch mit der Riesen-Asclepias bedeckt, die alljährlich, wenn bei eintretender Regenzeit die Feldarbeit beginnt, ausgerottet wird, dennoch aber während der trockenen Jahreszeit wieder zu einer Höhe von 10 bis 12, ja, an günstigen Stellen selbst von 20 Fuß emporwächst. Ein betriebsames Dorf, Kalimari oder Kalemri, wo reiche Heerden wohlgenährten Rindviehs am Dorfbrunnen getränkt wurden, lud zwar sehr zu einem kurzen Halt ein, doch rasteten wir erst, als wir einen guten Weideplatz für unsere Thiere fanden. Hier trafen wir wieder in Menge jenen Stachelsamen, die Karengia (Pennisetum distichum oder Pennicillaria), der uns auf dem kalten und windigen Plateau von Asben so viel zu schaffen gemacht hatte. Er wird von den Bornu-Pferden begierig gefressen, die Pferde des Westens dagegen verabscheuen ihn eben so sehr, wie die Menschen es thun, mit Ausnahme der Tuareg. — Bald nachdem wir am Nachmittag den Marsch fortgesetzt hatten, traten wieder mehr Bäume und Gebüsch auf und nach ein oder zwei Stunden Wanderns erreichten wir das Dorf Darmagua, wo wir lagerten. Hier gesellten sich fünf Tebu-Kaufleute mit ihren Lastthieren zu uns, deren Reiseziel ebenfalls Kukaua war. Leider konnten wir aber nicht immer in ihrer Gesellschaft bleiben, da sie stets aufbrachen, ehe es völlig Tag war. Dies ebenfalls zu thun, war gegen meinen Grundsatz, denn ich hätte dann weder die Straße genau aufzeichnen, noch bei einem Angriff mich wirksam vertheidigen können. Wir mußten ihnen daher am folgenden Morgen (den 23. März) einen Vorsprung von zwei vollen Stunden lassen.

Wir betraten nun eine Landschaft, welche höchst bezeichnend „das Reich der Dumpalme“ genannt werden kann; denn obwohl ich diesen Baum mehr oder weniger häufig an verschiedenen Stätten fand, ist er doch immer an einzelne begünstigte Oertlichkeiten gebunden, namentlich an die Ufer von Flüssen. Ich kenne aber keinen Distrikt von solcher Ausdehnung, wie der zwischen Kalemri und Surrikulo, wo die Cucifera Thebaica der charakteristische und fast ausschließliche Baum ist. Im Dezember 1854 fand ich die Bäume dieser Gegend sogar voller Früchte. Das häufige Vorkommen dieser Fächerpalme abgerechnet, war die Gegend wüst und unfruchtbar, eine sandige Ebene,

leicht gewellt und mit hohem, in zerstreuten Knollen aufwachsendem Riedgras licht bedeckt. Keine Spur von Landbau, keine menschliche Wohnung war zu sehen. Daß diese Wüstenei nicht in Folge eines zerstörenden Kriegs entstanden, sondern eine natürliche war, bewies das fehlende Unterholz, das sonst stets die verlassenen Stätten der Menschen bedeckt. -- Indeß war die Straße belebt und mehr als Eine Gesellschaft einheimischer Reisenden begegnete uns.

In gänzlicher Unbekanntschaft mit der Landschaft, die wir durchzogen, lagerten wir gegen Mittag wenige Minuten hinter einem kleinen Dorf, der ersten menschlichen Wohnstätte seit Darmagua, im Schatten eines Tamarindenbaumes und mitten in einer Gruppe von Dumpalmen. Der Tamarindenbaum war allerdings ein Zeichen, daß Wasser in der Nähe sei, doch wurde ich sehr überrascht, als mir Abd Allah, der die Kameele hütete, die Nachricht brachte, daß ein bedeutendes, jetzt mit stehendem Wasser gefülltes Strombett nahe hinter unserem Lagerplatz vorüberziehe; es war, wie ich später erfuhr, das Wasser „Wani", derjenige Arm des Komadugu Waube, welcher bei Chadedja vorbeizieht und mit einem andern von Katagum kommenden Arm sich verbindet. Die Breite des schlangenartig gewundenen, mit reichem Baumwuchs umgürteten Rinnsals betrug etwa 80 Schritt. Unser Weg führte uns auf das jenseitige Ufer, und kaum hatten wir dasselbe erstiegen, als wir in geringer Entfernung vor uns eine große Stadt sich ausbreiten sahen. Es war Surrikulo, ein mir dem Namen nach wohlbekannter Ort, den ich aber nicht so nahe gewähnt hatte; natürlich setzte er unserem Marsch für heute eine Grenze. Wir betraten die Stadt durch eine weite Bresche in der verfallenen Stadtmauer und schlugen hier auf einem offenen Raum mein Zelt unmittelbar neben dem Lager der Tebu auf, die schon vor Mittag angekommen waren.

Ich hatte jetzt das eigentliche Bornu betreten, das im Osten von dem großen, seeartig ohne Abfluß sich ausbreitenden Komadugu (Wasserbett, Rinnsal), dem Tsad oder Tsade, im Westen und Nordwesten von dem kleineren, flußartig sich hinschlängelnden und netzartig sich verzweigenden Komadugu begrenzt wird, der nahe unterhalb der Stadt Yo, an der großen Straße von Fesan, mit dem eben genannten sumpfartigen, flachen See sich vereinigt. Statt mit den fast unabhängigen kleinen Vasallenfürsten hatte ich es also jetzt nur noch mit untergeordneten Beamten des Herrschers von Bornu zu thun. Ein solcher residirte auch in Surrikulo; da ich mich aber nicht wohl fühlte,

blieb ich in meinem Zelt, ohne ihm meine Aufwartung zu machen. Als er jedoch erfuhr, ich sei ein aus großer Ferne gekommener Reisender, der zu seinem Herrn nach Kukaua wolle, war er so freundlich, mir am Abend allerlei gewöhnliche und ungewöhnliche Leckerbissen zu senden. Zu den letzteren gehörte ein Gericht frischen, sehr gut zubereiteten Fisches aus dem nahen Komadugu; es war der erste frische Fisch, den ich im Sudan kostete.

Surrikulo war ehedem eine bedeutende Stadt der Manga. Als im Jahre 1846 der König von Wadai in das von Mohammed el Kanemi neu gegründete Bornu-Reich einfiel und dieses nach der unglücklichen Schlacht von Kussuri am Schari in Trümmer zu zerfallen drohte, glaubten die Bewohner Surrikulo's, der günstige Zeitpunkt sei gekommen, ihre frühere Unabhängigkeit wieder erlangen zu können. Sie lehnten sich gegen den damaligen Scheich von Bornu, Omar, den Sohn Mohammed el Kanemi's, auf, wurden aber nach dem Rückzuge des Königs von Wadai von Omar's Bruder, Abd e' Rahman, der mit einem Heere vor die Stadt rückte, wieder unterworfen. Seitdem zerfiel die Stadt mehr und mehr und ist gegenwärtig halb verlassen. Dagegen hausen reißende Thiere in Menge in der Nachbarschaft derselben.

Wir waren am andern Morgen noch nicht lange unterwegs und hatten eben einen Wald von dichtem Unterholz durchschnitten, jenseits dessen einige vereinzelte Dattelpalmen, Fremdlinge in diesem Lande, mich in ein träumerisches Nachdenken über die Verbreitung der verschiedenen Vertreter des Pflanzenreichs versenkt hatten, — als plötzlich eine ungewohnte Erscheinung meine Aufmerksamkeit erregte.

Eine malerisch und fremdartig aussehende Gruppe Reiter kam mir entgegen. In der Mitte ritt ein Mann von edlem Ansehen, arabischen Zügen, heller Hautfarbe, prächtig gekleidet und mit reich geschmückten Feuergewehren bewaffnet; drei Reiter, weniger reich gekleidet, aber ähnlich bewaffnet, ritten an seiner Seite. Sobald er mich erblickte, machte er Halt und fragte, ob ich der von Kano erwartete Christ sei. Auf meine bejahende Antwort meldete er mir ohne Umschweife, daß mein Reisegefährte Yakub (Herr Richardson), noch ehe er Kukaua erreicht habe, — gestorben und all' sein Eigenthum verschleudert sei. Ich war anfangs geneigt, die Wahrheit dieser unglücklichen Nachricht zu bezweifeln; einige Einzelheiten aber, welche der Araber mir mittheilte, ließen keinen Zweifel zu. Dieser nannte sich auf mein Befragen Issmail, sein wirklicher Name aber war, wie ich

später erfuhr, Scherif el Habib. Er war von edlem Geblüt, aus dem Gharb (Marokko) gebürtig, ein gelehrter, aber maaßlos leidenschaftlicher Mann und einer jener wandernden Abenteurer aus dem Norden und Osten des Kontinents, die noch heute eine eben so hervorragende Rolle in den Ländern der Schwarzen spielen, wie sie es vor 500 Jahren thaten. Zerfallen mit dem Scheich von Bornu, war er zur Zeit auf dem Wege nach Ssokoto, um dort beim Emir el Mumenin sein Glück zu versuchen.

Diese Trauerbotschaft, die den Erfolg unseres ganzen Unternehmens in Frage stellte, regte mich so auf, daß ich anfangs Willens war, allein vorauszueilen, um mir volle Gewißheit zu verschaffen. Zwar gab ich dieses Vorhaben bei näherer Ueberlegung wieder auf, doch beschlossen wir, unseren Marsch so sehr zu beschleunigen, als es die Kräfte unserer Thiere nur immer vermöchten.

Die Gegend, die wir betreten hatten, war so kahl, daß wir heute keinen andern Schutz gegen die Gluth der Mittagssonne fanden, als den Schatten, welchen der breite Stamm einer ungeheuren blätterlosen Kuka (Adansonia) warf. In einiger Entfernung lag der ummauerte Ort Kabi; dort rasteten unsere Tebu-Freunde und vereint mit ihnen zogen wir Nachmittags die Straße über Deffoa weiter. — Die Gegend nahm hier einen freundlichen, sehr eigenthümlichen Charakter an. Es beginnt hier nämlich ein Gürtel von Sanddünen, 100 bis 120 Fuß hoch, die auf dem Gipfel eine ebene Fläche von ausgezeichnet anbaufähigem Boden haben, aber nur mit spärlichem Baumwuchs bekleidet sind. Die Einsenkungen dagegen, die zwischen diesen Dünen oft in sehr geschlängelten Windungen sich hinziehen, sind gewöhnlich mit dem dichtesten Pflanzenwuchs reich bewachsen, in welchem Dumpalmen und Dumgestrüpp vorherrschend sind. Diese eigenthümliche Formation hat, wie ich glaube, einige Beziehung zu der großen binnenländischen Lagune, dem Tsad, der in alten Zeiten eine weit größere Ausdehnung gehabt haben muß und wohl diese Sanddünen zur Begrenzung hatte.

Der Verkehr auf unserer Straße war an diesem Nachmittag außerordentlich lebhaft; eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft folgte der andern. Als der Abend herannahte, wurde die dichte Waldung der Einsenkungen von Tausenden von Turteltauben belebt, die in der kühlen Dämmerung der einbrechenden Nacht dort ihr loses, verliebtes Spiel trieben. Bei vollkommener Dunkelheit, 7¼ Uhr Abends, erreichten wir die Stadt Deffoa; wir lagerten außerhalb, so unbe-

merkt wie möglich, während drinnen bis tief in die Nacht rauschende Musik erschallte.

Alles war noch still im Ort, als wir am Morgen des 25. März den Spuren der Tebu folgten. Die Bodengestaltung war dieselbe wie gestern, nur war das Land fleißiger bebaut. Eine Vorrichtung, die zahlreichen Turteltauben von den Saaten zu verscheuchen, fiel mir auf; Taue, mit einer eigenthümlichen, mir unbekannten vegetabilischen Substanz bestrichen, die ihnen mehr Resonanz verleiht, waren hoch zwischen den Bäumen an Gerüsten aufgespannt; von diesen Gerüsten aus durch Wächter in Bewegung gesetzt, geben sie einen lauten Schall von sich. Auch ein kleines Baumwollenfeld sahen wir und ich glaube wohl, diese Kultur könnte hier eine höchst bedeutende Ausdehnung erlangen, wie es in anderen Gegenden der Fall ist. — Das wiederholte Auf- und Absteigen über die steilen Sanddünen war sehr ermüdend, doch erquickte mich der Blick von einer dieser Anhöhen auf das in einer Einsenkung zu meiner Linken liegende kleine, nette Dorf Kalua von ungefähr 200 Hütten. Jeder Hofraum war durch einen Korna- oder Bitobaum (Balanites Aegyptiacus) anmuthig beschattet und Jedermann war auf das Emsigste beschäftigt, mit Hausarbeit oder Gewerbe, mit Schmieden, Weben, Flechten, Spinnen, Wassertragen, mit dem Stampfen des Korns und dem Tränken des Viehs dort an dem Brunnen auf dem freien Platze mitten im Dorf, — so daß ich mich von diesem heitern Bilde lange nicht losreißen konnte und meine Diener schon weit voraus waren, ehe ich mich endlich aufraffte, ihnen zu folgen.

Kurz ehe wir dieses Dorf erreichten, sahen wir das ungeheure Gerippe eines Elephanten; es war die erste Spur dieses Thieres seit Gasaua. — Auch heute war die Straße belebt und eine Stunde hinter Kalua begegneten wir einem Trupp Reiter, dessen Anführer mir den Tod des Christen, der aus fernem Land gekommen sei, den Scheich zu begrüßen, bestätigte; er sei vor mehr als 20 Tagen bei einem Ort Namens Nghurutua gestorben. — Nun konnte kein Zweifel mehr über den Tod meines Gefährten obwalten. In tiefer Gemüthsbewegung setzte ich meinen Weg fort, inbrünstige Gebete zum Allgütigen emporsendend, mir Gesundheit und Kraft zu erhalten, damit ich die Zwecke unseres Unternehmens erfüllen möge.

Indem wir meistens in einer leichten Einsenkung, die aus kulturfähigem Sandboden mit einigen Büschen und Bäumen bestand, entlang gingen, erreichten wir den kleinen Ort Dunu, zwar mit

Graben und Erdmauer umgeben, beide aber so verfallen, daß das Thor überflüssig geworden war. Hier schlugen wir unser Nachtlager auf, und zwar auf Anrathen der Einwohner, die uns einen freundlichen Willkommen boten, der vielen reißenden Thiere wegen innerhalb der Mauer.

Wir hätten mit den Eingebornen, die großes Interesse an mir nahmen, einen sehr angenehmen Abend zubringen können, hätte uns nicht das Verschwinden meines Bu=ssefer Kameels, des einzigen guten Lastthiers, das wir hatten und das der Gegenstand meiner sorgfältigsten, ja zärtlichsten Pflege von Tripoli bis hierher gewesen war, große Unruhe gemacht. Der sorglose Abd Allah hatte versäumt, es zu fesseln, und nach Futter gehend hatte es sich verlaufen und alles Suchen war umsonst. Sorgenvoll darüber nachdenkend, wie wir nun weiter kommen sollten, trat ich eine Stunde nach Mitternacht in die Nacht hinaus; da plötzlich sah ich meinen edlen Liebling langsam gerade auf mein Zelt zukommen und sich ruhig neben seinen zwei gemeinen Gefährten niederlegen. Nur der schwache Schimmer des wohlbekannten weißen Zeltes konnte sein Leitstern in der sehr dunklen Nacht gewesen sein, gewiß kein Beweis von Dummheit, die diesen Thieren so allgemein und doch mit Unrecht zur Last gelegt wird. Später mußte ich mich zu meinem großen Leidwesen von diesem treuen Thiere trennen, da die Kameele von der Küste dem Einfluß der Regenzeit im Negerlande nicht widerstehen können. Ich verkaufte es in Kukaua an einen Araber und hoffte, es würde sicher in sein Heimathland zurückkommen; allein sein neuer Herr ging erst nach Kano, als schon die Regenzeit begann, und es erlag lange, bevor er diese Stadt erreicht hatte.

Froh, unseren besten Lastträger wieder zu haben, brachen wir am andern Morgen zeitig auf. Die Landschaft, durch welche wir zogen, war derjenigen der beiden letzten Marschtage ganz ähnlich und nach zwei Stunden erreichten wir den nicht unbedeutenden Ort Wadi. Von hier aus wurde der anfänglich sehr betretene Weg bald wieder zum engen Fußpfad, der sich ohne Hauptrichtung von Dorf zu Dorf hinschlängelte, dennoch aber von Reisenden ziemlich belebt war. Bald über bebautes Land, bald durch buschiges Dickicht ziehend, gelangten wir um 10 Uhr an das offene große Dorf Kabua, wo eben ein wohlbesuchter Markt abgehalten wurde. Hier ruhten wir während der heißen Stunden unter einem schattigen Tamarindenbaum, in dessen Nähe Leute beschäftigt waren, lange, schmale Streifen Baumwollenzeug, „gabaga", zu weben, die hier das allgemeine Tauschmittel bilden

und die wir nun oft erwähnen werden. Der zu dieser Beschäftigung hergerichtete Platz glich einer unserer Seiler- oder Reepschläger-Bahnen; „kaudi tseggemabe“ ist der einheimische Name dafür. Bald trat auch einer von den Webern zu uns heran, grüßte herzlich und bot uns einen Theil seines Frühstücks an, gut zubereitete Tiggra und dicke Milch. Der Markt war vorzugsweise mit Natron, Salz und Turkedi's versehen, auch Früchte der Dumpalme wurden in Menge feilgeboten. Für unsere Bedürfnisse war schlecht gesorgt; überdies wollte man unser Muschelgeld, „kungona“ auf Kanori, nicht nehmen, sondern verlangte jene Baumwollenstreifen, „gabaga“, die wir doch nicht hatten. Glücklicherweise hatten wir uns in Kano mit genügendem Mundvorrath für die ganze Reise versehen, sonst hätten wir hier bei aller Fülle des Marktes verhungern können.

Bald nach Mittag setzten wir unseren Marsch fort, anfangs in Gesellschaft einiger Marktleute, die nach ihrem heimathlichen Dorfe zurückkehrten. Uns wieder selbst überlassen, hatten wir viele Noth mit den nach allen Richtungen das Land durchziehenden Pfaden und schlugen schließlich unser Zelt in einem auf dem Rücken einer Sandhöhe gelegenen Dorfe auf, Luschiri, dessen Bewohner uns gastlich aufnahmen. Die Frauen waren sehr neugierig, das Innere meines Zeltes zu sehen, und erstaunten höchlich, als sie fanden, daß ich keine Lebensgefährtin mit mir führe. Abends bekam ich mein Lieblingsgericht, Milch, und ein Huhn; auch versorgte der Billama oder Amtmann meine Leute mit dem gewöhnlichen „ngadji“, einer Art aus Sorghum bereiteter Grütze, die zu den alltäglichsten Speisen Bornu's gehört. Von der Anhöhe, auf welcher das Dorf lag, konnte man Abends zahlreiche Feuer sehen, die den rings umher liegenden Dörfern und Städten angehörten, ein Zeichen, daß das Land wohlbevölkert sei.

Auch am nächsten Morgen verloren wir aus Unkunde des geraden Weges viel Zeit und erfuhren erst bei der unmauerten Stadt Gobalgorum, daß wir auf dem richtigen Weg nach Kaschimma seien. Bis hierher waren wir durch ein Becken mit hartem thonigen Boden gegangen, der nur etwas Sorghum hervorbrachte; jenseits Gobalgorum aber ließ uns der zunehmende Reichthum der Vegetation und eine Schaar großer Wasservögel die Nähe eines andern Arms des weit ausgedehnten Netzes des Komadugu von Bornu vermuthen. Wir gelangten denn auch bald in eine zu dem Flußthal gehörende Einsenkung mit üppiger Pflanzendecke; doch enthielt dieselbe außer

einem hübschen Teich kein Wasser. Erst nachdem wir noch anderthalb Stunden weit durch einen dichten Wald gezogen waren, erreichten wir das mit Wasser gefüllte Rinnsal. Dies zog hier von Süd nach Nord und bildete einen ununterbrochenen Wasserstreifen, gegenwärtig aber ohne Strömung. Bei einer fast steten Breite von 70 bis 80 Schritt glich es einem künstlichen Kanal und hatte an der Stelle, an welcher wir es überschritten, nur eine Tiefe von $2\frac{1}{2}$ Fuß. Auch dieser Komadugu wird Wani genannt und ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß er eine Fortsetzung des bei Katagum vorüberfließenden Armes ist. Diese Ansicht möchte sogar vor der oben angeführten Meinung noch den Vorzug verdienen, daß nämlich der Arm von Katagum — „kogi-n-Katagum" — sich mit dem Wasser von Chadedja südlich von Surrikulo vereinige.

Im Schatten kleiner Gaubäume, einer besonderen Art Akazie, hielten wir hier unsere Mittagsruhe. Ich erfreute mich nicht nur an der üppigen Landschaft, sondern auch an dem munteren Spiel von etwa 20 Knaben, die lustig in dem Wasser plätscherten und kleine Fische, von denen der Komadugu voll war, in eigenthümlichen Schleppnetzen fingen. Die Buben waren aus dem Dorfe Schogo, das auf dem Gipfel einer von hier aus ansehnlich aufsteigenden Anhöhe lag, über welche wir nach wieder angetretenem Marsch in eine Einsenkung mit reichem Baumwuchs hinabstiegen. Wir beobachteten hier ein eigenthümliches Schauspiel. Alle Bäume waren nämlich voller Heuschrecken, während Schwärme von Thurmfalken, von den Arabern „hadea" genannt, fast den Himmel verdunkelten. Mit merkwürdigem Instinkt folgten diese Vögel unseren Schritten, um die Heuschrecken, sobald sie bei unserer Annäherung an einen Baum aus ihrer verheerenden Ruhe aufgescheucht wurden und emporflogen, wegzufangen. In ihrer Gier schlugen sich dabei die Vögel nicht nur gegenseitig mit ihren Flügeln, sondern belästigten auch uns selbst und unsere Thiere auf das Unangenehmste.

Jene eigenthümlichen sandigen Anschwellungen, abwechselnd mit reich bewachsenen Einsenkungen, bildeten ununterbrochen auch in diesem Distrikt den Charakter der Bodengestaltung; doch hatten sich die Dumpalmen ganz verloren und nur Dumgestrüpp war zu sehen, das zum Verfertigen von Seilen und als Rindviehfutter so wichtige „ngille" der Kanori. Etwa $^{5}/_{4}$ Stunden hinter Schogo betraten wir ein breiteres, sehr schönes Thalbecken mit reichem Weidegrund, unterbrochen von einzelnen bebauten Stellen, und schlugen an der Ost-

seite des Dorfs Bandego unser Zelt zum Nachtlager auf. — Im Orte selbst wurde unter Lärm und lautem Jubel ein Fest begangen, welches ich nur dies einzige Mal im Negerlande so geräuschvoll habe feiern sehen, während es im Orient eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist. Es war das Fest der Beschneidung eines vornehmen Knaben. Eine Schaar Mädchen, die Festgeschenke gebracht hatten, zog gerade in Prozession nach ihrem Heimathsdorf zurück; ich hörte zu meiner Bestürzung, es sei dies derselbe Ort, wo vor Kurzem der Christ gestorben sei, und ich beschloß sogleich, die Mädchen zu begleiten, obwohl es schon spät war, um wenigstens einen Blick auf das Grab meines Gefährten zu werfen und mich von seinem Zustand zu überzeugen.

Nghurutua, d. h. dieses Nghurutua (aus der Bedeutung des Namens: „an Flußpferden reiche Stätten", ergiebt es sich schon von selbst, daß es in Bornu noch manche Orte dieses Namens geben muß), war ehedem ein großer und berühmter Ort, ist aber jetzt mit den meisten Nachbarstädten in Verfall gerathen. Es liegt etwa eine Stunde nordöstlich von Bandego in einer weiten, grasreichen, vom Komadugu befruchteten Savannah, die fast ganz ohne Baumschmuck ist; der Ort selbst dagegen wird reich von Bäumen beschattet, unter denen einige schöne Sykomoren, „ngabore's", sich befinden. Die Grabstätte des Christen war recht passend unter einem dieser schönen Bäume gewählt; man hatte sie mit Dornbüschen wohl geschützt und sie war augenscheinlich noch unversehrt. Die Eingebornen haben tiefe Achtung vor den Christen und betrachteten das Grab mit einer Art Verehrung; von ihnen ist daher keine Entweihung zu befürchten, wie es bei dem Grabe Oudney's der Fall war, welches von einigen fanatischen Medjabera (Einwohner des kleinen Ortes Djalo bei Audjila) beschimpft wurde.

Der Tod des christlichen Fremdlings hatte in der ganzen Umgegend großes Aufsehen und allgemeine Theilnahme erregt. Herr Richardson war am Abend des 28. Februar in schwachem Zustand angekommen und schon am nächsten Morgen verschieden. Bereits in Sinder, vielleicht auch schon früher, scheint der unglückliche Mann das Zutrauen zu sich selbst verloren zu haben. Zu der großen niederdrückenden Wärme vor Eintritt der Regenzeit kam noch hinzu, daß er sich die ihm vollkommen ungewohnte Beschwerde des Reitens zu Pferde zumuthete. So scheint er nach Allem, was ich von den Eingebornen hörte, die ihn in den letzten Tagen seines Lebens sahen, mehr an Erschöpfung

als an den Folgen eines wirklichen Fiebers oder der Dysenterie gestorben zu sein.

Ich hatte unglücklicherweise nichts bei mir, um den Einwohnern des Ortes Almosen zu spenden; ich gab indeß einem Manne, welcher besondere Sorgfalt auf das Grab zu verwenden versprach, ein Geschenk und beredete nachmals den Vezier von Bornu, es durch eine starke Einfriedigung sichern zu lassen. — Es war spät Abends, als ich in mein Zelt zurückkehrte, voller Betrachtungen über mein eigenes Schicksal und beseelt von dem aufrichtigsten Gefühl des Dankes gegen die Vorsehung, daß ich mich trotz aller Mühseligkeiten einer so ausgezeichneten Gesundheit zu erfreuen hatte.

Zu früher Stunde waren wir am nächsten Morgen wieder auf dem Marsch. Schon am Abend zuvor hatte man uns vor den „Kindin" (Tuareg) gewarnt, von denen die Straße stark beunruhigt werde. Der Eingeborne, welcher uns auf den geraden Weg brachte, wiederholte diese Warnung und gab uns den Rath, von Ort zu Ort uns nach der Sicherheit der Straße wohl zu erkundigen. So erreichten wir unter nicht sehr angenehmen Betrachtungen Alaune, eine ehedem bedeutende, jetzt halb verlassene Stadt. Bis Kaschimma, hieß es hier, sei die Straße sicher, weiter hinaus aber die Gefahr groß.

Ich will hier bemerken, daß Alaune dieselbe Stadt ist, welche von Denham unter dem Namen Kabschari aufgeführt wurde, ein Irrthum, welcher daher rührt, daß die Stadt nach ihrem damaligen Amtmann „billa Kabscharibe" — „Kabschari's Stadt" — genannt wurde und wohl auch jetzt noch, nach dem Tode jenes geachteten Mannes, so genannt wird.

Unser Weg führte durch eine theils angebaute, theils mit dichtem Unterholz voller Heuschrecken bewachsene Gegend. Etwa um 8 Uhr aber wurden wir durch den Anblick eines schönen Wasserspiegels erfreut, der, von üppigem Pflanzenwuchs umgeben, in einer tiefen Einsenkung wie ein anmuthiger See sich ausbreitete. Es war dies der große Komadugu von Bornu, dessen Wasserfläche jetzt freilich an manchen Stellen unterbrochen und unansehnlich war, während sie zur Regenzeit den ganzen breiten Thalboden überschwemmt. Sein allein richtiger Name ist „Komadugu Waube", obwohl er auch irrthümlicherweise Yeu genannt wird, weil er in seinem untern Lauf die ansehnliche Stadt Yeu oder Yo berührt.

Während ich die Kameele die untere Straße ziehen ließ, erstieg ich die steile sandige Anhöhe, auf welcher Kaschimma liegt, eine offene,

aber bedeutende und dicht bevölkerte Stadt, das ganze meilenbreite, baumreiche Thal überblickend. Obgleich ich hier erfuhr, daß bis zu dem östlichen Nghurutua keine Kindin gesehen worden wären, war doch das vor uns liegende Terrain ein schwieriges, da der breite Grund des Thals von vielen Wasserläufen durchschnitten und in dichtes Walddickicht eingehüllt war, in welchem viele wilde Thiere und gelegentlich feindliche Wegelagerer hausten. Als wir die Waldung selbst betraten, fanden wir den Boden auf das Dichteste mit Ngille bewachsen; nur einzeln erhob die Dumpalme selbst ihre Fächerkrone über dieses Gestrüpp, aber zu beiden Seiten eines jetzt seichten Arms des wahren Komadugu, den wir überschritten, gewann sie die unbestrittene Herrschaft. Sehr häufig beobachteten wir die Fußtapfen von Elephanten und passirten auch die Weideplätze dieser Kolosse der Thierwelt, große offene Plätze mit dem fettesten, wohl 10 Fuß hohen Schilfgras bewachsen, die mich lebhaft an indische Landschaftsbilder erinnerten. Zum Anbau gelichtete Stellen, ein kleiner Weiler und eine Meierei zeigten, daß diese Wildniß nicht ganz unbewohnt von Menschen sei. Freundlich wies uns der Eigenthümer der letzteren auf dem verlorenen Pfade zurecht, lud uns sogar gastlich ein, bei ihm zu bleiben, und erbot sich, dann am andern Tag mit nach Nghurutua zu gehen. Allein meine Hast, Kukaua zu erreichen, duldete keinen Aufschub, und dem guten Alten dankend zwängten wir uns weiter durch das Walddickicht, von dessen Zweigen und Aesten unser Gepäck arg beschädigt wurde. In dem Theile des Waldes, den wir am Nachmittag durchschritten, traten neben der Dumpalme auch noch verschiedene andere Bäume auf, Kalgo, Talhabäume und auch wohl der Siwak (Capparis sodata). Außer den Spuren von Elephanten sahen wir von Thieren wenig, nur eine Mareia oder Mohor (Antilope Soemmeringii) sprang durch das Dickicht. Alle Arten Antilopen sind in diesen Gegenden nicht häufig, auf dem ganzen Wege von Kano her sah ich nur eine einzige, und zwar an einem der letzten Marschtage. Den Beschreibungen der Einwohner nach muß jedoch die große, prächtige Antilope Addax hier gelegentlich gefunden werden.

Ein schöner offener Raum mit reicher Weide und Hürden unterbrach das Dickicht für etwa ½ Stunde Wegs, dann kam abermals dichter Wald; als wir aus diesem wieder an's Licht traten, wurden wir durch den Anblick eines seeartigen Wasserbeckens zu unserer Linken überrascht. In geringer Entfernung davon trat ein anderer größerer See hervor, der sich, von Norden heranziehend, nach Osten hinwand.

An dem östlichen Ufer desselben lagen die Ruinen der berühmten Stadt Ghambaru, die einst, zur Blüthezeit des Reichs, der Lieblingssitz und die Privatresidenz der Könige von Bornu war. Dieser ganze herrliche Gau, jetzt eine Wildniß, durch welche wir uns mit Mühe hindurchwanden, war einst belebt durch Hunderte von Städten und Dörfern und war durch betriebsamen Anbau der Garten Bornu's. Die Stadt Ghambaru selbst wurde im Jahre 1819 (1214 der Hedjra) von den Fulbe zerstört und seitdem nie wieder bewohnt, so daß ihre Trümmer nun dicht überwachsen sind. Leider hatte ich keine Muße, dieselben genau zu durchforschen, doch betrachtete ich mit großem Interesse die Reste eines Gebäudes an der Südostseite der Mauer. Es hatte unverkennbar einen Theil einer Moschee gebildet und war aus recht sorgfältig gebrannten, wenn auch nicht ganz regelmäßig geformten, Ziegelsteinen erbaut gewesen. Es ist ein sehr trauriges Zeichen, daß an die Stelle dieser soliden Bauart, die früher wenigstens von den Herrschern des Landes gepflegt wurde, jetzt selbst in den bedeutendsten Städten nur schwaches, hinfälliges Machwerk getreten ist.

Rüstig wanderten wir durch die wilde, aber interessante Landschaft weiter. Um 5 Uhr Nachmittags trat abermals ein Arm des Flusses zu unserer Linken hervor und schnitt uns bald den Pfad spurlos ab. Statt den Fluß hier zu überschreiten, ließen wir uns durch die Fährten einiger Rinder verleiten, am sandigen Ufer entlang zu gehen, bis wir endlich einsahen, dies könne der rechte Pfad nicht sein. Nachdem wir zwei Stunden vergeblich umhergesucht hatten, nöthigte uns die Dunkelheit, hier mitten in der Wildniß zu lagern. Ich wählte hierzu eine erhöhte Stelle des Ufers, um vor den schädlichen Ausdünstungen des Flusses etwas geschützt zu sein, umgab die Lagerstätte mit trockenem Holz, um es beim Herannahen wilder Thiere sofort in Brand stecken zu können, und holte für den äußersten Nothfall ein Päckchen Patronen hervor. Die Ruhe der Nacht wurde jedoch nur durch das Brüllen eines Löwen am jenseitigen Ufer und durch den Lärm zahlreicher Wasservögel unterbrochen.

Am nächsten Morgen, den 29. März, gingen wir an der Stelle über den Fluß, wo wir denselben zuerst erreicht hatten, und fanden auch wirklich die Fortsetzung des Pfades. Der Wald war jedoch immer noch so dicht, daß wir an manchen Stellen beinahe verzweifelten, mit unserem Gepäck hindurchzukommen. Namentlich war das Dorf Nghurutua mit seinen Weizenfeldern von einer undurchdringlich scheinenden Wand von Bäumen umzogen, unter welchen einförmige

Mimosen mit ihrem stacheligen Dornenkleid vorherrschten. Es würde uns in der That nicht möglich gewesen sein, einen Ausweg zu finden, hätten uns nicht einige Hirten, die hier zahlreiche Heerden von Schaafen und Ziegen hüteten, zurecht gewiesen. Wir traten dann in eine offenere, parkähnliche Landschaft hinaus und erreichten eine halbe Stunde vor Mittag den unbefestigten mittelgroßen Ort Mikiba. Die Bewohner bemühten sich, uns Furcht vor dem Wege, der vor uns lag, einzuflößen, waren jedoch zu wenig gastfreundlich, als daß ich bei ihnen eine Nacht hätte zubringen mögen. Ziemlich spät am Nachmittag zogen wir weiter. Die Gegend blieb lichter und an einem Fleck angebauten Landes beobachteten wir eine in den bewohnten Gegenden des Negerlandes nicht eben häufige Erscheinung, eine Gruppe mehrerer Affen.

Eben als die Nacht hereinzubrechen drohte, bemerkten wir den Schein einiger Feuer. Er führte uns zu einem Wanderdorf glücklicher Hirten, die sich unter Tanz und Gesang des Abends erfreuten. Man bot uns ein herzliches Willkommen und ich war erstaunt, zu erfahren, daß unsere zuvorkommenden Wirthe weder zum Kanori-, noch zum Haussa-Stamme gehörten, sondern Fulbe waren, von dem Stamme Obore [1]), die ungeachtet der zwischen ihren Stammverwandten und dem Herrscher von Bornu stets obwaltenden Feindschaft das Weiderecht in diesen Gründen hatten. Sie waren schon seit so langer Zeit hier eingewandert, daß sie bereits fast alle nationalen Zeichen der Fulfulde-Rasse verloren hatten. Ihre Gastfreundschaft war jedenfalls untadelhaft. Man setzte uns Milch in reichlichster Fülle in großen Schalen vor, die aus einer Art ungeheurer Kürbise verfertigt waren, daneben etwas frische Butter, so reinlich zubereitet, wie dies nur in der besten Milchwirthschaft bei uns zu Lande geschehen kann. Diese Butter war ein vollgültiger Beweis der Nationalität jener Hirten; denn in ganz Bornu wird sie in einer schmutzigen, ekelhaften Weise bereitet, indem man ihr den Urin von Kühen beimischt und sie dann kocht, so daß sie flüssig wird. Die Ueberbringer dieser Delikatessen waren sehr entzückt, als ich jedem ein Matrosenmesser schenkte.

Zwei kräftige, hochgewachsene Hirten geleiteten uns am andern Morgen durch eine Furth des unfernen Komadugu, hier etwa 50 bis

---

[1]) Durch Umsetzung und Umlaut wahrscheinlich corrumpirt aus Urube. Uebrigens ziehen diese Obore bis Gudjeba hinab.

55 Schritt breit, ohne Strömung, aber von nicht unbeträchtlicher Tiefe; es war derselbe Arm, der durch das Thal von Kaschimma fließt und den wir am Morgen zuvor kurz vor Nghurutua überschritten hatten. Unsere freundlichen Begleiter halfen uns noch durch das dichte Gebüsch am östlichen Ufer und schieden dann von uns mit der Warnung, wohl auf unserer Hut zu sein, da in der dichtbewachsenen Rinne des Komadugu, den wir stets zu unserer Linken haben würden, sich gewöhnlich Räuber versteckt hielten. Wir waren auch noch nicht weit gegangen, als wir einem berittenen Bogenschützen begegneten, der eifrigst die Spur einer Bande Kindin verfolgte, welche in der vergangenen Nacht einen Anfall auf ein benachbartes Hirtendorf versucht hatten. Dieser Reiter war in seiner Art eine bemerkenswerthe Erscheinung, da sonst berittene Bogenschützen, außer bei den Tuareg an der Grenze des Negerlandes und bei den Fulbe von Fogha, in diesem ganzen Ländergebiete nicht vorkommen. — War die Gefahr vor einem feindlichen Ueberfall in dem jetzt ziemlich lichten und offenen Land schon gering, so schwand unsere Besorgniß noch mehr, als wir einer Gesellschaft einheimischer Reisenden begegneten, der wir uns anschließen konnten. Drei dieser Leute trugen je eine „buchssa", ungeheure, aus der „fueillea" bereitete Kürbistonnen, die, oben mit einer Oeffnung versehen und unten durch ein starkes Querholz verbunden, eine sichere Fähre für eine oder zwei leichtbepackte Personen bilden. Die Kleidung wird ganz trocken in der Höhlung der Kürbise aufbewahrt und es läßt sich dann mit Hülfe dieser Vorrichtung leicht ein Strom durchschwimmen. Die Verbindung mehrerer solcher Kürbisjoche bildet eine sogenannte „makara", auf welcher sich schon schwerere Lasten übersetzen lassen. Europäische Reisende in den Aequatorialgegenden Afrika's sollten stets mehrere dieser Joche mit sich führen, nebst einem starken zerlegbaren Rahmen; mit Hülfe dieses letzteren würde sich dann leicht ein recht brauchbares Fahrzeug herstellen lassen, um über Gewässer zu setzen oder auch sich mit dem Strome treiben zu lassen.

Der Gegend, die wir nun durchzogen, fehlte es nicht an landschaftlicher Mannichfaltigkeit und Schönheit; reich belaubte Bäume, angebaute Ländereien, unter denen auch sorgfältig eingehegte Baumwollenfelder sichtbar wurden, kleine Dörfer wechselten miteinander ab, während zahlreiche Heerden von Schaafen und Ziegen, weidendes Rindvieh und gelegentlich eine kleine Gesellschaft Reisender eine lebendige Staffage bildeten. Der Boden bestand aus Sand und war von

großen Höhlen des Erdschweins durchwühlt. — Bei dem Dorfe Adjiri erfuhren wir, daß wir allerdings nicht die gerade Straße nach Kukaua eingeschlagen hatten, aber auch, daß Yussuf, Herrn Richardson's Dolmetscher, mit dem Gepäck des Letzteren dieses Wegs gezogen wäre. Ich hätte nun von hier aus meinen Weg direkt nach der Residenz nehmen können, allein es war unbedingt nothwendig, dem Herrscher von Bornu meine Ankunft vorher anzuzeigen. Auf der geraden Straße aber wohnte kein Statthalter oder Beamter, von welchem ich einen geeigneten Boten hätte erhalten können, und so zog ich es denn vor, noch mehr von dem geraden Wege abzuweichen, um den Kaschella Cher-alla zu besuchen, einen Beamten, der zur Abwehr der Kindin in dieser Landschaft eingesetzt war. Anstatt daher unseren Marsch in südöstlicher Richtung fortzusetzen, gingen wir noch etwas weiter nördlich. Noch einmal berührten wir heute den Komadugu, um ihn dann ganz zu verlassen; kurz vor dem Dorfe, in welchem der Kaschella seinen Sitz hatte, mußten wir eine Biegung desselben in einem scharfen Winkel umgehen.

Wir schlugen am Eingange dieses Ortes unser Zelt auf und ich eilte, dem Kaschella (Kriegshauptmann) meine Aufwartung zu machen. Ich war so glücklich, in ihm einen freundlichen Mann zu finden, der sofort einen seiner rüstigsten Diener aufsitzen ließ, um dem Vezier des Reiches in Kukaua meine nahe Ankunft zu melden. In Anerkennung seiner Dienstfertigkeit machte ich ihm ein Geschenk, so gut es meine Mittel erlaubten; es bestand in einer rothen Mütze, einer englischen Scheere und einigen andern Kleinigkeiten.

Zu ziemlich früher Stunde brachen wir am nächsten Morgen auf; ich konnte mich nun in möglichst gerader Richtung und ohne Aufenthalt der Hauptstadt nähern. Ein jüngerer Bruder des Kaschella mit einem berittenen Begleiter gab mir das Geleit durch den ebenen, fruchtbaren und dichtbevölkerten Distrikt, der Dutschi heißt. Sand bildete auch hier den Hauptbestandtheil des Bodens, eben so in den nächsten Bezirken, wo er jedoch zu Zeiten durch schwarzen Morastboden oder Humus unterbrochen wurde. Ackerland und Weidegrund wechselten angenehm ab und zahlreiche Dörfer und Weiler waren überall zerstreut. Beim ersten Dorfe des nächsten Gaues verließen mich meine Begleiter und ich mußte nun in jedem Orte den Führer wechseln, bis endlich der letzte, der fünfte dieses Marschtages, davon lief und mich abermals meinen Weg allein suchen ließ. Die Dunkelheit war schon eingebrochen, als ich mich in der Nähe des Dorfes

Baggem lagerte, wo ich von den Bewohnern der nächsten Hütten gastfreundlich behandelt wurde.

Auch der nächste Tagemarsch bot wenig Bemerkenswerthes. Der Charakter der Landschaft blieb derselbe wie am Tage zuvor. Größerer Baumwuchs hörte jedoch gänzlich auf und nur hier und da war etwas Gebüsch zu sehen; dagegen trafen wir am Vormittag eine große Heerde von Straußen und einen Trupp Gazellen. Es war schon lange dunkel, als wir in der Nähe eines Dorfes unser Nachtquartier bezogen, das letzte vor unserer Ankunft in Kukaua. Leider hatten wir es schlecht getroffen; es war nicht nur kein Tropfen Wasser zu haben, sondern unsere Nachtruhe sollte auch durch einen abscheulichen Streit zwischen einem Manne und seinen beiden Frauen gestört werden; denn widerlichster Zank und Schläge nahmen kein Ende. Ich muß jedoch zur Ehre der Schwarzen bekennen, daß ich dergleichen Scenen sehr selten beobachtet habe, ihnen vielmehr das Zeugniß häuslicher Friedfertigkeit geben muß.

So schloß der Tag, welcher meinem bescheidenen Einzug in Kukaua vorausging, nicht auf die angenehmste Weise.

## Zehntes Kapitel.

### Empfang und erster Aufenthalt in Kukaua. Kurzer Abriß der Geschichte von Bornu.

Mittwoch den 2. April sollte ich endlich die Hauptstadt des Fürsten erreichen, an den wir ausdrücklich gesandt waren; ja, eigentlich bildete der Hof von Bornu das Ziel des ganzen Unternehmens, so wie es ursprünglich angelegt war. Alles hing vom Willen dieses Herrschers, von seiner Laune ab, Erfolg oder Mißlingen unserer ferneren Thätigkeit. Und wie nahte ich diesem Manne! Ohne Mittel, ohne Bevollmächtigung, im ärmlichsten Aufzuge!

Zu früher Stunde traten wir diesen unseren letzten Tagemarsch an. Ich hatte die Absicht, meinen Leuten vorauszueilen, und wurde bald durch einen Trupp Tugurtschi (einheimische Reisende) in diesem Entschluß bestärkt. Sie erklärten mir nämlich auf das Bestimmteste, daß ich in keinem der am Wege liegenden Dörfer einen genügenden Vorrath von Wasser finden würde, um mein Pferd zu tränken; nur an dem nie versiegenden, aber fernen Brunnen von Bescher würde dies möglich sein. Um nun mein armes Thier in den heißen Tagesstunden nicht ohne einen erquickenden Trunk zu lassen und um in der Residenz noch bei guter Zeit anzukommen, eilte ich den Meinigen voraus. Dabei gab ich ihnen die strenge Weisung, mit den Kameelen so schnell als möglich nachzufolgen.

Mittlerweile war der Charakter der Landschaft ein anderer geworden. Der Sandboden, welcher die Gegend am Komadugu entlang bezeichnet hatte, hörte auf und Thon trat an dessen Stelle. Die Ebene war holzreich und wurde von Zeit zu Zeit von flachen, beckenartigen Einsenkungen unterbrochen, die aus schwarzem thonigen Moorboden bestanden. Diese Einsenkungen bilden den charakteristischen Zug der ganzen Landschaft, welche die Südwestecke der großen mittelafrikanischen Lache bis zu einer Entfernung von mehr als funfzehn

deutschen Meilen von ihrem gegenwärtigen Ufer umgiebt. Sie werden von den Kanori „firki“ oder „ange“, von den Arabern „ghadir“ genannt. Während der Regenzeit sammelt sich hier das in der ganzen Umgegend fallende Wasser; da es eine Menge vegetabilischer und animalischer Stoffe mit sich führt, wird nach seinem allmählichen Austrocknen der Boden in diesen Mulden reich befruchtet und vortrefflich geeignet zum Anbau der Massakua (Holcus cernuus), einer Art Winterkorn, welche einen beträchtlichen Zweig des Landbaues in Bornu ausmacht. Uebrigens hatte die ganze Landschaft mit ihrem schwarzen Erdreich, nur von mittelgroßen, dünnbelaubten Mimosen bekleidet, einen überaus düsteren, einförmigen Charakter, der auf mich bei meinem einsamen Ritt einen um so tieferen Eindruck machte.

Ich erreichte Bescher gegen Mittag. Es ist dies nicht ein einzelner zusammengelegener Ort, sondern eine in zerstreuten Weilern sich ausbreitende Dorfschaft, umgeben von üppigen Weiden und reichlich mit Wasser versehen, weshalb denn auch gewöhnlich ein großer Theil der Reiterei des Scheichs hier einquartiert ist. Ich konnte den Brunnen nicht gleich finden und mußte mir eine Erpressung von 40 Muscheln gefallen lassen, die mir ein Mann dafür abforderte, mein Pferd zu tränken. Als ich mich eben in dem Schatten eines Talhabaumes niedergelassen hatte, um unterdessen ein wenig zu ruhen, kam die Frau des Mannes — diesmal entschieden dessen bessere Hälfte —, schalt ihn, einen so ungerechten Handel mit einem unerfahrenen Fremden gemacht zu haben, und brachte mir bald darauf einige Erfrischungen zum Ersatz für das erpreßte Geld. Unter dem angenehmen Eindruck so freundlicher Theilnahme setzte ich meinen Weg langsam fort und erreichte endlich mit meinem müden Gaul das Dorf Kalilua, den letzten Ort vor Kukaua. Hier dachte ich noch einmal ernstlich über meine Lage nach, und ob es nicht besser sei, hier meine Kameele abzuwarten, um wenigstens nicht ganz ohne Begleitung bei dem Eintritt in die Stadt zu sein. Allmählich überwand ich meine Zweifel, trieb meinen Gaul zur Eile an und erreichte bald die westliche Vorstadt. Wer kann es mir verdenken, wenn ich jetzt, als ich die Stadt vor mir sah, nur zögernd meinen Weg verfolgte? Auch die in der Hitze der Mittagssonne zitternd schimmernde hohe Lehmmauer trug dazu bei, mich zu verwirren; einen Augenblick wußte ich nicht, ob es Kunst oder Natur sei. Dann sprengte ich entschlossen darauf zu und hinein ging es durch das leidlich feste Thor. — So ritt ich in meinem höchst einfachen Aufzug, auf schlechtem Gaul und

ohne Begleiter oder Geleitsmann, bei den neugierig Gaffenden meinen Weg erfragend, den Dendal, d. i. die Königsstraße, entlang, die rechts und links von den bescheidenen Wohnungen der Großen des Reichs eingefaßt und im Osten von dem ansehnlicheren Palast des Scheichs abgeschlossen wird. Als ich nach dem Scheich fragte, staunten mich die Sklaven mit offenem Munde an, und es dauerte lange, bis ich eine Antwort bekam. Endlich ward der Diggama gerufen, der Minister des königlichen Haushaltes, dem besonders auch die Verpflegung der Fremden obliegt. Dieser hatte denn von „Abd el Kerim“ gehört und gab mir einen Sklaven mit, mich nach der Wohnung des Veziers zu führen.

Als wir durch die belebten Straßen der westlichen Stadt dahinzogen, dann auf den freien, aber doch auch dicht bewohnten und zur Stunde von Menschen im lebendigsten Verkehr wimmelnden Platz zwischen den beiden Stadttheilen hinaustraten und nun wieder in die östliche, gleichfalls ummauerte Stadt kamen mit ihren großartigeren, in ihrer Art recht stattlichen Gebäuden, war ich nicht wenig überrascht. Dazu die große Zahl prächtig gekleideter Reiter, die hin und her an mir vorüberzogen — in der That, das Leben zeigte sich hier unendlich großartiger, als ich es mir gedacht hatte.

Ich hätte aber auch keinen günstigeren Augenblick für meine Ankunft wählen können, sowohl um die Stadt im günstigsten Lichte zu sehen, als auch für einen herzlichen, warmen Empfang. Der Vezier wollte eben zur täglichen Nachmittagsaudienz zu dem Scheich reiten; sein schönes, stattliches Kriegsroß stand gesattelt vor der Thüre seines Palastes und etwa 100 Reiter, Araber und Sklaven mit Flinten, freie Eingeborne mit Speer und Lanze im buntesten Kleiderschmuck, standen bereit, ihn zu begleiten. Ich wartete kaum einen Augenblick, da trat Hadj Beschir — so hieß der hohe Würdenträger — heraus, eine große, kräftige Gestalt mit offenen, wohlwollenden und lebenslustig lächelnden Zügen, denen nur die hellschwarze Farbe und die Narben der Einschnitte einen fremdartigen Charakter gaben. Seine Kleidung war ein eigenthümliches, aber höchst passendes Gemisch einheimischer und arabischer Tracht, wie sie hier zu Lande bei den Vornehmen üblich ist; die so wohl anstehende einheimische Tobe und der fremde Bernus waren harmonisch vereint. Mit freundlichem Lächeln begrüßte mich der Vezier, indem er bemerkte, daß er mich schon aus dem Briefe kenne, den ich an seinen Agenten in Sinder gerichtet habe und der ihm zu Händen gekommen sei; dann

fragte er, wo meine Begleiter wären, und war sehr erstaunt und erfreut, als er hörte, daß ich meinen Dienern vorausgeeilt wäre. Er wollte sogleich meine Ankunft dem Scheich anzeigen, der die Nachricht mit größter Freude aufnehmen würde. So ritt er davon mit seinem Troß.

Wohlgemuth und voller Vertrauen folgte ich dem Führer, den er mir mitgegeben, mich in das für uns bestimmte Quartier zu bringen. Ich wußte nun, daß ich es mit einem biederen, offenen Manne zu thun habe, und schöpfte wieder Athem in meiner bedrängten Lage. Unser Quartier stieß unmittelbar an das Haus des Veziers und bestand aus zwei ungeheuren Hofräumen, von denen der hintere außer einem halbvollendeten Lehmgebäude eine sehr geräumige, nett und sorgfältig gebaute Hütte einschloß. Diese Wohnung, sagte man mir, sei ganz besonders für unsere Reisegesellschaft eingerichtet worden, ehe man gewußt, daß unsere Mittel höchst beschränkt seien, indem man nach dem Vorgang der früheren Expedition erwartete, daß wir mit harten Thalern wohlausgerüstet kämen.

Aber nur zu bald sollte ich wieder an das Unbehagliche meiner Lage erinnert werden. Kaum hatte ich mein Quartier in Besitz genommen, als sich die verschiedenen Mitglieder von Herrn Richardson's ehemaligem Dienstpersonal bei mir einstellten und mehr oder weniger dringend den rückständigen Lohn verlangten. Dieser betrug zusammen mehr als 300 spanische Thaler; dazu kam aber die viel größere Schuld an den früher erwähnten Kaufmann Mohammed e' Sfaksi, die sich jetzt durch Vernachlässigung der stipulirten Bedingungen auf nahe an 1500 spanische Thaler belief. Ich aber besaß nicht Einen Thaler, keine einzige Waare von Werth, kurz nichts, wodurch ich den drängenden Gläubigern hätte gerecht werden können; überdies erwartete der Scheich sowohl als der Vezier ein hübsches Geschenk von mir, und der Nachlaß Richardson's war zum Theil verschleudert, zum Theil in fremden Händen. Um die Leute vor der Hand zu beruhigen, gab ich ihnen mein Wort, daß ihre Forderungen vollständig bezahlt werden sollten, nahm einen derselben, Mohammed ben Bu-Sad, in meine Dienste und sprach mein Bedauern darüber aus, daß ein Theil der ehemaligen Diener Herrn Richardson's am Tage vor meiner Ankunft fortgegangen sei, ohne ihre Bezahlung erhalten zu haben. Ich will hier gleich bemerken, daß es mir in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Kukaua gelang, zur theilweisen Befriedigung dieser Menschen 70,000 Muscheln, freilich gegen schwere Zinsen, vom Vezier geliehen zu erhalten.

Nach diesen peinlichen Unterhandlungen erhielt ich vom Scheich, so wie von dem Vezier ein glänzendes Abendessen und erfreute mich nach diesem wichtigen und mühevollen Tage in meiner saubern Strohhütte einer ungestörten Nachtruhe.

Am andern Morgen ging ich, dem Vezier meine Aufwartung zu machen, und nahm einige Kleinigkeiten zum Geschenk für ihn mit. Mittellos und ungewiß, ob die britische Regierung mich überhaupt bevollmächtigen würde, unser Unternehmen weiter zu verfolgen, durfte ich nicht daran denken, mir dasjenige Ansehen zu geben, welches mir als anerkanntem Haupt der Mission und als Vertreter Ihrer britischen Majestät zugekommen wäre. Ich erklärte daher dem Vezier einfach nur, daß ich hoffe, er werde nach dem Tode unseres Leiters auch aus meinem Mund die Versicherungen der freundschaftlichsten Gesinnung der britischen Regierung gegen ihn, seinen Herrn und dessen Reich annehmen, obwohl wir gegenwärtig, selbst zur Ausführung unserer wissenschaftlichen Zwecke, ganz von ihrer Freundlichkeit abhängig wären. Dieselbe Zurückhaltung beobachtete ich auch am andern Tag in der Audienz beim Scheich selbst. Da ich durchaus nicht im Stande war, mit einigem Nachdruck aufzutreten, legte ich nur wenig Gewicht auf den politischen Zweck unserer Sendung, nämlich Sicherheit des Handels für englische Kaufleute zu erlangen, überließ dies vielmehr einer passenderen Zeit; dagegen verweilte ich bei der Freundschaft, welche zwischen seinem Vater und den Engländern bestanden hätte, und stellte ihm und dem Vezier vor, daß wir vertrauensvoll gekommen wären, um einige Zeit bei ihnen zu leben und unter ihrem Schutz und Beistand einen Einblick in diesen unseren Augen so fremdartig erscheinenden Theil der Welt zu gewinnen. Diese Unterhaltung ging höchst ungezwungen und ohne Zeugen vor sich.

Ich fand in dem Herrscher von Bornu, Omar, dem ältesten Sohne Mohammed's el Kanemi, einen höchst einfachen, wohlwollenden und selbst aufgeweckten Mann; er war damals 36 Jahre alt. Seine Züge waren regelmäßig und angenehm, nur etwas zu abgerundet, um den vollen Ausdruck männlicher Energie zu haben. Auffallend aber war mir seine schwarze Hautfarbe, denn sie war von einem so dunklen und glänzenden Schwarz, wie man selten in Bornu gewahrt. Es mochte dies wohl ein Erbstück seiner Mutter sein, einer Prinzessin von Baghirmi. Die Kleidung des Scheichs war sehr einfach, eine feine Tobe von ziemlich heller Farbe und darüber ein Bernus; um sein Haupt war ein rother Shawl mit vieler Sorgfalt gewunden,

das Gesicht war unbedeckt. Das Audienzzimmer war eine hohe, luftige, wohlgeglättete und geschmückte Halle.

Meine Geschenke waren sehr unbedeutend; das Werthvollste unter denselben war neben einer schönen seidenen Kopfschnur und einer europäischen Ledertasche eine kleine, niedliche Ausgabe des Kuran, die ich auf meiner früheren Reise in Aegypten für einige dreißig Thaler gekauft hatte. Daß er dieses Buch, in seinen Augen das Heiligste was es gab, aus meinen, des Christen, Händen hinnahm, mußte ich als einen Beweis seines vorurtheilsfreien Sinnes und seiner hohen Achtung gegen mich ansehen.

Im Ganzen hätte ich in der That keinen freundlicheren Empfang, weder vom Scheich, noch von seinem Vezier, erwarten können; es blieb aber noch ein sehr zarter Pünkt zu erörtern übrig: was war aus Herrn Richardson's Sachen geworden?

Um dies zu erfahren, machte ich einen zweiten Besuch beim Vezier. Auf mein Ansuchen zeigte er mir das Verzeichniß der hinterlassenen Sachen, las es mir sogar selbst vor und ließ auch den Koffer mit Herrn Richardson's Kleidern und Papieren öffnen. Ich war sehr erfreut zu sehen, daß nicht nur seine Tagebücher mit großer Sorgfalt geführt, sondern auch alles Uebrige wohlerhalten war. Als ich aber am andern Tag die Auslieferung des sämmtlichen Gepäcks verlangte, versuchte man einen Theil desselben zurückzubehalten; auf meine Frage nach einer reichgeschmückten Flinte und einem Paar schöner Pistolen erklärte man, diese verkauft zu haben. Trotz der gastlichen Aufnahme, die ich gefunden, stand ich nicht an, sofort zu erklären, daß, wenn in Wahrheit so gewissenlos mit unserem Eigenthum umgegangen worden wäre, ich ferner in Kukaua nichts zu thun habe.

Meine Festigkeit hatte den gewünschten Erfolg. Spät Abends ließ mich der Vezier zu einer geheimen Unterredung einladen, in welcher ich alle meine Wünsche erreichte. Auf meinen Vorschlag sollten sämmtliche Gegenstände der Hinterlassenschaft Richardson's an mich und Overweg sogleich nach der Ankunft des Letzteren ausgeliefert werden, wogegen ich mich verbindlich machte, Alles, was nach der Absicht unseres verstorbenen Gefährten zu Geschenken für den Scheich und den Vezier bestimmt gewesen wäre, diesen alsdann in feierlicher Weise zu übergeben. In dem vertraulichen und freundschaftlichen Gespräche, das sich so entspann, versprach mir Hadj Beschir außerdem Schutz und Beistand im ausgedehntesten Maaße. Bezaubert von

seinem umgänglichen Wesen und voll der besten Hoffnungen kehrte ich erst spät in meine Wohnung zurück.

Nachdem es mir in dieser Weise gelungen war, unserer Sendung und mir selbst Achtung zu verschaffen, überließ ich mich meinen Studien und Forschungen mit um so größerer Heiterkeit; auch fand ich genugsame Gelegenheit zu denselben. Viele ausgezeichnete Persönlichkeiten von weit entfernten Ländern hielten sich gerade zur Zeit in Kukaua auf, zum Theil auf der Wallfahrt von oder nach Mekka begriffen, zum Theil durch den Ruf von den gastfreundlichen und wohlwollenden Eigenschaften des Veziers angelockt. — Ehe ich jedoch zu einer Beschreibung meines Aufenthaltes in Kukaua vor meiner Abreise nach Adamaua übergehe, will ich versuchen, dem Leser ein lebendigeres Interesse an den Zuständen des Landes einzuflößen, dessen Hauptstadt Kukaua ist, indem ich in leichten Umrissen die wesentlichen Punkte seiner geschichtlichen Entwickelung ihm vor Augen führe.

Die Quellen, aus denen ich bei meinen historischen Forschungen über Bornu schöpfte, habe ich in meinem größeren Reisewerke ausführlicher angegeben und beschrieben, auch versucht, eine eingehendere Kritik derselben in Bezug auf das Maaß ihrer Glaubwürdigkeit zu liefern. Es mag hier jedoch genügen, bezüglich jener Quellen zu bemerken, daß schriftliche Aufzeichnungen über die Geschichte Bornu's zwar schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht worden waren, daß es aber zur Zeit meines Aufenthaltes in Kukaua sehr schwer war und großer Umsicht bedurfte, um Urkunden und Nachrichten über die ältere Dynastie zu erhalten. Die neue, damals erst in ihrem zweiten Gliede herrschende Regentenfamilie nämlich, die Familie der Kanemin, suchte das Andenken an die von ihr gestürzte Kanori-Dynastie zu verwischen, weßhalb sogar alle auf jene bezüglichen Urkunden, die sie hatte erlangen können, zerstört worden waren. Dennoch wurde mir von glaubwürdiger Seite die Versicherung gegeben, daß noch eine umfassende Chronik vorhanden sei, in welcher die ganze Geschichte Bornu's sich aufgezeichnet finde. Leider konnte ich mir dieses wichtige Schriftstück selbst nicht verschaffen, wohl aber einen, wenn auch trockenen und unfruchtbaren, Auszug. Die Uebersetzung einer Abschrift desselben, welche ich der Orientalischen Gesellschaft zu Leipzig einsandte, ist bereits im Jahrgang 1852 der Zeitschrift dieser Gesellschaft veröffentlicht worden. Dieser Auszug bildete die Grundlage meiner historischen Zusammenstellungen.

Ein anderes wichtiges Dokument, welches ich benutzen konnte

und von welchem ich eine Abschrift besitze, ist eine ziemlich ausführliche Geschichte der zwölf ersten Regierungsjahre des Königs Edriss Alaoma (1571—1582; seine ganze Regierungszeit dauerte bis 1603), abgefaßt von einem gleichzeitig lebenden und dem königlichen Hofe damals sehr nahe stehenden gelehrten Priester, dem Imam Ahmed. Derselbe erwähnt jedoch in diesem überaus wichtigen Schriftstück auch Thatsachen, die der früheren Geschichte Bornu's angehören, namentlich giebt er eine Geschlechtstafel seines Herrn bis zu dessen ersten Ahnen. So wurde es möglich, zwischen dieser Urkunde und dem erwähnten Auszug Vergleichungen anzustellen, welche eine so überraschende Uebereinstimmung der Angaben beider ergaben, daß man wohl berechtigt ist, dieselben für vollkommen glaubwürdig zu halten. — Außer den wenigen Nachrichten, welche in den Erzählungen neuerer Reisenden enthalten sind, standen mir auch noch einige andere, wenn auch minder wichtige, Urkunden zu Gebote, ferner einige Thatsachen, welche von arabischen Schriftstellern erwähnt sind, wie von Ebn Said (1282 n. Chr.), Ebn Batuta (1353), Ebn Chaldun (1381—82), Makrisi (um 1400) und Leo Africanus (1528). Unter den Genannten sind es besonders die gelegentlichen Bemerkungen Ebn Batuta's und Makrisi's, welche die Glaubwürdigkeit jenes Chroniken-Auszugs in der erfreulichsten Weise bestätigen. Ungenauigkeiten in der Zeitrechnung um ein oder zwei Jahre mögen neben andern geringeren Irrthümern hin und wieder vorkommen, bedeutendere Fehler aber glaube ich bestimmt in Abrede stellen zu müssen.

Gestützt auf diese Quellen nun, habe ich in meinem ausführlicheren Tagebuch ein tabellarisches Verzeichniß der Könige von Bornu zusammengestellt, nebst Angabe der hauptsächlichsten Ereignisse während der Regierungszeit eines jeden einzelnen, der Dauer derselben u. s. w. Hier werde ich aus dem dort ausführlicher Erzählten die Hauptmomente herausheben.

Der ursprüngliche Mittelpunkt und der Kern des Reichs Bornu war Kanem, das Gebiet nördlich vom Tsad, und zumal die östlichste Landschaft desselben. Hierhin kam Ssäf, angeblich der Sohn Dhu-Yasan's, des Himyariten, und legte den ersten Grund zu einer Herrschaft über mehrere Stämme, Berber, Tebu, Kanembu und andere; nach ihm wird eine lange Reihe von Königen im Allgemeinen die Dynastie der Ssäfua genannt. Seine Person, wie seine Herkunft, ist zum Theil noch in das Dunkel der Sage gehüllt. Wahrscheinlich ist es, daß er aus der weiter gen Norden gelegenen Landschaft Burgu

nach Kanem gekommen ist und von dem lybischen Stamm der Berdoa abstammte, welche als eine Abtheilung der Wüstenberber genannt werden. — Diese berberische Abstammung der Ssäfua wird noch von mehr als Einer Seite her bestätigt. So nennt das Haussa-Volk noch jetzt jeden Bornu- oder Kanori-Mann „Ba-berbertsche“ und die Nation selbst „Berbere“. Ferner wird in unserem Chroniken-Auszug ausdrücklich erwähnt, daß vor der Zeit Sselmaa's, des Sohnes Bikoru's (gegen 1194 n. Chr.), die Könige von Bornu, den Arabern gleich, eine rothe Hautfarbe gehabt haben, indem Sselmaa („ssillim“ oder vielmehr „tsillim“ heißt „schwarz“) der erste schwarze König in Bornu war. Auf berberischen oder, um es allgemeiner auszudrücken, auf einen Ursprung von der syrisch-lybischen Rasse scheint die Sitte dieser Fürsten hinzudeuten, die Ebn Batuta bei dem zu seiner Zeit regierenden Edriß ausdrücklich erwähnt, nämlich ihr Gesicht zu bedecken und den Mund nie sehen zu lassen. Diese Sitte des Verschleierns soll nach Makrisi sogar dem ganzen Stamm eigenthümlich gewesen sein, und wir haben davon noch heutigen Tags ein offenbares Zeugniß in dem Verschleiern der Manga-Frauen. Weiter gehört auch hierher die noch bis vor Kurzem übliche Sitte, den neuen König auf einen Schild zu setzen und über die Köpfe der Leute emporzuheben, so wie die ursprüngliche und bis zum jüngsten Umsturz des Reichs bestandene ganz aristokratische Reichsverfassung, begründet auf eine Rathsversammlung von zwölf Häuptlingen oder Edlen, ohne deren Zustimmung der König nichts von Bedeutung unternehmen konnte.

Schon unter den hier angeführten Beweisen deuten einzelne darauf hin, daß nicht allein die königliche Familie, sondern selbst ein großer Theil des ganzen von ihr beherrschten Volkes oder eine der Völkerschaften, welche dem Bornu-Reiche einverleibt wurden, berberischen Ursprung hatte; daß dies in der That der Fall gewesen, war noch vor zwei und einem halben Jahrhundert deutlich zu erkennen. In den Berichten über die Heereszüge des Königs Edriß Alaoma wird nämlich beständig erwähnt, daß ein großer Theil seiner Heere dem Berberstamme — „kabail el Beraber“ — angehört habe, und stets werden zwei Abtheilungen dieser Heere, die „Rothen“ und die „Schwarzen“, unterschieden. Wie und wann dieser Theil der Bevölkerung Bornu's von den anderen Bestandtheilen sich wiederum ausgeschieden hat, werden wir an einer andern Stelle dieses geschichtlichen Ueberblickes sehen.

Gegen den berberischen Ursprung könnte man freilich einwenden,

daß die Kanori- oder Bornu-Sprache kein Berber-Element zu enthalten scheine, was in der That mit wenigen Ausnahmen der Fall ist. Um diesen Einwurf zu entkräften, habe ich nur das ganz gleiche Beispiel der später näher zu erwähnenden Bulala anzuführen. Dieser Stamm nämlich ließ sich unter der am See Fittri oder Bat-ha angesiedelten Völkerschaft der Kuka nieder, gründete hier eine Dynastie und hat, obwohl er noch zur Zeit Leo's seine eigenthümliche Sprache, das Kanori, redete, dieselbe gegenwärtig gänzlich vergessen, dagegen das Idiom des von ihm beherrschten Volks angenommen. Aehnliche Beispiele sind zahlreich.

Kanem war also das Stammland Bornu's und der halb sagenhafte Ssäf der Begründer der Dynastie. Aber erst sein Enkel, Duku oder Dugu, der Sohn Ibrahim's (des ersten historischen Charakters), scheint, wahrscheinlich gegen Ende des 9. Jahrhunderts n. Chr., als der erste wirkliche König oder Sultan angesehen werden zu müssen; nach ihm wurde der erste Zweig der Ssäfua, die Dynastie der Dugua genannt. Aus dem zunächst folgenden Zeitraum von 200 Jahren ist uns wenig mehr aufbewahrt, als die Namen der Nachfolger Dugu's. Schweigsam und unwahrnehmbar wuchs die Macht in Kanem mit der Hauptstadt Ndjimie, bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts n. Chr. mit dem Könige Sselmaa der Zweig der Beni Duku (Dugua) und mit ihm die Zeit des Heidenthums endete. Der Sohn des eben genannten Herrschers, Hume (1086—1097), gründete nämlich durch die Annahme des Islam die Dynastie der Beni Hume, der moslemitischen Könige Kanems. Er soll in Aegypten, also auf einer Pilgerfahrt nach Mekka, gestorben sein.

Von dem Impuls des Islam getragen, sehen wir nun plötzlich das Land unter Dunama, dem Sohn und Nachfolger Hume's, mit der Stärke eines jungen und kräftigen Reichs emporschießen und seinen Einfluß bis nach Aegypten ausdehnen. Dunama füllt in der Reihe der Könige die ganze erste Hälfte des 12. Jahrhunderts aus, von 1098—1150. Er hatte ein treffliches Heer, Reiterei und Fußvolk, und muß vielleicht als der König angesehen werden, der nach Leo's Angabe zuerst Reiterei einführte und die Pferde von der Nordküste kommen ließ. Er machte die Wallfahrt dreimal mit zahlreichem Gefolge und soll von den Bewohnern Aegyptens, deren Argwohn er weckte, bei seiner Einschiffung nach Mekka in Suez ertränkt worden sein. — Die Macht Bornu's wuchs mehr und mehr, so daß jener erste Negerkönig, der oben erwähnte Sselmaa, Sohn des Bikoru, der

von 1194—1220 regierte, bereits einer der mächtigsten Fürsten von Bornu gewesen sein muß. Gerade während seines Lebens standen die Beni Hafiss, die Herrscher von Tunis, auf der Höhe ihrer Macht, welche durch ihre Freundschaft den Einfluß der Bornu-Könige auf die ganze Wüste begründet haben sollen.

Der Gipfel der Macht aber und die Blüthe des Glücks dieser Periode fällt zusammen mit der Regierung des zweiten Dunama. Er war der Sohn des vorhin genannten Sselmaa und der Dibbala, daher sein voller Name: Dibbalami Dunama Sselmami; denn es war Sitte bei den Kanori, Personen überhaupt, namentlich aber ihre Könige, vorzugsweise nach dem Namen der Mutter zu benennen. — Auch seine Macht, wie die seines Ahnherrn Dunama, scheint sich ganz besonders auf zahlreiche Reiterei gegründet zu haben. Seine berühmteste That ist der Krieg, welchen er länger als sieben Jahre gegen die Tebu geführt hat, und höchst wahrscheinlich ist es dieser unternehmende, rastlos thätige Fürst, welcher das Reich Kanem über ganz Fesan und Wadan ausdehnte. Jedenfalls ist es erwiesen, daß ein solches Abhängigkeitsverhältniß bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts bestand. Dibbalami's Reich erstreckte sich, Imam Ahmed zufolge, vom Nil westwärts bis zu dem Bache Baramuassa (wahrscheinlich identisch mit dem von Clapperton „bahr Mussa" genannten westlichen Nebenflüßchen des Niger, das die Grenze zwischen Borgu und Yoruba bildet), und während es im Norden das ganze Fesan umfaßte, reichte es im Süden bis weit jenseits des Tsad. Um diese Zeit werden die Könige von Kanem von den arabischen Geschichtschreibern ausdrücklich „Herren von Bornu" genannt. — Dibbalami aber legte durch eben diese Kriege den Grund zu dem späteren Mißgeschick des Reichs, was von dem Volk von Bornu bildlich ausgedrückt wird, indem es heißt, er habe den „munni" — den Talisman von Bornu — geöffnet, und das Bild des daraus entflohenen Schatzes habe alle Mächtigen und Großen des Reichs zu ehrgeizigen Plänen aufgestachelt. Es scheint uns diese Sage auf die Parteiungen und Faktionen hinzudeuten, welche die verschiedenen Söhne des Königs, denen er die Leitung seiner vielen Kriege anvertraute, eben in Folge der dadurch erlangten Macht anstifteten. Vielleicht, daß unter jenem Talisman auch das enge Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältniß verstanden werden muß, das zwischen den Kanori und den Tebu oder Teda bestand und das aller Wahrscheinlichkeit nach durch den erwähnten siebenjährigen Krieg damals zerstört wurde. Genug, es folgten sich nach

der Zeit Dibbalami's Bürgerkriege, Königsmorde und Dynastien-wechsel ohne Unterbrechung.

Dibbalami Dunama Sselmami regierte ungefähr von 1221—1259. Es war unzweifelhaft eine überaus glänzende Regierung mit fernen ungeheuren Kriegszügen und großen feierlichen Gesandtschaften. So fällt ganz an's Ende der Regierung Dibbalami's eine bei den arabischen Geschichtschreibern sehr berühmte Gesandtschaft an den Herrscher von Tunis, wobei eine Giraffe die größte Merkwürdigkeit bildete.

Sein Nachfolger, Kade, hat es, wie es scheint, seine Sorge sein lassen, das gute Verhältniß zu den Dynasten von Tunis aufrecht zu erhalten; er mußte aber bereits gegen einen Usurpator auftreten, welcher an der äußersten nordöstlichen Grenze des Reichs in Wadan (Fesan) gegen ihn aufstand, und starb nach 29jähriger Regierung durch die Hand eines Mörders. Aehnliches sehen wir nun fast unter jeder der folgenden Regierungen. So konnte Ibrahim Nikale (1307—1326) sich eines aufrührerischen Sohnes nur durch dessen Tödtung entledigen, ward aber nachmals selbst ermordet und in den Fluß Waube, den Komadugu von Bornu, geworfen; auch sein Nachfolger, Abd Allah, mußte gegen einen seiner höchsten Würdenträger, der als sein Nebenbuhler auftrat, kämpfen. Diesen Zustand innerer Zerrüttung benutzten die Sso oder Sseu, ein ursprünglich in dem ausgedehnten Länderstrich zwischen dem Komadugu Waube und dem Schari angesiedelter Stamm, der allem Anschein nach mit den noch jetzt auf den Inseln des Tsad hausenden Yedina oder Budduma eng verwandt war. Von den früheren Königen unterdrückt, ohne ihrer festen Plätze beraubt zu werden, scheinen sie damals in einem erfolgreichen Kampfe gegen ihre Unterdrücker aufgestanden zu sein; denn sie besiegten und tödteten vier auf einander folgende Könige von Bornu in kaum eben so vielen Jahren (Mitte des 14. Jahrhunderts).

Erst Edrîs, Sohn des Ibrahim Nikale, auf dessen Familie nach dem Tode aller Söhne Abd Allah's die Königswürde zurückfiel, scheint glücklicher gegen die Sso gekämpft zu haben, und wenigstens der letzte Theil seiner Regierung (1353—1376) scheint eine Periode größerer Ruhe gewesen zu sein. Es war dies die Zeit, als Ebn Batuta, der größte aller arabischen Reisenden, hart an den westlichen Grenzen des Reichs vorbei von seiner Reise nach Melle und Ssonrhai in seine Heimath zurückkehrte. Eben der damalige, von Krieg und Mord unterwühlte Zustand Bornu's erklärt es uns, warum der wißbegierige Reisende dieses doch schon lange vorher zu so großer

Macht gelangte Reich vermied. Im Stillen bereitete sich eben damals der größte Schlag vor, der dies Reich je traf und wodurch alle seine Verhältnisse verändert wurden, ich meine den Verlust von Kanem, der Kernprovinz des ganzen Reiches. Schon der Nachfolger und dann der Sohn eben des Königs Edriss fielen als Opfer in diesem neuen schweren Kampfe. Der Feind war die, wie es scheint, aus einem eng verwandten Keime hervorgegangene Dynastie der Bulala.

Ueber die ersten Anfänge der Bulala sind wir bis jetzt noch vollkommen im Dunkeln; nur so viel habe ich erfahren können, daß sie ihren Ursprung von einem entflohenen Prinzen des Kanem-Hauses, Namens Djil Schikomemi, herleiten, der in der Landschaft Fittri — dem „See"-Gebiete — und dem Thale „el bat-ha" des späteren Wadai eine Herrschaft über den Stamm der Kuka gründete. Von dort dehnte diese Dynastie ihre Macht in jeder Richtung aus, bis sie nach blutigem Kampfe die Kanori-Dynastie aus Kanem vertrieb und sie zwang, mit Räumung dieser alten Stammlandschaft des Reichs in den westlichen Provinzen Schutz und einen neuen Mittelpunkt zu suchen.

Es war unter der Regierung Daud's, des Sohnes Ibrahim Nikale's und Nachfolgers des Edriss, daß die Bulala den Kampf begannen. Durch Bürgerkriege gegen einen oder mehrere seiner Söhne geschwächt, wurde Daud von dem Bulala-Könige Abd el Djelil angegriffen, aus seiner Hauptstadt Ndjimie vertrieben und in einer Schlacht getödtet (1385—1386 n. Chr.). Sein Sohn Othman führte den Krieg anfangs mit einigem Erfolg weiter, nahm Ndjimie wieder ein, fiel aber auch, wie es scheint, eben in seiner Hauptstadt (1390). Es folgte Othman, Sohn des Edriss, doch nur, um nach zwei Jahren das Schicksal seines Onkels und Vetters zu theilen, und sein Nachfolger, ein anderer Sohn Daud's, wurde schon nach wenigen Monaten von den Bulala getödtet. Da gab endlich Omar (1394—1398), ebenfalls ein Sohn des Edriss, hart bedrängt von den unermüdlichen Feinden, Kanem ganz auf und verlegte seine Residenz nach Kagha, einem Distrikt von 40—50 Meilen Ausdehnung in Bornu, zwischen Udje und Gudjeba gelegen.

Die Bulala, nicht zufrieden damit, Kanem den Händen der Nebenbuhler entrissen zu haben, folgten diesen auch nach ihrem neuen Zufluchtsort. Gezwungen, sich in nur halb unterworfene, von Sümpfen geschützte Gegenden zurückzuziehen — eben die ursprünglichen Sitze der feindlichen Sso oder Sseu — und auf bloße unstete Kriegslager

als Residenzen beschränkt, schien die Bornu-Dynastie ihrem Untergange nahe zu sein. Siebzig Jahre schleppte sie so ein sieches Dasein hin; da erstand der große König Ali Dunamami (1472—1505), bei seinen Landsleuten gefeiert unter dem Namen Mai Ali Ghadjideni, und eröffnete eine neue glänzende Periode des Reichs; denn in der That ist er der Neubegründer des eigentlichen Reichs von Bornu.

Vor allen Dingen beseitigte er die Quelle der steten innern Zwistigkeiten und der daraus entspringenden Bürgerkriege, indem es ihm gelang, das übermächtige aristokratische Element im Staate dadurch zu bemeistern, daß er das Gleichgewicht zwischen den Beamten hohen Ranges wieder herstellte. Das Uebermaaß von Macht, welches in den Händen einiger dieser Großen, in Wahrheit fast unabhängiger Fürsten, namentlich in denen des Keghamma (entsprechend dem Seraskier im türkischen Reich) geruht hatte, war der Hauptgrund aller der Unruhen gewesen, die das Reich zerrissen hatten. Um der Regierung einen neuen Mittelpunkt zu geben, baute Ali eine große Hauptstadt, Ghasr-Eggomo, gemeinhin nur „Birni“ (die Stadt) genannt, am Komadugu Waube und drei Tagereisen westlich von Kukaua gelegen, als künftige Residenz der Könige von Bornu.

Aber auch nach Außen stellte er das Ansehen des Reichs wieder her, und seine vielen ruhmreichen Kriege verschafften ihm den Beinamen „el Rhasi“, „der Krieger“ oder „der Eroberer“. Ali dehnte seine kriegerischen Unternehmungen weit nach Westen, bis zu den Ufern des Kuara aus und wurde von einer Eroberung des goldreichen Wangara, des Landes der östlichen Mandingo, jenseits dieses Stromes, nur durch einen Einfall der alten Feinde, der Bulala, zurückgehalten. Auf der andern Seite zeugt eine Gesandtschaft, welche er nach Tripoli sandte, für die weitgehenden politischen Beziehungen dieses Herrschers [1]). — Unter seiner Regierung war es auch, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als der später Leo Africanus genannte wißbegierige andalusische Reisende den Sudan besuchte. Er fand das Reich der Bulala (Gaoga) noch übermächtig; bald aber, noch ehe er als Christ (1528) seinen Reisebericht in Rom abfaßte, sollte sich dieses Verhältniß ändern.

Edris, genannt Katakarmabi, der würdige Sohn und Nachfolger Ali's, vollbrachte, was für den Frieden und die Größe des Reichs

---

[1]) In meinem größeren Werk ist das Datum dieser Gesandtschaft als 1512 angegeben; es sollte heißen 1502.

Bornu zunächst nothwendig war, nämlich die Demüthigung und Unterwerfung der Bulala. Kurz nachdem er den Thron bestiegen (er regierte von 1504 bis 1526), ging er mit einem starken Heere nach Kanem, schlug den Bulala-Fürsten Dunama und zog im Triumph in der alten Hauptstadt Ndjimie ein, 122 Jahre, nachdem König Daud daraus vertrieben und getödtet worden war. Von dieser Zeit bis zum Anfang unseres Jahrhunderts ist Kanem eine Provinz von Bornu geblieben, aber nie ist es wieder Sitz der Regierung geworden, und die späteren Könige mußten noch manchen Zug dahin unternehmen, um das Abhängigkeitsverhältniß stets wieder von Neuem zu befestigen. Schon Edriß-Katakarmabi mußte, kaum von seinem Eroberungszuge zurückgekehrt, abermals dahin aufbrechen, um auch den Bruder des besiegten Fürsten zu unterwerfen. Es ist dies leider die letzte Begebenheit aus der glorreichen Laufbahn dieses Königs, die zu unserer Kenntniß gelangt ist, da die von dem gleichzeitig lebenden Faki Masfarma Omar ben Othman abgefaßte Geschichte seiner Regierung noch nicht an's Licht gekommen ist.

Im Ganzen ist das 16. Jahrhundert eine der glorreichsten Perioden in der Geschichte Bornu's. Denn während im westlichen Sudan das große Ssonrhai-Reich sich auflöste und endlich von Mulai Hamed, dem Kaiser von Marokko, erobert wurde, erreichte das Reich Bornu unter einer Reihe kraftvoller Regenten den Gipfel seiner Macht und Größe. So wirkte der Sohn des Edriß Katakarmabi, Mohammed, erfolgreich nach allen Richtungen hin (1526—1545). Für uns sind namentlich seine Kämpfe an den westlichen Grenzen seiner Staaten von Interesse. Dort bekriegte er den König von Kebbi, wahrscheinlich Tomo, den Erbauer von Birni-n-Kebbi, mit dem er eine große Schlacht schlug und ihn allem Anschein nach besiegte. Ferner müssen wir annehmen, daß er es war, der 1534 abermals eine Gesandtschaft nach Tripoli schickte.

Aus den Regierungsjahren der nächstfolgenden Könige, in denen die Züge nach Kanem immer wiederkehren, auch mehrfach Hungersnoth über das Land kam, heben wir nur hervor, daß zwischen 1564 und 1570 die ersten Niederlassungen der Fulbe in Bornu berichtet werden, und gehen nun zu dem ausgezeichnetsten Fürsten dieser Periode über, zu Edriß Amssami oder Alaoma, wie er gewöhnlich nach seinem Begräbnißort Alao genannt wird (1571—1603 n. Chr. oder 979—1011 d. H.). Dieser Herrscher hatte das Glück, in seinem Imam, Ahmed ben Furtua (oder ben Ssofia), einen glaubwürdigen

und fähigen Geschichtschreiber zu finden, dessen Werk die Dynastie der Ssäfua überlebt hat. Leider umfaßt es nur die ersten zwölf Jahre seiner Regierung, so daß wir von den übrigen 21 Jahren derselben, die wahrscheinlich eben so reich an Ereignissen waren als jene, nichts wissen. Imam Ahmed schrieb einen Theil seiner Geschichte augenscheinlich im Jahre 990 oder 991 d. H., in der Hauptstadt Ghasr-Eggomo, den anderen Theil, die Heereszüge nach Kanem, die auch in jene ersten zwölf Jahre fallen, ein wenig später.

Edriß Alaoma scheint den Thron nach einem kurzen Interregnum seiner Mutter, der berühmten Aaischa mit dem Beinamen Kel-egh-rarmaram, bestiegen zu haben. Die Königin- oder Sultanin-Mutter — „magera" — übte überhaupt im Bornu-Reich einen bedeutenden Einfluß aus, Aaischa aber gilt vor allen andern unter den Kanori als das Ideal einer Frau von vollendeter Bildung, weshalb sie auch „mai kamobe", „die Königin der Frauen", genannt wird. In der That scheint sie auch eine ausgezeichnete Persönlichkeit gewesen zu sein; ihr Zuname deutet auf berberische Abstammung. — Zu den ersten Regierungshandlungen des Königs Edriß Alaoma gehörte die Absendung einer Gesandtschaft nach Tripoli, um den für Bornu so wichtigen freien Verkehr mit dieser Stadt zu sichern. Diesem Verkehr muß auch die bemerkenswerthe Thatsache zugeschrieben werden, daß Edriß bereits eine ziemliche Anzahl Musketiere hatte, welche vielen blutigen Schlachten einen Ausschlag zu seinen Gunsten gaben. Auch wissen wir von einer bedeutenden Karawane, die in jener Zeit mit einer großen Anzahl arabischer Pferde zum Verkauf vom Norden kam.

In Bezug auf die inneren Angelegenheiten des Staates scheint es das Hauptziel des Edriß Alaoma gewesen zu sein, jene heterogenen Volkselemente, aus denen das Königreich lose zusammengefügt war, gänzlich zu unterwerfen oder selbst auszurotten. Wir sehen ihn daher diese Politik mit starker Hand und unerbittlicher Konsequenz nach allen Seiten hin üben. Zuerst waren es die Sso oder Sseu, gegen die er sich wendete. Sie besaßen noch ausgedehnte Länderstriche und zahlreiche feste Plätze ganz in der Nähe der Hauptniederlassungen des Bornu-Volkes und hatten es verstanden, immer noch einen großen Theil ihrer nationalen Unabhängigkeit zu wahren. Ihre Festungen wurden erobert, die Bewohner getödtet oder zu Gefangenen gemacht, der Rest zerstreut. Nachdem Edriß so die heidnischen Völker im Osten seine Macht hatte fühlen lassen, wendete er sich nach Westen, nach

der Provinz Kano. Eine Reihe von festen Plätzen, eben erst von den Kanaua erbaut, wurden erobert, nur der Felshügel Dala, der ursprüngliche Kern der Stadt Kano, widerstand. Nach der Demüthigung der Kanaua kam die Reihe an die Tuareg (Imo-scharh) oder Berber im Nordwesten seines Reichs. Er brach die Kraft der verschiedenen Stämme, namentlich auch der Berber von Air, in drei glücklichen Heereszügen und ließ es hierauf seine Sorge sein, das Abhängigkeitsverhältniß der Tebu oder Teda zu befestigen, deren Land als Verbindungsglied von Bornu mit der Küste im Norden von besonderer Wichtigkeit für ihn war. Interessant ist es, daß er bei dieser Gelegenheit einen längeren Aufenthalt in Bilma, dem Ausgangsort des großen Salzhandels, nahm.

Vom Nordwesten und Norden wandte Edriß seine siegreichen Waffen abermals gegen die heidnischen Völkerschaften im Süden und Osten des Reichs. Der aufständische Fürst der Marghi wurde gezwungen, in der Hauptstadt des Oberherrn zu erscheinen und Staub auf sein Haupt zu streuen, zum Zeichen der Unterwerfung. Der vertriebene Fürst der Mandara (Wandala) ward mit Waffengewalt wieder eingesetzt und der kriegerische Stamm der Tetala oder Telala, der in der Nachbarschaft und auf den Inseln des Tsad ansässig war (wahrscheinlich identisch mit den heutigen Yedina oder Budduma), mit einer Flottille von Booten in seinem eigenen Elemente angegriffen und in die Moräste des Tsad zurückgeworfen. — Noch mancher andere Stamm fühlte die schwere Hand des energischen Königs, der sich während aller dieser Kämpfe nur ein Jahr der Ruhe gegönnt und dann eine Wallfahrt nach Mekka unternommen hatte.

Aber auch noch fünf Heereszüge nach Kanem fallen in diese Periode der ersten zwölf Jahre seiner Regierung. Bei seiner Thronbesteigung hatte Edriß Alaoma mit Abd Allah, dem damaligen Fürsten der Bulala, die trotz ihrer wiederholten Besiegung immer nur in einem tributären, fast unabhängigen Verhältniß gestanden hatten, einen Friedensvertrag abgeschlossen. Es ist gewiß bemerkenswerth für den Zustand der Civilisation, der schon damals in diesen Ländern herrschte, daß die Bedingungen dieses Vertrags diplomatisch in zwei Abschriften aufgezeichnet waren, von denen je eine in dem Besitz der beiden kontrahirenden Fürsten sich befand. Als aber Abd Allah gestorben war, wurde sein Sohn Mohammed nach kurzer Zeit von seinem Onkel Abd el Djelil entthront, der den Friedensvertrag brach und der Abhängigkeit von Bornu sich entzog. In dem daraus sich entwickelnden

Kampfe war Edriß, im Ganzen genommen, siegreich, obwohl es den Anschein hat, daß auch das Bornuheer bei der Schwierigkeit des Landes und der Flüchtigkeit des Feindes, welcher stets ihren Händen entrann und plötzlich wieder auftauchte, einige schwere Verluste erlitt. Endlich gelang es zwar, das ganze Land zu erobern (selbst ganz Fittri scheint damals in ein Abhängigkeitsverhältniß getreten zu sein) und auch Mohammed wieder auf den Thron zu setzen, dennoch war Edriß genöthigt, nachdem er kaum den Rücken gewendet, seinem Schützling abermals zu Hülfe zu eilen. — Von nun an schweigen unsere Nachrichten über Kanem, von dem wir erst in ganz neuerer Zeit wieder hören.

Ueber die nun folgenden 21 Jahre der Regierung dieses ausgezeichneten Fürsten wissen wir gar nichts, wenn es nicht gelingt, weitere Urkunden über diese interessante Periode in der Geschichte Bornu's aufzufinden. Nur über seinen Tod existiren noch mündliche Nachrichten, denen zufolge er bis zu seinem letzten Augenblick Krieg führte. Er soll nämlich auf dem Schlachtfeld an einer Brustwunde gestorben sein, die ihm ein in einem Baum versteckter heidnischer Feind mit einem Handeisen — „golio" — beigebracht habe. Es geschah dies angeblich während eines Krieges, den er an den Grenzen von Baghirmi führte, wahrscheinlich gegen die Gam-erghu.

Ungeachtet aller Kriege und Unternehmungen in weitester Ferne förderte der Bornu-Held nach den Worten unserer Chronik „die Wohlfahrt des Landes und den Reichthum der Städte". Namentlich verschönerte er seine Residenz Ghasr-Eggomo durch Einführung eines solideren Baustyls, und höchst wahrscheinlich müssen wir auf ihn die interessanten Ruinen aus gebrannten Ziegeln in Birni sowohl als in Ghambarru zurückführen.

So scheint denn nach Allem, was wir von ihm wissen, Edriß Alaoma die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigt zu haben, die einen ausgezeichneten Fürsten hervorbringen. Wir finden in ihm kriegerische Energie, verbunden mit menschenfreundlicher Milde und klarer Einsicht, persönlichen Muth neben Umsicht und Geduld, Strenge, gepaart mit Gefühlen der Frömmigkeit. Genug, es ist zu hoffen, daß meine Leser aus diesem Beispiel ein günstigeres Urtheil über den Charakter der Könige von Bornu im Allgemeinen sich bilden werden, als das Bild ist, welches Denham nach dem erbärmlichen Schatten seiner Zeit entwarf, indem er sagt: „Ein Sultan von Bornu trägt keine Waffen und es ist unter seiner Würde, sich zu vertheidigen."

Gewiß steht ein Mann wie Edriss Alaoma nicht allein da, und wir können nicht umhin, gleich hier mit seinem Namen die seiner beiden Veziere zu verbinden, zweier Brüder, Kurssua und Edriss ben Harun, von denen ganz besonders Letzterer ein eben so kriegerischer als einsichtsvoller Mann war.

Dieser lebenskräftigen, rührigen Epoche folgte eine ruhigere Zeit, in der wir jedoch die Macht und Kraft des Reichs nicht erstarken, sondern vielmehr abnehmen sehen. Ueberschauen wir die beiden Jahrhunderte nach dem Tode Edriss Alaoma's, so erblicken wir zum allergrößten Theil fromme und friedliche Könige, welche, in ihrer Residenz Ghasr-Eggomo sich in Luxus und Pracht ergehend, dieselbe kaum jemals verließen und ihre Thatkraft höchstens in einer Wallfahrt nach Mekka zeigten. Nur Einer Ausnahme müssen wir gedenken; es war dies der vierte König nach Edriss Alaoma, Ali, der Sohn des Hadj Omar (1645—1684). Er war ein tapferer, unternehmender und einsichtsvoller Regent, der nicht nur dreimal nach Mekka pilgerte, sondern auch außerdem eine thatenreiche Regierung führte. Es ist daher höchst beklagenswerth, daß wir über diesen Zeitabschnitt von fast vierzig Jahren nur ganz losgerissene Notizen haben, um so mehr, als sich unter diesem Fürsten Keime des nahenden Verfalles des Reichs entwickelt zu haben scheinen.

Als er von seiner letzten Pilgerfahrt (1667) zurückkehrte, hatte er einen weit ausgedehnten Aufstand der verschiedenen Völkerschaften zu unterdrücken; auch führte er, wie es scheint, in Folge dieser Aufstände, mehrere Kriege mit dem Sultan von Air, der damals in Agades residirte, und war einmal zu gleicher Zeit von den Tuareg und den Köana, einer Abtheilung der Kororofa, die lange Zeit von Bornu abhängig waren, in seiner Hauptstadt belagert. Es gelang indeß, wie es heißt, seiner Schlauheit, sich Letzterer gegen die Tuareg zu bedienen und sie dann selbst zu besiegen. Diese Politik und diese langdauernden Kriege gegen Agades aber scheinen das berberische Element der Bevölkerung von Bornu, seit Beginn der Dynastie der Ssäfua ein integrirender Theil dieses Reichs, von den übrigen Bestandtheilen, aus denen die Nation zusammengesetzt war, nicht nur losgetrennt und wieder abgesondert, sondern sogar zu erbitterten Nationalfeinden gemacht zu haben. Von diesem Gesichtspunkte aus erhalten die beständigen und ununterbrochenen Raubzüge der Tuareg gegenwärtiger Zeit gegen die nördlichen Landschaften Bornu's und gegen Kanem einen ganz anderen Charakter und ein ganz anderes, lebendigeres

Interesse, als wenn wir dieselben als planlose, nur auf augenblickliche Beute berechnete Räubereien ansehen.

Der unruhige Zustand des Landes und die dadurch gestörte Bebauung des Bodens scheint unter dieser und den nächsten Regierungen die Ursache mehrfach wiederkehrender Hungersnoth gewesen zu sein. Zu alledem kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ein anderes Unglück. Unter der Regierung des Königs Ali, des Sohnes von Hadj Dunama, welcher von 1755—1793 den Thron einnahm und in unserer Chronik wohl nur von einem etwas mönchischen Standpunkt aus als höchst ausgezeichneter Fürst gepriesen wird, kam in einem unglücklichen Heereszug gegen die Bewohner von Wandala oder Mandara der tapferste Theil des Bornu-Heeres um. Dem unglücklichen Ausgang dieses Unternehmens schreiben es die in der Geschichte ihres Landes bewanderten Bewohner von Bornu zu, wenn das Reich den nun über dasselbe hereinbrechenden ungewöhnlichen Erschütterungen nicht zu widerstehen vermochte. Ahmed, der Sohn des vorhergehenden Königs Ali, war, wie die Chronik sagt, „ein gelehrter Fürst, freigebig gegen die Ulama, verschwenderisch im Spenden von Almosen, ein Freund der Wissenschaft und Religion, gnädig und mitleidig gegen die Armen.“ Doch konnte seine Frömmigkeit das Land weder vor einer fürchterlichen Pest, die eine große Menge Menschen hinwegraffte, bewahren, noch hatte er Energie genug, die heranstürmenden Fulbe abzuwehren. Es war um das Jahr 1808, als dieses thatkräftige Volk seine Einfälle begann. Sie hatten damals siegreich die alten Haussa-Herrschaften, welche bis dahin immer noch in einem gewissen Tributärverhältnisse zu Bornu gestanden hatten, überstürzt und wälzten sich nun in ihrem fanatischen Eifer erobernd heran. Der neuen Sekte traten aber die moslemischen Katholiken — um mich dieses Ausdruckes zu bedienen —, die herrschende Klasse in Bornu, mit gleichem Fanatismus entgegen, und die, wie wir gesehen haben, bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in diesem Reich angesiedelten Stammesgenossen der Fulbe sahen sich nun politisch-religiösen Verfolgungen ausgesetzt. Diese Letzteren sammelten sich daher in Gudjeba, schlugen in der neu erwachten Begeisterung alle gegen sie ausgesandten Hauptleute Ahmed's und gingen dann, von ihren Stammesgenossen unterstützt, selbst zum Angriff über. In der Nähe von Ghasr-Eggomo, der einst weit nach allen Himmelsstrichen hin als Mittelpunkt der Herrschaft und des Glanzes gefürchteten und hochgepriesenen „Birni“, kam es zur Schlacht, in welcher die Heeresmacht

des Sultans abermals geschlagen wurde. Eben hatte dieser noch Zeit, mit dem Zopfceremoniel seiner zwölf Hofchargen zum Ostthore hinaus zu entfliehen, während das siegreiche Heer der Fellata ohne Pomp und Glanz durch das Westthor hereindrang.

Aus seiner Hauptstadt, dem langjährigen Sitze seiner Väter, vertrieben, seines halben Reiches beraubt, verlegte Ahmed seine Residenz nach der Stadt Kurnaua (1809 n. Chr.). Da saßen nun die Bornu-Großen und überlegten, was zu thun sei; doch keiner wußte Rath, das Reich vom Untergang zu retten. Aber schon war ein neues lebensvolles Prinzip erwacht, ein junger kräftiger Stamm, den verdorrten alten zu ersetzen.

Es war der Faki Mohammed el Amin el Kanemi, ein frommer und gottesfürchtiger, aber zugleich ein energischer, weltkluger Mann, der, aus Fesan gebürtig, durch vielfache Reisen zu den Bewohnern von Kanem in die engste Beziehung getreten war und die Prinzessin des kleinen Herrn von Nghala, einer damals noch blühenden Stadt, geheirathet hatte. Eben dieser Verwandtschaft wegen hatte er angefangen, sich dem Vordringen der Eroberer entgegenzustellen. Nachdem ihm von seinem Schwiegervater die Bitte, Frau und Tochter mit nach seiner Heimath nehmen zu dürfen, abgeschlagen war, sammelte er mit seinen Freunden an dem Westufer des Tsad eine kleine Schaar treuer Kanembu — fünf Reiter und 200 Lanzenträger, wie die Ueberlieferung sagt — und griff die seiner Drohungen spottenden Fulbe mit Erfolg an. Verstärkt durch eine größere Schaar patriotischer Männer, schlug der Faki bald darauf die ganze in jene Gegenden vorgedrungene Heeresmacht der Eroberer in einer Schlacht bei Ngornu. Nachdem er so den ganzen östlichen Theil von Bornu befreit hatte, kehrte er ruhig zu seinem Herde zurück. Sein Ruf aber drang weit durch das Land und die feigen Höflinge in Kurnaua hofften in ihrer Verzweiflung nur Rettung durch ihn; auf ihre Bitte rief ihn Ahmed an seinen Hof und stellte ihn an die Spitze seines Heeres. Mit Hülfe des begeisternden Fanatismus des Faki und der Tapferkeit seiner Kanembu-Lanzenträger scheint Ahmed denn auch im Stande gewesen zu sein, die Hauptstadt nach großem Gemetzel wieder zu betreten; doch starb er bald darauf (1810).

Ihm folgte sein Sohn Dunama (1810—1817), der anfangs, wie es scheint, ohne Hülfe des Faki den Krieg gegen die Fulbe mit Glück fortsetzte. Aber schon im nächsten Jahre wurde er vom Feind aus seiner Hauptstadt vertrieben und wanderte dann wie ein Ver-

bannter und Heimathloser in seinem Reiche umher, ohne eine feste Residenz zu haben. Da sah er sich denn endlich gezwungen, seine eigene und seiner Höflinge Eifersucht zu besiegen und dort Hülfe zu suchen, wo sie allein zu finden war. Er stellte sich also, wenn auch mit großem Widerwillen, unter den Schutz des mächtigen Faki, ja, in seiner verzweifelten Lage mußte er sich zu einer Uebereinkunft bequemen, nach welcher diesem die Hälfte des Einkommens aller vom Joche der fremden Eroberer befreiten Provinzen zugewiesen wurde. — So residirte nun der Faki ohne Pomp und königliche Insignien, aber unter dem Zuströmen des Volkes und mit der wirklichen Macht in den Händen in der großen Stadt Ngornu — „der Segen“ —, wo er eifrigen Anhang von Seiten der zahlreich dort wohnenden Tebu gefunden zu haben scheint, während der Sultan in dem nur wenige Meilen entlegenen Berberua seinen Hof hielt, mit all' dem abgeschmackten Gepränge der früheren Zeit. Da jedoch die Macht des Faki oder, wie er sich jetzt allmählich zu nennen anfing, des Scheich, immer mehr wuchs, suchte sich der Sultan dem Einfluß desselben dadurch zu entziehen, daß er beschloß, seine Residenz an einem von dem Wohnorte des Letzteren entfernteren Platz aufzuschlagen, um dort seine Anhänger um sich sammeln und die Würde der alten Dynastie wieder herstellen zu können. Der König wählte hierzu Wudi, welches, an der Nordwestecke des Tsad gelegen, die Straße nach Fesan und Kanem beherrschte, daher auch schon früher die gelegentliche Residenz mehrerer Bornu-Könige gewesen war. Die Umstände drängten jetzt Mohammed el Amin zu einer Entscheidung, ob er Unterthan oder Herrscher sein wolle; er ließ daher den König auf seinem Wege anhalten und zwang ihn, nach Berberua zurückzukehren. Ja, als sich derselbe in seiner königlichen Würde verletzt glaubte und hartnäckig auf seinem Vorhaben bestand, setzte ihn der Scheich sogar ab, gab ihm jedoch den Thron nach kurzer Zeit wieder zurück, da Mohammed, der Oheim Dunama's, der an des Letzteren Statt zum Könige gemacht worden war, anfing, sich eine neue Residenz zu bauen — „Birni djedid“, eine halbe deutsche Meile nordwestlich von Ngornu — und noch weniger willfährig erschien als sein Neffe.

Obgleich die Macht des Scheichs sich nur allmählich bis zu dieser Stufe erhoben hatte, können wir doch den Anfang der durch ihn gestifteten Dynastie — die Dynastie der Kanemin — um das Jahr 1814 unserer Zeitrechnung ansetzen. Der Scheich Mohammed el Kanemi, nachdem er sich der That nach zum Herrscher gemacht hatte,

gründete nun auch eine neue Residenz, um so viel als möglich seine Stellung von jeder Erinnerung an die Zeiten der alten Dynastie abzulösen; er nannte dieselbe nach einer an der Stelle, wo er sein eigenes Haus bauen wollte, stehenden Adansonia digitata: Kukaua, die Stadt mit der Kuka. Mißbräuchlich nennt man sie selbst gewöhnlich Kuka.

Indem er sich so in der Regierung des großen, damals freilich höchst zerrissenen Reiches festsetzte, während er die äußeren Zeichen des Königthums den Sſäfua noch überließ, ja, sie vielleicht durch absichtlich übertriebenen Pomp lächerlich zu machen strebte, wendete der Scheich zugleich seine Aufmerksamkeit auf die Wiedereroberung der verlornen Provinzen. Zuerst begann er den Kampf gegen Baghirmi, um dessen übermüthigen Fürsten zur alten Lehenspflicht zurückzubringen, und verband sich zu diesem Zweck mit dem Könige von Wadai. Dieser aber ersah bei günstiger Gelegenheit seinen eigenen Vortheil; nachdem er die Hauptstadt des Feindes geplündert und reiche Beute, auch an Sklaven, fortgeschleppt hatte, schloß er Frieden mit dem Fürsten von Baghirmi. Mohammed el Kanemi ging hierauf ein Bündniß mit dem Beherrscher von Fesan ein und es wurde ein gemeinsamer Feldzug von Bornu- und Fesan-Truppen gegen Baghirmi unternommen (1818). Er war zwar im Ganzen erfolgreich, aber dennoch nicht entscheidend. Die streitbare Mannschaft der Baghirmier hatte sich mit ihrem Fürsten in eine uneinnehmbare Stellung am Flusse Schari zurückgezogen.

Während dieses Kampfes mit Baghirmi hatte der Titularsultan Dunama in einer unglücklichen Schlacht bei Nghala sein Leben verloren (1817). Der Scheich setzte an seine Stelle einen neuen Schattenkönig, den Bruder des vorigen, Ibram oder Ibrahim, ein; diesem war es bestimmt, die Reihe der Sſäfua zu beschließen. Indessen wurde der Krieg gegen Baghirmi fortgesetzt, allein erst nach langem blutigen Kampfe gelang es, am 24. März 1824, auf demselben Schlachtfeld bei Nghala den unruhigen östlichen Nachbar zur Ruhe zu bringen.

Nach der Unterdrückung eines Aufstandes der Manga scheint Mohammed el Kanemi den Versuch gemacht zu haben, auch einige westliche Provinzen des alten Bornu-Reichs den Fulbe wieder zu entreißen. Anfangs wurde er vom Glücke begünstigt und schon war er weit in die Provinz Ba-utschi eingedrungen, als er im Jahr 1826 von den Heerführern des Sultans Bello auf das Haupt geschlagen wurde; nur mit genauer Noth kam er davon. Darauf scheint er

Frieden mit den Fulbe geschlossen zu haben. — Von ferneren Kriegszügen sind uns noch die wiederholten Versuche zur Unterwerfung Kanems bekannt. Er trat hierbei direkt Wadai gegenüber, das auf Grund der Eroberung des Landes Fittri, des alten Sitzes der Bulala, auch den Besitz von Kanem beanspruchte.

Scheich Mohammed el Kanemi starb im Jahre 1835 und hinterließ eine starke Familie. Seinen ältesten und geliebtesten Sohn hatte er im Kampf gegen Baghirmi (1819) verloren; der nun älteste, Omar, sollte der Nachfolger des Vaters werden, diesem bei dessen etwaigem frühen Absterben Abd e' Rahman, dann Jussuf folgen; so hatte es der Scheich angeordnet.

Omar's Regierung ist dadurch am bemerkenswerthesten, daß er der Dynastie der Ssäfua ein Ende machte und selbst deren Schattenbild nicht mehr bestehen ließ. Er scheint im Anfang nach jeder Richtung hin den Frieden erstrebt zu haben und hatte zur Erreichung dieses Zieles, was Baghirmi betraf, den großen Vortheil, daß seine Mutter diesem Lande angehörte. Nach einem erfolglosen Heereszug schloß er auch mit den Fulbe Frieden. Allein die fast unabhängigen Statthalter der westlichen Provinzen konnten nur mit Mühe in schuldigem Gehorsam gehalten und an fortwährenden Einfällen in das Gebiet der Fulbe verhindert werden. Als nun im Anfang des Jahres 1846 Omar ein starkes Heer unter Anführung seines Bruders Abd e' Rahman gegen Ibram, den Statthalter von Sinder, schicken mußte, um ihn wieder zur Botmäßigkeit zu zwingen, benutzten die Anhänger der alten Herrscherfamilie den Umstand, daß das eigentliche Bornu von Heeresmacht entblößt war, und riefen insgeheim den König von Wadai in's Land; er sollte den rechtmäßigen Herrscher von Bornu wieder in die volle Gewalt einsetzen. Als Scheich Omar die Nachricht von dem Herannahen des Feindes vernahm, ließ er den Schattenkönig Ibram von Birni kommen und legte ihn in Ketten; er selbst raffte an Mannschaft zusammen, was von dem Zug nach Sinder zurückgeblieben war, daneben einige hundert Araber und Tebu, verstärkt durch eine Schaar unzuverlässiger Schua, und eilte dem Feinde entgegen, begleitet von seinem tapferen Bruder Ali und seinem und seines Vaters treuen Minister Tirab, dem Vater Hadj Beschir's. Am Schari, bei der Stadt Kussuri, kam es zur Schlacht, im März 1846. Die Schaaren von Wadai konnten den Uebergang nicht erzwingen, da ihnen Omar diesen mit zwei kleinen Kanonen wehrte, die große Verheerung in ihren Reihen anrichteten. Da zeigten die Bewohner von Kussuri

dem Feinde eine Furth, die nur von Schua's bewacht wurde. Diese ließen die Truppen von Wadai nicht nur ungehindert übersetzen, sondern verbanden sich noch mit ihnen und fielen plündernd auf das Bornu-Heer. So ging die Schlacht für Omar nach tapferer Gegenwehr seiner Araber und Tebu verloren. Der treue Tirab fiel und mit ihm eine große Menge Kanori; der tapfere Ali schlug sich durch und drang in die Stadt Kussuri ein, wurde aber von den verrätherischen Bewohnern dem Sultan von Wadai ausgeliefert.

Erst spät am Nachmittag hatte Scheich Omar das Schlachtfeld verlassen. Er eilte nach Kukaua, tödtete den gefangenen Ibrahim und zog sich dann nach den westlichen Provinzen zurück, die Hauptstadt dem nachdringenden Feinde überlassend. Vierzig Tage lang lagerte dieser bei Ngornu, verheerte das Land, plünderte Kukaua aus, brannte es nieder und schleppte Alles von Werth mit sich fort, darunter manche Gegenstände europäischer Kunstfertigkeit, Geschenke der früheren Expedition. — Aber nicht allein die Hauptstadt des Reichs war verwüstet, der ganzen neuen Dynastie drohte der Untergang. Der König von Wadai setzte Ali, den Sohn des von Omar hingerichteten Ibrahim, in Neu-Birni als König von Bornu ein, doch nur, um ihn schnell seinem eigenen Schicksal zu überlassen. Das heranziehende starke Heer Abd e' Rahman's vor sich und das bald schwer zu passirende Strompaar in seinem Rücken, dachte der Herrscher von Wadai auf eine sichere Heimkehr. Zuvor aber sandte er durch einen Friedensboten alle Briefe jener vornehmen Kukanaua oder Hofbeamten, welche ihn herbeigerufen hatten, an Scheich Omar, um diesem zu beweisen, daß er nicht aus eigenem Antriebe gekommen sei. In den letzten Tagen des April oder Anfang Mai zog er von Ngornu ab.

Trotz des Abzugs der Wadauer hielt sich der junge Ali, Ibrahim's Sohn, für stark genug, dem Sohne des Mannes entgegenzutreten, welcher den Thron seiner Väter sich angemaßt hatte. Muthig zog er zum Angriff gegen den Scheich aus und bei dem Orte Minarem trafen die beiden Heere auf einander. Doch ehe die Schlacht noch eine allgemeine geworden war, floh die Schaar der verweichlichten Höflinge und der junge Sultan wurde besiegt und getödtet. So fiel der Letzte der Ssäfua und starb einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld. Dieser leichte Sieg Omar's war ein deutlicher Beweis, daß die Familie des Mohammed el Kanemi bereits festen Fuß an der Stelle der alten Herrscher gefaßt hatte. Es folgte nun eine blutige allgemeine Verfolgung der Parteigänger der alten Dy-

nastie, und um jedes Andenken an ihre Zeit möglichst zu verwischen, wurde die Zerstörung von Neu-Birni beschlossen und von Hadj Beschir, dem Sohne Tirab's, ausgeführt. Von dieser Zeit schreibt sich, wie die Leute sagen, der große Reichthum des Veziers.

Nachdem mittlerweile der Sserki Ibram von Ssinder und später die große Stadt Surrikulo vom Scheich Omar selbst, die aufständischen Manga von Abd e' Rahman bestraft und zur Botmäßigkeit zurückgebracht waren, erfreute sich das Land endlich einer dauernden Ruhe. An der Stelle der zerstörten Hauptstadt bauten Omar und sein Vezier zwei neue Städte, die östliche — „billa gedibe“ — zur besonderen Wohnstätte der mit dem Hofe verbundenen Personen, und die westliche — „billa futebe“ — für das gemeine Volk.

Scheich Omar war nun unangefochten alleiniger Herr des Landes und wirklicher König, wenn er auch den Titel eines solchen verschmähte; seine Stellung war eine günstigere, als die seines Vaters jemals gewesen war. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er, wenn auch ein gerechter, geradsinniger Mann, nicht diejenige Energie besitzt, welche nöthig ist, um ein auf so lockerer Basis errichtetes und aus so vielen widerstrebenden Elementen zusammengesetztes Reich mit starker Hand zu regieren. So erlaubte er den Tuareg, jenen unversöhnlichen Feinden eines gut geordneten Gemeinwesens, ungestraft ihrem Hang zu Raub und Verwüstung nachzugehen. Zur Zeit seines Vaters bestanden Tebu-Niederlassungen bei allen Brunnen auf der Straße nach Fesan, bis nach Baduaram hinauf, aber sie sind jetzt sämmtlich eine nach der anderen verlassen. Ganz Kanem ist zu wüstem Wohnsitz weniger unglücklicher Gemeinden geworden, zu wildem Jagdgebiet fortwährender abenteuerlicher Raubzüge von allen Gegenden her. In Bornu selbst müssen ansehnliche Ortschaften eine Art Tribut an jene Tuareg-Freibeuter bezahlen, um ihre armselige Existenz in leidlicher Ruhe zu fristen. Jedem kriegerischen Unternehmen abgeneigt, kann nur die zwingendste Nothwendigkeit den Scheich bewegen, die Waffen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu ergreifen.

Zu dieser natürlichen Sanftmuth Omar's und seiner Hinneigung zu ascetischer Frömmigkeit kam noch ein anderer gefährlicher Uebelstand, welcher das Wohl der neuen Dynastie bedrohte. Es war dies die Eifersucht, mit welcher der von einer anderen Mutter geborene, nur wenig jüngere Bruder Omar's, der schon oft genannte Abd e' Rahman, die Uebermacht des herrschsüchtigen Veziers Hadj Beschir betrachtete, da dieser den Scheich ausschließlich beherrschte. Während

meiner Anwesenheit in Bornu drohte dieses Verhältniß bereits zu einem Bruch zu führen, doch kam damals noch eine Aussöhnung zu Stande und Alles ging gut bis zum Winter 1853, zu welcher Zeit die Unzufriedenheit in offenen Bürgerkrieg ausbrach. Verrathen von einem Theil der Großen Kukaua's, welche dem Vezier ebenfalls übel wollten, wurde dieser und mit ihm Scheich Omar in einem Treffen geschlagen. Hadj Beschir war der Erste, welcher sich zur Flucht wandte und jeden Gedanken an weiteren Widerstand aufgab. Er suchte mit seinen Schätzen nach Wadai zu entkommen; da er aber den Schari nicht passiren konnte, kehrte er auf die Zusicherung freien Geleites von Abd e' Rahman nach Kukaua zurück, ward jedoch des Hochverraths beschuldigt, von einem eigens zu diesem Zwecke niedergesetzten Gericht zum Tode verdammt und erdrosselt.

Scheich Omar mußte abdanken und durfte als Privatmann im Hause seines früheren Veziers wohnen. Als ihn jedoch Abd e' Rahman, um sich in der usurpirten Stellung zu befestigen, im Sommer 1854 nach Dikoa verbannen wollte, raffte sich Omar aus seiner lethargischen Duldsamkeit auf, sammelte alle Mißvergnügten um sich und schlug seinen Bruder in einem kurzen Treffen auf dem freien Platze zwischen der West- und Oststadt Kukaua; Abd e' Rahman ward gefangen genommen und in den ersten Tagen des Dezember desselben Jahres hingerichtet.

So ward denn Omar wieder alleiniger Herr im Lande, entbehrt aber nach dem Tode Hadj Beschir's eines Mannes, die ihm fehlende Energie zu ersetzen. Die Zeit muß daher lehren, ob er im Stande sein wird, seine Dynastie zu erhalten, oder ob das Land von Neuem durch Revolutionen heimgesucht werden soll. Es ist ein günstiger Umstand für Omar, daß zur Zeit kein einziger kriegerischer und thatkräftiger Fürst im ganzen Sudan regiert.

Von der Geschichte des Landes, so weit ich überhaupt im Stande war, dieselbe zu ermitteln, gehe ich nun zur Darstellung der Anschauungen und Erfahrungen über, die ich während meines ersten Aufenthaltes in der Hauptstadt sammelte.

Zuerst will ich einige wenige Worte über die Männer vorausschicken, mit denen ich ganze Tage in der lebendigsten Unterhaltung zubrachte, um aus ihrem Munde so viel Nachrichten als möglich über Land und Leute einzuziehen und darnach meinen Reisen eine ersprießlichere und bestimmtere Richtung geben zu können. Außerdem glaube ich, daß eine kurze Charakteristik und die Schilderung der Schicksale einiger

derselben dazu beitragen werden, das Bild des Lebens im Negerlande auch von dieser Seite zu vervollständigen.

Zwei dieser Männer zeichneten sich durch bedeutende mohammedanische Gelehrsamkeit und durch die Genauigkeit aus, mit welcher sie die von ihnen durchwanderten Länder beschreiben konnten, waren aber beide von so verschiedenem Charakter, daß sie meist in leidenschaftlichen Streit geriethen, sobald sie in meinem Hause zusammentrafen. Es waren der Araber Ahmed bel Medjub aus dem Thale Ssakiet el Hamra, südlich von Marokko, und der Pullo (Fulbe) Ibrahim aus Kahaide am Senegal. Ahmed hatte fast das ganze westliche Afrika bereist und mehrere Jahre in Adamaua zugebracht; von ihm erhielt ich denn auch die erste genaue Beschreibung dieses Landes, namentlich in Bezug auf die Richtung der Flüsse. Er war ein sehr verständiger, aber auch sehr verschmitzter Mann, einer jener abenteuernden, von Hof zu Hof im Negerland ziehenden Araber, der mir nur seiner reichen Mittheilungen wegen interessant, sonst in jeder Beziehung gleichgültig war.

Eine ganz andere Persönlichkeit und mir nach längerer Bekanntschaft wirklich befreundet war der Pullo Ibrahim, ein stolzer junger Mann, in vollem Bewußtsein der hervorragenden Stellung seiner Nation und selbst ein ausgeprägtes Beispiel ihres Charakters. Er hatte den ganzen afrikanischen Kontinent von den Ufern des atlantischen Oceans in seiner größten Breite auf einer Wallfahrt nach Mekka durchzogen, zum Theil aus warmem religiösen Gefühl, zum Theil aus lobenswerthem Ehrgeiz, wohl wissend, daß ein so großartiges Unternehmen und die daraus gewonnene Kenntniß ihn in den Augen seiner Landsleute für immer zu hohem Ansehen erheben würden. In früherer Zeit war er zwei Jahre lang als Geißel in Nder (St. Louis, der Hauptstadt der französischen Kolonie am Senegal) gewesen und hatte sich dort einige Kenntniß von Europäern, wenigstens Engländern und Franzosen, erworben. Von den Vorzügen seiner Religion überzeugt, war er doch ohne Vorurtheil und erbat sich von mir eine arabische Uebersetzung der Psalmen David's, die bei den Arabern in hohem Ansehen stehen, und später die ganze Bibel, um sie auf dem langen Landweg in seine Heimath mitzunehmen. Er erzählte mir dabei, wie er wohl bemerkt habe, daß die Franzosen keineswegs so eifrige Bibelvertheiler seien, als die Engländer.

So verständig mein Freund Ibrahim auch war, so sollte doch gerade er ein Beispiel liefern, wie vorsichtig man mit Verabreichung

von Arzneien an Eingeborne sein muß. Ich hatte ihm etwas Glaubersalz als kühlendes Mittel zum gelegentlichen Gebrauch gegeben und am andern Tage drei Dosen Wurmpulver, in eben so viel Tagen zu verbrauchen. Er aber hielt es für das Beste, Alles auf einmal zu nehmen, was selbst für einen Schwarzen zu viel schien. Der Leser kann sich denken, in welchem Zustand der Arme mit vier Unzen Glaubersalz und sechs Drachmen Wurmpulver zu gleicher Zeit im Magen sich befunden haben mag. Schon sagte man, der fremde Christ habe den frommen Pilger vergiftet.

Ein Mann, der Reisen von ungeheuerer Ausdehnung gemacht hatte, von Chorassan (Persien) im Osten bis nach Ssanssandi (am oberen Kuara) im Westen, von Tripoli und Marokko im Norden bis nach Assanti (Goldküste), Djenachera und Fertil (südlich von Darfur) im Süden, war ein Araber, der sich Scherif Ahmed el Baghdadi nannte, in der That aber nur ein armer Derwisch war. Leider konnte er mir nur ganz allgemeine Angaben machen; die interessantesten bezogen sich auf das große, volkreiche Land Mo=ssi, das bisher nur dem Namen nach bekannt und stets falsch auf den Karten angegeben war. Den Namen der Hauptstadt Woghodogo erfuhr ich von ihm zuerst. Er war vom oberen Niger auf einer so gefährlichen Straße dahin gereist, daß ich niemals, selbst nicht in Timbuktu, Jemanden begegnet bin, der denselben Weg gekommen wäre. Eben so war er durch die ganze Reihe der südlich von Baghirmi und Wadai gelegenen heidnischen Länder gereist und rieth mir, wenn es mein Plan sei, nach dem oberen Nil vorzudringen; wie ich damals allerdings beabsichtigte, den Charakter eines Derwisch anzunehmen.

Immerhin war El Baghdadi ein interessantes Beispiel der abenteuerlichen Reiselust der Araber, aber schließlich war dieser kühne Abenteurer doch weniger glücklich als ich; denn er wurde 1854 auf derselben Straße von Yola nach Kukaua erschlagen, die ich zweimal unangefochten durchzogen habe.

Eine andere eigenthümliche Persönlichkeit war ein Mann aus Ssennar gebürtig, welcher Zahlmeister in der türkischen Armee gewesen war, aber zu viel Vorliebe für die ihm anvertraute Kasse gehabt haben und davon gelaufen sein sollte. Darnach hatte er einige Jahre in Wadai gelebt, wo er die Sklaven des Sultans im Gebrauche des Feuergewehrs eingeübt hatte, und war dann nach Bornu gekommen, um sein Glück hier zu versuchen. Er sollte eben vom Scheich von Bornu wieder als Spion nach Wadai geschickt werden,

um zu sehen, ob der Sultan jenes Landes noch die Absicht hege, wiederum Feindseligkeiten anzufangen. Von allen solchen Leuten kann ein Reisender viel lernen, und da sie zum Theil höchst intrigante Bursche sind, die, von Hof zu Hof ziehend, überallhin ihre Berichte tragen, handelt er weise, wenn er sich mit ihnen auf gutem Fuße erhält.

Sehr interessant und lehrreich war eine Schaar Pilger aus verschiedenen Gegenden Melle's oder Ma-ssena's, theils Fulbe, theils Sſourhai. Da sie von dem weißen Manne gehört hatten, welcher eifrig alle Nachrichten über die Länder dieses Kontinents einsammele, kamen sie wiederholt zu mir, um auch ihren Theil zu meiner Belehrung beizutragen, während ich sie mit Kaffee bewirthete. Wie es der Bericht des Ahmed bel Medjub über Adamaua war, der mich in meinem Plan bestärkte, dieses Land so bald als möglich zu besuchen, so erregten die vielfachen Nachrichten einiger dieser Leute über die Länder an dem mittleren Laufe des Niger den heißen Wunsch in mir, meine vorher nur unbestimmt gehegte Absicht auszuführen und nach Timbuktu zu gehen.

Das waren die Fremden. Unter meinen Bornu-Freunden dagegen waren um diese Zeit die belehrendsten Schitima Makaremma und Amſſakai. Der Erstere, ein Hofmann der alten Dynastie, hatte bei deren Untergang sein Leben durch Intriguen gerettet; er war ein sehr gescheidter alter Mann, aber ein anerkannter Gauner. Mir war er wichtig als der Einzige, der mit der Geschichte der alten Dynastie wohlbekannt war, und weil er das Kanori mit solcher Trefflichkeit und Feinheit sprach, wie ich es von Niemand außer ihm gehört habe. Er wurde später gleichzeitig mit dem Vezier von dem Usurpator Abd e' Rahman hingerichtet, obwohl jeder dieser beiden Gegner eine Tochter von ihm zur Frau hatte.

Amſſakai war ein einfacher Kanembu-Häuptling, ein liebenswürdiger Barbar, der sich früher durch seine Unternehmungen gegen die Yedina, die Piraten des Tſad, ausgezeichnet, später aber in deren Mitte sich niedergelassen hatte. Es war nämlich den unternehmenden Insulanern gelungen, durch eine ihrer niedlichen, schlanken Töchter, die sie ihm zur Frau gaben, ihn für sich zu gewinnen. Er kannte die sumpfigen Uferlande des Tſad vortrefflich, war aber leider unfähig, eine klare topographische Beschreibung zu geben.

Auch einige interessante Heiden gaben mir manche Auskunft. Unter ihnen will ich besonders Agid Burku nennen, einen sehr hübschen jungen Menschen, der außer seiner glänzend schwarzen Farbe sich

körperlich in nichts von einem Nordländer unterschied; leider aber war er ein Opfer der grausenhaften Sitte der Entmannung geworden. Mit großem Behagen erging sich Agid Burku über den Zustand vollkommener Nacktheit, welchen seine Landsleute sich gestatten könnten, und beschrieb mit größter Unbefangenheit eine Sitte der Heiden, die mit der des civilisirten Europa identisch ist, aber in den Augen des Mohammedaners als ein solcher Gräuel erscheint, daß es dem Europäer, welcher ihr nicht entsagte, unter Fanatikern leicht auf der Stelle das Leben kosten könnte, — ich meine die Gewohnheit, ein kleineres Bedürfniß in aufrechter Stellung zu verrichten. Agid Burku war in den südlichen Provinzen von Baghirmi und Wadai weit umher gekommen und gab mir die ersten Nachrichten über jene interessante Berggruppe um Kenga Mataia, die für den Geologen manche wichtige Ausbeute verspricht.

Vor allen Anderen aber muß ich hier des Veziers gedenken. Da er den Scheich vollkommen beherrschte, so hing von seiner wohlwollenden Gesinnung der ganze Erfolg unserer Sendung ab. Sowohl seine Persönlichkeit, als auch die dankbare Erinnerung, die ich ihm trotz aller seiner Schwächen für die mir bewiesene Freundschaft stets bewahren werde, veranlassen mich, hier noch einige Worte über diesen Mann einzuschalten.

Als Sohn des nach dem Herrscher selbst einflußreichsten Mannes im ganzen Lande, Tirab's, des Freundes und Waffengenossen des Gründers der Dynastie der Kanemiin, erfreute sich Hadsch Beschir von seiner ersten Jugend an aller der Vortheile, welche eine solche Stellung in Bezug auf die Ausbildung des Geistes auch in diesen Ländern gewährt. So machte er denn im Jahre 1843 eine Wallfahrt nach Mekka, und da er ein aufgeweckter und gewandter Mann war, konnte er den Arabern an der Küste zeigen, daß die Bewohner des Innern des Kontinents doch etwas besser als Thiere seien; dagegen hatte er seinerseits Gelegenheit, etwas von einem Zustand höherer Civilisation zu sehen, als in seiner Heimath herrschte. So kehrte er mit neuen Anschauungen, mit erweitertem Gesichtskreis über die Verhältnisse der Welt und mit vermehrter Begierde nach allem Fremden und Wunderbaren in sein Geburtsland zurück. Seine Rückkehr erfolgte kurz nach der unglücklichen Schlacht bei Kussuri, in welcher, wie wir gesehen haben, sein Vater den Tod fand. Scheich Omar bedurfte bei der ihm eigenen Unselbstständigkeit und dem Mangel an Thatkraft gerade unter den damaligen schwierigen Verhältnissen

mehr als jemals eines treuen Freundes und klugen Rathgebers. Ihm blieb aber nur die Wahl zwischen seinem Bruder Abd e' Rahman, der zwar ein guter Soldat war, aber ein leidenschaftlicher, gewaltthätiger Mann von nicht viel Verstand und noch dazu eifersüchtig auf die Stellung des nur wenige Monate älteren Halbbruders, und zwischen dem gescheidten Sohne seines alten treuen Ministers und Waffengefährten.

So ward Hadj Beschir der Vezier des Scheichs von Bornu. Es gelang ihm bald, den weniger gescheidten, wortkargen und jedem direkten Einfluß gern sich entziehenden Omar vollständig zu beherrschen, und es hing sonach für Hadj Beschir Alles davon ab, wie er sich in seiner einflußreichen, fast unumschränkten Stellung gegen die Großen des Reiches benehmen würde, um sich in derselben zu erhalten. Ohne Zweifel hätte es seine Politik sein müssen, die Mächtigeren unter den Höflingen sich zu befreunden, um mit ihrer Hülfe den wilden Abd e' Rahman in gehöriger Entfernung zu halten. Allein der Vezier vernachlässigte eine solche Rücksicht ganz und gar, ja, er kränkte die Großen oft tief durch Mißbrauch seiner Gewalt. Wäre er dabei ein Mann von großem persönlichen Muth und jener besonderen Energie gewesen, die sich alle Umstände zu Nutze zu machen weiß, so hätte er sich dennoch in seiner Stellung behaupten können; aber auch dies war nicht bei ihm der Fall, obwohl er die ihm drohende Gefahr sehr wohl kannte und selbst in seinem Hause stets Waffen zur Hand haben mußte. Ich kann nur mit dem Gefühl des Dankes gegen die Vorsehung daran denken, daß der Sturm, welcher schon während meines Aufenthaltes in Kukaua über seinem Haupte hing, nicht schon damals über ihn hereinbrach; denn bei den vertraulichen Beziehungen, in welchen ich zu ihm stand, hätte ich leicht in sein Schicksal verflochten werden können. Ich wiederhole aber, daß Hadj Beschir, im Ganzen genommen, ein ausgezeichnet freundlicher, aufgeweckter und gerechter Mann war; nicht Mangel an gutem Willen, wohl aber an Thatkraft kann man ihm vorwerfen. Eine wirkliche Schattenseite seines Charakters war nur seine Habsucht, die ihn gegen die größten Vortheile blind machte. Habsüchtig war er erst aus Liebe zum Besitz, dann aber um seinen luxuriösen Neigungen nachzuhängen. Er gehörte in die Kategorie derjenigen, welche auf Kanori „kamuma" genannt werden, d. h. er war für das weibliche Geschlecht in hohem Grade eingenommen und hielt einen Harem von 3- bis 400 Sklavinnen. Um aber meinen Freund, dessen Andenken ich trotz seiner Fehler mit

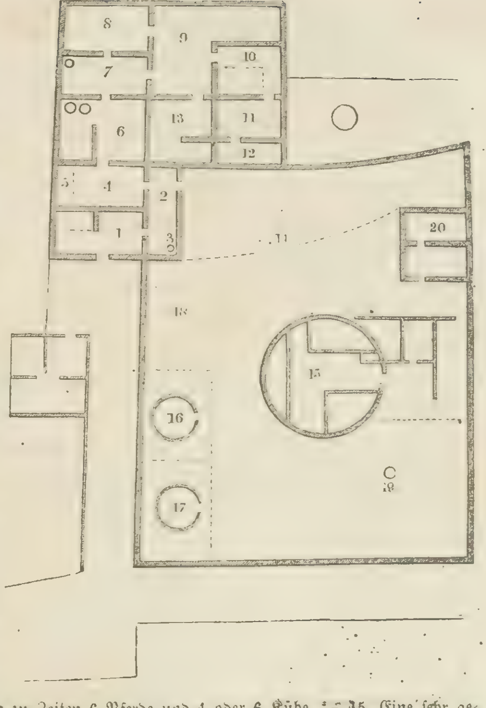
dankbarer Erinnerung bewahre, einigermaaßen zu entschuldigen, muß ich sagen, daß er beim Ansammeln so vieler Gefährtinnen zur Erheiterung seiner Mußestunden einem gewissen wissenschaftlichen Prinzip folgte. Ja, man könnte glauben, daß er nur der Wissenschaft zu Liebe ein ethnologisches Museum, freilich von ganz besonders interessanter Art, zusammengestellt habe, um nicht so leicht die bezeichnenden Züge eines jeden Stammes zu vergessen. Ich habe oft gesehen, daß er, wenn ich mit ihm über die verschiedenen Stämme des Negerlandes sprach, von der Neuheit eines Namens betroffen wurde und bedauerte, daß er in seinem Harem noch kein Exemplar der Art habe, auch sogleich seinen Dienern den Befehl gab, ein solches in möglichster Vollkommenheit zu beschaffen. Als ich ihm eines Tages ein illustrirtes ethnologisches Werk zeigte, an welchem er sichtliches Interesse nahm, und zu dem Bild einer schönen Cirkassierin kam, bemerkte er mit einem Ausdruck unzweideutiger Genugthuung, daß er ein lebendes Exemplar auch dieser Art besitze. Angeregt durch diese Offenheit und die Gesetze mohammedanischer Etikette für den Augenblick vergessend, fragte ich, ob die Schönheit dieser Sklavin der des Bildes gleichkäme; er beantwortete jedoch diese etwas unbedachtsame Frage nur mit einem Lächeln. Auch schien mein Freund nicht ohne herzliche Zuneigung für seine Frauen zu sein; wenigstens erinnere ich mich, daß er eine derselben, welche im Winter 1851 starb, auf das Innigste betrauerte, und in der That schien seine Trauer nicht etwa blos der Kummer des Sammlers um den Verlust eines „Exemplars" zu sein. — Der arme Hadj Beschir hinterließ, als er in dem letzten Monate des Jahres 1853 auf so gewaltsame Weise aus einem fröhlichen Leben in die Ewigkeit befördert wurde, 73 Söhne und etliche 50 Töchter am Leben.

Bei alledem war Hadj Beschir nach mohammedanischen Begriffen ein religiöser Mann und fand es daher abscheulich, daß die Europäer, welche er ihrer Kenntnisse wegen bewunderte, berauschende Getränke und zwar oft im Uebermaaß genössen. Ich beruhigte ihn jedoch mit der Bemerkung, daß, da die Europäer sich mit Einer Frau begnügten, er ihnen schon eine andere Schwäche nachsehen müßte, dies führte ihn aber in seinem mohammedanischen Vorurtheil zu der Ueberzeugung, daß das Trinken berauschender Getränke bei den Christen und Europäern die direkte Folge der Monogamie sei, indem unglückliche Eheleute, ewig in dasselbe unerträgliche Joch gespannt, ihren Gram und ihr Herzeleid in Wein und Bier begraben

wollten. Leugnen läßt sich sicherlich nicht, daß der Moslem von gutem Schlag häuslicher ist, als der Christ.

Seinen streng-moslemischen Charakter bewies Hadj Beschir auch bei Aufstellung der Bedingungen, unter denen er Eröffnung des Handels mit den Engländern gestatten wollte, obgleich er einen solchen sehr wünschte. Er wollte nämlich den Verkauf des Schlechtesten und des Besten verbieten, was dem Christenthum eigenthümlich ist — berauschende Getränke und die heilige Schrift. Es war nicht seine Absicht zu verhindern, daß die letztere überhaupt in das Land gebracht würde, aber sie sollte nur zu Geschenken benutzt, nicht verkauft werden. Bei solchen Grundsätzen und Ansichten fand er seinen Stolz und sein Vergnügen darin, mit mir über wissenschaftliche Gegenstände zu sprechen, wie über die Bewegung der Erde, das Planetensystem und dergleichen, besonders wenn ich bei einem öffentlichen Divan, „nogona“, des Scheichs zugegen war.

Wenn der Verkehr mit diesen Männern die Quelle geistiger Anregung für mich war, so trug zur leiblichen Behaglichkeit während meines Aufenthaltes in Kukaua die Wohnung viel bei, die ich schon in den ersten Tagen meines Dortseins mit der mir ursprünglich angewiesenen vertauscht hatte. Dieselbe lag ziemlich in der Mitte der Weststadt, doch nicht unmittelbar an der großen, geräuschvollen Verkehrsstraße. Da sie nicht nur von mir bei meiner wiederholten Anwesenheit in Kukaua, sondern auch von Dr. Overweg und später von Dr. Vogel bewohnt worden ist, so wird es nicht ohne Interesse sein, ihre innere Einrichtung hier zu veranschaulichen.




1. Vorhalle — »ssegifa« — mit dem Haupteingang; in der Ecke eine geräumige Lehmbank. — 2. Kleiner offener Hofraum mit einem sehr schönen Gummi-Elasticum-Baum (3). — 4. Ein zweiter kleinerer Hofraum mit Hühnerhaus (5). — 6. Innere Vorhalle, wo anfangs die Diener sich aufhielten, die aber später in einen einfachen Speisesaal verwandelt wurde. Hier wurden die Wasserurnen in kühlem Schatten aufbewahrt. — 7. Kleiner offener Hofraum mit Wasserurne. — 8. Inneres Gemach, wo ich und später Dr. Vogel wohnte. Es war sehr beschränkt, aber doch das freundlichste und hellste im Hause und während der heißen Tagesstunden angenehm kühl. — 9. Großer innerer Hof mit der Küche. — 10. Gemach mit breiter Lehmbank, wo Dr. Overweg am Tage zu ruhen pflegte. — 11. Schlafgemach Overweg's, später der beiden englischen Sappeurs, welche Dr. Vogel begleiteten. — 12. Kleiner hinterer Hofraum. — 13. Proviantzimmer. — 14. Anfängliche äußere Umfassungsmauer des großen Hofes, wurde später weggerissen, als wir den Hof des Nachbars für unsere Thiere hinzu erhielten. Wir hatten zu Zeiten 6 Pferde und 4 oder 6 Kühe. — 15. Eine sehr geräumige Hütte mit Lehmmauern und Rohrdach, die ich während meines Aufenthaltes in Kukaua nach der Rückkehr von Timbuktu bewohnte. — 16. Hütte, in welcher Madi, ein Freigelassener, wohnte: er war zuerst im Dienst des Herrn Richardson, dann Dr. Overweg's Diener und zuletzt Dr. Vogel's Hauptdiener und ist wahrscheinlich mit ihm zugleich in Wadai getödtet worden. Für eine im Dienste der Expedition früher empfangene Wunde war ihm eine kleine Pension gesichert. — 17. Hütte eines anderen Dieners. — 18. Viehraum. — 19. Ein von uns gegrabener Brunnen, der aber mehrmals an eine andere Stelle verlegt werden mußte. — 20. Ein viereckiges, später zerfallenes Lehmhaus.

Dies Alles bildete das „Englische Haus“ — „fato Inglisbe“ —, wie es gewöhnlich genannt wurde; der Scheich hatte die Freundlichkeit, es der englischen Mission zu überlassen, so lange als Jemand da sein würde, es in Obhut zu nehmen.

So war denn eine erträgliche Häuslichkeit eingerichtet, aber nun fehlte es an einem Locomotiv, um sich umzuschauen. Ich mußte also bei meinen Ausgängen in die Stadt und deren Umgebung anfangs zu Fuße gehen, was des tiefen Sandes und des heißen Wetters wegen sehr angreifend war. Mein armer Vier-Dollar-Gaul, der mich von Katsena hergetragen hatte, bedurfte nothwendig mehrere Monate zu seiner Erholung, war auch zu unansehnlich, als daß ich mich in einer

so großen, glänzenden Residenz mit demselben bei einem längeren Aufenthalt hätte zeigen können.

Als der Vezier hörte, daß ich wegen eines Pferdes im Handel stehe, beredete er den Scheich, mir ein solches zum Geschenk zu machen. Es war ein hohes, wohlgebautes Thier, leider aber von einer Farbe, die mir nicht zusagte. Indessen war ich froh, wieder ein Pferd zu meiner Verfügung zu haben, und machte täglich einen Ausritt, entweder nach dem östlichen Stadttheil, um dem Scheich oder dem Vezier einen Besuch abzustatten, oder ich streifte rund um den ganzen Umfang der Stadt, die verschiedenen Scenen des Volkslebens beobachtend. Das Gebiet der eigentlichen Stadt und ihrer Vorstädte war in der That eben so interessant, als die weitere Umgebung, namentlich in den letzten Monaten vor der Regenzeit, über alle Maaßen einförmig und trostlos.

Schon die Anlage der Residenz an und für sich trägt viel dazu bei, dem Bilde, welches sie darbietet, Abwechselung zu verleihen. Wir haben bereits gesehen, daß sie aus zwei ganz getrennten Städten besteht, deren jede mit einer besonderen Mauer umgeben ist und eine eigene Bevölkerung beherbergt. Der Wohnplatz der Reichen enthält ziemlich stattliche, für sehr große Haushaltungen eingerichtete Gebäude, während der andere Stadttheil mit Ausnahme einer einzigen Hauptverkehrsstraße, des die Stadt von Ost nach West durchziehenden Dendals, mehr aus engen Quartieren mit schmalen, krummen Gäßchen besteht. Diese beiden Städte sind durch einen Platz getrennt, der, etwa eine Viertelstunde breit, in der Mitte eine weite offene Straße bildet, zu beiden Seiten derselben aber dicht mit Wohnungen besetzt ist. Die Anlage der letzteren ist von aller Regelmäßigkeit weit entfernt, so daß das Ganze ein Bild der interessantesten Verworrenheit bietet. Rings um beide Städte dagegen reihen sich kleine Dörfer oder Gruppen von Hütten und große, einzeln stehende Meiereien.

Mit Ausnahme eines jeden Montags, an welchem gerade zur heißesten Tageszeit eine höchst geschäftige und interessante Scene den großen Marktplatz vor dem westlichen Thor der „billa futebe" belebt und alle dahin führenden Straßen gedrängt voll von Menschen sind, ist es von Mittag bis 3 Uhr Nachmittags in der Stadt äußerst ruhig. Selbst zu anderen Tagesstunden würde man hier die verschiedenartigen Scenen des Gewerbfleißes, welche sich in dem in dieser Hinsicht an Abwechselung so reichen Panorama von Kano zeigen, vergeblich suchen. Anstatt der zahlreichen Färbereien voll Leben und

Geschäftigkeit, freilich auch der Ursache störender und entstellender Unreinlichkeit, die über Kano verbreitet sind, giebt es nur eine einzige Marina in Kukaua, und diese ist noch dazu von der ärmlichsten Art. Man hört nicht den taktmäßigen Schlag, mit dem die Toben geglättet werden, und der vielen Orten in Haussa einen Charakter von Geschäftigkeit verleiht; ja, es läßt sich überhaupt kaum das Geräusch irgend eines Handwerks vernehmen. Der bedeutende Unterschied, der in der ganzen Physiognomie der beiden Städte Kano und Kukaua herrscht, muß zum großen Theil auf die Verschiedenheit im Charakter des Bornu- und des Haussa-Volkes zurückgeführt werden, den ich bereits an einer andern Stelle angedeutet habe. Das Leben der melancholischen Kanori fließt im Ganzen sehr einförmig dahin und wird nur selten durch eine gelegentliche Festlichkeit unterbrochen. Recht lebendig tritt die Verschiedenheit der beiden Völkerschaften auch bei dem weiblichen Geschlecht hervor. Die Bornu-Frauen sind im Allgemeinen viel häßlicher, breite, kurze Figuren mit großen Köpfen, breiten Nasen mit weit offen stehenden Nasenlöchern, durch eine rothe Perle im Nasenflügel nur noch mehr verunstaltet. Dessenungeachtet sind sie ganz so gefallsüchtig, legen aber ihre Eitelkeit in einer rohen, weit ungeschickteren Weise an den Tag, als die aufgeweckten, in ihrem Betragen weit anständigeren Haussa-Frauen. Nie habe ich eine solche in der Weise vieler Bornauerinnen auf der Straße einherstolziren sehen, den Rock — um mich dieses Ausdruckes zu bedienen — lang am Boden hinschleppend, mit den ausgebreiteten Armen die Zipfel der über die Schultern gezogenen Senne aus einem Stück gedrucktem Manchester-Kaliko in seiner ganzen Färbenpracht vor sich haltend. Das Beste an der Kleidung oder dem Schmuck der Bornu-Frauen ist die „fallafalle kelabe", der Silberschmuck, welchen sie auf dem Hinterkopfe tragen und der einer hohen Figur sehr gut steht. Um einen solchen Schmuck sich zu verschaffen, opfern Viele, was ihr wahrer Stolz sein sollte. Der Schmuck hat daher den in vielen Fällen richtigen Spottnamen erhalten: „mit deinem Seelenfrieden ist's aus". Ungleich wohlgefälliger als die Bornauerinnen sind die Kanembu-Frauen, die mit ihren regelmäßigeren, weniger breiten Gesichtszügen und zarterem Knochenbau mehr Aehnlichkeit mit den Eingebornen Haussa's haben.

Der belebteste Theil der beiden Städte ist der große Verkehrsweg, welcher sie von West nach Ost durchschneidet und gerade auf die Wohnung des Scheichs in der Oststadt zu führt. Dies ist der

„dendal“ oder, wie wir etwa sagen würden, die Königsstraße. Eine ähnliche Straße giebt es, mehr oder weniger großartig, in jeder Landstadt. Den Dendal entlang drängt sich den ganzen Vormittag und Nachmittag über eine große Menge von Reitern und Fußgängern, Freie und Sklaven, Fremde und Eingeborne, Jeder in seinem besten Anzuge, um dem Scheich oder dem Vezier einen Besuch abzustatten, oder einen Auftrag auszuführen, um Gerechtigkeit oder Beschäftigung zu erlangen, oder um ein Geschenk zu bekommen. Auch ich bin oft diesen vielbetretenen Weg gegangen, diese Hauptgasse des Ehrgeizes hier zu Lande. Gewöhnlich aber machte ich mich zu ungewohnter Stunde auf, früh am Morgen, während der glühenden Mittagshitze oder am Abend; denn zu solchen Stunden durfte ich am ehesten erwarten, den Vezier oder auch den Scheich allein zu treffen.

Was den Marktverkehr von Kukaua anbetrifft, so werden täglich kleine Märkte, „durria“, am Nachmittag an verschiedenen Stellen abgehalten und ein wöchentlicher Hauptmarkt, „kasuku“, an einem jeden Montag. Auf der Durria findet man so ziemlich dieselben Waaren wie auf dem Kasuku letninbe, nur nicht in derselben Menge und zu so billigen Preisen. Auf dem bedeutendsten der kleinen Nachmittagsmärkte sah ich sogar Kameele, Pferde, Ochsen in beträchtlicher Anzahl feilgeboten. — Den großen Montagsmarkt besuchte ich fast regelmäßig, da er sehr viel Interessantes bot; indem er die Bewohner aller östlichen Landschaften von Bornu zusammenführte. Es kommen die Schua und Keuam mit ihrer Butter, die Kanembu mit Butter und getrockneten Fischen, die Leute aus Makari mit Toben, selbst an Budduma oder Yedina fehlt es nicht, welche Peitschen aus dem dicken Felle der Flußpferde oder selbst das Fleisch dieser gewaltigen Wasserschweine oder ebenfalls getrocknete Fische, den beliebten Leckerbissen der Kanori, zu Markte bringen, um Korn dagegen einzuhandeln. Diese Insulaner des Tsad ziehen die Aufmerksamkeit des Beobachters durch ihre schlanke Gestalt und ihre kleinen, hübschen, nicht durch Einschnitte entstellten Gesichtszüge auf sich. Die Männer tragen gewöhnlich ein kurzes schwarzes Hemd und einen kleinen schwarzen Strohhut, während die Frauen reich mit Glasperlen geschmückt sind und zum Theil das Haar in einer auffallenden Weise tragen, wenn auch nicht in der Art, wie Dr. Overweg es auf der Tsad-Insel Belarigo sah, wo das Haar der Frauen in der großartigsten Weise flügelartig aufgemacht war.

Auf dem Markte hat zwar jeder Verkaufsartikel einen besonderen Platz, wo er feilgeboten wird, innerhalb dieses Raumes aber herrscht

wenig Ordnung. Buden oder Schattendächer, in regelmäßigen Reihen aufgestellt, wie in Kano und andern Orten, kennt man hier nicht; Jeder kauert sich mit seiner Waare dahin, wo es ihm beliebt. Der Marktbesuch wird dadurch äußerst beschwerlich, zumal sich in den besuchtesten Stunden, von 11 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, oft 15- bis 20000 Menschen während der größten Hitze des Tages auf dem schattenlosen Marktplatz zusammendrängen mögen. Ungeachtet einer solchen Menschenmenge ist der Lärm nur gering, da die Kanori überhaupt weniger laut sind und die Verkäufer ihre Waaren nicht ausrufen; nur das Pfeifen des Barbiers läßt sich fortwährend hören. So geschieht auch für die Unterhaltung des Publikums wenig; höchstens daß ein Schlangenzähmer seine Künste zeigt oder ein Geschichtserzähler sich vernehmen läßt. Nur der Mallem vergißt nie, sich einzufinden, und verdient sich durch das Aufsetzen von Zauberformeln, oder durch Briefschreiben manches „Rottel“ von dem leichtgläubigen Landvolk. Leckerbissen werden den Besuchenden ebenfalls nur spärlich angeboten, im Vergleich mit der Mannichfaltigkeit von Kuchen und Süßigkeiten auf den Marktplätzen Haussa's.

Ist nun der Marktverkehr schon wegen der mangelnden Ordnung beschwerlich, so wird er es noch viel mehr durch das Fehlen eines festbestimmten Tauschmittels. Die ehemalige Währung des Landes, das Pfund Kupfer, hat längst ihre Geltung verloren; nur der Name davon, „Rottel“, hat sich erhalten. Hierauf kamen die Baumwollenstreifen, „gabaga“, in Gebrauch, und kurz vor der Zeit meiner Anwesenheit hatte man angefangen, das Muschelgeld (Cypraea Moneta, die „Kurdi“ der Haussaua, in Bornu „Kungona“ genannt) einzuführen. Acht Kungona werden einer Gabaga, und 4 Gabaga oder 32 Kungona 1 Rottel gleich gerechnet. Da es aber zu mühsam sein würde, jedesmal eine Menge Baumwollenstreifen abzumessen, so bedient man sich zum Einkauf werthvollerer Gegenstände der Hemden, deren es von allen Größen und Sorten giebt, im Werth von 6 bis 65 Rottel. Dieses sind feste, keinem Schwanken unterworfene Werthverhältnisse; dagegen war das Verhältniß des Rottels zu dem österreichischen oder Vogel-Thaler, „bu-ter“, der in Bornu beliebter als der spanische oder Kanonen-Thaler, „bu-medfa“, und viel im Umlauf ist, äußerst unbestimmt. Es war dies die Folge von Spekulationen und Mäklereien, welche die Großen des Landes — und unter ihnen namentlich mein guter Freund Hadj Beschir — sich erlaubten. Wenn Letzterer z. B. einen bedeutenden Betrag von Muschelgeld in Umlauf

zu bringen wünschte, fiel der Thaler plötzlich auf 45 oder 50 Rottel, während er zu anderen Zeiten selbst 100 Rottel oder 3200 Kurdi galt. Aber in vielen Fällen sind diese Werthe ganz imaginär. So wird ein kleiner Landmann, der sein Korn zum Montagsmarkt nach Kukaua bringt, durchaus keine Zahlung in Muscheln annehmen, selten, daß er den Thaler nimmt. Der Käufer, der Korn zu haben wünscht, muß demnach, wenn er kein anderes Tauschmittel als Thaler besitzt, diese erst gegen Muscheln vertauschen, mit diesen kauft er ein Hemd und nun erst ist er im Stande, sein Getreide zu erhandeln.

Was die auf dem Montagsmarkt feilgebotenen Waaren anbetrifft, so bestanden sie aus all' den täglichen Bedürfnissen des dortigen Lebens. Kam man von der Stadt her auf den Marktplatz, so erreichte man zuerst den Theil desselben, wo das verschiedene Baumaterial für die landesüblichen leichten Behausungen feilgeboten wurde. Matten von drei verschiedenen Arten, Stangen und Stecken zum Gerüst für die Strohdächer, mit dem „titi“, dem aus Stroh geflochtenen Kranzgesims, dem Gipfelholz, „keska-n-ssummo“, wozu dann noch bei nobleren Bauten der Schopf, „kogo ngimbe“, kommt, der mit der Schale eines Straußeneies geschmückt werden muß, um die Fruchtbarkeit der Familie zu garantiren — alles dies war einzeln zu haben. Dann kamen Schlachtochsen und die langen Reihen der Laststiere, welche das Korn in großen Lederschläuchen zu Markt geschafft hatten. Hierauf folgten die feilgebotenen Kameele, deren es oft mehr als 100 gab, und eine große Anzahl von Pferden. Letztere waren nicht vom besten Schlag, da die guten Pferde meist unter der Hand verkauft werden. Kameele kauft man in Kukaua, und zwar ganz brauchbare Thiere, gewöhnlich für 8 Thaler; sobald aber der Aufbruch einer Karawane oder „karabka“ nach Fesan bevorsteht, steigt der Preis für gute Thiere auf 15—20 Thaler. Recht gute, starke Reisepferde konnte man während meines ersten Aufenthaltes in Kukaua für 6—8 Thaler kaufen, und ein sehr gutes Reit- oder Luxuspferd kam nie höher als 30 Thaler; ein ausgezeichnetes Pferd von fremder Zucht wurde jedoch je nach Vorliebe und Mode auch oft mit 300 Thalern bezahlt. Im Jahre 1854 aber war der Preis in Folge der Ausfuhr, die früher verboten gewesen, sehr gestiegen; namentlich nach dem Westen zu, nach Munio, Katsena und Maradi, gingen eine große Menge Pferde. Ich verweile länger bei diesem Gegenstand, weil die Pferdezucht in Bornu einen sehr interessanten und wichtigen Gegenstand bildet. Die Rasse ist sehr gut für dieses Land, indem die Thiere, außerdem daß

sie von schönem und hohem Wuchs sind, Anstrengungen auf bewunderungswürdige Weise aushalten können, sobald sie von Jugend auf daran gewöhnt sind.

Die Mitte des Marktplatzes nehmen die Händler in allen Arten von Waaren ein, der Kleinhändler, der seinen Kram in bunter Mannichfaltigkeit auf dem Boden ausbreitet, und der größere Kaufmann, der nur mit einem einzigen Artikel handelt. Hier wird alles Mögliche ausgeboten: Kleidungsstücke aller Art, Perlen von jeder Gestalt und Farbe, Lederarbeiten, worunter sehr nett und elegant aus gefärbtem Rindsleder gearbeitete Büchsen von verschiedener Gestalt und Größe. Unter dem hervorragendsten der wenigen leichten Schattendächer aber, die es hier giebt, bietet der „dilelma“ jene armen Unglücklichen aus, die, ihrer Heimath entrissen, hier wie eine Waare aus einer Hand in die andere wandern.

Ist auf der einen Seite der Marktbesuch beschwerlicher, so sind auf der andern die Lebensbedürfnisse in Kukaua billiger, als in irgend einem andern Orte Mittel-Afrika's, den ich besucht habe. Sie sind um die Hälfte billiger als in Katsena und Ssokoto, ein Drittel billiger als in Kano und etwa um ein Viertel billiger als in Timbuktu. Natürlich wechseln die Getreidepreise nach den Jahreszeiten; am niedrigsten sind sie etwa zwei Monate nach der Ernte, also im November, wann der Landmann mit dem Ausdreschen fertig ist, am theuersten gerade zur Zeit der Ernte. Hirse (Pennisetum distichum) ist übrigens in Kukaua in größerer Menge vorhanden und billiger als Sorghum. Dasselbe Verhältniß besteht auch in Timbuktu und Kano, das umgekehrte dagegen in Baghirmi. Dabei ist die Hirse von Bornu, besonders einzelne Sorten, höchst vortrefflich und die daraus gebackenen dünnen, Pfannkuchen-ähnlichen Scheiben oder „kissere“ bilden die leichteste und beste Nahrung des Europäers in diesem Lande, obgleich ihr täglicher Genuß natürlich bald zuwider wird, ja selbst durch die Einförmigkeit den Magen schwächt. — Im Durchschnitt kann man in Kukaua für einen Thaler drei Ochsenladungen Hirse kaufen; 1½ Thaler ist der Preis eines guten Schlachtochsen von vielleicht 600 Pfund Gewicht; zwei Thaler bezahlt man für einen leidlichen Lastochsen oder eine Milchkuh, einen Thaler für zwei gute Schaafe, 17—20 Rottel für eine „botta“ Butter. Weizen und Reis gelten den doppelten Preis des gewöhnlichen einheimischen Getreides; denn Reis möchte auch für Mittel-Afrika als einheimische Pflanze erscheinen, da er überall wild wächst, in Baghena sowohl wie in Kotogo und

Baghirmi; der in Kukaua zu Markt gebrachte Reis aber ist das von den Elephanten verschmähte, übrig gelassene Produkt der Waldung und von sehr geringer Qualität. Der Weizen dagegen ist, wie es scheint, seit einigen hundert Jahren gleichzeitig mit der Zwiebel von Norden eingeführt; letztere ist für dieses Klima eine außerordentlich gesunde Speise und auch die beliebteste Zukost des Arabers; der eingeborne Afrikaner aber hat keinen Geschmack dafür.

Von Früchten sind die gewöhnlichsten die süße und die bittere Erdmandel, „koltsche“ und „gangala“, wovon besonders die erstere als Lebensmittel einen bedeutenden Artikel bildet, mehr aber noch als in Bornu in den östlichen Theilen von Adamaua. Ferner die „bito“, die Frucht des Hadjilidj (Balanites Aegyptiacus); eine Art Physalis; die „birgim“, eine Art Pflaume; die „korna“, die Frucht des Rhamnus Lotus, und die Frucht des Dumbaumes (Cucifera Thebaica). Vor allen steht die Bito bei den Kanori in hohem Ansehen und von einem Bitobaum sagen sie, er sei gleich einer Milchkuh.

Von andern Vegetabilien sind Bohnen die gewöhnlichsten auf dem Markte, besonders Vicia Faba, ein sehr wichtiges Nahrungsmittel. Zur Zukost und Würze des Fleisches ziehen die Eingebornen den Zwiebeln die jungen Blätter der Adansonia und dergleichen vor, wenn sie sich die beliebteste, aus getrocknetem Fisch bereitete, Brühe nicht verschaffen können. Man hat in diesem Theile Bornu's keine süßen Kartoffeln, noch Brodwurzeln (Dioscorea), weshalb die Nahrungsmittel weniger abwechselnd sind als in Haussa, Kebbi und Yoruba; in der That bildet die Frucht der Dioscorea in Bornu eine Seltenheit, so daß sie als Geschenk für einflußreiche Männer dient.

Dies sind die allgemeinen Bemerkungen über das Leben der Eingebornen, die ich während meines Aufenthaltes in Kukaua machte. Denn obgleich ich von Anfang an meine Reise nach dem Süden betrieb, mußte ich mich doch erst mit den Herrschern des Landes auf guten Fuß stellen, mußte meine Angelegenheiten einigermaaßen ordnen und mich vor Allem mit Overweg besprechen, und der blieb gar lange über die anberaumte Zeit aus. Diesen Aufenthalt sollte ein Ausflug nach Ngornu und den Ufern des Tsad sehr angenehm unterbrechen. Scheich Omar wollte nämlich einen oder zwei Tage in Ngornu, dem Lieblingsaufenthalt seines Vaters, mit dem ganzen Hofe zubringen und ging am 23. April dahin ab. Vom Vezier eingeladen, ebenfalls dorthin zu kommen, folgte ich am andern Tage nach.

Der Weg nach Ngornu zeigte dieselbe trostlose Einförmigkeit,

welche die ganze Umgebung Kukaua's charakterisirt. Anfangs war nichts zu sehen, als die melancholische Asclepias, und das ganze Land erschien als eine ungeheure Asphodeloswiese; dann nahm das niedere Gestrüpp der Cucifera überhand, bis allmählich einige Bäume die Landschaft belebten und zuletzt eine niedere Waldung bildeten, die, fast ausschließlich aus Mimosen bestehend, nicht minder einförmig war. Dabei führte der Pfad durch tiefen Sandboden; nur in einiger Entfernung zeigten sich kleinere und größere Weiler. Zur Regenzeit breiten sich hier ansehnliche Lachen oder Teiche aus, zur Zeit aber war Alles trocken und ausgedörrt. Anderthalb Stunden vor Ngornu hörte der Baumwuchs wieder auf, und es folgte nun eine ungeheure fruchtbare Ebene, zur Zeit aber ebenfalls wieder mit der unvermeidlichen Asclepias überwuchert. Nur in großer Entfernung bezeichneten Baumgruppen die Lage von Ortschaften, darunter die jetzt wüste Stätte des 1847 von Hadj Beschir zerstörten Neu-Birni.

Als ich etwa um 1 Uhr Nachmittags nach Ngornu kam, lag Alles im tiefsten Schlaf; Scheich Omar war während der Nacht gereist und seine Höflinge suchten sich nun durch eine desto längere Siesta zu entschädigen. Ngornu ist ein hübscher und sehr umfangreicher Ort, damals volkreicher als die Hauptstadt, mit dem Anschein der Wohlhabenheit; zur Zeit aber war es so überfüllt mit Menschen und Pferden, daß ich am andern Morgen froh war, als ich wieder im Sattel saß, um dem großen binnen-afrikanischen See, dem Hauptziele unserer Unternehmung, den ich in geringer Entfernung wähnte, zuzueilen. Rasch ging es über eine endlose grasige Ebene, auf welcher das Auge vergeblich einen Ruhepunkt suchte. Endlich erreichten wir einen seichten Sumpf, der, bald sich ausdehnend, bald zurückweichend, sehr unregelmäßige Umrisse zeigte, so daß unser Vordringen sehr erschwert wurde. Vergeblich bemühten wir uns eine lange Zeit, aus dem Bereiche des Sumpfs herauszukommen, und ich strengte meine Augen eben so vergeblich an, in der Ferne einen Blick auf offenes Wasser zu erhalten. Endlich entschloß ich mich, für's Erste nach Ngornu zurückzukehren, um einen kundigen Führer zu suchen.

Welch' verschiedenartigen Anblick gewährte die Landschaft, die wir jetzt durchritten, im Winter von 1854 auf 1855! Während wir bei unserem heutigen Ausflug — zu einer Zeit, wann die Wassermasse des See's noch wenigstens drei Monate lang bei der ungeheuern Verdunstung ohne namhaften Zufluß bleiben mußte — nur Spuren des feuchten Elementes gefunden hatten, war in jenem Winter die Stadt

Ngornu mehr als zur Hälfte vom Wasser verschlungen; ein tiefer, meilenweit offener See hatte sich im Süden derselben gebildet, und unter ihm lagen die fruchtbaren Gefilde weithin begraben. Diese große Umgestaltung des Terrains scheint die Folge davon gewesen zu sein, daß die aus Muschelkalk bestehenden untern Schichten des Bodens im vorhergehenden Jahre nachgegeben hatten und so das Seeufer auf dieser Seite bis an zwanzig Fuß gesunken war. Aber auch ohne solche besonderen Ereignisse besteht eben die Eigenthümlichkeit des Tsad darin, daß er bei dem wechselnden Zufluß und der ungeheuren Verdunstung seine Ufer jeden Monat ändert und daher nicht mit dauernder Genauigkeit im Allgemeinen kartographisch dargestellt werden kann. So gewann ich schon an diesem Tage die Ueberzeugung, daß es uns höchstens möglich sein würde, die Ufer des See's in allgemeinen Umrissen niederzulegen und etwa die Grenzen des höchsten und des niedrigsten Wasserstandes für diejenigen Uferstrecken anzugeben, die zu untersuchen uns vergönnt sein würde.

Mißmuthig betrat ich die Stadt wieder und klagte bei dem Vezier über den erfolglosen Ritt. Er versprach mir nun einige Reiter mitzugeben, die mich am Ufer des See's bis nach Kaua bringen sollten, von wo ich dann nach Kukaua zurückkehren könnte. So brach ich denn am andern Morgen in Begleitung zweier Reiter abermals auf. Meine Führer schlugen sogleich einen nordöstlichen Kurs ein, und ich hörte nun, daß das offene Wasser in der von mir am vorigen Tage verfolgten genau östlichen Richtung gerade am weitesten von Ngornu entfernt sei. Nach einem Ritt von einer halben deutschen Meile über eine baum- und leblose Grasfläche betraten wir sumpfigen Boden, und bald stieg uns das Wasser bis an die Kniee im Sattel. So erreichten wir den Rand eines schönen offenen Seebeckens, umgeben von Papyrusstauden und hohem Schilfrohr. Es war die Bucht Ngirumwa; ich konnte mich nun überzeugen, daß der Tsad zum Theil wenigstens offenes Wasser besitze, woran ich schon zu zweifeln angefangen hatte. Wir hielten nun eine mehr nördliche Richtung ein, aber fortwährend durch tiefes Wasser voll Gras und Wasserpflanzen, so daß unsere Pferde auf das Aeußerste angestrengt wurden. In einer zweiten Bucht, Dimbeler, war ich so glücklich, zwei kleine Boote der oft erwähnten Tsad-Piraten, der Yedina, zu sehen, kleine flache Boote, aus leichtem Fugoholz gezimmert, etwa 12 Fuß lang und jedes von zwei Männern regiert. Sobald sie uns erblickten, stießen sie schnell ab; ohne Zweifel waren sie auf Menschenraub

ausgegangen und lauerten hier im Hinterhalte Leuten aus den benachbarten Dörfern auf, die hierher gekommen waren, um Schilf für ihre Hütten zu schneiden.

Nachdem wir diese von der nahen Gefahr unterrichtet hatten, setzten wir unsern Wassermarsch fort. Die Sonne schien mit großer Gewalt, doch machte eine leichte kühlende Brise, die über das Wasser herüberkam, die Hitze erträglich. Ich konnte vom Sattel herab das Wasser mit dem Munde erreichen und hatte so hinlänglich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß es vollkommen süß, und daß es eine auf Vorurtheil beruhende Annahme sei, wenn man in Europa behauptet, das Wasser des Tsad müsse salzig sein, da er keinen Ausfluß habe. Allerdings giebt es viele Oertlichkeiten rings um den See her, deren Boden mit Natron geschwängert ist, welches sich den unbedeutenden, nach Ueberschwemmungen zurückbleibenden Ansammlungen von Wasser aus dem See mittheilt. Aber auch dies ist nur der Fall, wenn diese Becken eine geringe Tiefe haben; sind sie voll, so ist der Natrongehalt nicht bedeutend genug, und das Wasser bleibt süß. Diese meine Angabe ist vollkommen bestätigt worden durch die folgenreichen Beobachtungen, die Herr Prof. Ehrenberg an der von Dr. Vogel eingesandten Probe von Tsadschlamm angestellt hat und die ergaben, daß dieser Schlamm voll von Pflanzenresten sei, daß also der darauf sich ausbreitende See unzweifelhaft ein Süßwassersee sein müsse.

Trotz dieser Beschaffenheit aber ist das Wasser des Tsad am Rande wenigstens nicht sehr geeignet zum Trinken, da es zu warm und eben zu sehr mit Pflanzenstoffen angefüllt ist. Ueberall umgab den Rand des freien Wassers 10—14 Fuß hohes Schilfrohr, von welchem zwei Sorten unterschieden werden, „miele“ und „bore“ oder „bole“. Ersteres enthält ein zartes weißes Mark, das von den Eingebornen gegessen wird, mir aber einen sehr fäden Geschmack zu haben schien. Die Bore hat einen schwarzen Büschel, wie unsere gewöhnliche Binse, ihr Rohr ist dreikantig, ähnlich dem Papyrus. Ich fand später beide Arten in den Gewässern Munio's und Demagherims wieder. Das Schilfdickicht war von einer Schlingpflanze mit gelber Blume durchwachsen, die von den Eingebornen „borbudje“ genannt wird. Auf der Oberfläche des Wassers trieb eine Schwimmpflanze umher, die Pistia Stratiotes, wie ich glaube, die von den Anwohnern ganz bezeichnend die „heimathlose Fanna“ genannt wird (Fanna ist ein Mädchenname).

Auf der üppigen Sumpfebene zunächst dem Wasser schreckten

wir häufig große Heerden einer besonderen Antilopenart auf, die dann in mächtigen Sprüngen über die hohen Binsenmassen eilten oder auch, in's Wasser stürzend, schwimmend aus unserm Bereich zu entkommen suchten. Die Farbe dieser Antilope, die mir nur an den Ufern des Tsad vorgekommen ist, ist der des Rehes ähnlich, mit einem weißen Streifen unter dem Bauch; dagegen ist das Thier weniger schlank, ziemlich stämmig und außerordentlich fett. Es mag eine Abart der Antilope Arabica sein; die Araber legten ihr wenigstens denselben Namen bei, „el ariel"; von den Eingebornen wird sie „kelara" genannt.

Gegen Mittag kamen wir zu einer, Nghulbea genannten, Bucht, in welcher eine wirklich auffallende Anzahl von Flußpferden umherschnaubte; außerdem dient sie Krokodilen und der großen Wassereidechse, gelegentlich auch den seeräuberischen Yedina zum Aufenthalt. Elephanten, denen ich später in so großen Heerden an den nördlichen Strichen des westlichen Ufers begegnete, wo eine Reihe niederer Sandhügel und Gehölz ihnen eine passende, von Mücken freie Ruhestätte bieten, kamen hier nicht vor, eben aus Mangel einer solchen Lokalität.

Nghulbea war der östlichste Punkt meines kleinen Ausflugs, und indem wir uns nun mehr nach Westen wandten, kamen wir über trockene Weidegründe nach 1 ½ Stunden an die tief einschneidende, wohlgeschützte Bucht Nghomaren. Hier wurde ich durch den Anblick von elf großen Booten der Yedina auf das Angenehmste überrascht. Groß waren sie jedoch nur im Verhältniß zu den vorher gesehenen Fahrzeugen zu nennen; sie waren nämlich etwa 20 Fuß lang und ziemlich breit, hatten einen sehr niederen Bord, aber ein hohes, spitzes Vordertheil und waren ebenfalls von den schmalen Brettern des Fugobaums gezimmert, wenn man es zimmern nennen darf, da sie nur mit Tauen aus Dumblättern zusammengebunden waren; die Nähte und Lücken werden mit Bast verstopft. Eins der Boote enthielt elf Mann und neben anderer Fracht eine ziemliche Menge Natron. Doch will ich bemerken, daß die eben beschriebenen nicht die größten Fahrzeuge der Yedina sind; denn eins der Boote, welche später Dr. Overweg bei seiner Fahrt auf dem See begleiteten, war über 14 Meter lang und 2 Meter breit.

Die Yedina waren damit beschäftigt, ihr Natron an Kanembu gegen Korn zu verhandeln. Sie leben immer mit den Bewohnern einiger Dorfschaften an diesem Seegestade in gutem Einvernehmen, mit denen anderer dagegen in bitterer Feindschaft, werden aber im Allgemeinen als Landesfeinde von Bornu betrachtet. Gerade deshalb aber suchen

die Anwohner des Tsad sich irgend wie mit ihnen abzufinden, da sie bei der wenig thatkräftigen Regierung ihres Landes keinen Schutz finden. Ich wünschte sehr, eins der Boote zu besteigen, indessen faßten die Insulaner bei unserer Annäherung Mißtrauen und stießen vom Land ab. Nachdem wir noch eine Bucht Namens Mellela berührt hatten, wendeten wir uns nun westwärts und betraten nach etwa einer Stunde den Ort Maduari. Damals ein bedeutungsloser Name für mich, sollte dieser Ort später eine traurige Wichtigkeit für unsere Expedition erlangen, als die Grabstätte eines andern meiner Gefährten.

Der freundliche, aus 11—12 getrennten Hüttengruppen bestehende und von einer gewissen Wohlhabenheit zeugende Ort machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Ich wurde in das Haus eines Beamten der Regierung geführt, Namens Fugo Ali, der mich auf das Freundlichste aufnahm und glänzend bewirthete. Es war dasselbe Haus, in welchem 1½ Jahre später Dr. Overweg sterben sollte, während Fugo Ali selbst, der meinen Gefährten auf seiner Fahrt um die Inseln des See's begleitete und als Freund fast wöchentlich unser Haus besuchte, als ein Opfer der Revolution von 1854 fiel. Wie anders war mein Empfang auf diesem meinem ersten Ausfluge im Vergleich zu dem im Jahre 1855, als ich mit Dr. Vogel jene befreundete Stätte wieder besuchte und Fugo Ali's Wittwe bei meinem Anblick in heiße Thränen ausbrach, den Tod ihres Gatten und den meines Gefährten beklagend!

Die Einwohner aller dieser Dörfer sind Kanembu vom Stamme der Ssugurti, die nach der gänzlichen Verheerung ihrer Heimath Kanem sich in diesen aus Furcht vor den Yedina früher unbewohnten Gegenden niederließen. Ihre Nationaltracht jedoch haben die Meisten schon gegen die Kleidung der Kanori vertauscht. Die größte Zierde jener war ein eigenthümlicher Kopfschmuck, eine steife, nach oben weiter werdende Mütze, um deren oberen Rand eine aus Gabagastreifen bestehende Binde läuft; von dieser Binde getragen, reiht sich um den Wirbel ein Kranz emporstehender, bis zu 8 Zoll hoher Röhrchen. Außer einem eng anschließenden ledernen Schurz ist der Körper unbedeckt, aber geschmückt mit einer engen Schnur weißer Perlen um den Nacken, den gewöhnlichen, auf die Brust herabhängenden Ledertäschchen für Zauberformeln („leia") und drei Ringen am rechten Arm, nämlich einem am Oberarm, einem von Elfenbein über dem Ellbogen und einem über dem Handgelenk. Bewaffnet sind die Ssugurti mit einem oblongen, ausgebauchten, oben und unten gleich breiten Schild aus

leichtem Fugoholz, einer großen Lanze und drei bis vier Wurfspeeren.

Interessant für mich war die Anwesenheit einiger Yedina in Maduari, hübsche, schlankgewachsene und verständige Leute, deren ganzer Anzug aus einem Lederschurz und einer Schnur weißer Perlen um den Hals bestand, die zusammen mit ihren herrlichen kleinen Zähnen überaus schön gegen ihre schwarze Hautfarbe abstachen. Diese Leute gaben mir die ersten Nachrichten über die Inseln im See und nannten zehn als die bedeutendsten, deren Namen nachmals von Dr. Overweg fast alle bestätigt wurden. Eine derselben, Bredjare, soll sogar viele Pferde haben. Sie erklärten ferner, daß der See eine Tagefahrt von Kaia, dem kleinen Hafenort von Maduari, ganz frei werde und das offene Wasser oder „ngibul" sich dann in der Tiefe von zwei Mannslängen in der Richtung nach Schaui im Mündungsdelta des Schari erstrecke. — Aus allen Nachrichten, die ich sammeln konnte, muß man den Schluß ziehen, daß das tiefe offene Wasser des Tsad als eine Art Sackerweiterung des Flusses von der Mündung des Schari sich nach dem westlichen Ufer hinüberziehe und der übrige größere Theil des See's aus überschwemmtem Wiesenland bestehe.

Was die ethnologischen Verhältnisse der Yedina anbetrifft, so sind dieselben jedenfalls verwandt mit den Kotoko oder vielmehr ein Stamm derselben; der Sprache nach stehen sie den Bewohnern von Nghala, also den südlichen Anwohnern des Tsad, am nächsten und sind wohl als Stammverwandte des alteinheimischen Stammes der Sso oder Ssen anzusehen.

Nachdem ich so das schwierige, aber nützliche Tagewerk im Kreise meiner schwarzen Freunde angenehm beschlossen, legte ich mich unter einer Art Wetterdach zur Ruhe, hatte aber unendlich viel von den Mücken zu leiden. Mücken und Flöhe sind in der That eine große Plage aller Plätze am Seeufer und wenigstens die ersteren tragen bedeutend zur Erschwerung der Erforschung dieser Sumpflande bei, mehr als Flußpferde und Krokodile.

Schon vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Sattel; Fugo Ali, gefolgt von einem Trommler mit zwei kleinen Trommeln, begleitete uns. Es war ein herrlicher Morgen, und einfach, wie der Charakter der Gegend war, erfüllte sie mich mit hohem Entzücken. Ungebrochen zog sich die Linie des Horizontes dahin, indem die unermeßliche sumpfige Sawanna zu unserer Rechten mit der weiten flachen Lagune des Tsad verschwamm, dessen Inseln zu niedrig sind, um vom

Ufer aus gesehen werden zu können. Zur Linken zeigten sich mehrere Gruppen von Dörfern, dicht beschattet von weit sich ausbreitenden Bäumen.

So zogen wir langsam unseres Wegs nach Norden, während die aufgehende Sonne auf den Spiegeln der hie und da in der grünen Ebene sich ausbreitenden kleinen Wasserbecken ihre Strahlen brach und einen belebenden, warmen Hauch über die Landschaft ausgoß, die von zahlreichen Rindviehheerden belebt wurde. Wir passirten eine große Hürde, in welcher wenigstens 1000 Stück Rindvieh eingeschlossen waren und unter der Obhut von Kanembu-Hirten standen. In gleichen Abständen waren hohe, starke Pfähle in den Boden eingetrieben, welche zum Aufhängen von Schläuchen und Gefäßen aus fein geflochtenem Gras dienten, in denen Milch und Butter aufbewahrt wurden.

Erquickt durch einen reichlichen Trunk frischer Milch, ging es nach kurzem Aufenthalt weiter, und zwar in mehr östlicher Richtung, so daß wir bald wieder tiefes Wasser zu passiren hatten. Wir besuchten mehrere Buchten und erhielten unterwegs einen Zuwachs zu unserer Gesellschaft, indem ein anderer Kanembu-Häuptling sich zu uns gesellte, Namens Ssintelma, der ebenfalls mir und Dr. Overweg nachmals in stets treuer Anhänglichkeit ergeben blieb. — Das nächste Ziel unseres Ausflugs war die Bucht Belo; um diese aber, deren Ufer schärfer begrenzt sind als die der meisten andern, zu erreichen, mußten wir so tief in das Wasser reiten, daß mein Diener, der ein kleines Pferd ritt, fast ganz versank und in der That für einige Zeit von ihm nur Kopf und Flinte zu sehen waren. Meinem eigenen hochgewachsenen Pferd ging das Wasser bis über den Sattel.

Doch war es schon einiger Mühe werth, diesen Platz zu erreichen. Es war die breiteste Bucht des See's, die ich bisher gesehen hatte, ein schöner, offener, zu ansehnlicher Entfernung sich ausdehnender Wasserspiegel, dessen leichte Wellen, von einem mäßigen Ostwinde bewegt, sich gegen das Ufer brachen. Dennoch hatte er keinen sichtbaren Zusammenhang mit dem großen offenen Seebecken, sondern war ringsum dicht von einem ununterbrochenen Walde von Binsen verschiedener Gattungen umsäumt. Nebst vielen andern Wasserpflanzen war es namentlich die Nymphaea Lotus, welche an manchen Stellen eine vollständige grüne Decke bildete, und unter den zahllosen Flügen von Wasservögeln aller Art, die sich hier in ungestörter Ruhe tummelten, waren besonders wilde Enten zahlreich vertreten. Ueberhaupt ist das

seichte Wasser des See's zunächst dem Bornu-Ufer, das „nki tsilim" der Eingebornen, voll von Fischen und Gethier aller Art, während das innere offene Wasser, „nki bul", nach Dr. Overweg's Angabe ganz bar aller lebenden Wesen sein soll.

Mühsam arbeiteten wir uns durch Wasser und Binsen wieder auf festen Boden und hielten dann Rath, was weiter zu thun sei. Ich wünschte nämlich sehr, die Insel Ssoyurum zu besuchen, um von da wo möglich einen Blick auf das offene tiefe Wasser, das „kalilemma" der Yedina, werfen zu können. Zu Zeiten, wann der See nicht den höchsten Wasserstand erreicht, ist dieselbe ohne große Beschwerlichkeit in einem Tage zu Pferde zu erreichen, jetzt aber, erklärten meine Begleiter, würde die Tiefe des Wassers auf mehrere Meilen weit die Höhe meines Pferdes überschreiten. So mußte ich denn in der Lage, worin ich war, dem Wunsch, von diesem merkwürdigen Wasserbecken Mittel-Afrika's noch etwas mehr zu sehen, entsagen und folgte meinen Begleitern nach dem großen, etwa eine Stunde entfernten Dorfe Kaua. Der Weg dahin führte in westsüdwestlicher Richtung durch Bohnen- und Baumwollenfelder; einheimisches Korn oder Negerhirse scheint hier nicht gebaut zu werden. Kaua ist ein betriebsamer Ort, und als Sitz eines Beamten, und somit in näherer Verbindung mit der Regierung von Bornu stehend, leben seine Bewohner in bitterer Feindschaft mit den Yedina. In der Behausung einer Schwester Fugo Ali's fanden wir freundliche Aufnahme und Bewirthung und unter einer herrlichen Sykomore einen prächtigen Ruheplatz. So gestärkt setzten wir unseren Marsch am Nachmittag nach der Hauptstadt fort, in der wir gerade ankamen, als der Vezier zu Pferde stieg, um sich zum Scheich zu begeben. Auf ihn zusprengend begrüßte ihn unser Trupp nach landesüblicher Weise mit aufgehobener Waffe, und meine Begleiter erzählten ihm, daß wir zwei Tage im See umhergeschwommen wären und daß ich alle Buchten niedergeschrieben hätte. Ich nahm dann die ganze Gesellschaft von acht Mann mit nach meinem Hause und bewirthete sie nach Kräften. So schloß mein Ausflug nach dem Tsad (den 27. April 1851).

Ich war gerade zur rechten Zeit zurückgekommen, denn am folgenden Tag schlug die Karawane für Fesan ihre Zelte vor der Stadt auf, mit welcher ich wichtige Papiere zu senden hatte. Diese bestanden in dem literarischen Nachlaß meines unglücklichen Gefährten und in Depeschen an die englische Regierung, in denen unter Anderem ich mich zur weitern Fortführung und Leitung der Expedition erbot,

zugleich aber auch um die höchst nöthigen Nachschüsse bat; ohne deren baldiges Eintreffen hätten wir in der That nichts Besseres thun können, als so bald wie möglich nach Hause zurückzukehren. Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß mein treuer Diener Mohammed el Gatroni, welcher den dringenden Wunsch hatte, Frau und Kinder wiederzusehen, und den keine Bemühungen und Versprechen erhöhten Lohnes für den Augenblick zurückhalten konnten, mit eben dieser Karawane reisen wollte. Da er nun wiederzukommen versprach, ertheilte ich ihm, wie die Heerführer Roms ihren Soldaten, Urlaub, „pueris procreandis daret operam". und übergab ihm die Besorgung meiner Depeschen.

Die damals abgehende Karawane führte einen der zahlreichsten Sklaventransporte mit sich, die während meiner Anwesenheit in Bornu abgingen, denn die mitziehenden Kaufleute hatten zusammen 750 Sklaven. Sklaven werden in der That so lange den bedeutendsten Ausfuhrartikel in Bornu bilden, bis der Handel mit denselben an der Nordküste gänzlich unterdrückt sein wird, wozu allerdings in neuerer Zeit die nöthigen Schritte geschehen zu sein scheinen.

Herr Dr. Overweg war immer noch nicht angekommen, ich wußte nur, daß er geraden Weges auf der Reise von Sinder nach Kukaua wäre. So sehr ich wünschen mußte, vor meiner Abreise nach Adamaua noch vieles dringend Nöthige mit ihm zu besprechen, so zögerte ich doch nicht länger mit meinen Vorbereitungen zur schleunigen Abreise, als am Nachmittag des 5. Mai die ersten sichern Anzeichen der nahenden Regenzeit sich einstellten, einige heftige Donnerschläge nämlich mit nachfolgendem Regen. Zu diesen Vorbereitungen gehörte namentlich die Beschaffung eines starken Reisepferdes; ich war glücklich genug, gleich am andern Tag ein solches mit allen nöthigen Eigenschaften begabtes Roß für 1270 Rottel oder 32 österreichische Thaler kaufen zu können. Es war ein schön gezeichneter Apfelschimmel; mit ihm konnte ich es nun auch wagen, bei dem öffentlichen Erscheinen des Scheichs mich unter die ihn begrüßenden vornehmen Einwohner der Stadt zu mischen. Gelegenheit hierzu hatte ich noch an demselben Tage in Gauange, einem Lustort des Scheichs, $^{5}/_{4}$ Stunden von der Stadt, wohin er sich wöchentlich mehrere Male begiebt. Er erschien unter Posaunenschall, mit einem zahlreichen Gefolge seiner Höflinge; 200 Reiter ritten ihm bald zur Seite, bald sprengten sie an das Ende oder die Spitze des Zugs; zunächst vor und hinter seinem Pferde liefen 60 in rothe Jacken gekleidete und mit Flinten bewaffnete Sklaven.

Er selbst sah stattlich und wohlgefällig aus; er trug einen hellblauen Bernus über einem von weißer Farbe und ritt einen prächtigen Rappen. Der Vezier ließ mich zu ihm führen, worauf Omar mich sehr gnädig nach meinem Befinden fragte und wie mir der Ausflug nach dem See gefallen habe.

Endlich am 7. Mai erfolgte Dr. Overweg's Ankunft. Kaum hatte ich durch einen vorausgesandten Diener erfahren, daß er in Kalilua sei, dem ersten Dorf westlich von Kukana, als ich ihm dahin entgegeneilte. Ich fand meinen Reisegefährten im Schatten eines Nebekbaumes; er sah sehr angegriffen aus und bei weitem nicht so rüstig, als da ich ihn vor vier Monaten in Tessaua verließ. Bei seiner Rückkehr von Gober nach Sinder hatte er sich so unwohl befunden, daß er ernstlich fürchtete, Herrn Richardson bald folgen zu müssen. Dr. Overweg berichtete mir als Augenzeuge über den politisch-religiösen Kampf, der in Gober und Maradi zwischen diesem edelsten Theil der Haussa-Nation und den Fulbe wüthete. Er war dabei voll Begeisterung über die vielen anziehenden Scenen eines heitern, ungezwungenen Lebens, deren Zeuge er in jenen Heidengemeinschaften gewesen war. Ich theilte ihm dagegen meine Erlebnisse, meine Befürchtungen und Hoffnungen über den Fortgang unseres Unternehmens mit. Herr Overweg nahm nun seine Wohnung ebenfalls in dem „Englischen Hause", wiewohl dasselbe für unsere gemeinschaftliche Wirthschaft etwas beschränkt war.

Der Vezier war über Herrn Overweg's Ankunft sehr erfreut und sandte uns nun, meiner Verabredung mit ihm gemäß, am Abend des folgenden Tages Herrn Richardson's gesammten Nachlaß. Selbst die vorgeblich schon verkauften Gegenstände wurden wieder herausgegeben.

Nachdem nun durch die Auslieferung des Nachlasses das Besitzrecht der Fremden faktisch anerkannt worden war, übergaben wir am 9. Mai dem Scheich und dem Vezier die für sie als Geschenke bestimmt gewesenen Gegenstände. Freilich konnten dieselben nun nicht mehr die Wirkung neuer Geschenke haben, da beide schon so lange in dem Besitz derselben gewesen waren; dennoch nahmen sie das Ueberreichte im Gefühl ihres früheren Unrechts in sehr gnädiger Weise auf.

Während wir so in offizieller Weise den Charakter der Mission aufrecht erhielten, brachten wir zugleich den Vertrag zur Sprache, dessen Abschließung der Fürsorge unseres verstorbenen Gefährten ganz besonders übertragen gewesen, nun aber durch dessen Tod uns anheim-

gefallen sei. Scheich und Vezier versicherten, daß es ihr innigster Wunsch sei, Handelsbeziehungen mit den Engländern anzuknüpfen; sie verhehlten aber zugleich nicht, daß die Erlangung von Feuergewehren ihr Hauptziel dabei wäre.

Nachdem wir uns mit den Hauptpersonen auf guten Fuß gestellt hatten, machten wir auch den angeseheneren unter den Brüdern des Scheichs, seinem ältesten Sohne und, nach besonders eingeholter Erlaubniß, auch seinem Nebenbuhler Abd e' Rahman einen Besuch. Wir durften Letzteren nicht vernachlässigen, da wir nicht wissen konnten, ob er nicht bald die Oberhand gewinnen würde, und machten ihm ein hübsches Geschenk. Aber sein ganzes Wesen hatte wenig Edles und Einnehmendes, und wir mußten gegen ihn auf unserer Hut sein.

Ein ganz anderer Mann war Yussuf, der zweite Bruder Omar's, mit welchem ich während meines letzten Aufenthalts in Kukaua 1855 eng befreundet wurde. Er war ein gelehrter und sehr religiöser Mann, der stets eifrig studirte und ein für Gerechtigkeit empfängliches Gemüth besaß; es fehlte ihm aber jede praktische Richtung. — Bu-Bakr, der älteste Sohn des Scheichs, war ein Kind ohne Verstand und ohne fürstliche Gesinnung.

So nahte denn endlich der Augenblick meiner Abreise nach Adamaua. Die Verzögerung derselben durch Dr. Overweg's verspätete Ankunft hatte den Vortheil für mich herbeigeführt, daß mittlerweile Boten des Statthalters jener Provinz eingetroffen waren, die einige von den Bornu-Leuten in die Sklaverei geschleppte Unterthanen desselben zurückfordern sollten. Dem Schutze dieser Leute wurde ich am 21. Mai offiziell übergeben. Als aber am 29. Mai Alles zum Aufbruch bereit war, erfuhr ich in der letzten Audienz beim Scheich, daß dieser mir noch einen Offizier, einen Kaschella oder Kriegshauptmann, mitgeben wolle. Gleich von Anfang an war mir dies etwas räthselhaft und beunruhigend, und die Folge wird zeigen, daß gerade dieser Mann die Ursache war, weshalb mich der Statthalter von Adamaua so schnell zurückschickte und mir keinen längeren Aufenthalt in seinem Land gestattete. Auf der anderen Seite aber muß ich bekennen, daß ich sehr bezweifele, ob ich ohne die Hülfe des Kaschella all' die großen Schwierigkeiten und Gefahren dieser Reise überwunden haben würde.

## Elftes Kapitel.

### Reise nach Adamaua.

Am Nachmittag des 29. Mai verließ ich Kukaua durch das nach dem Süden führende Thor, froh, endlich meine Reise dahin antreten zu können. Ich nährte damals sogar die stille Hoffnung, Baia, etwa unter 6° N. Br., erreichen und von da meine Forschungen vielleicht gar bis zum Aequator ausdehnen zu können. Zunächst aber sollte meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein, nach eigener Anschauung Richtung und Gebiet jenes großen Flusses zu erforschen, welcher Adamaua durchströmt und der erst in seinem untern Lauf, nahe der Einmündung in den Niger, einigermaaßen gekannt war.

Mein kleiner Troß war noch nicht ganz zum Aufbruch gerüstet, ich ließ ihn daher unter der Obhut Mallem Katori's, eines alten erfahrenen Haussa-Kriegers, den ich für diese Reise in meine Dienste genommen hatte, zurück, um mir in der Nacht zu folgen. Das Land ist aber auf einen Umkreis von 8—10 Meilen um die Hauptstadt von so vielen Pfaden durchschnitten, daß es äußerst schwierig ist, einander zu treffen, wenn der Ort der Zusammenkunft nicht ganz bestimmt angegeben ist. So geschah es denn, daß auch meine Leute den von mir eingeschlagenen Weg verfehlten und erst gegen Mittag des dritten Reisetags wieder mit mir zusammentrafen. Dagegen begleitete mich Dr. Overweg mit einem Diener und Billama [1]), der vom Scheich mir beigegebene Offizier, mit einem Mann zu Pferd und zwei Dienern zu Fuß. Billama war jedenfalls die hervorragendste Persönlichkeit in unserem kleinen Trupp, denn er war ein hochgewachsener, hübscher Mann von beinahe 6 Fuß 2 Zoll rheinländisch und ritt einen ausgezeichnet schönen Apfelschimmel von ebenfalls ungewöhnlicher Höhe. —

[1]) Billama bedeutet eigentlich „Bürgermeister", das Wort ist jedoch häufig zum Eigennamen geworden.

Allmählich sammelten sich aus den umliegenden Weilern auch die Boten aus Adamaua, deren Führer Ibrahim eine für meine Zwecke nicht ganz erwünschte Person war. Einer seiner Gefährten dagegen, ein Pullo von Geburt, aber sehr geselliger Natur, Namens Mohammedu, erwies sich in der That als ein höchst nützlicher Mensch, um mich in das neue Land, dem ich entgegenzog, einzuführen. Er war mit Schwert, Bogen und Pfeilen bewaffnet, die übrigen Leute von Adamaua mit Lanze und einem Schild aus Büffelfell.

Wie überall in der Nähe großer Hauptstädte, so sind auch hier zu Lande die Dorfbewohner zunächst Kukaua sehr ungastfreundlicher Natur; in dem Dorfe, in welchem wir unser erstes Nachtlager aufschlugen, konnten wir kaum etwas Feuer erlangen, um Kaffee zu kochen, und mußten uns sonst mit kalter Küche begnügen. Frühzeitig zogen wir am andern Tage weiter. Der Morgen war sehr schön und die Gegend erschien mir im Vergleich zu der nackten, trostlosen Umgebung Kukaua's ganz hübsch und anmuthig, obgleich die Baumflora nur aus ihren gewöhnlichsten Vertretern bestand. Nach einem vierstündigen Marsche machten wir Halt zur Seite des Dorfes Pirtua, da Dr. Overweg von hier aus zur Stadt zurückkehren mußte. Niemand wollte uns hier für Muscheln Mundvorrath verkaufen, bis es Dr. Overweg gelang, gegen das abgetragene Hemd seines Dieners eine Ziege zu erhandeln. Es ward nun gegessen und getrunken, und dann trennten wir uns unter den herzlichsten Wünschen für das Gelingen unserer beiderseitigen Unternehmungen; es war nämlich als Dr. Overweg's nächste Aufgabe die Beschiffung des Tsad vermittelst des mitgebrachten englischen Bootes von uns besprochen und festgesetzt worden.

Am Nachmittag des dritten Tages kamen wir an den ersten Wohnstätten der Schua vorüber. Es bilden diese Schua einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung von Bornu, doch hatte ich bisher noch nichts von ihnen gesehen, da ich mich auf meiner Reise von Kano nach Kukaua zu weit nördlich gehalten hatte, um die westlich und südwestlich von letzterem Orte sich hinziehende Landschaft Koiam zu berühren, in welcher die Schua, mit der eingebornen Bevölkerung untermischt, in bedeutender Anzahl wohnen.

„Schua" ist ein allgemeiner Gattungsname, mit welchem alle seit alter Zeit in Bornu ansässigen Araber bezeichnet werden, die nun einen integrirenden Bestandtheil der Landesbevölkerung bilden. Derselbe Name wird ihnen auch in Baghirmi beigelegt, aber in der etwas veränderten Form „Schiwa"; in Wadai dagegen heißen sie „Aramka"

(Plural von „Aram“, einer von „Arab“ abgeleiteten Form). Ein Araber von der Küste wird nie mit dem Namen „Schua“ bezeichnet, sondern „Wa-ssiri“ oder „Wa-ssili“ genannt. — Diese eingeborne arabische Bevölkerung ist ganz entschieden von Osten her eingewandert, und zwar in beziehungsweise früher Zeit. Ihre Gegenwart in Bornu oder wenigstens in Kanem kann durch historische Dokumente vor etwas mehr als vor 2½ Jahrhunderten nachgewiesen werden. Auch über die Art und Weise der Einwanderung kann kein Zweifel herrschen. Die Schua nämlich wanderten allmählich, und ohne Aufsehen zu erregen, als friedliche Rinderhirten durch die östlichen Theile des Negerlandes und verbreiteten sich endlich auch über Bornu. Nach Westen aber drangen sie nicht weiter vor. So sehen wir hier zwei ganz verschiedene Viehzucht treibende Völkerschaften zusammenstoßen, die Fulbe vom fernsten Westen, die Araber vom fernsten Osten des Kontinents, und doch traten beide trotz des verschiedenen Ursprungs und der Verschiedenheit der Sprache bei ähnlichen Sitten in freundschaftliche Berührung mit einander. — Der Dialekt der Schua ist von dem Maghrebi-Idiom durchaus verschieden, hat dagegen in vielen Zügen die Reinheit und Gewandtheit der Sprache des Hidjas, ihrer früheren Heimath, bewahrt. Auch viele Nationalgewohnheiten dieses Volkes tragen noch gegenwärtig die Eigenthümlichkeiten der alten Stammsitze an sich. — Was das Aeußere der Schua anbetrifft, so sind dieselben von weit hellerer Farbe als die dunkeln Bornauer, haben im Allgemeinen kleine, angenehme Gesichtszüge und eine mittlere Körperhöhe von nicht ganz 5½ Fuß; dennoch scheinen sie ihres sehr schlanken Wuchses wegen hochgewachsener, als sie in der That sind. Beispiele von stämmigen Schua sind viel seltener als von wohlgenährten Fulbe. — Die in Bornu angesiedelten Schua dürften im Ganzen eine Bevölkerung von 200- bis 250,000 Seelen ausmachen, da sie ungefähr 20,000 Mann leichter Reiterei in das Feld stellen können, denn sie sind alle beritten. — Viele unter ihnen sind wohlhabend, dennoch hatten sie nie eine politische Bedeutung, bis ganz in jüngster Zeit, wo sowohl Tirab, der ihrem Stamme angehörte, als auch dessen Sohn Hadj Beschir den hohen Posten eines Veziers bekleideten. Die Meisten haben feste Dörfer, wo sie während der Regenzeit leben und das Feld bebauen; zur übrigen Zeit des Jahres aber wandern sie mit ihren Rinderheerden umher. Sie sind in viele Familien und Stämme geschieden.

Wir nahmen unser Nachtquartier in einer der vier Hüttengruppen, welche das Dorf Mungholo Gesaua bilden, dessen nette und reinliche

Hofräume und Häuschen seinem Besitzer, dem Vezier, Ehre machten. Hier war es, wo ich zum ersten Male auf dieser Reise mehrere kleine Ansammlungen von Regenwasser sah, welche die größere Stärke und den früheren Anfang der Regenzeit in dieser Landschaft bezeugten und so auch Hoffnung auf einen reicheren Pflanzenwuchs erregten.

Im Allgemeinen aber erhielt die Landschaft, welche wir bisher durchschritten hatten, eben so wie die, welche wir in den nächsten Tagen durchziehen sollten, ihren Charakter von jenen muldenartigen Vertiefungen mit dunkelschwarzem, feuchtem, oft sumpfigem Boden, die ich zuerst auf der letzten Wegstrecke vor Kukaua beobachtet und beschrieben habe, und die, wie erwähnt, von den Eingebornen „firki", von den Arabern „ghadir" genannt werden. Sie gaben dort wie hier der Gegend ein einförmiges, melancholisches Aussehen und wurden eben so zum Anbau der Massakua (Holcus cernuus) und — in geringerem Maaße — zum Weizenbau benutzt. An dem Tage, welcher dem Nachtlager in dem freundlichen Mungholo Gesaua folgte (1. Juni), betraten wir zum ersten Male seit Kukaua, von wo wir etwa in gerader Richtung sieben deutsche Meilen entfernt waren, einen dichten Wald. Zur Regenzeit bildet er einen großen Sumpf, jetzt aber war er, abgesehen von einigen tieferen Einsenkungen, noch ganz trocken. Einige Schüa, die diesen Distrikt ausschließlich zu bewohnen scheinen, waren beschäftigt, Tränkstätten für das Vieh herzurichten, indem sie runde, flache Vertiefungen mit einem kleinen Damm umschlossen. Einer dieser Leute fiel mir seiner Hautfarbe wegen auf, die fast heller war, als die damalige Färbung meiner Hände und meines Gesichts. Jenseits des Waldes, welcher durch zahlreiche Flüge wilder Tauben und von Wasservögeln belebt war, schienen die Schua nicht mehr die alleinigen Inhaber des Bodens zu sein, denn die Bevölkerung der Dörfer, die wir passirten, war mit Kanori untermischt. Wir erreichten am Abend einen der Weiler im Bezirke Maga gerade zu rechter Zeit, um den Fluthen eines nahenden heftigen Gewitters zu entgehen.

Auf unserem Marsche am 2. Juni betraten wir eine Stunde nach dem Aufbruch das bedeutendste Firki, welches ich noch gesehen hatte; es dehnte sich über 1½ Stunden aus. Der schwarze, morastige, jetzt trockene Boden zeigte viele Fußtapfen von Giraffen, eine keineswegs sehr gewöhnliche Erscheinung in dichter bewohnten Landschaften. Ein wenig weiterhin, in der Nähe eines Teiches, sahen wir zwei wilde Schweine, „gado", ein Männchen, „bi", und ein Weibchen, „kurguri", die in aller Gemüthlichkeit hinter einander her liefen. Auch dieser An-

blick war mir damals neu, dagegen fand ich später weiter östlich von hier, nach Baghirmi hin, in den Alluvial- und Waldebenen der Flüsse von Logone und Baghirmi dieses Thier in ungeheuerer Menge.

Der Handel mit Natron, welcher so viel dazu beiträgt, die Straße von Kano nach Kukaua zu beleben, ist auch für den Distrikt Udje, welchem wir uns jetzt näherten, von Bedeutung. Hiervon zeugten zwei Gesellschaften dieser Händler, die uns heute begegneten, die eine mit beladenen Saumthieren nach Udje ziehend, die andere mit ledigen Thieren bereits vom Markte heimkehrend. Weiterhin, jenseits des Dorfes Ibramri, bemerkte ich die ersten Baumwollenfelder auf dieser Straße, ferner frisch bestellte und besäete Kornfelder von bedeutendem Umfange. Dabei war das Land dichtbevölkert und gab unverkennbare Beweise von einem gewissen Grad von Gewerbfleiß; ja, ich fand in einem der Dörfer sogar eine Marina, immer mehr Zeichen, daß wir uns dem regen und gewerbfleißigen Bezirk von Udje näherten. — Den charakteristischen Baum des Negerlandes, die düstere Kuka (Adansonia digitata), hatte ich bisher immer nur blätterlos gesehen; heute endlich erblickte ich ein Exemplar in vollem Blätterschmucke, und obwohl das Laubwerk in keinem Verhältniß steht zu den kolossalen Aesten und Zweigen, gewährte der Baum doch ein ungleich freundlicheres Aussehen.

Wir nahmen unser Nachtquartier in Udje Maiduguri, einem großen Ort von behaglichem Aussehen, dergleichen ich seit Kukaua noch nicht wieder gefunden hatte. Dennoch erhielten wir ein schlechtes Quartier, wurden aber gastfrei mit „birri“, dem gewöhnlichen Teig aus Negerkorn, mit Hühnern und einem Schaaf bewirthet.

Ich war nun in einen der schönsten Theile Bornu's, in den Distrikt Udje, eingetreten. Er begreift eine große Anzahl Ortschaften, zum Theil von bedeutender Größe, und bildete ehedem die Hauptprovinz des Stammes der Gam-erghu. Dieser Stamm, noch unter dem König Edriß Alaoma mächtig, hat gegenwärtig alle nationale Unabhängigkeit verloren und ist zum größeren Theile ganz ausgerottet; die Uebriggebliebenen sind schweren Abgaben und vielen Plackereien unterworfen, obwohl der zu entrichtende Tribut nur in Butter besteht. — In der Landschaft Udje hat jeder größere Ort einen eigenen Markt; der in Udje Ka-ssukula abgehaltene ist sehr bedeutend, und der Ort hat eben daher seinen Namen erhalten, indem „ka-ssuku“ Markt bedeutet. Auch Maiduguri hat wöchentlich einen Markt; diese Stadt war früher

bedeutender und mit Befestigungen versehen, hat aber immer noch 6- bis 8000 Einwohner.

Am anderen Morgen betraten wir die schöne offene Landschaft an der Südseite der Stadt. Die ganze Ebene schien ein ununterbrochenes Kornfeld zu sein, in welchem zahlreiche Dörfer sich erhoben, und das hier und da von der spärlich belaubten Kuka, der dunkelgrünen Sykomore und dem Baure-Baum, einer Ficus-Art mit fleischigen, saftig-grünen Blättern, beschattet wurde. Seit ich Kano verlassen, hatte ich keinen so schönen Landstrich gesehen. Auch an dem belebenden Wasser fehlt es nicht, denn die Ebene wird von einem großen Komadugu durchzogen, welcher nach der Stadt Alao, von wo er einen bedeutenden Zweig erhält, genannt wird und, an Dikoa, Nghala und Mbulu vorüber fließend, sich mit dem Tsad vereinigt, allerdings nur zur Regenzeit. Bei den drei eben genannten Orten habe ich ihn selbst überschritten, und zwischen Udje und Dikoa hat ihn Herr Dr. Vogel besucht. Wir mußten ihn an diesem Morgen zweimal passiren, ehe wir Mabani erreichten, einen bedeutenden Ort, welcher auf einem breiten sandigen Hügel liegt, ungefähr 1200 Fuß über dem Meere, und etwas über eine deutsche Meile von Maiduguri entfernt.

Wir mußten hier Halt machen, da die Boten aus Adamaua sich nach den Leuten umzusehen hatten, deren gewaltsame Wegführung die Ursache ihrer Sendung gewesen war. Die Stadt ist von bedeutendem Umfang und kann wohl zwischen 9- und 10,000 Einwohner haben, scheint auch ziemlich wohlhabend zu sein. Außer dem Ackerbau werden hier sogar manche Gewerbe, wie Weberei und Färberei, betrieben, und der Marktplatz mit seinen 150—200 Ständen zeugte für einen nicht unbeträchtlichen Verkehr. — Die Ufer des Komadugu, welcher sich hier nach Südosten umbiegt, gewährten einen erfreulichen Anblick; denn während das hohe nördliche Ufer von herrlichen Bäumen geschmückt wurde, war das südliche in Gemüsegärten abgetheilt, welche später im Jahr Weizen und Zwiebeln hervorbringen. Auch den folgenden Morgen mußten wir noch in Mabani bleiben und setzten erst Nachmittags unsern Marsch fort.

Sowohl Maiduguri als Mabani hatten etwas außerhalb und zwar westlich von unserer direkten Straße gelegen, wir schlugen daher von hier aus eine mehr östliche Richtung ein. Zugleich vereinigten wir uns mit einer Gesellschaft von „Pilger-Kaufleuten“ aus dem fernen Ma-ssena am Djoliba oder dem obern Niger, die auf der

Heimkehr von Mekka begriffen waren und mein ganzes Interesse erregten. Sie verbinden mit der Wallfahrt zugleich irgend einen Handel; so hatte die Hauptperson dieser Gesellschaft, ein Mann aus Hamd-Allahi, der Hauptstadt des neuen Pullo-Königreichs Melle oder Massena, eine beträchtliche Anzahl Bücher bei sich und einen Packochsen mit Salz. Der arme Mann hatte aber kein Glück mit seinem frommen Handel; seine Bücher verdarben theilweise, als wir über den Benue setzten, und das Kameel, das er selbst ritt, starb während der Regenzeit in Adamaua.

Unser Weg führte durch eine fruchtbare und volkreiche Landschaft, deren Schönheit durch das frische Grün der eben aufgegangenen jungen Saaten erhöht wurde. Anfangs folgten wir dem schlängelnden Laufe des Komadugu, dessen Ufer mit Ficus-Arten und dem von den Kanori „birgim“, von den Haussa „dina“ genannten Baum bestanden waren. Letzterer ist eine Art Pflaumenbaum, der 30—40 Fuß hoch wird, aber ohne sich weit auszubreiten, dunkelgrünes Laub hat und eine schwarze Frucht trägt, die einer großen Kirsche oder kleinen Pflaume sehr ähnlich ist. Nachdem wir das Strombett, in welchem sich erst hier und da Wasser gesammelt hatte, wiederholt durchschnitten, erstiegen wir sein steiles östliches Ufer, das hier an einigen Stellen regelmäßige Schichten von Sandstein zeigte, und gelangten mit einbrechender Dunkelheit zu dem Orte Palamari.

Am anderen Morgen wurde ich durch den Anblick der äußersten Vorposten der Gebirgsregion erfreut, welche das nördliche Adamaua und die angrenzenden Landschaften der Marghi und Wandala durchzieht; es war der Berg Deladeba oder Dalantuba, der im Südosten auftauchte. — Wir waren noch keine volle Stunde unterwegs, als Billama im Dorfe Fogo Mosari Halt machte, kurz vor der Stadt Udje Kassukula. Hier wurde heute der große Donnerstagsmarkt abgehalten, welchen mehrere Mitglieder unserer Gesellschaft nothwendig besuchen oder, wie man hier sagt, „essen“ mußten.

Nach kurzer Rast ritt ich mit Billama und einem meiner Diener nach der nur eine Stunde entfernten Stadt. Der Markt war schon ziemlich lebhaft und entsprach der Bedeutung, welche man ihm beilegt. Er wird jeden Donnerstag und Sonntag abgehalten und nicht nur von Leuten aus Kukaua, sondern sogar von Kano aus besucht, wovon dieser Platz 13 Tagereisen entfernt ist. Daher kommt es denn auch, daß europäische und Haussa-Manufakturen in Udje oft billiger als in Kukaua sind. Die Artikel, welche letzterer Ort vorzugsweise

hierher zu Markte schickt, sind Natron und Salz; ich selbst kaufte einen ansehnlichen Vorrath von diesem letztern Artikel, welcher in Adamaua einen bedeutenden Werth hat und als Tauschmittel für kleinere Gegenstände, so wie zu Geschenken benutzt werden kann. Udje hat indeß auch für den Sklavenhandel Wichtigkeit, da es auf der Grenze mehrerer heidnischer Stämme gelegen ist; ich habe denn auch oft sagen hören, daß in Udje der Mann seine Frau und der Vater sein Kind ohne Umstände verkaufe, wenn er Geld nöthig habe. Mag hierin auch einige Uebertreibung liegen, so ist die Einwohnerschaft doch ihrer Ruchlosigkeit wegen verrufen, und die Besorgniß für ihre persönliche Sicherheit hält Viele, namentlich auch die benachbarten heidnischen Völkerschaften, ab, den Markt zu besuchen. Dennoch wäre Udje eine vortreffliche Oertlichkeit für einen europäischen Reisenden, um die umfassendsten Forschungen über die ethnographischen Verhältnisse dieser Länder anzustellen; nur müßte er zu diesem Zwecke selbst Kleinhandel treiben, die einzige Gelegenheit, mit den Leuten in Berührung zu kommen, da alle Fremden den Ort schnell verlassen, sobald ihre Geschäfte beendet sind. Da man hier noch nie einen Europäer gesehen hatte, so erregte meine Anwesenheit großes Aufsehen.

Wir dehnten unsern Ausflug bis nach Alao aus, dem Begräbnißort des großen Bornu-Königs Edriß Alaoma. Ich bekam jedoch die Grabstätte selbst nicht zu sehen; denn während wir, um dahin zu gelangen, einen ausgedehnten Sumpf hätten umgehen müssen, ließ uns ein aufziehendes Unwetter dazu keine Zeit, nöthigte uns vielmehr zu schleuniger Rückkehr. Kaum waren wir in unserem Quartier in Fogo Mosari angelangt, als das Gewitter auch mit großer Gewalt hereinbrach. — Den ganzen Tag über war es unerträglich heiß und schwül gewesen; mein hunderttheiliges Thermometer hatte Mittags um 2 Uhr 44° (35,2 R.) gezeigt, und wir begrüßten daher das mit einem gewaltigen Regenguß und heftigem Sturme begleitete kühlende Gewitter mit großer Freude. Es war dies der heißeste Tag dieses Sommers gewesen (5. Juni), denn der höchste Thermometerstand im vergangenen und in diesem Monat hatte 42° C. noch nicht überstiegen, wohl aber 40°—41° öfter erreicht.

Seit Mabani hatten wir eine südwestliche Richtung eingehalten und kehrten nun im Laufe des folgenden Marschtages (den 6. Juni) in die gerade südliche Straße zurück. Nachdem wir länger als zwei Stunden durch den gut bebauten und dichtbevölkerten Landstrich von Udje Ka-ssukula gezogen waren, betraten wir eine Strecke wüsten

Landes, die hauptsächlich mit den großen, reichbelaubten Büschen der Tsada bedeckt war. Die Frucht dieser Pflanze ist einer Kirsche sehr ähnlich, hat wie diese einen angenehm säuerlichen Geschmack und mundete nicht allein meinen Gefährten, sondern auch mir ganz vortrefflich. Gegen Mittag erreichten wir den Bezirk Schamo, welcher früher zum Marghi-Lande gehörte, jetzt aber von demselben abgerissen und mit Bornu vereinigt ist. Er wird von Marghi, die wenigstens äußerlich zum Islam bekehrt sind, bewohnt. Hier gesellten sich noch einige einheimische, mit Speeren bewaffnete Händler zu uns, deren Esel mit Salz beladen waren; denn die hier beginnende Unsicherheit der Straße auf dem streitigen Grenzbezirk zwischen Bornu und Adamaua macht das Reisen in starken Gesellschaften nöthig. Die Landschaft zeigte unzweideutige Beweise des unglücklichen Zustandes, in welchen sie der habsüchtige Statthalter gestürzt hatte. Sie war jetzt von dichter Waldung bedeckt, in welcher nur die Spuren früheren Anbaues und die verfallenden Reste von Hütten zu sehen waren. Dichtes Riedgras in solcher Höhe, daß es Pferd und Reiter überragte, durchflocht den Wald. — Fast vier deutsche Meilen weit zogen wir durch diese unerfreuliche Wildniß, bis wir endlich das Dorf Yerimari erreichten und mit ihm die südliche Grenze des Bornu-Reichs.

Ich hatte nach dem anstrengenden Marsch durch das Dickicht und über sumpfigen, unebenen Boden auf eine erquickende Nachtruhe gerechnet, aber leider die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir waren kaum zur Ruhe gegangen, als ein furchtbarer Orkan auf uns herniederbrach, der mein kleines, schwaches Zelt zu vernichten drohte; so gewaltig und plötzlich waren die Windstöße. Dann fiel der Regen in Strömen, und wenn ihn auch das Zelt von oben leidlich gut abhielt, so drang er doch von unten herein und durchnäßte einen großen Theil meines Gepäckes. Ich mußte daher das Ende des Unwetters auf meinem Feldstuhl und in meinen Regenbernus gehüllt abwarten, bis ich in einer der besser schützenden Hütten Zuflucht suchen konnte.

Selbst naß und mit durchnäßtem Gepäck zogen wir zu früher Stunde weiter. „Es ist ein böser Wind, der Niemand zum Guten bläst", sagt ein Sprüchwort der praktischen Engländer, und so war es denn auch mit dem unbehaglichen Sturm der vergangenen Nacht gewesen. Er hatte das Erdreich hinlänglich durchweicht, um mit der sicheren Aussicht, den ausgestreuten Samen auch keimen und sprossen zu sehen, das Feld bestellen zu können. Bei dieser friedlichen Arbeit trafen

wir ein Ehepaar, ein kleines Stück Land besäend. Der Mann schritt voraus und schlug in regelmäßigen Abständen mit einer Hacke Löcher in den Boden, während die Frau, seinen Schritten folgend, in jedes derselben einige Samenkörner warf. Ein eigentliches Säen in unserem Sinne kennt man im Negerlande nicht; doch sieht man in Baghirmi und auch hier im Marghi-Lande Felder, die in Furchen bestellt sind. — Bald nahm uns wieder dichter Wald auf, und eine ganze Stunde lang folgten wir den ungeheueren Fußtapfen eines Elephanten, welchem es augenscheinlich bequemer gewesen war, den ausgetretenen Fußpfad zu verfolgen, statt das Dickicht zu durchbrechen, zum großen Aergerniß der Reisenden, die nun über die tief eingedrückten Löcher hinwegstolpern mußten.

Gegen Mittag erreichten wir Molghen, eine sehr weit auseinander liegende Ortschaft. Jedes der einzelnen Gehöfte oder Gruppen von Hütten, aus denen sie besteht, schließt eine Familie ein und ist von dem zugehörenden Ackerland umgeben, so daß sich das Ganze über einen ziemlich großen Bezirk ausdehnt. Es ist dies im Allgemeinen die Art und Weise der ihrer vollen nationalen und religiösen Unabhängigkeit sich noch erfreuenden heidnischen Völkerschaften, die nicht in bestimmt abgegrenzten Dörfern und Städten zusammenwohnen. Doch auch hier trug Alles den Stempel der Verödung und Unterdrückung, und wir mußten unerquickt weiter wandern. Zum Glück konnten wir wilde Früchte naschen, namentlich eine, welche „foti“ genannt wird; sie hat die Größe einer Aprikose, drei große Steine und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch.

In der Nähe eines kleinen Dorfes sah ich das erste Beispiel der heiligen Haine der Marghi. Es war ein dichter, durch einen Graben von der übrigen Waldung abgesonderter Theil desselben, wo in dem am üppigsten aufschießenden und am weitesten sich ausbreitenden Baume ihre Gottheit „Tumbi“ angebetet wird.

Gegen 1 Uhr erreichten wir endlich das Dorf, wo wir, wie man uns versichert hatte, Quartier finden würden. Es hieß ebenfalls Molghen und war durch einen Komadugu oder, wie es in der Marghi-Sprache heißt, „dille“ in zwei Theile getheilt; das Rinnsal war am Boden etwa 38 Schritte breit und von steilen Ufern eingeschlossen. Mein Kaschella mußte hier im fremden Lande die herrische Weise ablegen, mit der er in Bornu Quartier für uns gefordert hatte, und dafür zur Höflichkeit und List sich bequemen. In aller Stille gingen wir daher über das Rinnsal, lagerten uns im Schatten einiger höchst

üppigen Kornelkirschbäume und breiteten das in der vergangenen Nacht naß gewordene Gepäck zum Trocknen aus. Aber nicht lange, so nöthigte uns ein drohendes Gewitter, uns nach einem besseren Obdach umzusehen. Ich nahm mit meinen Leuten einen Hofraum mit vier leerstehenden Hütten in Beschlag; dieselben waren ziemlich beengt, da sie außer dem großen „gebam", der Urne, welche den wöchentlichen Vorrath von Korn in sich faßt, und dem Wasserkrug, „basam", noch eine Menge anderer Thongefäße enthielten. Die Thüröffnungen waren so klein, daß man Mühe hatte, hinein zu kriechen, und etwa einen Fuß über dem Boden angebracht; beide Vorkehrungen hatten ohne Zweifel den Zweck, einen besseren Schutz gegen die große Gewalt der Regengüsse zu verleihen; auch die erhöhte, gut gepflasterte Flur im Innern der Hütten deutete hierauf hin.

Da das Gewitter glücklicherweise vorüberzog, machte ich einen Spaziergang durch das Dorf. Alle Bewohner mit Ausnahme einiger äußerlich zum Islam übergetretener Personen waren völlig unbekleidet, wenn man von einem schmalen Lederstreifen absieht, den sie zwischen den Lenden durchziehen und an den Hüften befestigen; allein auch diese spärliche Bekleidung schienen sie nicht durchgängig für nothwendig zu erachten. Ich war betroffen von der Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Gestalt und ihrer Züge, welche, frei von entstellenden Einschnitten, nur wenig von dem Negertypus zeigten, obschon bei Allen die Lippen etwas aufgeworfen und das Haar kraus, wenn nicht wollig, war; besonders aber fiel mir die hohe Stirn auf. Was mich jedoch am meisten überraschte, war die Farbe ihrer Haut, die bei verschiedenen Personen eine außerordentliche Mannichfaltigkeit zeigte; denn bei Einigen von glänzendem Schwarz, war sie bei Andern von leichter Kupfer- oder vielmehr Rhabarberfarbe. Die schwarze Farbe schien zwar die vorherrschende zu sein, dennoch glaube ich, daß die Kupferfarbe die ursprüngliche und die schwarze Schattirung nur eine Folge der Vermischung mit benachbarten Völkerschaften ist.

Niemand hinderte mich in meiner Wanderung, und so trat ich in noch mehrere Gehöfte ein. In einem derselben bemerkte ich eine wirklich schöne, in der Blüthe der Weiblichkeit stehende Frau von etwa 22 Jahren, die mit ihrem etwa 8- bis 9jährigen Sohne eine höchst anziehende Gruppe bildete, würdig, von der Hand eines gewandten Künstlers dargestellt zu werden. Des Knaben Gestalt, wie er in graziöser Stellung, mit übergeschlagenem Fuß, dastand, gab in schönem Ebenmaaße den berühmtesten Bildsäulen nichts nach; auch zeigten seine

Gesichtszüge nicht einmal den kleinen Ansatz von aufgeworfenen Lippen, der bei den Erwachsenen zu bemerken war. Seine Beine und Arme waren mit Schnüren von Eisenperlen geschmückt und erstere namentlich durchaus nicht einwärts gebogen, wie dies bei den central-afrikanischen Völkerschaften so allgemein der Fall ist. Die Frau war ein wenig entstellt durch eine dünne, etwa 1 Zoll lange, unten zugespitzte Metallplatte (von der nebenstehenden Gestalt), die sie dicht am Kinn in der Unterlippe trug. Dieser barbarische Schmuck wird „segeum" genannt und ist von verschiedener Gestalt, oft nur ein dünner Stift; vielleicht werden durch diese verschiedene Gestalt die verschiedenen Lebensstufen bezeichnet.

Diese einfachen Leute fanden nicht wenig Vergnügen daran, als sie sahen, welches lebhafte Interesse ich an ihren Formen nahm; dabei betrugen sie sich jedoch sehr anständig, erschraken aber, als ich anfing, sie zu zeichnen. Die Männer waren im Allgemeinen hochgewachsen und die jüngeren von schlankem Wuchs; auch einige Frauen erreichten eine hohe Gestalt; da aber bei diesen Völkern die Schönheit des Busens schnell schwindet und schon nach der ersten Geburt die Brüste erschlaffen und oft bis zur Hüfte herabhängen, so boten jene großen Frauen in diesem Zustand und in ihrer vollkommenen Nacktheit einen wahren Gegenstand des Schreckens, ganz besonders wenn sie von röthlicher Farbe waren. — In einem anderen Gehöft sah ich zwei junge Mädchen mit Hausarbeit beschäftigt; sie waren etwa 12—13 Jahre alt und anständig gekleidet, das heißt, sie trugen einen Schurz von gestreiftem Baumwollenzeug um ihre Hüften. Dies war aber sicherlich ein Einfluß des Islam, obgleich bei manchen Heidenstämmen des Innern Afrika's die verheiratheten Frauen vollkommene Nacktheit zur Schau tragen, junge heirathsfähige Mädchen aber ihre Blöße bedecken. Auch diese Mädchen waren von hellbrauner Farbe und ihr kurzes, gekräuseltes Haar hatte durch Einreiben mit dem Staub von Rothholz die Farbe desselben angenommen; sie trugen sehr dünne metallene Stifte in der Unterlippe und Schnüre rother Glasperlen um den Nacken. Ihre Züge waren angenehm und kindlich; beide geriethen außer sich vor Freude, als ich ihnen einige kleine Geschenke machte, und wußten nicht, wie sie mir genug danken sollten.

Ich war kaum von meinem interessanten Spaziergang zurückgekehrt, als die Bewohner der benachbarten Gehöfte als Zeichen ihrer freundlichen Gesinnung mir einen großen Topf ihres aus Sorghum

bereiteten berauschenden Getränks schickten — ein dicker, unangenehmer Stoff; Abends schickte man mir auch den gewöhnlichen Teig aus demselben Korn, welcher hier „deffa" genannt wird. Vergebens bemühte ich mich, etwas Milch zu bekommen; die armen Leute hatten all' ihr Vieh durch die Räubereien der Beamten der Grenzdistrikte von Bornu verloren. — Ihre Sprache hatte keine Verwandtschaft mit irgend einer, die mir bis dahin bekannt geworden war; sie ergab sich jedoch später als einen Dialekt der Bat=ha=Sprache, die über einen großen Theil von Fumbina (Adamaua) verbreitet ist und manche Anknüpfungspunkte mit der Mussgu=Sprache hat, während sie sich in einigen Hauptpunkten den Bildungselementen der süd=afrikanischen Sprachenfamilie anschließt.

Die Richtung unseres Marsches am nächsten Morgen war eine mehr östliche, so daß wir etwa gerade nach Südosten weiter zogen. Wiederum lag eine ausgedehnte Waldung vor uns, erst licht und von üppigem Weideland unterbrochen, dann dichter verschlungen; der Pfad abscheulich wie gestern, von alten und frischen Elephantenspuren jeder Größe durchwühlt. Der herrliche Blüthenduft, welcher die Luft erfüllte, konnte jedoch für den schlechten Weg entschädigen; auch boten uns hier und da die Zweige der Bäume oder der wiederum neu befruchtete Boden willkommene Leckerbissen dar; wir sogen entweder das Fleisch der „to=sso" aus, oder verzehrten die saftige Wurzel der „katakirri". Ersteres ist die Frucht der Bassia Parkii, im Haussa=Land „kadena" genannt; sie besteht fast ganz und gar aus einem großen Kern von der Größe und Farbe einer Kastanie und ist innerhalb der grünen Schale mit einer sehr dünnen Lage gelblichen Fleisches bedeckt, welches aber einen äußerst angenehmen Geschmack hat. Die Marghi bereiten aus den Kernen vegetabilische Butter in großer Menge zur Würze ihrer Speisen und zu medicinischen Zwecken. Hier sah ich den Baum, seitdem ich Haussa verlassen, zum ersten Male wieder. Die Katakirri ist ein Zwiebelgewächs, oft von der Größe einer englischen Kartoffel; das Fleisch ist demjenigen des schwarzen Rettigs ähnlich, aber weicher, saftiger und neben seiner großen Nahrhaftigkeit außerordentlich erfrischend; der Saft ist milchartig. Während der Regenzeit scheint sie in allen waldigen und feuchten Gegenden Inner=Afrika's sehr allgemein zu sein; ich beobachtete sie wenigstens nicht weniger häufig am Kuara und in Kebbi, als im Lande der Marghi, nur in Bornu und Baghirmi sah ich sie nicht. Diese Knollenfrucht ist auch leicht aufzufinden, denn ein etwa 10 Zoll langer

grüner Halm verräth ihren Standort, sie steckt aber mitunter 1—1½ Fuß unter der Oberfläche und erfordert eine eigene Geschicklichkeit, sie ohne zuviel Mühe aus der Erde zu ziehen.

Allmählich nahm der Wald einen einförmigeren Charakter an, indem er nur aus ziemlich krüppelhaften Mimosen bestand, aus denen dann und wann eine Kuka mit ihren gigantischen Armen emporragte. Die Gegend rings umher bot nicht eine einzige Spur menschlicher Wohnstätten dar, weder aus vergangener, noch aus gegenwärtiger Zeit; zu unserer Rechten, sagte man mir, sei auf anderthalb Tagereisen weit kein Dorf zu finden. Endlich aber traten wir auf eine wunderbar schöne Lichtung hinaus. Rings von dunkeler Waldung umgeben, dehnte sich ein herrlicher, im frischesten Grün prangender Wiesenteppich mehrere Meilen weit nach Osten hin aus, bis an den Fuß der dunkel gefärbten Wandala-Berge, deren schön gestalteter, malerisch ausgezackter Kamm sich hier in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd vor den Augen des überraschten Wanderers enthüllte Es war einer der interessantesten und lohnendsten Augenblicke meiner ganzen Reise, dessen Eindruck tief in meine Seele geprägt ist. Leider waren wir unserem Quartiere nahe, meine Gefährten trieben zur Eile, und so entschwand das herrliche Bild nur zu rasch.

Kurz nach Mittag erreichten wir die ersten zu der Ortschaft oder dem Gau Issge oder Issege gehörenden Hüttengruppen. Gleich der erste Blick auf diese weit zerstreuten Gehöfte, zwischen denen Pferde und Schaafe weideten und Weiber das Feld bebauten, überzeugte mich, daß ich endlich eine Wohnstätte der ursprünglichen Landesbewohner gefunden habe, die, obgleich sie den Druck der übermüthigen Nachbarn bereits gefühlt haben mochten, doch noch Vieles von ihrem Wohlstand und ihrer Ursprünglichkeit bewahrt hatten. Kräftige, hohe Gestalten, die Lenden mit einem kurzen Lederschurz umgürtet und außer ihrem Ackergeräthe mit dem gefürchteten „danisko“, der leichten eisernen Streitaxt, oder mit einem Speere, „ma-ssu“, bewaffnet, gingen stolzen Schrittes umher oder saßen behaglich im Schatten eines schönen, schattigen Baumes. Ihr ganzes Benehmen zeigte den freien Mann, und sie gaben es deutlich genug zu verstehen, daß dieser Boden ihnen gehöre und daß der Fremde, wer er immer auch sei, mit Bedacht und Rücksicht hier auftreten müsse.

Als wir die erste Hüttengruppe erreichten, kam ich an eine Grube mit einer Regenpfütze, aus der plötzlich ein hochgewachsenes, starkes Weib in völliger Nacktheit, ihren Wasserkrug auf dem Kopfe, empor-

tauchte. Dieser ungewohnte Anblick, zumal sie von ganz reiner Rhabarberfarbe war, erschreckte nicht nur mich, sondern machte sogar mein Pferd scheu, welchem, dem civilisirten Bornu, dem Lande der schwärzesten Rasse dieser Gegenden, entsprossen, eine solche Erscheinung ganz neu war. Mir galt sie als ein Beweis dafür, daß entweder die Bekleidung der Männer, so spärlich sie auch war, nur für diese Gelegenheit angelegt war, oder daß man auch hier, wie dies viele heidnische Stämme thun, eine Art Kleidung für den Mann nothwendiger erachtet, als für die Frau.

Wir hatten noch einen weiten Weg bis zu der von dem Vorsteher des Dorfs uns angewiesenen Behausung. Kaum aber hatte ich nebst meinem Diener Bu-Sad von der Hütte Besitz genommen, als der Eigenthümer mit wüthender Geberde hereinstürzte und, seinen Speer schwingend, mir in der drohendsten Weise befahl, seine Wohnung auf der Stelle zu verlassen. Der Gerechtigkeit seiner Ansprüche an seinen eigenen Heerd mir wohlbewußt, zauderte ich nicht, seinen Befehl zu befolgen, hatte aber einige Mühe, auch meinen Diener zum ruhigen Fortgehen zu bewegen. Die Hütte war übrigens sehr sauber und behaglich; jedes Gehöfte enthielt 5—7 Hütten, alle von verschiedener Gestalt und Größe — ein hinreichender Beweis ansehnlichen Wohlstandes und vorherrschender Vielweiberei. — Mein Geleitsmann Billama war in dem Versuch, sich Quartier zu verschaffen, nicht glücklicher gewesen; wir zogen uns daher ganz aus dem Bereiche der Hütten auf den offenen Wiesengrund zurück und stiegen in dem Schatten einer ungeheueren, wohl 80 Fuß hohen Kuka ab. Dieser Baum bildete dadurch eine Ausnahme von der Regel, daß sein Wuchs schlank und seine Krone von einer Fülle von Schlinggewächsen der Art durchwoben war, daß er ein überaus prächtiges Laubdach bildete.

Es stellte sich auch im Laufe des Tages kein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns und den Eingebornen her, obgleich eine ziemliche Anzahl sich um unsere Lagerstätte sammelte und offenbar auch aus meinem Gepäck die Ueberzeugung gewann, daß ich kein Offizier des verhaßten Herrschers von Bornu sei, für den sie mich gehalten. Erst bei meiner Rückkehr von Adamaua änderte sich ihr Benehmen gegen mich und an die Stelle früheren Argwohns trat zuvorkommende Freundlichkeit. — Auch ein Trupp in diesen Landschaften einheimischer Fulbe fand sich bei uns ein, klein gewachsene Leute, von schmutzig-schwarzgrauer Farbe und mit eben so schmutzigen Hemden bekleidet. Sie waren das erste Beispiel für eine später mehrfach sich wieder-

holende Beobachtung, daß nämlich die Pioniere dieses vorwärts drängenden Volks, die an den östlichsten Marken des von demselben eingenommenen Territoriums noch unter Mühe und Sorgen leben, durchschnittlich ein derartig verkümmertes Aussehen zeigen. Da diese Leute kein Kanori sprachen, mußte sich unsere Unterhaltung leider nur auf den Austausch der gewöhnlichsten Begrüßungsformeln beschränken.

Ich hatte bemerkt, daß überall auf den Dächern der Hütten Fische von bedeutender Größe zum Trocknen ausgelegt waren. Auf meine Erkundigung, woher dieselben kämen, erfuhr ich denn zu meiner Ueberraschung, daß in nicht allzu großer Entfernung nördlich von Issege ein ansehnliches Wasser oder ein See sich befände; ich machte mich daher am Nachmittag in Begleitung Billama's auf, dies Gewässer aufzusuchen. Schon auf dem Wege begegneten uns fortwährend Eingeborne, die mit ihren Netzen und den gefangenen Fischen heimkehrten. Nach etwa halbstündigem Ritt erreichten wir denn auch einen hübschen kleinen See von ansehnlicher Tiefe und reich an Fischen. Die Ufer, mit Ausnahme des westlichen, an welchem wir standen, waren so dicht mit Rohr bewachsen, daß es mir unmöglich war, in der kurzen Zeit weder die Ausdehnung des Beckens, namentlich nach Osten hin, genau zu übersehen, noch mich davon zu überzeugen, welchen Verhältnissen dasselbe seinen Ursprung verdanke. Die Breite von Nord nach Süd war unbedeutend, und das Ganze schien mir eine Vertiefung zu sein, die von einem Flüßchen gespeist werde, welches ich in seinem oberen Lauf am folgenden Tag verfolgen sollte, da dieses entschieden in nicht gar großer Entfernung östlich von jenem Becken vorüberfließt. Auffallend blieb jedoch der Umstand, daß der See nach den Angaben der Anwohner zu allen Zeiten Wasser haben soll, was mit jenem Flüßchen nicht der Fall ist.

An dem Ufer eines kleinen gelegentlichen Regenbachs, der in den See an dessen südwestlichem Winkel einmündet, bemerkte ich eine gewaltige, etwa 15 Fuß hohe, schön abgerundete Granitmasse, wie man sie hier und da im Sudan zu Tage treten sieht. Ich erkletterte diesen kleinen Granithügel und gewann schon von dieser mäßigen Erhöhung aus bei der vollkommenen Fläche der Ebene einen recht hübschen Ueberblick über die Oberflächenverhältnisse derselben und auf das interessante Panorama der Wandala-Berge. Der ganze Gebirgszug, welcher die westliche Grenze des kleinen Wandala-Ländchens („Chachundala") bildet, lag vor mir da, wie es schien, in der Entfernung von nur ungefähr fünf deutschen Meilen, mit seinen Kuppen und seinen Päßfen,

während hinter ihm nach Süden Berge von mannichfaltigerer Form und größerer Erhebung sichtbar wurden. Hier war es, wo ich die erste Ansicht vom Berge Mendefi oder Mendif gewann, welcher, seitdem ihn Major Denham im Süden von Mora, der Hauptstadt von Wandala, zuerst erblickte, in Europa so berühmt geworden ist und Veranlassung zu allerlei Vermuthungen und Hypothesen gegeben hat. In der That hätte man ihn auch von meinem Standpunkt aus für den Mittelpunkt einer besondern Bergmasse halten können, da er von mehreren anderen Berghöhen von Bedeutung umgeben war; dennoch ist er nach den bestimmten Aussagen der Eingebornen nichts als ein vereinzelter Kegel, der von einer ebenen Fläche aufsteigt, ganz wie andere später zu erwähnende Höhen. Sein Umfang soll am Fuß höchstens 2½ bis 3 deutsche Meilen betragen, und ein beträchtlicher Theil desselben wird von einem ausgedehnten Dorfe gleichen Namens umspannt. Die Spitze des Mendif hatte von meinem Standpunkt aus die beistehende Gestalt.



Sowohl der Mendif als die merkwürdige, etwas nördlicher gelegene Höhe des Kamalle, von der ich gleich sprechen werde, schienen, durch das Fernrohr gesehen, eine weißliche oder vielmehr grauliche Färbung zu haben, die mich damals zu dem Schluß verleitete, daß diese Berge aus Kalkstein beständen. Ich erfuhr aber — freilich eine geraume Zeit später — von einem Einwohner des Dorfs Mendif, daß das Gestein ursprünglich ganz schwarz sei, nicht allein an der Oberfläche, sondern auch im Innern, und daß die weiße Farbe nur von dem Kothe zahlloser Vögelschwärme herrühre, welche auf jenen Höhen hausen. Hiernach erschien jenes Weiß als eine ausgedehnte Ablagerung von Guano, und ich vermuthe, daß der Berg Mendif sich schließlich als einen Basaltkegel ergeben wird, als einen erloschenen Vulkan, worauf das Doppelhorn seiner Spitze hinzuweisen scheint. Seine Höhe wird, glaube ich, schwerlich 5000 Fuß über der Oberfläche des Meeres übersteigen, oder etwa 4000 Fuß über der Ebene, aus der er sich erhebt.

Während der Mendif mein Interesse rege machte, weil er in Europa so viel besprochen worden war, zog der eben genannte Berg Kamalle meine Aufmerksamkeit noch viel mehr auf sich durch seine

höchst eigenthümliche Gestalt. Er wurde eben hinter der zusammenhängenden Bergkette sichtbar und seine Spitze stieg wie eine säulenartige Masse von einem steilen Kegel auf, dem Anscheine nach gleichfalls von graulicher Farbe. Zwischen diesem bemerkenswerthen Berg und dem Mendif waren mehrere Kegel in größerer Entfernung sichtbar, während westlich vom Mendif die Bergregion abgeschlossen zu sein schien.

Die höchste Erhebung der Mandara- oder Wandala-Kette heißt Magar und liegt etwas nördlich von der Mitte derselben. Ich schätzte sie auf etwa 3000 Fuß, während die Kette im Allgemeinen nicht mehr als 2500 Fuß über das Meer oder etwa 1500 Fuß über die Ebene sich erheben mochte. Dieser Theil des Gebirges bildet die natürliche Feste eines Heidenfürsten, welcher von meinem Kanori-Gefährten beständig „mai Ssugur" genannt wurde, dessen Titel oder Eigenname jedoch „La" zu sein scheint. Dieser Fürst von Ssugur beherrscht alle kleinen benachbarten Häuptlinge und ist dem Anscheine nach eine Art Priesterfürst, eine sonst in den von mir durchwanderten Gegenden höchst ungewöhnliche Erscheinung. Wenigstens soll er eine große Menge von Idolen besitzen, runde Steine, auf welchen die Leute Hühner von weißer, schwarzer und rother Farbe und Schaafe mit einem rothen Streifen auf dem Rücken opfern. Ueberhaupt scheint in Wandala die Verehrung von Steinen vorzuherrschen, und heilige Steine bekleiden die jähen Spitzen mancher steilen Felshöhen.

Der Gedanke, endlich die Region des vielbesprochenen Mendif und somit des vermeintlichen Mondgebirges erreicht zu haben, versetzte mich in eine freudig erregte Stimmung. Mein freundlicher und geselliger Gefährte, als er das lebhafte Interesse wahrnahm, das ich an diesem Lande zeigte, erzählte mir von seinen Streifzügen in diesen Berggegenden und von der Macht Ssugur's, vor dem er eine gewaltige Achtung zu haben schien. Auch von den Marghi erzählte er, die nach diesen Mittheilungen trotz ihrer Bedrängung von Süden und Norden her, von Adamaua und Bornu, doch immer noch über 30,000 Mann bewaffnetes Kriegsvolk gebieten können. Er theilte mir ferner mit, daß dieser Stamm die eigenthümliche Sitte habe, den Tod eines jungen Mannes zu beweinen, aber den eines alten mit ausgelassenem Jubel zu feiern, eine Sitte, von der ich mich später selbst überzeugte. Darin aber hatte er nicht ganz Recht, daß die Marghi ihre Todten in aufrechter Stellung bestatteten, und zwar mit ihren Waffen, ihrem Hausgeräthe und ein wenig von der täglichen Kost, dem ewigen Teig aus Negerhirse; es ist dies eine Sitte benachbarter Stämme, nicht

der Marghi. In vielen Beziehungen jedoch nimmt dieser Stamm eine hervorragende Stellung gegen seine Nachbarn in Anspruch; sie üben selbst die Einimpfung der Pocken in großem Umfang aus, was doch in Bornu und den Nachbarländern nur ausnahmsweise geschieht.

Zu unserm Glück stellte sich heute Abend der in diesem Monat fast alltägliche Gewittersturm mit Regen nicht ein, so daß ich unter freiem Himmel, auf meine Matten ausgestreckt, noch lange den für mich lehrreichen Gesprächen meiner Gefährten zuhören konnte, die ihre Ansichten über diese und jene topographischen Verhältnisse des Landes austauschten und verfochten.

Bei unserem Aufbruch am andern Morgen war der Himmel trüb und umzogen; dagegen bot das Land noch für eine Strecke weit den heitern, anmuthigen Charakter von gestern. Es war mit schon fußhoher junger Saat bedeckt, aber auch die giftige Euphorbie, „karugu" auf Kanori, die ich in Bornu gar nicht bemerkt hatte, trug der reiche Boden in großer Menge. Bald aber hörte der Anbau auf und wir betraten wieder die Region des Waldes, doch so, daß wir zu unserer Linken stets eine überaus fruchtbare, aber gänzlich verwilderte Ebene hatten, im Hintergrund die Bergkette, dann und wann mit einem Blick auf den Mendif und Kamalle. Diese Vorhöhen der Mandara- oder Wandala-Berge mit der reichen Ebene in größter Fülle des Pflanzenwuchses zu ihren Füßen, das wäre ein Feld für europäischen Anbau, und welche Ausbeute müßte der Botaniker finden, der hier ruhig umherstreifen könnte! Statt alles dessen boten sich uns in den Ruinen und der öden Stätte zweier Dörfer nur Bilder der Zerstörung aus älterer und neuer Zeit. Der gesetzlose Zustand des Landes zwang uns denn auch zu größerer Eile und engerem Zusammenschließen auf dem Marsche.

So näherten wir uns einem Flußbette von 40—50 Schritt Breite und von etwa 12 Fuß hohen Ufern eingeschlossen. Eine ansehnliche Wasserrinne floß mit mäßigem Strom und vielen Windungen durch die schöne öde Ebene nach Norden hinab und gewährte uns einen angenehmen frischen Trunk.

In diesem Theile der Waldung war der „karage" oder „gauo" (Acacia Giraffii?) der vorherrschende Baum, obgleich neben ihm eine große Mannichfaltigkeit anderer Baumformen auftrat, wie die „korana", der „kabui", der „ssindi" und die akazienartige „paipaia"; auch hier erfreuten uns die Kadena (Bassia Parkii) und der Gondabusch (Annona palustris?) mit ihren wohlschmeckenden Früchten.

Gegen Mittag erreichten wir den Anfang der Ortschaft Kofa. Sie gehörte zu denen, aus welchen jene Leute geraubt waren, um deren willen die Boten von Adamaua nach Kukaua gekommen waren. Damals war Kofa von dem Kaschella Ali aus Bornu geplündert und zerstört worden, jetzt war es aber schon wieder zum Theil aufgebaut, lauter sauber und sorgfältig aufgerichtete Bongo-Hütten, die Wände von Thon, das Dach von Rohr. Es war dies nun die allgemeine Bauart geworden, ein deutlicher Beweis, daß wir in das Herz der tropischen Länder vorrückten.

Unter den Leuten, welche glücklich aus der Sklaverei befreit worden waren, befand sich auch ein junges Mädchen aus diesem Dorfe. Dies arme Geschöpf gerieth in eine wilde, fast dämonische Freude, sobald sie ihre heimathliche Stätte wieder erkannte; mit den lebhaftesten Geberden lief sie ein um das andere Mal um alle Hütten, immer von Neuem mit der ersten beginnend. Leider waren nicht Alle so glücklich, die Verlornen wieder zu sehen, und Viele forschten vergeblich mit trübseliger Miene nach Sohn und Tochter. — Dorf und Gau von Kofa hatten früher unter Bornu gestanden und zu der Statthalterschaft meines wackeren Begleiters Billama gehört; gegenwärtig standen sie unter der Oberhoheit von Adamaua, aber dennoch begrüßten die Einwohner ihren früheren Statthalter mit den Zeichen freundlichster Gesinnung, ein ehrender Umstand für beide Theile. In ähnlicher Weise war man Billama auch in andern Orten entgegengekommen.

Der Pflanzenwuchs war in dieser Gegend bedeutend vorgerückt im Vergleich zu der Landschaft, woher wir kamen. Das lieblich grüne, schon von hohem Gras bedeckte Weideland war mit Tradescantien und anderen Blumen reich geschmückt. Billama brachte mir ein prächtiges Exemplar der „kangel“, einer Blume von 8 Zoll im Durchmesser; es war das einzige, welches ich auf meinen Reisen gesehen habe, während Dr. Vogel, wie er mir bei unserem glücklichen, aber nur kurzen Zusammensein in Kukaua im Jahr 1855 erzählte, diese Blume gelegentlich am Fuße der Berghöhen in Wandala sah.

Als die Sonne angefangen hatte, sich abwärts zu neigen, setzten wir unseren Marsch fort, um Lahaula zu erreichen, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten. Ein schwarzes Unwetter sammelte sich auf den Wandala-Höhen, während unsere buntgemischte Truppe auf engem Pfade jetzt durch Waldung, dann durch Kornfelder dahin zog. Bald aber nahm die Landschaft einen ganz andern, wilderen Charakter an. Jenseits eines kleinen Rinnsals traten Felsmassen auf, halb Sandstein, halb Granit, die auf allen Seiten emporstarrten, während ein

niedriger, mit Baum und Busch bewachsener felsiger Höhenzug, quer über unsern Weg laufend, denselben abzuschneiden schien. Da öffnete sich ein tiefer Einschnitt und ein Dorf lag vor unsern Blicken, malerisch in einem natürlichen, von Felsen gebildeten Amphitheater, dessen Wände mit Bäumen geschmückt waren, die überall zwischen den Granitblöcken hervorbrachen und dem wilden Kessel eine anmuthige Abwechselung verliehen. Das war Lahaula.

Mit Mühe und nicht ohne Unordnung drängte sich unsere Karawane unter dem niederstürzenden Regen des losgebrochenen Gewitters durch den engen, von einem starken Verhack geschlossenen Zugang. Nicht die Elemente allein, auch die Menschen machten unseren Eintritt in den Ort zu einem düsteren, peinlichen. Eine Mutter, in der Hoffnung, ihren Sohn als freien Mann von Bornu zurückkehren zu sehen, kam dem Zug entgegengeeilt; als sie den Heißersehnten nicht fand und hörte, daß sie es nie erleben würde, ihn wieder zu besitzen, erfüllte sie das ganze Dorf mit Wehklagen und Flüchen über die Kanori. — Diese Scene konnte nicht verfehlen, einen ungünstigen Eindruck auf die Bewohner zu machen. Zwar empfing uns ihr Haupt selbst, Aschi, freundlich und wohlwollend und erwies sich ganz besonders auch gegen mich gastfrei; allein sein Sohn, in dessen neu und sauber gebaute Hütte der Alte mich einquartieren wollte, geberdete sich so feindselig, daß ich es vorzog, unter einem einfachen Schattendach, trotz Regen und Feuchtigkeit, mein Lager aufzuschlagen. — Ueberhaupt hielten wir es für gerathen, auf unserer Hut zu sein, und sahen wohl nach unsern Feuerwaffen. Wirklich wurden wir auch in der Nacht durch einen gewaltigen Lärm und den Angstschrei eines Mannes aufgeweckt; doch war der Feind, von dem er sich überfallen sah, zum Glück nur eine Hyäne, die sich eingeschlichen und den unglücklichen Schläfer am Bein gepackt hatte. Ibrahima, der Wortführer der Adamaua-Boten, benachrichtigte uns am andern Morgen, daß in der That eine starke Partei unter den Einwohnern die Absicht gehabt habe, Nachts über uns her zu stürzen und uns zu plündern; nur die Vorstellungen Aschi's, nicht den Zorn der beiden übermüthigen Nachbarn auf sich zu laden, habe sie davon abgehalten.

Das Dorf scheint keineswegs groß zu sein und enthält sicherlich nicht mehr als höchstens 500 einzelne Hütten, aber die Lage ist vortheilhaft, indem sie die Einwohner in den Stand setzt, in der Stunde der Gefahr sich schnell auf den 400 bis 500 Fuß hohen Felsrücken zurückzuziehen. Vieh schienen die Leute von Lahaula fast gar nicht zu

besitzen, dagegen bereiten sie viel vegetabilische Butter aus der Bassia Parkii, besitzen eine große Menge vortrefflichen Honigs und Korn genug, das beliebte „kimbil“, eine Art dicken Bieres, zu bereiten. — In dem Gehöfte meines Quartiers bemerkte ich einen etwa 9 Fuß hohen Pfahl mit einem kleinen Querholz, woran ein mäßig großer irdener Topf befestigt war; dies war ein „ssafi“, eine Art Fetisch, eine symbolische Darstellung ihres Gottes „fete“, wie es scheint, der Sonne. Unsere unbehagliche Lage hielt mich ab, mehr Nachforschungen in dieser Richtung anzustellen; nur das erfuhr ich noch, daß das Holz zu diesem Pfahl von einem bestimmten Baum, wie ich glaube, der Kigelia, genommen wird.

Dem Unwetter des Abends, das auch während der Nacht noch einmal losbrach und mich nöthigte, in die verbotene Hütte zu kriechen, folgte ein herrlicher Morgen; das ganze Land war voller Frische und Leben. Unser Marsch führte durch eine Landschaft, deren Boden abwechselnd mit Granit und Quarzblöcken oder mit schwarzem Humus bedeckt war, oder hier und da mit Eisenstein; überall war er zerrissen von unzähligen kleinen Wasserläufen, die von dem felsigen Höhenzug zu unserer Rechten herabflossen und die Feuchtigkeit der ganzen Gegend dem Flüßchen zuführten, welches östlich von unserem Pfad in einiger Entfernung sich hinschlängelte. Das Ganze überzog mehr oder weniger dichter Wald von der mannichfachsten Belaubung.

Noch eiliger und ängstlicher war unser Marsch an diesem Tage, als an dem vorhergehenden, besonders als wir den Theil des Wegs erreichten, wo derselbe den Sitzen der Basa am nächsten vorüberführte, eines mächtigen, unabhängigen Heidenstammes mit eigener Sprache und Sitte, der an dem Fuße der östlichen Bergkette wohnte. Zu gleicher Zeit hatten wir zu unserer Linken mehrere Marghi-Dörfer. Nur in einem schützenden Walddickicht von der schönsten Frische und Fülle, genährt von einer Ansammlung von Regenwasser, wurde ein kurzer Halt gemacht, während dessen Billama die Nachzügler, einheimische Kaufleute mit Lastochsen, kleine Trödler mit ihrem Kram auf dem Kopf, die sich uns nach und nach angeschlossen hatten, herbeibrachte. Dann ging es mit derselben Eilfertigkeit wieder weiter, bis wir endlich kurz nach Mittag wohlbestellte Ackerfelder erreichten. Hier fingen wir an, aufwärts zu steigen zwischen einer kleineren felsigen Höhe zur Rechten und einer bedeutenderen zur Linken, während in der Ferne nach Westen zu verschiedene Berggruppen sichtbar wurden. Diese Erhebungslinie bildet dem Anschein nach die Wasserscheide zwischen dem Becken des Tsad und dem Benue-Kuara, dem großen Flußsystem

des westlichen und südwestlichen Mittel-Afrika. Freilich weiß ich die Gestaltung des Flußnetzes im Gebiet der Basa und von Mubi nicht genau, da ich von der ganzen Landschaft nur die Linie meiner Straße aus eigener Anschauung kenne. Immerhin mag dieser wasserscheidende Landrücken 2000 Fuß hoch sein, da wir seit Udje Mabani, welches 1200 Fuß hoch liegt, wohl 7- bis 800 Fuß höher gestiegen sein mochten.

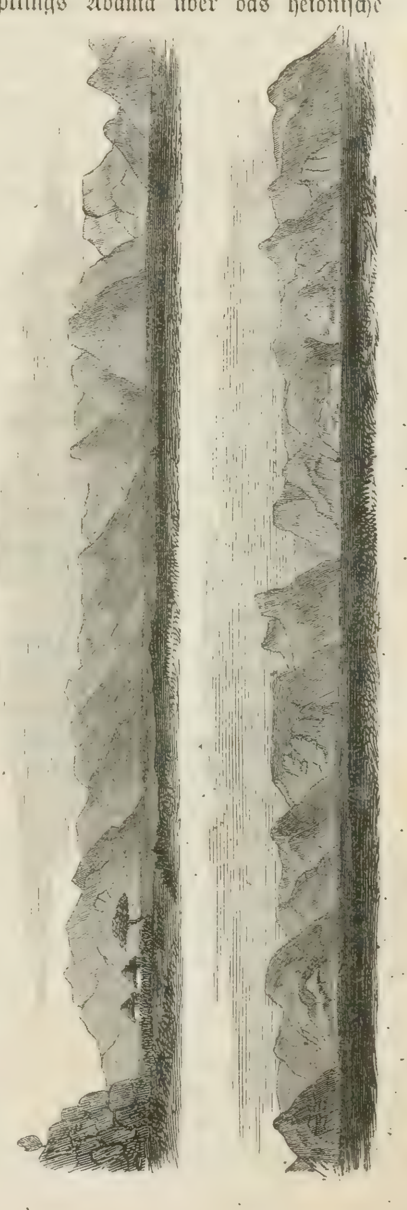
Jenseits des rauhen, von unsern Kameelen nicht ohne Schwierigkeit überstiegenen Passes ging es wieder bedeutend abwärts. Hier zeigte mir Mohammedu die in der Sprache der Fulbe (dem „Fulfulde") „bidjage" genannte Euphorbia, aus deren Saft die Einwohner Fumbina's ihr Pfeilgift bereiten. Dieselbe wuchs zwischen den Granitblöcken hervor, wie es schien, als ein Busch von 10 bis 12 Fuß Höhe; ich war leider zu entfernt, um ihn genauer beobachten zu können.

Vor uns lag nun eine große Thalebene, die uns gegenüber von einem durchschnittlich etwa 800 Fuß sich erhebenden Höhenzug begrenzt wurde. Dem rauhen Paßwege folgte hier bebautes Land, und um einen Vorsprung der Felskette zu unserer Linken biegend, erreichten wir die Umfassungsmauer von Uba, der nördlichsten städtischen Ansiedelung der Fulbe auf dieser Seite. — Das östliche Stadtviertel bestand nur aus wenigen zerstreuten Hütten und hatte ganz das ungemüthliche Ansehen einer neu angelegten algerischen Kolonie, das westliche jedoch war dichter bewohnt und bot einen behaglicheren Anblick. Die Hütten waren im Bongo-Styl gebaut und jede Gruppe derselben von einem kleinen Kornfeld umgeben; statt des todten Rohrwerks dienten lebende junge Bäumchen als Stützen der Mattenumzäunungen, die jetzt schon dem Orte einen frischen, anmuthigen Charakter verliehen und in nicht ferner Zeit den hier noch so sehr vermißten kühlenden Schatten versprachen. Die ganze Stadt ward von einem niedrigen Erdwall mit doppeltem Dornenverhack umschlossen. Wir zogen an der einfachen Moschee — eigentlich nur eine Bongo-Hütte in großem Styl — vorüber vor den Palast des Statthalters, wo Billama und mein Diener Bu-Sad nach der Sitte der abenteuernden Araber ein paar Schüsse abfeuerten, worauf uns bald unser Quartier angewiesen wurde.

So hatten wir denn in vier Tagemärschen den streitigen Grenzbezirk zwischen Yarimari, dem letzten Bornu-Ort, und Uba, der ersten Stadt von Adamaua, glücklich durchzogen. Von den heidnischen Marghi bevölkert, schiebt er sich als ein mächtiger Waldgürtel von etwa 15 deutschen Meilen Breite zwischen die beiden moslemischen Reiche ein. Der Boden von Adamaua war nun betreten, das Land, nach dem ich so lange

sehnsüchtig geblickt hatte, ein mohammedanisches Königreich, auf eine mannichfaltige Menge heidnischer Stämme aufgepfropft, die Eroberung des kühnen fanatischen Pullo-Häuptlings Adama über das heidnische Königreich Fumbina.

Noch hatte ich nicht lange, auf meiner Matte ausgestreckt, der Ruhe gepflegt, als der Stadtherr mit zahlreichem Gefolge sich einstellte, mich zu besuchen. Er schien in der Geschichte des Landes schlecht bewandert zu sein, denn er ließ die darüber an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet. Als ich ihm den Wunsch zu erkennen gab, noch heute die den Ort beherrschende Felsenkette zu besuchen, rieth er mir ab und vertröstete mich auf morgen, folgte mir aber doch, zu meiner nicht geringen Verwunderung, mit seinem ganzen Trosse nach, als ich mich dennoch aufmachte, meinen Vorsatz auszuführen. — Der felsige Höhenzug bestand jedoch, wenigstens auf dieser Seite, aus enormen Granitblöcken, die in wilder Verwirrung einer auf den andern aufgethürmt waren und das Ersteigen unendlich schwierig, ja, ohne Stricke fast unmöglich machten; es war daher mit nicht geringer Mühe verknüpft, auch nur eine Höhe von 100 Fuß zu erreichen. Doch war dieselbe hinlänglich, eine Uebersicht über das breite Thal zu gewinnen. Ich machte nebenstehende Skizze von der von Nord nach Süd verlaufenden und das Thal im Osten begrenzenden Bergkette.



Leider konnte ich mich von meinem Standpunkt aus nicht vergewissern, ob und wie die Berggruppe des Mendif, die hinter der von mir gesehenen liegen mußte, mit letzterer zusammenhänge. Diese Frage hätte wohl nur vom Gipfel der Höhe aus entschieden werden können. Einestheils aber scheute ich die Anstrengung, diesen selbst auf leichterem Pfade zu ersteigen, da meine Kräfte schon damals durch die Einwirkung des Klima's und die ungewohnte schlechte Kost bedeutend abgenommen hatten, anderntheils war das Wetter am nächsten Morgen trübe und ungeeignet für die Fernsicht. Ich zog es daher vor, weiter zu ziehen.

So verließen wir denn am Morgen des 11. Juni die neu sich bildende Stadt der moslemischen Eroberer, um den ersten Tagemarsch auf dem Boden von Adamaua anzutreten. Als wir das stark verpallisadirte Thor hinter uns hatten, schritten wir durch wohlbesorgte, im schönsten, hoffnungsreichsten Gedeihen stehende Kornfelder, während gerade eine Anzahl junger dunkelschwarzer Sklavinnen an ihre tägliche Feldarbeit zogen. Sie waren alle gut genährt und mit einem reinlichen Schurz aus weißen Baumwollenstreifen bekleidet, der auf der dunkelschwarzen Haut um so besser abstach; ihr Nacken war mit einer Schnur gelber Glasperlen geschmückt. Die Stadt soll sich früher, als sie noch im Besitz der heidnischen Eingebornen sich befand, in dieser Richtung bedeutend weiter erstreckt haben als jetzt; ein Kriegshauptmann des Scheichs El Kanemi soll es gewesen sein, welcher ihr den ersten Stoß beibrachte, indem er sie plünderte und verheerte. Die Sklavenjagden der Bornauer scheinen sich wirklich vor der Besitznahme des Landes durch die Fulbe bis tief in das Herz von Fumbina erstreckt zu haben, ohne daß das Land vollständig unter die Botmäßigkeit Bornu's gekommen wäre. Aber auch die neuen Eroberer sind noch weit davon entfernt, im vollen unbestrittenen Besitz des Landes zu sein, wie denn gerade in dieser Gegend, westlich von dem felsigen Höhenzuge, der uns auch heute noch zu unserer Rechten begleitete, sich noch ein unabhängiger Heidenstamm, die Gille, erhalten hat.

Der eben erwähnte Höhenzug brach endlich ab, so daß wir einen Fernblick nach Westen hin gewannen. Auf der weiten Fläche stiegen in verschiedener Entfernung einzelne Gruppen kegelförmiger Berge auf, deren Umrisse ungefähr dieselben Formen bildeten, wie sie die vorstehend abgebildete Kette charakterisiren. Vor uns lag eine mehrere Stunden breite Ebene, in welcher schönes Weideland mit Ackerfeld und Waldung abwechselte; mehrere kleine Wasserläufe durchschnitten

sie und sammelten sich zu einem Bache von etwas mehr Bedeutung, der gemeiniglich das „Flüßchen von Mubi“ genannt wird und nach Westen abfließt. Ich halte es für wahrscheinlich, daß dieses Flüßchen sich mit dem von Dr. Vogel neuerdings entdeckten Gongola (oder vielmehr Flüßchen der Gongola, da Gongola der Name des Volksstammes zu sein scheint) vereinigt, einem mittleren nördlichen Zufluß des Benue. Nach Südosten hin endlich entwickelte sich eine bedeutendere Bergmasse Namens Fingting, die ich auf 6000 Fuß Höhe schätze, und hinter ihr kam noch eine zweite mit mehreren Gipfeln zum Vorschein.

Unser Marsch endete heute schon in Mubi, nur etwa zwei deutsche Meilen von Uba. Da die angewiesenen Quartiere uns nicht behagten, lagerten wir im Schatten vor der Stadt; bald aber erschienen Boten, bessere Quartiere versprechend, und endlich der Stadtherr selbst, um mich in sein Haus einzuladen. Dieser Besuch gab mir Gelegenheit, die schon früher hervorgehobene Lebhaftigkeit und Intelligenz der Fulbe abermals zu bewundern, die bei dem Betrachten meiner Habseligkeiten sich bemerkbar machte. Ganz besonders erregte der kleine Druck meines englischen Gebetbuchs die Bewunderung derer, die lesen konnten. Dagegen haben die Fulbe aber auch einen großen natürlichen Hang zur Bosheit, den der eigentliche Neger nicht hat, und man kann wohl mit Recht sagen, daß sie eine Art Mittelrasse zwischen den Arabern und Berbern einerseits und den Negern andererseits bilden, mehr dem Charakter als der Farbe nach. — Mein Wirth brachte einen großen Theil des Abends in meiner Gesellschaft zu; ich machte ihm ein Geschenk von zehn Bogen Papier, was ihm als einem gelehrten — d. h. in zwei bis drei Büchern belesenen — Mann großes Vergnügen machte, da er noch nie eine so große Menge nutzbaren Schreibmaterials beisammen gesehen hatte.

Die ganze Ebene in der Nachbarschaft von Mubi bietet vortrefflichen Weidegrund und eignet sich daher auch ganz vorzugsweise für die Rinder züchtenden Fulbe. In dem von zahlreichen Heerden belebten Dorfe Bagma, welches wir am andern Morgen zeitig erreichten, wies auch der eigenthümliche Bau der Wohnungen auf diese Beschäftigung hin. Mehrere von den Hütten waren 40 bis 60 Fuß lang, etwa 50 Fuß breit und 10 bis 12 Fuß hoch, dabei von eirunder Gestalt und gleichmäßig von unten bis oben mit Rohr und Gras gedeckt, ohne eine Abscheidung von Seitenwand und Dach zu machen; andere bestanden, während sie ungefähr dieselbe Größe hatten, aus drei zusammenschließenden Halbkreisen. Der Grund dieser besondern Bauweise,

namentlich der großen Geräumigkeit der Hütten, war die Nothwendigkeit, das Vieh und besonders das Kleinvieh vor der Unbill des Wetters zu schützen; einige waren nichts als Ställe, andere Ställe und Wohnung zu gleicher Zeit.

Seit wir die Grenze Adamaua's überschritten hatten, galten die Kameele als die merkwürdigste Erscheinung in unserem Reisezuge; denn da diese Thiere dem Klima dieses Landstrichs auf längere Zeit nicht widerstehen können, so werden sie selten hierher gebracht. Ueberall hatten sie die größte Neugierde und das Staunen der Bevölkerung erregt. So sammelte sich denn auch hier in Bagma Alt und Jung, Männlein und Weiblein um uns her; selbst aus weiter Entfernung kamen die Leute von den Feldern herbeigelaufen, das Wunder zu schauen. Die lustige Schaar ward von ein paar übermüthigen Pullo-Mädchen angeführt, die, nur mit einem kurzen Schürzchen von dunkel und weiß gestreifter Baumwolle bekleidet, schlank und behend wie Gazellen bald voraneilten, bald zurückkehrten und immer auf's Neue ihr Lachen über die dummen Gesichter und auffallenden Gestalten der Kameele hören ließen.

Allmählich bedeckte sich das Land wieder mit Wald, und wir traten zwischen Hügelreihen ein, die wir bereits den ganzen Morgen vor Augen gehabt hatten. Ihnen folgten offenes Wiesenland und Feld, doch behielt das ganze Land umher noch eine Strecke weit einen vorzugsweis rauhen Charakter, und vereinzelte Felskegel gaben der nach Westen sich ausdehnenden Ebene ein unfreundliches, wildes Ansehen. Dies änderte sich, als die reiche, aber vernachlässigte Thalfläche im Norden des Dorfs Mbutudi vor unseren Augen sich ausbreitete, welche nach Osten hin von der breiten Kuppe des Faka und von den sich an diesen reihenden Berggruppen begrenzt wird. Hier erblickten wir die erste Delebpalme (Borassus flabelliformis Aethiopicus), die „gigina" oder „dugbi" der Fulbe. Ich hatte sie zwar schon in einzelnen Exemplären in andern Gegenden des Sudans bemerkt, hier aber (10° 15' N. Br.) hatte ich — wenigstens für die Linie meiner Route — die nördliche Grenze ihrer eigentlichen Heimath erreicht; denn daß sie der nun folgenden Zone ganz vorzüglich angehöre, sollte mir bald die vorhin genannte Ortschaft beweisen, deren schönste Zierde sie bildete.

Das Dorf Mbutudi, das Ziel unseres heutigen Marsches, lag am Fuße eines Granitkegels, der etwa 900 Schritt im Umfang hatte und 300 Fuß hoch war. Früher ein Ort von Bedeutung, waren seit der politischen Erhebung der Fulbe kaum noch 100 Hütten übrig

geblieben, die fast ganz von den heidnischen Eingebornen bewohnt werden; erst seit ganz Kurzem, seit die Boten von Adamaua auf ihrem Wege nach Bornu hindurchgezogen waren, hatten sich einige Fulbe-Familien hier angesiedelt. Wir hatten noch nicht lange im Schatten einiger Gummibäume gewartet, so stellte sich auch schon ein hoch- und schlankgewachsener Pullo von sehr vornehmem, adeligem Gesichtsausdruck und gekleidet in ein schneeweißes Hemd bei uns ein und führte uns nach Austausch der vielen unter den Fulbe in Adamaua sehr beliebten Komplimente [1]) in ein Gehöft mit mehreren Hütten. Auch dies Gehöft war mit einer hohen Gigina geschmückt, welche nicht einen Augenblick von einigen großen Vögeln aus der Familie Ciconia verlassen wurde; diese glichen in der Entfernung ganz unserm Storch, waren vielleicht auch wirklich europäische Störche. Ihre Anwesenheit brachte jedoch den Uebelstand mit sich, daß Niemand unter dem Baume sich niederlassen konnte, ohne sich einer freigebigen Befruchtung mit Guano auszusetzen; als nun mein Diener deshalb unter sie feuern wollte, baten die Anwohner flehentlich, es nicht zu thun, denn die Störche stehen bei allen diesen Völkerschaften eben so gut wie bei uns in hoher Verehrung.

Während ich in unserem Gehöfte im Schatten eines Baurebaums der Ruhe pflegte, versuchte ich zum ersten Male die Frucht der Delebpalme, die gerade reif war; aber ich fand deren Genuß kaum der Mühe werth. Das Fleisch bildet ein dichtes, grobfaseriges Gewebe, so daß es wirklich einige Anstrengung kostet, dasselbe auszusaugen; außerdem löste es sich nur schwer vom Kerne ab, was aber vielleicht nur daher kam, daß die von mir untersuchten Früchte noch nicht völlig reif waren. Die Frucht hat einen süßen, faden Geschmack, der sehr bald unangenehm wird; dieselbe kann sich daher auch in dieser Beziehung nicht mit der Banane oder der Gondafrucht messen, zeichnet sich dagegen durch ihre Größe aus, da sie gewöhnlich 5 bis 6 Zoll lang und 4 bis 5 Zoll breit wird. Für die häusliche Oekonomie der Eingebornen ist sie von Wichtigkeit, denn sie liefert ihnen eine gute

[1]) Die Fulbe von Adamaua, ein einfaches Hirtenvolk, sind besonders reich an Komplimenten. So folgen auf die einfachen Redensarten: „num baldum“ — bist Du wohl? — „djam wali“ — wohl geschlafen? — die Fragen nach Haus, Hof, Sklaven, Pferden, Frauen und Kindern, die gewöhnlich alle mit dem Worte „djam“ beantwortet werden. Dazwischen erkundigen sie sich gelegentlich noch nach den Neuigkeiten der Welt: „to habbaru dunia“ und bei Reisenden, wie es mit der Ermüdung steht: „to tschommeri“.

Würze für einige ihrer einfachen Gerichte. Ein weiterer Gebrauch, welchen sie von dieser Frucht machen, besteht darin, daß sie die Kerne der abgefallenen Früchte zerschlagen und in sandigem Boden in die Erde legen, worauf in wenigen Tagen ein Halm aufschießt, dessen Wurzel zart und eßbar ist; diese letztere wird auf Haussa „murretschi", von den Fulbe „batschul" genannt, ist sehr beliebt und wird allgemein benutzt. — Wenn ich oben Adamaua die Heimath der Delebpalme genannt habe, so muß ich hierzu bemerken, daß dies nicht in der Art verstanden werden darf, als ob sie hier zu den überall und am gewöhnlichsten vorkommenden Bäumen gehörte. Ihre Verbreitung ist vielmehr insofern eine eigenthümliche, als ihr Vorkommen in größerer Anzahl immer an gewisse Oertlichkeiten gebunden erscheint. Dagegen ist sie nach meiner eigenen Erfahrung im Mussgu-Land der durchaus vorherrschende Baum, und nach Allem, was ich darüber von Andern hörte, muß ich schließen, daß dies auch der Fall ist mit den südlichen Provinzen Baghirmi's, besonders Ssomrei und Dam. Die Verbreitung dieser Palme aber ist gewiß von dem größten Interesse, da sie sich von Kordofan durch die ganze Breite des Kontinents bis nahe an die Küste des Atlantischen Oceans zieht, oft freilich, wie es scheint, mit großen Unterbrechungen.

Noch während ich meine Zähne an den Fasern der Palmfrucht versuchte, empfing ich eine Gesandtschaft mehrerer Familienhäupter der Fulbe. Alle waren schöne, schlankgewachsene Männer mit ausdrucksvollen Zügen und einnehmenden, bescheidenen Manieren, die mit kindlicher Freude die Wunder meiner Uhr und meines Kompasses betrachteten. So lästig und unerträglich oft der hochmüthige Pullo der großen Städte ist, so liebenswürdig ist der einfache Hirt oder Kolonist dieser Nation.

Hierauf machte ich mich daran, die felsige Anhöhe, welche das Dorf beherrschte, zu ersteigen; da der Fels überaus steil war, fand ich dies beschwerlicher, als ich es mir vorgestellt hatte; dafür war aber auch die Aussicht über einen ungeheuern Strich Landes eine lohnende. Die eigenthümlich breite Felskuppe selbst war mit Granitblöcken bedeckt, zwischen denen Buschwerk und kleine Bäume hervorwuchsen. Nachdem ich die Winkel vieler Höhen genommen hatte, schrieb ich nach den mündlichen Angaben einiger Eingebornen, die mir neugierig gefolgt waren, ein kurzes Wörterverzeichniß ihrer Sprache nieder. Sie selbst bezeichneten ihre Sprache als eine selbstständige und nannten sie „Sani"; ich fand jedoch bald, daß sie auf das Innigste mit der

Sprache der Marghi verwandt war. Auch die Hautfarbe dieser Leute, die ein gelbliches Roth war, deutete auf eine Stammesverwandtschaft mit den Marghi hin, und ich glaube wohl, daß beide Völkerschaften noch vor wenigen Jahrhunderten Eine Nation bildeten.

Der Gipfel der Anhöhe belebte sich mehr und mehr mit neu Hinzukommenden; auch zwei junge Fulbe-Mädchen kamen zu mir herauf gesprungen, von einer älteren verheiratheten Schwester begleitet. Eins dieser Mädchen war etwa 15, das andere 8 bis 9 Jahre alt; jenes, wie die verheirathete Schwester, trug ein weißes Hemd, das den Busen bedeckte; das jüngere Mädchen trug nur einen baumwollenen gestreiften Schurz um die Hüften, der bis zum Knie reichte. Das Haar der letzteren war niedlich geflochten, das der beiden anderen hing in langen Locken herab; alle drei trugen Glasperlen um den Hals. Die eingebornen Mbutudi trugen nur einen schmalen Lederstreifen, zwischen den Beinen durchgehend und um die Hüften befestigt; hinten war noch ein großes Blatt an demselben angebracht, das schweifartig herabhing — die erste Idee zu einem Frack. Die Weiber trugen außerdem, ganz wie die Marghi-Frauen, eine Metallplatte oder einen Stift, nur von etwas größeren Verhältnissen, in der Unterlippe.

Von den niedlichen Fulbe-Mädchen begleitet, verließ ich meinen hohen Sitz und stieg nicht ohne Mühe wieder hinab; aber die Ruhe, die ich vorher genossen, war jetzt dahin. Die armen Heiden thaten mir die Ehre an, mich mit ihrem Gott „fete“ zu identificiren, die ich natürlich ablehnte; sie glaubten, dieser sei heute zu ihnen gekommen, um einen Tag gemüthlich in ihrer Mitte zuzubringen und sie Unglück und Unterdrückung vergessen zu machen. Endlich mit einbrechender Nacht verließen sie mich; nicht so die beiden Fulbe-Mädchen. Die ältere, die sich in dieser jungen Kolonie wohl umsonst nach einem Gatten ihres Stammes umgesehen hatte und daran gewöhnt sein mochte, daß vornehme Pilger ihres Glaubens in jedem Lande, welches sie durchziehen, ein Mädchen heirathen, hoffte, daß ich sie zu meiner Frau nehmen würde, eine Hoffnung, die sie endlich auch offen gegen mich aussprach. Ich tröstete sie mit der Erklärung, daß ich glücklich sein würde, ihren Antrag anzunehmen, wenn es meine Absicht wäre, im Lande zu bleiben. Dieses arme Mädchen hatte jedenfalls allen Grund, sich nach einem Manne umzusehen, da sie mit 15 Jahren ihre erste Blüthe eben so weit hinter sich hatte, als eine europäische Dame mit 25 Jahren.

Ich nahm am andern Morgen aufrichtigen Abschied von diesen guten Leuten; auch das Fulbe-Mädchen war zugegen und schaute

ganz bekümmert drein, als ich mein Pferd bestieg und ihr Lebewohl sagte.

Die ersten Stunden unseres Marsches waren nicht sehr angenehm. Schon am vergangenen Tag war das Wetter unangenehm kühl gewesen; denn selbst um 2 Uhr Nachmittags zeigte das hunderttheilige Thermometer nur 28° (22°,4 R.), heute Morgen (13. Juni) nur 21° (16°,8 R.), der niedrigste Stand seit dem Anfang des Mai; die Luft war kalt und feucht und Regenwolken hingen auf den Bergen zu unserer Linken, der „Falibe-Kette" mit der schon genannten Kuppe des Faka. Nur im Anfang führte unser Weg durch Ackerland, auf welchem ausschließlich Negerhirse — „gero" — gebaut wurde, und über reiches, leicht bewaldetes Wiesenland; dann aber ward er sehr beschwerlich auf dem vom Regen zerrissenen lehmigen Boden, bis die Landschaft in eine ununterbrochene waldige Wildniß mit fast hügeliger Oberfläche überging. Ein Busch mit eßbarer Frucht, den meine Begleiter „baubau" nannten, fiel mir hier zuerst in die Augen und unter den Bäumen war der Karage wieder sehr gewöhnlich. Erst nach 9 Uhr Morgens gewann die Landschaft wieder ein wohlgefälligeres Ansehen; über eine weite Fläche Saatland in reichster Fülle erblickten wir in erhöhter Lage die Stadt Ssegero, von eingebornen Heiden vom Stamme der Holma und von Fulbe gemeinschaftlich bewohnt.

Wir hatten es uns während der letzten Tage zum Gesetz gemacht, den Marsch des Vormittags zu beenden, um die gewöhnlich am Nachmittag losbrechenden Gewitter zu vermeiden. Auch heute würden wir dies gethan haben und in Ssegero geblieben sein, allein meinen Begleitern behagte die uns hier gereichte Kost nicht. Bald nach unserer Ankunft wurde uns nämlich ein gewaltiger Korb vorgesetzt, gefüllt mit Erdmandeln (Arachis hypogaea) in ihrem natürlichen Zustand, das heißt, so wie sie eben aus dem Boden genommen waren, noch paarweise in ihrem Schalgehäuse verbunden. Nach einer Weile erschienen drei ungeheuere Kummen von fast 2 Fuß Durchmesser, aus den Schalen der Cucurbita maxima gefertigt, bis zum Rande mit einem dicken Brei gefüllt. Dieser ergab sich bei näherer Prüfung als ebenfalls aus Erdmandeln bestehend und noch dazu als nicht sehr schmackhaft bereitet, was leicht durch Zuthat von etwas Honig, oder wenn er in Milch gekocht wird, geschehen kann. Nun nimmt aber die Erdmandel hier zu Lande dieselbe Stellung ein, wie bei uns die Kartoffel, und daß beide Gerichte aus dieser Frucht bestanden, war ein Beweis, daß hier nicht viel Gutes zu haben war.

Wirklich war auch im vergangenen Jahre die Kornernte hier nicht gut gerathen, weil wegen eines Heereszugs gegen den Stamm der Lere die Felder der nöthigen Pflege hatten entbehren müssen. Statt des gewöhnlichen Sorghum, „daura“ oder „beiri“ in Adamaua genannt, und zwar der rothen Art, „beiri boderi“, welche um Ssegero, so wie in allen Gegenden südlich vom 10. Breitengrade vorzugsweise gebaut wird, mußte nun die Erdmandel als Hauptnahrungsmittel dienen. Hier und, wie ich glaube, in ganz Adamaua wird diejenige Art der Arachis ausschließlich gebaut, welche auf Kanori „koltsche“ und auf Fulfulde „biridji“ genannt wird. Ich liebte sie wohl, besonders geröstet, als gelegentlichen Imbiß, möchte aber für meinen Unterhalt nicht ganz allein auf sie angewiesen sein. Es giebt auch noch eine andere, ölreichere Art der Erdmandel, welche von den Bornu-Leuten „gangala“, von den Haussaua „yerkurga“ genannt wird, die von den Eingebornen für gesünder gehalten wird und zum Gewinn eines feinen Oels vorzuziehen ist. Arachis wird von der Westküste Mittel- und Süd-Afrika's, wo sie der „kleine Erdmann“ genannt wird, in ansehnlicher Menge ausgeführt, eben so wie das aus derselben bereitete Oel, welches neben Palmöl bereits einen bedeutenden Handelsartikel bildet und in Europa unter dem Namen Erdnußöl bekannt ist. Gerade dieser Handel an der Westküste des Kontinents ist von großer Wichtigkeit, als ein Mittel zur Verdrängung des Sklavenhandels.

Da ich hier einmal von den Lebensmitteln des Landes rede, will ich noch bemerken, daß die Fulbe von Adamaua auch aus dem Samen des Sesam einen Brei machen, den sie „mara-ssiri“ nennen; ferner eine andere Art Brei aus dem wiederholt erwähnten Cyperus esculentus, welcher von den Arabern „habb el asis“, von den Haussaua „godjia“, von den Bornu-Leuten „nebbu“ genannt wird. Ferner bereiten die moslemischen Bewohner von Adamaua aus der weißen Art des Sorghum, „beiri danneri“, einen Teig in Gestalt kleiner eiförmiger Klöse, welche mit der guten Butter der Fulbe oder auch mit dicker saurer Milch vortrefflich schmecken; selbst kalt sind dieselben genießbar und bildeten in der Folge in diesem Zustande mein Reisefrühstück, da das schmackhafte Gebäck, mit welchem mich der Vezier in Kukaua bei meiner Abreise versah, wie alle guten Dinge der Welt, bald ein Ende genommen hatte.

Also aus Furcht, am Abend auch nichts Anderes als Erdmandeln zu bekommen, ward am Nachmittag noch die Weiterreise beschlossen; doch füllten sich die Weiseren unter uns noch die Brusttaschen ihrer

Toben, ja selbst die Futterbeutel der Pferde mit dem verschmähten Reste aus dem großen Korb. — Auf den wohlbestellten Aeckern hatte ich sogleich Gelegenheit, die Art des Anbaues dieser Erdfrucht zu sehen. Die Erdmandel wird nämlich in die regelmäßigen Zwischenräume zwischen die einzelnen Büschel des Sorghum gelegt, ganz wie die Bohnen in Bornu. Zu gleicher Zeit waren die Felder mit künstlich gepflegten Butterbäumen (Bassia Parkii, auf Fulfulde „kaheri“, in der Mehrheit „karedji“) beschattet. Wir hatten diesen Baum schon in der Wildniß der Marghi in großer Menge angetroffen, aber auch hier ist er ganz heimisch. Er zieht sich wenigstens durch die halbe Breite des Kontinents, vom Senegal bis in diese Gegenden, wird aber wohl auch noch weiter östlich gefunden. — Das ganze Bild der Landschaft, die namentlich im Süden von schön geformten Bergketten und einzelnen Höhen eingeschlossen wurde, unter denen die Kuppe des Holma besonders hervortrat, machte einen höchst erfreulichen Eindruck; alle Grasflächen waren mit einer Art violetter Liliacee geschmückt. Endlich erreichten wir die Kette des Holma, dessen Gipfel etwa 3000 Fuß hoch ist, und traten in einen Engpaß ein, jenseits dessen wir Badanidjo, den Endpunkt unseres Marsches, erreichten.

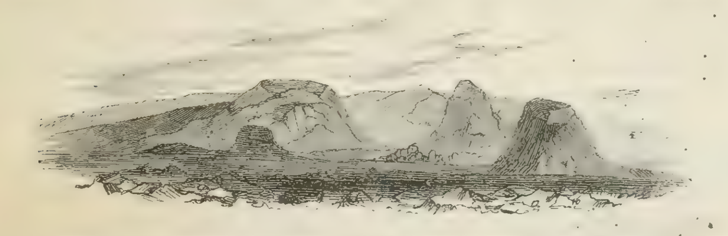
Wir sollten hier für die Abweichung von unserer Marschregel empfindlich bestraft werden; denn anstatt schönen Hirsenpudding und Sorgho-Knötel erhielten wir nichts, kaum gelang es, eine geringe Menge Korn für unsere Pferde herbeizuschaffen. Glücklich der, welcher in seinen Taschen die Ueberbleibsel unseres Frühstücks in Ssegero fand!

Der Ort lag malerisch in einem anmuthigen Thalkessel, auf allen Seiten von Bergen umgeben. Alles war in eine reiche Fülle von Pflanzenwuchs gehüllt und der augenblickliche Mangel an Lebensmitteln war ganz allein den kriegerischen Unternehmungen der letzten Jahre und dem Wegsterben des Viehes durch Seuchen zuzuschreiben. Süße Kartoffeln — „dankali — und verschiedene Arten Brodwurzeln werden hier noch neben den gewöhnlichen Feldfrüchten gezogen. — Badanidjo ist auch für den Ethnographen interessant, als der nördlichste Sitz des ausgedehnten Stammes der Fali oder Fari. Nach den gesammelten Proben ihrer Sprache ist dieselbe von der der Batta und deren Verwandten, der Marghi und Sani, gänzlich verschieden und scheint nur eine entfernte Verwandtschaft mit den Sprachen der Wandala und Gam-erghu zu haben. Jetzt ist der Ort vorzugsweise von

der herrschenden Klasse, den Fulbe, bewohnt; die Anzahl sämmtlicher Bewohner möchte ich auf 3000 anschlagen.

Auf dieses reiche, schöne Thalbecken folgte wieder eine hügelige, verwilderte Landschaft. Während wir hier den Ausläufer einer uns zur Linken befindlichen Felshöhe überschritten, bemerkten wir auf dem Rande der unsere Köpfe überragenden Klippen die Hütten eines heidnischen Dorfes und hörten die Stimmen ihrer Bewohner. Zur Rechten stiegen einzelne Höhen aus der rauhen, dicht mit Wald bedeckten Ebene auf. Alle Höhen schienen aus Granit zu bestehen, wenigstens war dies bei denjenigen, an denen unser Weg hart vorüberführte, unzweifelhaft der Fall.

Immer rauher und felsiger wurde die Gegend, kaum daß ein enger Pfad durch das dichte Unterholz übrig blieb. Sobald wir jedoch das Dorf Korullu erreichten, verbesserte sich der Charakter der Landschaft und offenes Wiesenland und gut gepflegte Aecker fanden wieder Raum, sich auszubreiten, obgleich die Oberfläche rauh und hügelig blieb durch überall hervorspringende Granitmassen. Nordöstlich von dem Dorfe liegt der gleichnamige Berg; die nachstehende Skizze stellt die Umrisse desselben und der Erhebungen in seiner Nähe dar.

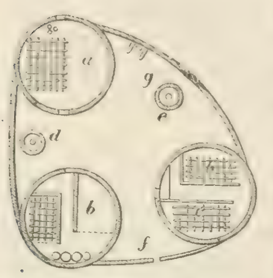


Der Hunger trieb mehrere Mitglieder unserer Gesellschaft, die am vorigen Abend hatten Noth leiden müssen, in das Dorf; sie erhielten große kalte Klöse aus einem Teig von rothem Sorghum, deren Geschmack ich abscheulich fand.

Es dauerte nicht lange, so nahm uns eine andere rauhe Wildniß auf, aus der wir nicht eher herauskamen, bis wir eine Marina, Färberei, erreichten, welche die Nachbarschaft eines Mittelpunktes von mehr als gewöhnlicher Bildung in diesem Lande anzeigte. Wirklich erreichten wir einige Minuten weiterhin das nördliche Dorf von Sſarau, welches ausschließlich von Bornu-Volk bewohnt wird und deshalb Sſarau Berebere genannt wird. Wir warteten eine Weile auf einem kleinen offenen Platze in der Mitte des Dorfes, im

Schatten einer kleinen Terebinthe, und erhielten dann ein ausgezeichnetes Quartier, das eine kurze Beschreibung wohl zu verdienen scheint.

Die uns angewiesene Wohnung bestand in einer Gruppe von drei Hütten mit Lehmwänden und vortrefflich geflochtenem Rohrdach, die durch eine Lehmmauer mit einander verbunden waren, so daß das Ganze ein abgerundetes Dreieck bildete.




Die größte der drei Hütten (a), etwa 12 Fuß im Durchmesser, bildete die Eintrittshalle oder das Vorzimmer und war mit zwei Thüröffnungen versehen, deren eine nach dem äußeren, die andere nach dem inneren Hofraum führte, von dem aus die beiden Hütten ihren alleinigen Zugang hatten. Während nämlich die erstere Hütte das tägliche Geschäftszimmer des Mannes bildete, waren die beiden anderen besonders für die Frauen bestimmt. Die äußere Thüröffnung der vorderen Hütte, obgleich nach unseren Begriffen etwas klein, war geräumig in Hinsicht der allgemeinen Landessitte, das heißt, wenn man die ungleich geräumigeren Hallen der Beamten, die zugleich als Warte- und Audienzzimmer für die Untergebenen dienen, außer Betracht läßt. Sie maß 3½ Fuß in der Höhe und 16 Zoll in der größten Breite, indem ihre Gestalt eiförmig war.

In dieser Hütte war daher nur ein Ruhebett, zugleich zum bequemen und vornehmen Diwan bei Tage und zur Lagerstätte bei Nacht dienend. Es maß etwa 7 Fuß in der Länge und 5 in der Breite und war 3 Fuß über die Flur erhaben; es bestand im Grunde aus einem Gerüst starker Zweige, war aber so dick mit Thon überzogen, daß es ausschließlich aus dem letzteren Material zu bestehen schien. Hier pflegte der Hausherr seine Geschäfte abzumachen und seine Gäste zu empfangen, während der übrige Theil der Hütte unmöblirt war und eine gute Anzahl Leute aufnehmen konnte. Einen weiteren Zweck hatte die Hütte nicht, und das Einzige, was sich hier sonst fand, war eine Feuerstelle, aus drei in einen kleinen Kreis gelegten, in Form eines regelmäßigen Steines gebildeten Thonerhöhungen bestehend, zwischen dem Ruhebett und der Thür. Die Wände der Hütte waren mit hellbrauner Farbe bemalt und mehrere Gegenstände auf weißem Grunde dargestellt, die allerdings Pompejanischen Wandgemälden an Kunst nachstanden und nicht immer mit Gewißheit zu enträthseln

waren, mit Ausnahme von ein paar hölzernen Schreibtafeln, wie sie die Schulknaben hier zu Lande zu gebrauchen pflegen.

Von diesem luftigen Gemache nahm ich selbst Besitz, indem ich meinen Teppich auf das Thonbett breitete, während der Mallem, meine Diener, und wer mir immer einen Besuch abstattete, auf dem Boden Platz fanden.

Die diesem Eintrittszimmer gegenüberliegende Hütte (b), welche kleiner als a, aber größer als c war, schien zur täglichen Wohnung der Hausfrau bestimmt zu sein, denn sie war im Hintergrunde mit einer aus Thon gebildeten erhöhten Stufe versehen, welche als Küchenbret für das Kochgeschirr diente; hier waren vier neue Töpfe von bedeutender Größe und eine Anzahl kleinerer aufgestellt. Im Uebrigen waren die beiden für das eigentliche häusliche und Familienleben bestimmten inneren Hütten von ähnlicher Beschaffenheit; jede von ihnen hatte auf jeder Seite der Thür ein Ruhebett, höchst wahrscheinlich eines für den Mann, das andere für die Frau; der einzige Unterschied war, daß in der mit b bezeichneten Hütte das Lager des Mannes auf der linken, dagegen in c auf der rechten Seite war.

In beiden war die Lagerstätte der Frau besser, als die des Mannes; sie bestand aus einem mit Thon dick überzogenen hölzernen Gestell und war durch eine Querwand vor neugierigen Blicken geschützt. Diese Querwand bestand gleichfalls aus Thon von etwa 4 Zoll Dicke und war etwa 5 Fuß hoch; sie war nach afrikanischen Begriffen überaus stattlich durch verschiedenen Farbenton, indem zwei weiße Streifen den braunen Thon unterbrachen, und durch abwechselnd schalenartige und pyramidale Aufsätze mit gleichfalls abwechselnden Farben verziert. Diese Querwand, die der Hütte erst ihre gemüthliche Häuslichkeit verlieh, lief nicht allein längs der der Thür zugekehrten Seite des Ruhebettes hin, sondern schloß auch die halbe Länge der anderen Seite ein. Das Lager des Mannes war weniger regelmäßig und bequem, indem es bis hart an die Thür reichte; es hatte auf dieser Seite nur den Schutz einer dünnen Thonwand ohne Verzierung.

Mit der Heimlichkeit, die auf diese Weise den doch nur ein einziges Gemach bildenden Hütten gegeben war, stand die Größe der Thüren in vollkommenem Einklange; sie waren von eiförmiger Gestalt und selbst nach afrikanischen Begriffen besonders klein und eng, vorzüglich diejenige der Hütte c, welche nur etwa 2 Fuß Höhe und 10 Zoll Weite hatte — eine Größe, die, wie ich glaube, mancher ganz schlank gebauten europäischen Dame keinen Eintritt gestatten würde;

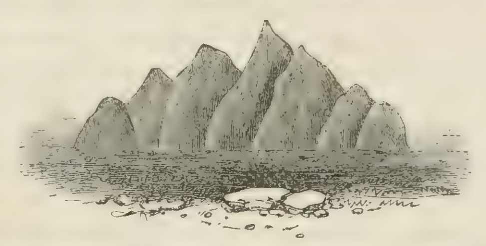
wirklich möchte man glauben, daß sie dazu bestimmt war, ohne weiteren Verschluß die junge Ehefrau zu Hause zu halten, nachdem sie einmal als Jungfrau so glücklich gewesen, sich hindurchzuzwängen.

Ungeachtet der höchst geringen Beleuchtung, die durch das enge Thürchen in das Innere der Hütten fiel — denn ich brauche kaum zu sagen, daß afrikanische Hütten keine Fenster haben — waren diese heimlichen kleinen Wohnungen dennoch reich mit Farbenschmuck ausgestattet, indem die Hütte c in dieser Hinsicht ihre Schwesterhütte durch die Harmonie ihrer Farbentöne übertraf; die Farben bildeten nämlich abwechselnde breite Streifen von Braun und Weiß und gaben dem Ganzen einen recht stattlichen und in seiner Weise vollendeten Charakter. Gewiß gab die ganze Einrichtung dieser beiden Hütten ein beredtes Zeugniß eines sehr entwickelten Gefühls häuslicher Bequemlichkeit, ja man möchte sagen, Wohnlichkeit. Natürlich sind die Bedürfnisse dieser Leute gering, aber kleine zweckdienliche Zugaben, besonders aus Stroh geflochtene Gehänge zum Aufhängen von Schüsseln, kleine, aus Leder gearbeitete Schmuckkästchen und dergleichen, fehlten diesen Augenblick nur wegen der Abwesenheit der Bewohnerinnen.

Was den von den drei Hütten und der sie verbindenden Thonwand eingeschlossenen inneren Hofraum betrifft, so war hier zwischen den Hütten b und c eine Hinterthür f, etwas über dem Boden erhaben und von sehr geringer Größe, offenbar bestimmt, Besucherinnen einzulassen, ohne sie zu zwingen, das Vorzimmer oder Wohnzimmer des Mannes zu passiren. Zu gleicher Zeit zeugte dies Hinterpförtchen von großem Zutrauen des Mannes in die verständige Sittsamkeit der Frauen. In diesem inneren Hof waren zwei große Thongefäße, das größere (e), die Kornurne — „basam“ —, das kleinere (d) die Wasserurne — „gebam“ — darstellend. In dem Winkel zwischen der Hütte a und der Umfassungsmauer des Hofraumes war die Kochstelle (g) zum Bedarf des Hauses. Es mag vielleicht auffallen, daß in dieser so beschriebenen Häuslichkeit gar kein Raum für Sklaven ist, und im Allgemeinen muß ich meine auf Erfahrung gegründete Meinung dahin aussprechen, daß ein Mann, so zu sagen, aus dem Mittelstande, wenn er ein oder zwei rüstige Frauen besitzt, selten zu seinem Hausstande einen Sklaven gebraucht; natürlich bedarf er deren zum Feldbau; diese wohnen dann aber meist in besonderen Sklavendörfern — „rumde“ —. Uebrigens stand noch in dem äußeren weiten

Hofraum, der mit einer Umzäunung aus dem Rohre des Sorghum eingefaßt war, eine andere Hütte, wiewohl hier augenblicklich nur ein eingeborner Mallem oder Schulmeister wohnte.

Von dem äußeren Hofe aus entfaltete sich ein höchst interessantes Panorama über ein weites Gebiet der Landschaft im Süden, und ich war im Stande, von hier aus eine große Anzahl von Winkeln zu nehmen. Ich zeichnete hier auch die nebenstehenden Umrisse eines höchst eigenthümlichen, in Kuppen aufsteigenden Höhenzugs, dessen Namen ich nicht erfuhr [1]).



Ssarau ist der am höchsten gelegene Ort auf dem letzteren Theile dieser Straße, wiewohl der höchste Punkt der Wasserscheide zwischen dem Becken des Tsad und dem des großen westlichen Flusses mit seinem östlichen Nebenarm, wie ich zuvor angab, der Paß im Norden von Uba zu sein scheint. Doch ist die Lage von Ssarau in anderer Hinsicht von ansehnlicher Bedeutung. Es ist nämlich der Punkt, wo die Straße von Loggene und dem ganzen nordöstlichen Gebiet von Adamaua mit der von Kukaua kommenden geraden Straße sich vereinigt; jene nordöstlichen Landschaften Adamaua's aber schließen mehrere bedeutende Mittelpunkte von Industrie und Handel ein, vor allen Fatauel, die Niederlage und den Hauptmarktplatz des ganzen Elfenbeinhandels in diesen Gegenden. Diese Lage des Ortes scheint der Grund gewesen zu sein, weshalb eine Schaar ausgewanderter Bornu-Leute, als ihr Heimathland durch die Eroberung der Fulbe oder Fellata in einen Abgrund von Unglück gestürzt war, sich hier niedergelassen und eine kleine Stadt für sich gegründet hat.

Es ist in der That auffallend, wie der ganze Anblick von Ssarau Berebere, dem von Bornu-Leuten bewohnten nördlichen Dorfe dieses Namens, von demjenigen von Ssarau Fulfulde oder Fellani, dem von den Fulbe oder Fellani bewohnten gleichnamigen südlichen Dorfe, verschieden ist, sowohl in dem ganzen Charakter der Ortschaft, als demjenigen ihrer Bewohner. Hier Alles düster und melancholisch,

[1]) Da ich bei meinen Bergskizzen nur die Umrisse der Berge selbst darstellen wollte, ist der Vordergrund ganz flach und ohne Gliederung gehalten.

mit kleinlicher Sorgfalt angelegt; höchst regelmäßige Hütten mit überaus sorgfältig geflochtenen Rohrdächern; wenige kümmerliche Bäume, ihren spärlichen Schatten ausbreitend; die männlichen Bewohner mit ihrer dunkel-schwarzen Hautfarbe, in dunkele Toben gekleidet, mit breiten Nüstern und düsteren Zügen; die Frauen wohlgenährt, mit kurzen, runden Formen — in der That sind sie die schönsten Bornauerinnen, die ich je gesehen habe — mit vollem Busen, ihre Züge verunstaltet durch eine Korallenperle im Nasenflügel und ihr Haar mit peinlichster Sorgfalt in Gestalt eines Helmes frisirt. Dort im Fulbe-Dorfe leichte, luftige Hütten, die Gehöfte von reicher Vegetationsfülle belebt, Alles sprossend und freundlich, Menschen und Vieh in traulichster Gemeinschaft; die Männer von geradem schlanken Wuchse und heller Hautfarbe, mit offenen, lebensvollen, intelligenten Zügen, weißen, sauber gewaschenen Hemden; Frauen und Mädchen in den leichtesten, anmuthigsten Formen, das Haar leicht in Locken auf den schlanken Nacken herabfallend, den Hals mit Reihen bunter Perlenschnüre geschmückt, um den Leib ein helles Gewand; — so ist Alles in diesen beiden so nahe zusammenliegenden Dörfern verschieden.

Ich habe schon erwähnt, daß wir, ehe wir das nördliche Dorf betraten, eine Färberei passirten; eben so wird hier Baumwolle in gewisser Ausdehnung gebaut. Die Bewohner von Ssarau Berebere sind Weber und Händelsleute, die von Ssarau Fellani Viehzüchter und Landbauer; dort ist die tägliche Kost der Bewohner der ewige „ngadji“ (trockener Teig aus Sorghum, mit dem den Blättern der Kuka abgewonnenen armseligen Safte befeuchtet) und zur höchsten Festfeier eine etwas übelriechende Fischsauce; hier bilden Milch und Erdmandeln die Hauptnahrung.

Bei aller Wichtigkeit aber ist Ssarau doch nur ein kleiner Ort und ich schätze die Bevölkerung des nördlichen Dorfes auf höchstens 2000, die des südlichen auf etwas mehr, zwischen 2000 und 3000 Seelen. Es ist, um die politischen Zustände dieser Länder richtig zu beurtheilen, die Bemerkung nicht ohne Interesse, daß doch selbst diese Bornu-Kolonie von einem Pullo- oder Fellata-Amtmann regiert wird; die Einwanderer werden aber übrigens nicht gedrückt, sondern gern gesehen. Adamaua ist, wie gesagt, ein vielversprechendes Land der Kolonieen. Auch Ssarau übrigens hatte von Theuerung zu dulden, aus demselben Grunde, den ich schon oben bei anderen Ortschaften angegeben habe.

Man säet und erntet hier nämlich zweimal im Jahre; die erste Aussaat geschieht gleich nach den ersten Regengüssen, die zweite am Ende der Regenzeit, nachdem die erstere bereits gereift und geerntet war; die erste Ernte wird gewöhnlich im Monat Juli gewonnen. Die zweite Aussaat nun, welche gerade das Bedürfniß zu der Zeit des Jahres decken soll, in der wir uns jetzt befanden, das heißt, wenn das neue Korn gesäet und der alte Vorrath zu Ende ist, war der Kriegsunternehmungen wegen im vergangenen Jahre ganz ausgefallen. Wir hatten daher nicht geringe Schwierigkeit, uns den nöthigen Bedarf, namentlich für unsere Pferde, zu verschaffen. Hätte ich für meine ärztliche Hülfe von den vielen Kranken, die hier Heilung ihrer Gebrechen bei mir suchten, auch nur einen kleinen Lohn nehmen wollen, so wäre dies freilich etwas Leichtes gewesen; allein dies wollte ich nicht, auch wenn wir nicht ausdrücklich von der englischen Regierung angewiesen worden wären, Arzneien ohne Bezahlung zu verabreichen.

Da ich jetzt jede Mußestunde benutzte, um mich in der Sprache der Fulbe zu vervollkommnen, so verwendete ich auch den folgenden Morgen ganz zu diesem Studium; dann bestieg ich mein Pferd, um den Markt zu besuchen, welcher hier am Sonntag und Donnerstag abgehalten wird. Er war keineswegs reichlich ausgestattet, doch muß man in Betracht ziehen, daß während der Zeit, zu welcher die Felder bestellt werden, die Märkte des Sudans überhaupt weniger bedeutend sind. Es ward ziemlich viel Rindvieh zum Verkauf ausgeboten, auch wurde frisch geschlachtetes Fleisch in kleinen Quantitäten verkauft. Die hauptsächlichsten Artikel waren außerdem Erdmandeln, Butter, eine kleine Quantität Reis, Salz und Seife. Diese letztere ist ein Gegenstand von Bedeutung für den täglichen Verbrauch in allen von Fulbe bewohnten Ländern und wird in jedem Haushalt bereitet, während es in anderen Ländern des Sudans selbst in den größten Städten unmöglich ist, sich diesen so wünschenswerthen und nothwendigen Artikel zu verschaffen. Ein Beweis des großen Mangels im ganzen Lande war, daß selbst auf diesem wichtigen Markte kein einheimisches Korn irgend welcher Art feilgeboten wurde. An Kleidungsstücken waren einige wenige Turkedi zu finden, und ich selbst lieferte ein Stück auf den Markt, um mir zum Einkauf der kleineren täglichen Bedürfnisse die gangbare Landesmünze zu verschaffen. Diese besteht auch hier in schmalen Streifen einheimischen Baumwollengewebes, bei den Fulbe „leppi“ genannt, etwa $2\frac{1}{4}$ Zoll breit, wiewohl die

Breite nicht immer dieselbe ist; Muscheln, „tschede“ auf Fulfulde, haben keine Geltung. Das kleinste Maaß jener Streifen ist die „nanande“, etwa 4 Klaftern; 7 Nanande machen eine „dora“, das heißt ein kleines Hemd von gröbster Arbeit und mehr zum Tauschmittel als zum Gebrauch bestimmt; 2 bis 5 Dora machen wieder eine Tobe, „gaffaleul“, von sehr verschiedener Größe und Güte. Für die Turkedi, die ich in Kano für 1800 Muscheln gekauft hatte, erhielt ich einen Preis, der 2800 Muscheln gleichkam, allerdings nach hiesigen Begriffen, und wenn man die Fährlichkeit des Weges in Anschlag bringt, kein großer Gewinn; jedoch versteht es sich von selbst, daß Eingeborne billiger kaufen und theuerer verkaufen, als Fremde. Ich war übrigens so glücklich, ein für mich sehr erwünschtes Tauschmittel ausfindig zu machen; es waren dies Gewürznelken, die, wie ich fand, hier der einzige gesuchte Artikel waren und von denen ich einen ziemlichen Vorrath besaß. Ich erhielt für 30 Stück, und als ich etwas zurückhaltender mit meiner Waare wurde, sogar für 25 Stück einen Streifen Baumwollenzeug. Auch gelang es mir, für ein Paar englische Scheeren mehrere Hühner und Korn für drei Pferde zu erhandeln, so daß wir trotz der Theuerung Alle, Roß und Mann, eine Fülle von Speise hatten.

Ich besuchte auch das ausschließlich von Fulbe bewohnte Dorf der Ssarau Fellani. Hier erfreute mich besonders neben dem schönen Baumschmuck verschiedener Palmen und der Erica Papaya das stattliche Aussehen der Wohnung des Ortsvorstehers im Vergleich mit der Armseligkeit der umherliegenden Wohnungen. Ein sehr geräumiger, oblonger Hofraum umgab mehrere Hütten; der Eingang in denselben wurde durch eine runde luftige Hütte von etwa 25 Fuß Durchmesser gebildet, deren Thonwände von der Flur bis zum Rohrdach etwa 10 Fuß Höhe hatten; auch die Thüröffnungen waren geräumig, etwa 8 Fuß hoch, und die ganze Hütte bildete einen köstlichen kühlen Ruheplatz in der heißen Jahreszeit. Der Besitzer dieser anständigen, höchst saubern Wohnung war ein unglücklicher blinder Mann, der auf die Schultern seiner Diener gelehnt das Gemach betrat. Er ward geführt von einem Mallem oder Modibo, der entschieden einer der stattlichsten Männer war, die ich im Lande gesehen habe, und eher einem Europäer als einem Bewohner des Landes der Schwarzen glich; auch der blinde Vorsteher war für einen Pullo hochgewachsen und stark gebaut. Ueberhaupt bewies das Aussehen der Bewohner beiderlei Geschlechts, daß Ssarau ein der physischen Entwickelung höchst günstiger, gesunder

Ort sein müsse. Auch von einem gewissen Grade geistiger Bildung legten diese Leute Zeugniß ab.



Endlich ging es Montag den 16. Juni wieder weiter. Zu früher Stunde waren wir auf dem Marsch und zogen hart an der westlichen Seite des Dorfes der Fulbe hin. Der Boden bildete einen kleinen Kamm und der Paß war gewunden, so daß wir jeden Augenblick eine neue Ansicht der Berge um uns her hatten, und ehe wir von diesem höheren Boden abwärts stiegen, zeichnete ich die nebenstehende Ansicht der Landschaft hinter uns, wie sich der Höhenzug von N. 30 O. bis O. 20 N. hinzog. Das Land blieb rauh und felsig, obgleich es gelegentlich von angebautem Boden unterbrochen war. Eine Berggruppe von interessanter Form, Namens Konkel, entwickelte sich auf unserer Rechten. Nachdem wir dann um 8 Uhr Ackerland von ansehnlicher Ausdehnung betreten hatten, erreichten wir eine Viertelstunde später Belem, die Residenz des Mallem Dalili, eines Mannes, von dem ich in Ssarau viel Lobenswerthes gehört hatte. Billama wünschte, den Tag hier zuzubringen, aber mir lag am Herzen, meinen Marsch fortzusetzen, da wir schon den ganzen vorhergehenden Tag eingebüßt hatten; zugleich jedoch wünschte ich, die Bekanntschaft jenes Mannes zu machen, den alle Welt seiner vortrefflichen Eigenschaften halber gepriesen hatte. Ich machte daher mit meinen berittenen Begleitern einen Abstecher in das Dorf, während der Troß weiter zog. Wir fanden den Mallem in seinem Hofe im Schatten eines Baumes sitzend. Er war ein ehrwürdig aussehender alter Mann, wenn er gleich in ein altes, abgetragenes und verfärbtes Hemd gekleidet war; sein Haupt war mit der eng anschließenden, alten Leuten so kleidsamen grünen Kappe, dem sogenannten Löwenmaul, bedeckt. Nach den ersten Be-

grüßungen und Fragen erklärte er, daß er sich beleidigt fühlen würde, wenn ich nicht den Nachmittag bei ihm bliebe; und so war ich zuletzt genöthigt, meine Kameele und Leute zurückholen zu lassen.

Ich bedauerte zwar zuerst den Verlust eines weiteren Tages, da ich mit Ungeduld den eigentlichen Zweck der Reise nach Adamaua, den langersehnten Strom, zu erreichen trachtete; doch söhnte manche interessante Beobachtung und Begegnung mich bald mit diesem Aufenthalte in Belem aus. — Neu, aber mit den physischen Verhältnissen der Aequatorialgegenden zusammenhängend war für mich der Anblick besonderer Stallungen für Pferde. In Bornu und Haussa werden selbst die edelsten Pferde allen Wechseln des Wetters ausgesetzt, da diese letzteren in der That das ganze Jahr hindurch nicht von großer Bedeutung sind. In den Landschaften der Aequatorialzone aber machte die so viel länger anhaltende Regenzeit mit den bei weitem heftigeren Regengüssen den Schutz eines Obdachs für diese Thiere unentbehrlich. Die Ställe bestehen aus runden geräumigen Hütten mit ungewöhnlich hohen Lehmmauern. Auch für das Rindvieh werden hier wenigstens Schutzdächer aus Rohr erbaut.

Der Pflanzenwuchs war besonders reich in diesem Orte. Ich selbst lagerte im Schatten eines Rimi oder Bentehi, des von Mungo Park so schön beschriebenen Bentangbaumes (Eriodendron Guineense); die Palma Christi war namentlich in auffallender Menge zu sehen, ferner bemerkte ich ein vereinzeltes Exemplar eines Gonda- oder Papau-Baumes, so wie das erste einer von mir früher im Sudan noch nirgends gesehenen kolossalen bananenartigen Pflanze, die wohl dem abyssinischen Enset nahe verwandt sein mochte.

Unter den bemerkenswerthen Persönlichkeiten, mit denen ich hier in Berührung kam, war einer jener abenteuernden Araber, denen wir nun schon mehrfach in diesen Ländern begegnet sind. Er war aus Dschidda, der Hafenstadt von Mekka, gebürtig, und war über Wadai und Logone nach Belem gekommen, um dem Mallem ein warmes Bad zu bauen, wie er dasselbe seiner Angabe nach für den Sultan von Wadai gethan hatte.

Interessanter war der Besuch zweier jungen Leute, deren Vater das Land zwischen Ssugur und Wandala oder Mandara gehörte. Der Jüngere war ein auffallend schöner und intelligenter junger Mann, bei welchem ich die schon früher gemachte Beobachtung bestätigt fand, daß das männliche Geschlecht unter den Fulbe bis zum Alter von zwanzig Jahren durchschnittlich schöne, regelmäßige Züge hat; später

bekommen die Gesichter der Männer einen affenartigen Ausdruck, der die wirklich kaukasischen Züge der früheren Jugend zerstört. Das weibliche Geschlecht bewahrt im Allgemeinen seine oft große Anmuth länger. Während diese beiden jungen Leute meine Instrumente bewunderten, kam der alte Mallem mit vielen Begleitern und Dienern; sogleich zogen sich jene bescheiden zurück und sahen schweigend nur von Weitem zu. Gewiß ein bemerkenswerthes Beispiel dafür, in welch' hoher Achtung das Alter in diesen Ländern steht, zumal wenn man bedenkt, daß die beiden jungen Männer bereits in der Politik des Landes einen nicht geringen Einfluß erlangt hatten.

Bald aber fand sich Alt und Jung in gleichem Staunen geeint, als ich vor ihren Blicken eine Karte von Afrika ausbreitete; sie hatten bisher von der gewaltigen Ausdehnung dieses Kontinents nach Süden keine Ahnung gehabt und waren höchlichst entzückt, als ich ihnen das Verhältniß ihrer Heimath zu andern ihnen bekannten Ländern zeigte. Aber Adamaua war nur die Heimath der geringeren Zahl; denn war es mir schon gleich bei meiner Ankunft aufgefallen, daß mich der Mallem auf arabisch begrüßte, so staunte ich jetzt noch mehr, als ich hörte, daß er und die meisten seiner Leute wirklich Araber wären, d. h. zu dem Stamme der Schua oder Schiwa gehörten. Mallem Oro — denn dies war sein ursprünglicher Name — war in Wadai geboren; zur Zeit der Eroberung Bornu's durch die Fulbe (1808) in diesem Lande angesessen, floh er, wie so viele andere unglückliche Bewohner, südwärts und gründete in Fumbina ein Dorf. So haben wir denn hier schon das zweite Beispiel einer Kolonie in diesem vielversprechenden Lande, Ssarau Berebere, die Bornu-Kolonie, und Belem, die Kolonie der Araber aus Wadai. Die Leute der letzteren unterscheiden sich von der herrschenden Klasse der Fulbe ebenfalls durch ihre Tracht, indem sie anstatt weißer dunkelblaue Hemden tragen. Sie werden nicht nur geduldet, sondern sogar begünstigt, obgleich auch hier neben dem Mallem noch ein Pullo-Amtmann seinen Sitz hat.

Ich hatte schon am Nachmittag weiter ziehen wollen, da aber einer meiner Diener durch seine Unmäßigkeit erkrankte, mußte ich bleiben. Ich machte aus diesem unfreiwilligen Aufenthalt einen Festtag für meine Leute, indem ich zu den Geschenken des Mallem, einer Ziege und ein paar Hühnern für mich nebst Korn für unsere Pferde, noch so viel hinzukaufte, daß sich Jeder gütlich thun konnte. Unserem Wirth verehrte ich ein Packet Nelken und ein Stück Kampher, welcher von den Vornehmen dieser Länder seines starken Geruchs wegen sehr

hoch geschätzt wird. — Endlich waren wir am Morgen des 17. Juni wieder auf dem Marsch. Meine beiden jungen Freunde von gestern gaben mir zwei Stunden weit das Geleite zu Pferde; sie waren sehr erfreut, als ich einem Jeden einen Ring mit einem Stein, natürlich einem falschen, reichte, mit der Bitte, ihn ihren jungen Frauen als ein Andenken an den christlichen Reisenden zu übergeben.

Der Morgen war nach einem nächtlichen Gewitter anmuthig frisch und kühl, der Himmel klar und das Land offen und freundlich. Eine schöne grasige Ebene dehnte sich zu unserer Rechten bis zum Fuß des Berges Konkel aus, der, wie ich nun sah, nach Norden hin mit dem Berg Holma durch einen niederen Höhenzug zusammenhing. Unser Pfad führte abwechselnd durch Waldung und Felder. Augenscheinlich bildete das Land einen Abhang nach Süden, und etwas östlich von unserem Wege bemerkte ich das erste Rinnsal, welches entschieden in dieser Richtung verlief. Alles wies darauf hin, daß wir uns der offenen Thalebene der großen Wasserader des Landes näherten, die zu erblicken, ich so großes Verlangen trug. Nur nach Westen zu war in der Ferne noch ein leichter Hügelzug sichtbar, doch auch dieser wich gemach zurück.

Die Landschaft, durch welche wir uns jetzt bewegten, gehörte bereits zum Lande der Batta, eines zahlreichen Stammes, der, wie ich schon bemerkt habe, mit den Marghi verwandt ist. Doch hatten die Bewohner der auf unserem Pfad gelegenen Dörfer diese verlassen und sich aus der Thalebene an die Bergabhänge zurückgezogen.

Nachdem wir nach kurzer Mittagsrast den Marsch wieder aufgenommen hatten, nahm die Landschaft einen sehr anmuthigen, parkähnlichen Charakter an und kleidete sich in den schönsten grünen Pflanzenteppich, zuweilen von Feldern unterbrochen, auf denen die neue Hirsensaat schon fünf Fuß hoch stand.

Wir hatten nun zwischen zwei nach Yola führenden Wegen zu wählen, dem westlicheren, der über einen Ort Namens Bumanda, und dem östlicheren, welcher über einen anderen Ort Namens Ssulleri führte. Aus einem ganz trivialen Grunde wählten wir den letzteren. Der gastronomische Theil der Gesellschaft nämlich, angeführt von Freund Billama, der gern etwas Gutes aß und trank, verwarf Bumanda, als von armen, ungastlichen Heiden bewohnt, und entschied sich zu Gunsten der vielversprechenden großen Schüsseln des moslemischen Ssulleri. Für mich war dies ein höchst wichtiger Umstand, aber die Erwartungen meiner Begleiter wurden höchst trübselig getäuscht.

Denn wenn wir der Straße über Bumanda gefolgt wären, würden wir den Benue weiter unterhalb passirt haben, nicht aber an der „Taepe“ genannten Stelle, das heißt an dem so hochwichtigen, interessanten Punkt, wo der Faro sich mit dem Benue vereinigt und diesen zu einer so majestätischen Größe anschwellt, daß er dem Kuara wenigstens gleichkommt.

Wir schlugen also die östliche Straße ein und erreichten bald das breite, sandige Rinnsal des „mayo Tiel“, der in südwestlicher Richtung hinzog, um sich mit dem Benue zu vereinigen; augenblicklich ohne fließendes Wasser, war doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Sandes ganz vortreffliches Wasser zu finden. Die Ufer dieses ansehnlichen Regenbettes waren mit üppig wachsenden Bäumen eingefaßt, unter denen ich die „doroa“ oder, wie die Fulbe sie nennen, „mereia“ (Parkia) in ansehnlicher Menge erkannte; in ihrem Schatten lagerte am östlichen Ufer eine Reisegesellschaft, die erste, der wir seit längerer Zeit begegnet waren.

Jenseits des Mayo wechselten Wald und Feld mit einander ab, bis wir einen anmuthigen kleinen See erreichten, dessen mit hohem Gras umgebene Ufer offenbar Flußpferden zur nächtlichen Weide dienten, wie die zahlreichen schweren Fußspuren dieses Thieres bewiesen.

Als wir gegen Sonnenuntergang einen durch dichten Wald sich windenden Pfad betraten, zog sich über uns ein schweres Unwetter zusammen. Hierdurch zur Eile gemahnt, erreichten wir nach einem angestrengten Marsch die Felder von Ssulleri und glaubten uns geborgen, als wir endlich auch in die engen, mit Rohr eingezäunten Straßen des Dorfes traten. Hatten wir doch Ibrahima, den Führer der Boten von Adamaua, als Quartiermacher vorausgesandt; aber Niemand war da, uns zu empfangen. Das Haus des Amtmanns war verschlossen und blieb es auch ungeachtet unseres Klopfens und Schießens, während die schweren Regenwolken anfingen, sich auf uns zu entladen. Endlich riß mir die Geduld und mit Gewalt drangen wir in das gegenüberstehende Haus. Trotz des Scheltens seines Besitzers nahm ich von dem geräumigen und reinlichen Eintrittsgemach Besitz und erfreute mich auf meinem schnell bereiteten Lager der Ruhe, indessen draußen der Sturm und im Innern der Behausung der Zorn des Hausherrn noch lange forttobten. Daß unter solchen Umständen von einer Bewirthung nicht die Rede war, versteht sich von selbst, und anstatt in den reichen Schüsseln von Ssulleri zu schwelgen, mußten meine Freunde ungespeist zu Bette gehen.

## Zwölftes Kapitel.

### Fortsetzung der Reise nach Adamaua. — Entdeckung des Strompaars Benue und Faro. — Rückkehr nach Kukaua.

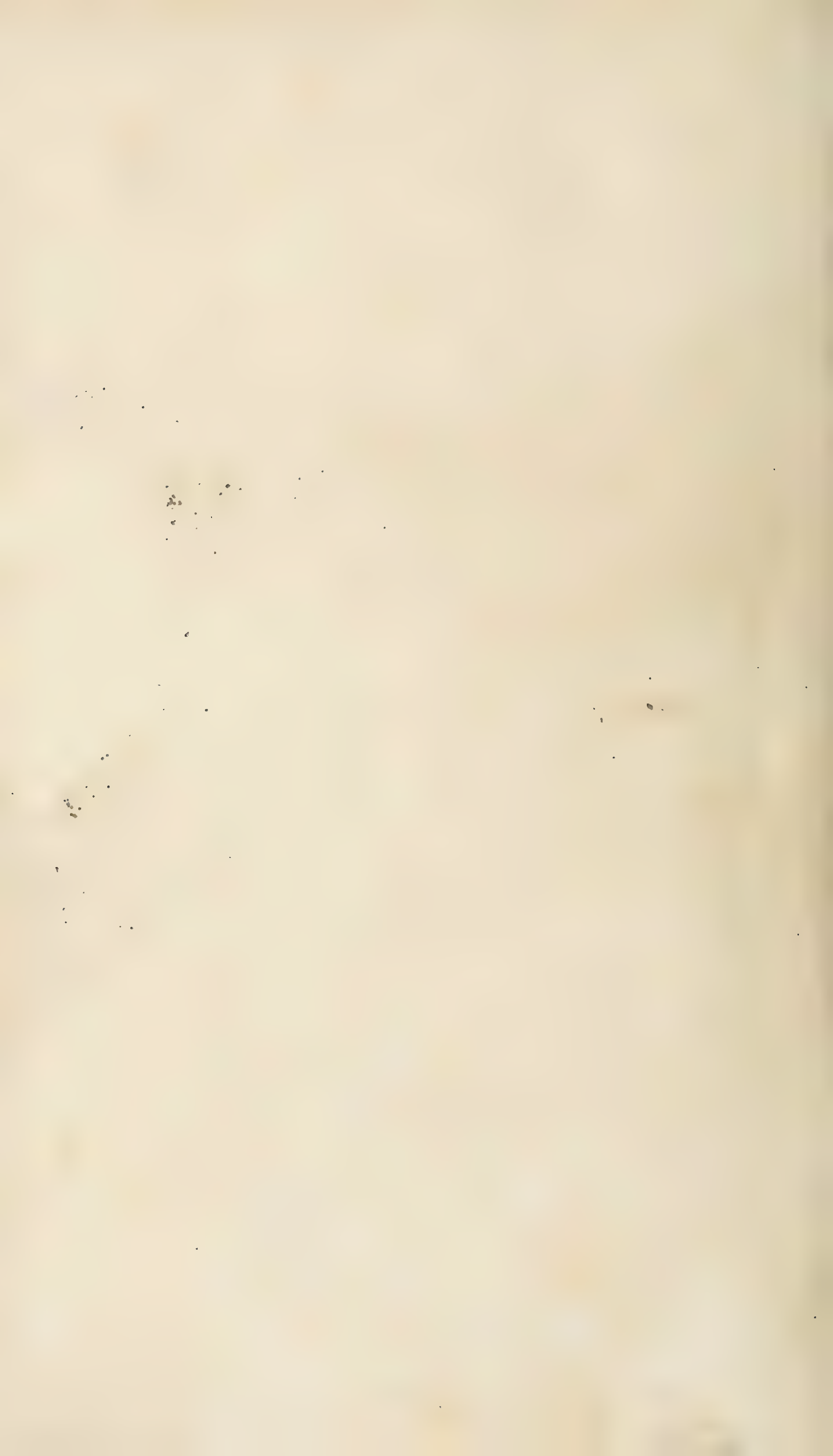
Zu früher Stunde verließen wir (18. Juni) das ungastliche Ssulleri. Es war ein herrlicher Morgen; nach dem nächtlichen Gewitter strahlte die Natur rings um mich her in erneuter Frische und stimmte so ganz zu den freudigen Empfindungen, die auch mich heute neu belebten. Sollte ich doch nach mancher trüben Stunde, nach manchem Mühsal heute den Triumph feiern, an den Ufern des Stromes zu stehen, von dem ich so viel gehört, nach dem ich so lange geforscht hatte.

Die Nähe des gewaltigen Flusses ward zuerst angezeigt durch eine große Menge Ameisenhügel von einer Höhe und Größe, wie sie nur in der Nachbarschaft von Flüssen auftreten. Im Gegensatz zu denselben Gebilden in andern Gegenden hatten sie nicht die Gestalt kleiner, im gothischen Styl aufgeführter Bauwerke, sondern bestanden in abgeflachten pyramidalen Anhöhen von gewaltigem Umfang, bis zu 60 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Höhe. Sie waren in parallelen Reihen aufgeführt, und offenbar durch unterirdische Gänge mit einander verbunden, bildeten sie ganze Ketten systematischer Bauten.

Wir waren noch nicht weit von Ssulleri entfernt, als Mohammedu, der Pullo unter den Boten von Adamaua, der meinem Interesse an Land und Leuten stets mit großer Bereitwilligkeit zu dienen suchte, auf die dunkeln Umrisse eines fernen Berges deutend, frohlockend ausrief, dies sei der Alantika. Ich strengte mein Gesicht an und erblickte in großer Entfernung nach Südwesten hin eine bedeutende, aber vereinzelte Bergmasse, die mit der Ostseite steil und jäh aus der Ebene aufstieg, aber nach Westen in allmählichem Zuge sich absenkte. Dabei bildete sie einen ziemlich ebenen und breiten Gipfel, der gewiß einige Ausdehnung haben muß, da er die Gebiete



TAEPE, ZUSAMMENFLUSS DES BENUE DND FARO.



sieben kleiner unabhängiger heidnischer Häuptlinge einschließt. Indem ich nach der Entfernung urtheilte, die mir ziemlich genau aus den eingezogenen Nachrichten bekannt war, schätzte ich die Höhe des Berges zu etwa 8000 Fuß über der Ebene oder etwa 9000 Fuß absoluter Erhebung über dem Meeresniveau; es mag etwas weniger sein, aber wohl nicht viel.

Hier war noch etwas Ackerland, das gegenwärtig die schönste Saat des „masr“ oder von den Fulbe Adamaua's „butali“ genannten Kornes zeigte; ein wenig weiterhin aber betraten wir eine sumpfige Ebene, die Sawanne von Fumbina, die sich bald in engerem, bald in breiterem Streifen am Fluße entlang hinzieht. Mit hohem Sumpfgrase überwachsen und von einer Menge großer, mit Wasser gefüllter Löcher unterbrochen, nahm sie bedeutende Vorsicht beim weiteren Marsche in Anspruch. Diese ganze große Thalebene ist alljährlich (zwei Monate später in der Regenzeit) gänzlich überschwemmt; jedoch liegt in ihrer Mitte, auf einem etwas höheren Boden, der wie ein künstlicher Schutthügel aussieht, ein kleines Dorf, die Wohnstätte der Fährleute des Benue. Während wir an ihm entlang hinzogen, kamen die Buben hinter uns drein gelaufen, schlanke, wohlgewachsene Bursche, durch rastlose Thätigkeit und tägliches Baden gekräftigt, die jüngeren ganz nackt, die erwachseneren mit einem kleinen Lederschurz um die Hüften. — Eine Viertelstunde später standen wir am Ufer des Benue.

Es ereignet sich nur selten, daß ein Reisender sich nicht getäuscht fühlt, wenn er nach langen fehlgeschlagenen Versuchen endlich die Züge eines neuen Landes wirklich vor sich sieht, von dem ihm seine Vorstellung nach der Beschreibung der Eingebornen ein Gemälde entworfen hat. Mit dem Alantika war dies auch jetzt bei mir der Fall, da dessen Gestalt und Größe, wie er in abgerundeten Umrissen aus der flachen Ebene aufstieg, keineswegs der Vorstellung entsprach, die ich mir von ihm gemacht hatte; der Fluß dagegen, anstatt daß seine Erscheinung mich getäuscht hätte, übertraf meine lebhafteste Erwartung. Keiner der Eingebornen, der mir Kunde vom Fluße gegeben, hatte mir vorausgesagt, daß ich ihn gerade an der interessantesten Stelle überschreiten würde — dem „Taepe“ —, da, wo sich mit dem mächtigeren Flusse ein anderer von gleichfalls bedeutender Größe vereinigt.

Wer je den schrankenlosen Phantasieen eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Fluß-

andschaft schweifen ließ. Von stummen Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das Land hinein. Wie die Natur es geschaffen, ohne von der künstelnden Hand des Menschen berührt zu sein, lag diese reiche Landschaft da, ein Feld der Thätigkeit kommender Geschlechter. Das ganze Land trug den Charakter wüster Wildniß, und kaum war das anders möglich in einer Gegend, die alljährlich durch die Fluthen des hoch über seine Ufer tretenden Stromes Meilen weit unter Wasser gesetzt wird.

Der Hauptstrom, der Be-nue oder Be-noe [1]), floß hier von Ost nach West, in majestätischer Breite, durch ein vollkommen offenes Land, aus dem nur hie und da vereinzelte Berghöhen aufstiegen. Die gegenwärtigen Ufer auf unserer Seite stiegen bis 25 und an einigen Stellen bis 30 Fuß in die Höhe, während gerade meinem Standpunkte gegenüber, hinter einer Sandspitze, der Faro hervorstürzte und, von hier gesehen, nicht viel kleiner schien, als der Hauptfluß selbst; er kam in schön gewundenem Laufe von Südosten, wo er sich in der Ebene verlor, aber in Gedanken von mir bis an den steilen östlichen Fuß des Alantika verfolgt wurde. Der so gebildete Doppelstrom hielt sich unterhalb des Zusammenflusses in der Hauptrichtung des größeren Flusses, machte aber eine leichte Biegung nach Norden und floß am nördlichen Fuße des Berges Bagele entlang.

Hier entzog er sich dem leiblichen Auge, indem Berge von Norden her bis hart an sein Ufer herantraten und ihn abzudämmen schienen. Im Geiste aber folgte ich dem Laufe des herrlichen Stromes durch die Gebirgslandschaft der Batschama und Sina nach Hamarrua, und weiter, wie er von dort, aus seiner westlichen Bahn etwas nach Süden ablenkend, durch das Land des einst politisch bedeutenden und durch einen gewissen Grad von Industrie hervorragenden Kororofa dem größten Strom im Westen dieses Kontinents zueilt, um mit ihm vereint seine Wasser in dem Atlantischen Ocean zu begraben.

Lange schaute ich in stillem Entzücken auf den Fluß zu meinen

---

[1]) Ich hörte den Namen auf diese Weise aussprechen, aber weiter abwärts mag er „bi-nue“ ausgesprochen werden. Das Wort gehört der Batta-Sprache an, in welcher „bee“ oder „be“ „Wasser“ bedeutet, aber in verwandten Dialekten wird es „bi“ genannt. — „Nue“ bedeutet „Mutter“ und der ganze Name Be-nue demnach „Mutter der Gewässer“ und ist daher eigentlich weiblich. Die Gebrüder Lander nannten ihn irrthümlicherweise Tschadda oder vielmehr Tiadda: sie wurden hierzu wohl nur durch die vorgefaßte Meinung bewogen, er sei ein Ausfluß des Tsad.

Füßen; es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Zwar hatte ich nach den in Kukaua erhaltenen deutlichen Angaben im Geiste längst die Frage entschieden, daß der Fluß, von welchem die Reisenden in Adamaua erzählten, die obere Fortsetzung des von den Engländern William Allen, Laird und Oldfield in seinem untern Laufe niedergelegten Stromes sei; nun aber konnte ich auch mit der Bestimmtheit eines Augenzeugen von der Natur und Richtung dieses großen Binnengewässers sprechen. Es war entschieden, daß der Benue mit dem Kuara eine ununterbrochene und herrliche natürliche Wasserstraße bilde, auf welcher einst die rüstigen, Alles überwältigenden Kräfte des Nordens in das Herz des tropischen Afrika Eingang finden werden, um die Schätze dieser gesegneten Länder zu heben und die Keime menschlicher Glückseligkeit, die auch hier in dem einfachen Leben der Eingebornen in reichem Maaße verborgen liegen, von dem Drucke der Sklaverei und der Jagd auf Menschen zu befreien und zu voller Entfaltung zu bringen. Wohl sah ich schon die Wimpel Europa's heranschwimmen, ahnte aber dennoch nicht, in wie kurzer Zeit ein Fahrzeug, wie es die jüngste Erfindungsgabe der Europäer geschaffen hat, bis nahe zu der Stelle vordringen sollte, wo man mich heute in einem ausgehöhlten Baumstamm über den Strom führte [1]).

Das Ufer, auf welchem wir standen, war ganz entblößt von Baumwuchs mit der einzigen Ausnahme einer sehr armseligen Akazie etwa hundert Schritt weiter aufwärts am Flusse. Auf dem gegenüberliegenden Ufer aber, längs des Faro und unterhalb der Vereinigung beider Ströme, waren einige schöne Baumgruppen in schwachen Umrissen zu sehen. Während im Süden der Alantika eben sichtbar wurde, erhob sich im Westen, nördlich vom Flusse, ein anderer isolirter Berg Namens Taife, und hinter ihm der Bengo, an den die Höhe des Furo sich anzuschließen schien und in langer Linie nach Nordwest hinzog.

Wir stiegen vom höheren Ufer an den sandigen Strand zum Punkte der Einschiffung hinab; dieser befand sich augenblicklich an der Mündung eines tief eingerissenen, jetzt trockenen Wasserlaufes, der

[1]) Die Benue-Expedition, welche in Folge meiner Entdeckung unter der Leitung Dr. Baikie's ausgesandt war, gelangte im September 1854 mit dem Dampfer „Plejade" den Benue hinauf bis nach Gurowo; von hier fuhr Baikie in Booten noch 8 bis 9 deutsche Meilen weiter stromaufwärts und kam bis Dulti, war somit nur etwa 15 Meilen (1 Grad) von der Stelle entfernt, wo ich den Benue überschritt.

von den Wiesengründen nach dem Flusse hinabführte und mit hohem Riedgras und Buschwerk angefüllt war. Hier war auch das ärmliche Arsenal der Fährstelle; es bestand in drei Nachen, von denen noch dazu einer unbrauchbar war. Es war dies das erste Mal auf meinen Reisen, daß ich diese kleinen, kunstlosen, aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlten Nachen erblickte. Sie maßen 20 bis 30 Fuß in der Länge, hatten nur 1 bis 1½ Fuß Tiefe und 16 Zoll in der Weite; einer derselben war so krumm, daß ich mir nicht vorstellen konnte, wie er im Stande sein sollte, die starke Strömung des Flusses zu durchbrechen. Am Ufer lag zwar ein größeres Fahrzeug, welches aus zwei durch Taue verbundenen gewaltigen Baumstämmen bestand; allein es war in durchaus unbrauchbarem Zustand.

Da die Bootsleute, welche sich gerade auf dem Fluß befanden, aus irgend einer Ursache, vielleicht aus Furcht, zögerten, an das Ufer zu kommen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ein Flußbad zu nehmen; das kühle Bad konnte zugleich die symbolische Bedeutung haben, daß ich mir so die von mir gemachte wichtige Entdeckung in aller Form aneignete. Allerdings beherbergt der Fluß viele Krokodile, allein ich brauchte sie gegenwärtig wenig zu fürchten, da wir so viel geschossen hatten und eine solche Anzahl Menschen zu viel Geräusch machten. Die Gefahr der offenen Flußbäder für die Gesundheit der Europäer in einem tropischen Klima kannte ich damals noch nicht. So stieg ich denn in das Wasser des Benue hinab. Das Bett senkte sich nach dem ersten Abfall von 1½ Fuß sehr gemach, so daß ich in der Entfernung von 40—50 Schritt vom Ufer nur 3½ Fuß Wasser fand, dann aber wurde es auf einmal tief. Die Strömung war so stark, daß ich unfähig gewesen wäre, ihr zu widerstehen, hätte ich mich deren ganzen Heftigkeit ausgesetzt. Freilich hatte meine ursprüngliche Kraft damals schon bedeutend abgenommen. Der einzige Vortheil, den ich von dieser Heldenthat zog, war der, daß ich erfuhr, der Fluß führe Gold mit sich; denn so oft ich untertauchte, riefen die Leute am Ufer aus, daß ich nach diesem edlen Metalle suche, und als ich aus dem Wasser herauskam, waren sie überzeugt, daß ich eine Menge davon aufgefischt hätte.

Endlich kamen die Kähne, die uns hinüberführen sollten, und es entspann sich eine lange Verhandlung mit dem ältesten der Bootsleute, einem stämmigen, untersetzten Burschen, über den Fährlohn. Natürlich hatte ich als Hauptperson für die ganze Gesellschaft zu bezahlen, und sämmtliche Personen mit drei Kameelen und fünf Pferden

überzusetzen, war eben keine kleine Aufgabe. Ich mußte fünf „dora“ bezahlen, und das war gerade nicht übertrieben; in Kukaua würde dieser Preis zwei Ochsenladungen Hirse gleichgekommen sein. Nicht wenig Mühe und Gefahr verursachte mein ungefüges Gepäck in den elenden schwankenden Fahrzeugen, die mehr als Einmal nahe daran waren, umzuschlagen; doch brachte ich Alles trocken hinüber. Nicht so glücklich war der Pullo-Wallfahrer, welcher sich uns in Mabani angeschlossen hatte; denn hier war es, wo seine sämmtlichen Bücher durchnäßt wurden. Ich konnte ihm meine Theilnahme nicht versagen, als ich ihn unter heißen Thränen seine verdorbenen Schätze auf dem gegenüberliegenden Ufer zum Trocknen ausbreiten sah. Die Pferde schwammen an der Seite der Kähne nicht ohne große Anstrengung hinüber; eine wahrhaft verzweifelte Arbeit aber war es, die Kameele durch den Fluß zu bringen. Diese halsstarrigen Thiere der Wüste wollten sich nicht durch die schwachen Fahrzeuge leiten lassen und mußten allein durchgebracht werden; dabei konnten sie nur durch die ernstlichsten Schläge bewogen werden, im Wasser vorwärts zu gehen, bis ihnen der Boden unter den Füßen wich. Doch kamen endlich Menschen und Thiere wohlbehalten auf der sandigen Landspitze zwischen den beiden Flüssen an, deren höherer Theil jetzt 15 Fuß über das Niveau des Flusses emporragte, während sie zwei bis drei Monate des Jahres ganz mit Wasser bedeckt ist.

Der Benue war an der Stelle, an welcher wir ihn passirt hatten, zum wenigsten 1200 Schritt breit und im Strome durchschnittlich 11 Fuß tief. Nach gleich zu erwähnenden Anzeichen aber mußte er unter gewöhnlichen Umständen noch 30, bei außerordentlicher Höhe noch 50 Fuß steigen, um den höchsten Wasserstand der Regenzeit zu erreichen. Sein oberer Lauf war mir damals bis nach Gewe, der Uebergangsstelle auf der Straße nach Logone, einigermaßen bekannt; aber in Bezug auf seinen Lauf weiter aufwärts hatte ich nur im Allgemeinen gehört, daß er von Süden und noch weiter aufwärts von Südwesten komme.

Es war $12\frac{3}{4}$ Uhr Mittags, als wir die schattenlose Landspitze verließen, um nun auch den Faro zu überschreiten. Dieser Fluß soll vom Berge Labul, etwa sieben Tagereisen nach Süden von seiner Einmündung in den Benue, herkommen. Er war an dieser Stelle etwa 900 Schritt breit, aber im Durchschnitt nicht über zwei Fuß tief; dabei war jedoch die Strömung ungleich reißender, als die des Hauptstroms, und verkündete in ihrer Stärke ein aus bergiger Landschaft kommendes

Gewässer. Aus den eben genannten Verhältnissen der Breite und Tiefe des Faro geht augenscheinlich hervor, daß er der kleinere der beiden Ströme ist. Dennoch hatten mir fast alle Leute, von denen ich die ersten Nachrichten über dieses Stromgebiet erhalten, den Faro als den bedeutenderen der beiden Arme genannt. Der Grund dieses Irrthums lag wohl, abgesehen von dem Einflusse verschiedener Jahreszeiten, besonders in dem Umstande, daß alle meine Berichterstatter die beiden Ströme niemals an dem Taepe gesehen hatten, demjenigen Punkte, wo man ihre Wassermenge am besten mit einander vergleichen kann.

Nachdem wir also das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatten, betraten wir ein flaches, mit hohem Schilfgras bewachsenes Wiesenland, das um die Mitte des Juli ebenfalls überschwemmt zu sein pflegt. Hier zeigten unverkennbare Spuren, daß zur Zeit der größten Fluthhöhe — die natürlich in verschiedenen Jahren verschieden sein kann — nur die Kronen der höchsten Bäume aus dem Wasser hervorragen und dieses seinen gegenwärtigen Stand alsdann noch um mindestens 50 Fuß übersteigen muß.

Drei Viertelstunden von dem gegenwärtigen Rand des Wassers erstiegen wir eine terrassenförmige, etwa 30 Fuß hohe, Erhebung, welche als das eigentliche südliche Ufer des ganzen Strombettes angesehen werden muß. Denn hier verläßt man erst zur Zeit der höchsten Ueberschwemmung die Boote und muß auch dann noch oft eine bedeutende Strecke durch das ausgetretene Wasser des angeschwollenen Stromes waden. Nach der Aussage meiner Reisegefährten von Adamaua erhält sich dieser auf seinem höchsten Wasserstande 40 Tage lang oder etwa vom 20. August bis Ende September. Diese Angabe sowohl als das, was ich über die größte mögliche Fluthhöhe hier bemerkt habe, ist durch die Beobachtungen vollständig bestätigt worden, welche bei der in Folge meiner Entdeckung von der englischen Regierung im Jahre 1854 ausgesandten Benue-Expedition angestellt worden sind [1]).

Das Land, durch welches nun unser Marsch führte, bildete eine schöne, parkähnliche Ebene, die mit einzelnen Mimosen, aber ohne

---

[1]) Das Schicksal der im Jahre 1857 nach dem Niger gesandten englischen Expedition, deren Dampfer „Dayspring" am 6. Oktober dieses Jahres oberhalb Rabba scheiterte, hat den traurigen Beweis geliefert, wohin es führt, wenn man solche von der Natur vorgeschriebene Gesetze unberücksichtigt läßt.

Unterholz, bestanden war. Weiterhin folgte angebauter Boden und bald erreichten wir die ersten Hüttengruppen des großen, weit ausgebreiteten Dorfes Tschabadjaure oder Tschabadjaule in einer höchst fruchtbaren, leicht gewellten Landschaft. Fast $^3/_4$ Stunden zogen wir an dieser wohlhäbigen Stätte afrikanischen Lebens entlang; dann nahmen wir unser Quartier in einer vereinzelten Hüttengruppe, deren Insassen unsere ganze Gesellschaft reichlich bewirtheten.

Nochmals hatten wir am andern Morgen $^3/_4$ Stunden weit zu gehen, ehe wir das Ende von Tschabadjaure erreichten, und zogen dann durch ein besonders reiches Land, welchem dicke Massen von Gebüsch und schönes Wiesenland, mit weiß und violett gestreiften Liliaceen geschmückt, lebendige Abwechselung verliehen. So gelangten wir zu den bewaldeten, niedrigen und rauhen Vorhöhen des Bagele, einer eigenthümlichen, mit einem etwa $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen langen Rücken von Nordwest nach Südost gestreckten inselartigen Bergmasse, die für die ganze Landschaft und besonders für die Beschiffung des Benue eine große Bedeutung hat. Mit ihrer nordwestlichen Ecke tritt sie nämlich da nahe an den Benue heran, wo auf dem nördlichen Ufer der Berg Taife diesen Fluß berührt, der sich hier zwischen den beiden sein Bett bedeutend einengenden Gebirgsmassen hindurchdrängen muß. Fast auf allen Seiten wird der Bagele von dem niederen Sumpfgelände des Benue umgeben, so daß er zur Zeit der größten Ueberschwemmung wirklich wie eine Insel aus dem Wasser hervorragt; nur sein östliches Ende hängt alsdann nach Süden hin noch mit dem trockenen Lande zusammen. Als wir uns später diesem Berge mehr genähert hatten, bemerkte ich, daß sein Gipfel in Höhenrauch eingehüllt war. Dies soll gewöhnlich der Fall sein, und die dunkle Beschreibung, die man mir früher von dieser Erscheinung gemacht, hatte mich zu der irrthümlichen Annahme verleitet, daß dieser Berg einen vulkanischen Charakter habe. Seine Erhebung über die Ebene scheint kaum 2000 Fuß zu betragen. Er scheint hauptsächlich aus Granit zu bestehen und hat eine sehr rauhe Oberfläche, bestreut mit großen, unregelmäßigen Blöcken, zwischen denen Baum und Busch aufschießt und dem Ganzen einen wilden, romantischen Anstrich verleiht. Doch auch manche Stelle anbaufähigen Landes findet sich auf dem Rücken und den Abhängen des Bagele, so daß er in 18 kleinen Weilern eine unabhängige heidnische Bevölkerung ernährt, die eine Abtheilung der Batta bildet. Durch die schwer zugängliche Lage ihrer bergigen Heimath und ihre eigenthümlichen selbstgeschmie-

deten Doppelspeere beschützt, war es ihnen noch bis zur Zeit meiner Anwesenheit in Adamaua gelungen, nicht nur alle Angriffe der Fulbe zurückzuweisen, sondern auch fast täglich Raubzüge gegen die Viehheerden ihrer unversöhnlichen Feinde auszuführen. Aber im J. 1853 glückte es dem Herrscher von Yola, Mohammed Loel, die kühnen Bergbewohner zu bezwingen und zu Sklaven zu machen.

Die Unterbrechung des Fruchtlandes durch jene waldigen Vorhügel des Bagele war nur von kurzer Dauer, und bald folgte wieder eine offene, wohlbebaute und bevölkerte Landschaft, die namentlich bei dem Dorfe Gurore ein Bild von großer Anmuth darbot. Der Ort war von einer Menge großer Adansonien umgeben und gewährte von seiner erhöhten Lage aus eine frische Aussicht über das nordwärts nach dem Benue sich absenkende Wiesengelände; der etwa $2\frac{1}{4}$ Stunden entfernte Fluß war jedoch nicht zu sehen. Je weiter wir vorrückten, desto mehr gewann das Land an Interesse, indem der schöne frische Weideboden sich mit der lebendigsten Staffage von Rindvieh, Pferden, Eseln, Ziegen und Schaafen in buntester Mannichfaltigkeit der Farben und Gestalten schmückte.

So erreichten wir unseren heutigen Haltepunkt, das große Dorf Ribago oder Ribaö („Landsitz des Statthalters“), unfern eines großen todten Armes des Benue, der sich zwischen dem nordöstlichen Fuße des Bagele und dem Dorfe hinzieht und sehr fischreich ist. Auch Ribago ist ein wohlhabender Ort, doch beschränkt sich sein Landbau auf eine einzige besondere Art von Sorghum, die hier „meiwa“ oder „meiwari“, in Kanori „matea“ genannt wird. Es war mir aufgefallen, daß in diesen reichen, alljährlich vom Flusse überschwemmten Niederungen, die sich so vorzüglich zum Reisbau eignen würden, keine Spur von solcher Kultur zu finden war. Hier erfuhr ich denn auf meine deshalb angestellten Nachfragen, daß der Grund davon darin liege, daß die Fulbe hiesiger Gegend insgesammt von Bornu aus eingewandert wären, wo der Reisbau unbekannt ist. Ich habe schon bei Gelegenheit der Marktpreise von Kukaua bemerkt, daß in den südlichen Landschaften Bornu's, Baghirmi's und Wadai's bis hinauf nach El Haudh und Baghena am Rande der westlichen Wüste der Reis allerdings wild wächst; der künstliche Anbau desselben ist sehr beschränkt.

Auch in linguistischer Hinsicht wurde mir der Aufenthalt in Ribago interessant. Ich hatte ein kleines Vokabular der Batta-Sprache niedergeschrieben und wurde bei der Vervollständigung desselben hier zuerst auf die verschiedenen Dialekte dieses Idioms aufmerksam,

welches unter den vielen andern Adamaua's die weiteste Ausdehnung hat. Ueberhaupt finden sich zwischen dem Batta, den verwandten Idiomen der Marghi und Sani, der Sprache der Mussgu und den Dialekten von Kotoko die wunderbarsten Beziehungen und ein Ineinandergreifen der Verwandtschaftsgrade, das eine vielfache Vermischung und Berührung dieser Stämme andeutet.

Ribago mochte gewiß nicht weniger als 6000 Einwohner haben; die eingeborne Bevölkerung war jedoch schon gänzlich unterdrückt und die Ortschaft fast ausschließliches Eigenthum der Eroberer geworden. — Auch hier bildeten Erdmandeln einen großen Theil der gewöhnlichen Nahrung, unsere Wirthe hatten jedoch das daraus bereitete Gericht durch Milch und einen Zusatz von Reis ganz schmackhaft zu machen gewußt.

Am andern Morgen brachen wir recht frühzeitig auf, denn wir wollten an diesem Tage, den 20. Juni, die Hauptstadt erreichen, und zwar wo möglich noch vor Mittag. Das Wetter war feucht und kühl, der Himmel trübe und der Pfad durch heftigen nächtlichen Regen erweicht. Wir passirten mehrere noch zu Ribago gehörende Weiler; auf dem zu ihnen gehörenden Weideland traten hier und da Massen von Thonschiefer zu Tage. Die von diesem ansteigenden Boden und dem Berge Bagele gebildete Einsenkung füllte sich mehr und mehr mit den übertretenden Gewässern des Benue. Schön bevölkerte Gaue und Waldpartieen wechselten mit einander ab; jenseits eines rauhen Spornes des Bagele erreichten wir eine Anzahl kleiner, in gewissen Abständen von einander liegender Weiler, die eine Reihe militärischer Vorposten gegen die räuberischen Bergbewohner zu bilden schienen.

Abermals aus einer Waldpartie hervortretend, erblickten wir in einiger Entfernung vor uns einen Ort, malerisch auf einem von Süden her in die sumpfige Tiefebene des Benue vorspringenden Felsen gelegen. In Gedanken nur mit Yola beschäftigt, begrüßte ich ihn als die Hauptstadt, erfuhr aber, daß es nur ein Dorf Namens Yebboreo sei. Ehe wir dahin gelangten, mußten wir ein etwa 100 Fuß breites und fast fünf Fuß tiefes Wasser passiren, was uns große Mühe und Aufenthalt verursachte und wobei fast mein ganzes Gepäck durchnäßt wurde. Meine Gefährten nannten es „mayo Binti“, „Fluß von Binti“. Unsere Kameele verfehlten auch hier nicht, großes Aufsehen zu erregen; viele Weiber liefen uns nach und unter dem Bauche der Thiere hinweg. Sie hielten dieselben für heilig und glaubten auf diese Weise des Segens dieser sonderbaren Heiligen theilhaftig zu werden.

Wir zogen eine Zeit lang auf dem Plateau von Yebboreo hin, stiegen dann wieder abwärts, hatten noch einmal einige mit Affenbrodbäumen (Adansonien) geschmückte Weiler zur Seite, passirten einen Strich schwierigen sumpfigen Tieflandes und erreichten kurz vor Mittag den Anfang der Hauptstadt, nicht ohne ängstliche Besorgniß über die zu erwartende Aufnahme.

Auf der letzten Wegstrecke hafteten meine Blicke auf einer in der Ferne westlich von Yola aus der Ebene emporsteigenden sehr auffallenden einzelnen Bergkuppe von etwa 1000 Fuß Höhe. Es war der Takabello, vielleicht derselbe Berg, welchen Dr. Baikie von Dulti aus, dem fernsten Punkte seiner oben erwähnten Beschiffung des Benue, nach Osten hin erblickte und Mount Gabriel nannte.

So hatte ich denn endlich nach einer im Ganzen genommen höchst glücklichen Reise die Hauptstadt von Adamaua erreicht. Es war mir gelungen, von Kukaua aus ungefähr vier Breitengrade (60 deutsche Meilen) weiter südlich vorzudringen, den oberen Lauf des an seiner Mündung als Tschadda bekannten Flusses zu entdecken, ja, diesen selbst zu überschreiten und als der erste Europäer meinen Fuß auf den Boden Adamaua's und in dessen Hauptstadt Yola zu setzen. Diese Erfolge hätten mir an und für sich hinreichende Genugthuung gewähren können; dennoch hegte ich die Hoffnung, daß es mir möglich sein würde, noch weiter südlich vorzudringen oder wenigstens einen Theil des oberen Flußbeckens zu untersuchen. Dies hing ganz und gar von der Art der Aufnahme in der Hauptstadt ab.

Yola ist ein großer offener Platz ohne irgend eine Abschließung nach Außen und macht keinen angenehmen Eindruck auf den Neuankommenden. Die einzelnen Gehöfte sind groß und leer, der Bau der Hütten, aus Lehmwänden und Strohdächern bestehend, ist meist nachlässig; kein Baum breitet seinen Schatten über sie aus; weder Dattelpalmen noch Gonda's erheben ihr stolzes, anmuthiges Haupt, höchstens sieht man hier und da einen unansehnlichen Cornus-Baum, der dem Hofe, den er schmücken soll, eher einen ungemüthlichen Charakter verleiht. Die Straßen oder vielmehr die Wege sind breit und mit Gras bewachsen, und etwa in der Mitte der Stadt zieht sich ein großer offener Weideplatz bis zum sumpfigen Rande des ausgetretenen Benue hinab. Dazu war es Freitag, als wir ankamen, und die heißeste Tageszeit. Die Straßen waren also verödet und Niemand bot uns freundlich einen Gruß zum Willkommen.

So zogen wir ¾ Stunden weit der Hauptstraße entlang, bis

wir endlich zur Residenz des Statthalters gelangten. Sie lag an der Westseite eines kleinen offenen Platzes, der an der Ostseite durch die Moschee begrenzt wurde, und ließ von Außen nichts als eine nackte Lehmmauer sehen. Auch die Moschee verdiente eher den Namen einer Bethalle und war weiter nichts, als ein länglicher, von niedern Lehmwänden eingeschlossener und mit einem flachen Rohrdach, das sich ein wenig nach Einer Seite hinabneigt, bedeckter Raum. Nach Nord und Süd war der Platz nicht ganz abgeschlossen und in seiner Mitte erhob sich ein dürftiger Gummibaum, „tschedia". — Wir zeigten unsere Ankunft durch das Abfeuern unserer Gewehre an und lockten damit auch einige Diener herbei. Nach kurzer Berathung erklärte das Hofgesinde, daß der Herr, ehe er uns empfangen oder ein Quartier anweisen könnte, zuvor die Moschee besuchen und sein Mittagsgebet abhalten müsse.

Wir stiegen also von unsern Pferden und nahmen in dem spärlichen Schatten der Tschedia Platz. Bald umgaben mich Hunderte der Einwohner, unter denen nur Männer, aber keine Frauen oder Mädchen zu sehen waren. Alle drängten sich begierig heran, um mich zu begrüßen und mir die Hand zu drücken. Wiewohl Manche unter ihnen den bestimmten Charakter der Fulbe an sich trugen, so war doch die große Mischung der Gesichtsbildung und Kleidung auffallend. Ich war froh, als der Statthalter aus dem Palast trat und zur Moschee ging, wohin die ganze Schaar ihm folgte; doch kehrten die Neugierigen in größerer Anzahl zurück und die Begrüßungen folgten auf's Neue.

Der Herr war zweimal über den Platz geschritten, ohne von uns Notiz zu nehmen; endlich kam ein Diener, um uns ein Quartier anzuweisen. Aber anstatt unsern Wunsch zu erfüllen, uns in der Nähe unterzubringen, bestimmte man unser Quartier ganz am Ende der Stadt, im Hause Ardo Ghammaua's [1]), des Bruders unseres Reisegefährten Ibrahima, und wir mußten den langen Weg, den wir gekommen waren, fast ganz wieder zurückkehren. Kaum hatte ich nach zwei Uhr Nachmittags mein Quartier erreicht, so fühlte ich mich sehr ermattet und unwohl. Der ganze Eintritt in die Stadt war so herabstimmend, daß die Elemente des Unwohlseins, welche das Reisen in diesen Gegenden und dieser Jahreszeit herbeigeführt hatte, mit dem

[1]) Ardo Ghammaua ist kein Eigenname, sondern ein leerer Titel, den dieser Mann führte, weil er einmal „Aeltester von Ghammaua" im südlichen Bornu gewesen war.

Aufhören der geistigen Anregung sich geltend machten. Es ist dies eine so natürliche Erscheinung, daß sie sich immer wiederholt. An demselben Tag, ja fast in derselben Stunde, als ich Timbuktu betrat, das Ziel meines eifrigsten sorgenvollen Strebens während eines ganzen Jahres, wurde ich krank.

Gleich am andern Morgen ordnete ich mein Geschenk für den Statthalter oder Lamido; neben Sachen geringeren Werthes hatte ich einen schönen rothen Tuchbernus, so daß das Geschenk wenigstens für dieses abgelegene Land reich genug war. Doch gelang es mir nicht, meine Gabe noch an diesem Tage zu überreichen; denn erst hieß es, der Statthalter sei auf seine Felder gegangen und deshalb nicht zu sprechen, und als wir nach dessen Rückkehr nach dem Palaste ritten, ließ man uns auf feuchter Erde eine Stunde in der Sonne sitzen und am Ende dennoch nicht zur Audienz zu. — Ich war durch diese verletzende Behandlung natürlich auf das Unangenehmste berührt und fühlte meinen fieberhaften Zustand bedeutend verschlimmert. Ein ebenfalls ungünstiger Umstand für mein Befinden war, daß die Luft nach einem heftigen Gewitter sich so bedeutend abkühlte, daß mein Thermometer Nachmittags um 2 Uhr nur 18° C. (14,4° R.) zeigte.

Zum Glück diente ein interessanter Besuch dazu, mich zu zerstreuen und aufzuheitern. Ein Araber aus Mocha an der Küste des Rothen Meeres kam zu mir, meine Bekanntschaft zu machen. Dieser Mann war viele Jahre lang in der ganzen Ausdehnung der Ostküste Afrika's zwischen Mombas und Ssofala (vom 4°—20° S. Br.) gereist, während ihm auf der andern Seite Bombay und Madras vertraute Punkte waren. Ihm verdanke ich die erste Beschreibung des berühmten See's Nyassa [1]).

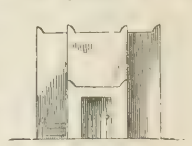
Am 22. Juni endlich erhielten wir durch unsern Wirth die bestimmte Versicherung, daß wir den Lamido heute sehen sollten. Auf dem Wege zu ihm begegneten wir seinem Bruder Manssur, der ebenfalls im Begriff war, sich zum Statthalter zu begeben. Manssur war ein äußerst offenherziger, wohlwollender Mann, der mir während der trüben Tage in Yola eine sehr wohlthuende Theilnahme schenkte

---

[1]) oder vielmehr des südlichsten jener interessanten Seebecken, die erst im vorigen Jahre durch die Reise von Burton und Speke angefangen haben, in helleres Licht zu treten; jener südlichste See aber ist eben der, aus dem nach Livingstone's Meinung der von ihm 20 Meilen weit beschiffte Schire seinen Abfluß hat. An seinem Ostufer liegt der bedeutende Handelsplatz Ngombo.

und von meiner Seite das freundlichste Andenken und die vollkommenste Anerkennung verdient. Wir wechselten die üblichen Begrüßungen und setzten unsern Weg zusammen fort.

Im umfangreichen Hofe des Palastes angelangt, wurden wir nach kurzem Warten vor den Lamido beschieden. Die Halle, in die wir eintraten, war ganz aus Lehm gebaut, lag von der übrigen Wohnung getrennt und hatte ein etwas kastellartiges Ansehen, wie die nebenstehende kleine Skizze zeigt. Das Innere war geräumig und das Dach 16 Fuß hoch; letzteres wurde von viereckigen, 2 Fuß dicken Pfeilern getragen, da der heftigen Regengüsse wegen die flachen Dächer hier zu Lande eine starke Unterlage erfordern; doch störten diese Pfeiler den Eindruck des ganzen Baues. Hier saß der Lamido in einer sehr einfachen Kleidung, die nicht einmal die Reinlichkeit und Nettigkeit zeigte, welche dem Stamme der Fulbe im Allgemeinen eigen ist. Er war in keiner Hinsicht eine bedeutende Persönlichkeit und sein von einem schmutzigen Shawl halbverdecktes Antlitz war weder einnehmend noch abstoßend. Außer ihm waren nur Manssur und ein Mallem anwesend.



Ich begrüßte den Statthalter als der erste Europäer, der sein Land besuchte und dem Alles daran gelegen wäre, seine Bekanntschaft zu machen und seine Freundschaft zu gewinnen; dann übergab ich meinen Empfehlungsbrief des Scheich Omar. Dieser Brief war in wenigen, aber gut geschriebenen Zeilen abgefaßt und stellte mich dem Herrn von Adamaua als einen gelehrten und frommen Christen dar, der umherwandere, um die Werke des allmächtigen Schöpfers aller Dinge zu bewundern, und der aus diesem Grunde den lebhaften Wunsch hege, auch Adamaua zu besuchen, von dessen Wundern er so viel gehört hätte. Loel las den Brief, dessen Inhalt ihm keineswegs ganz mißfiel, dem er aber doch nicht vollen Glauben schenken mochte, und übergab ihn schweigend seinem Bruder und dem Mallem.

Alles schien günstig, — aber nun übergab Billama seine Briefe, und da änderte sich plötzlich die ganze Scene. Mir war nicht allein der Inhalt, sondern selbst das Vorhandensein dieser Briefe völlig unbekannt gewesen. Es waren ihrer drei, einer vom Scheich Omar selbst, ein zweiter vom Mala Ibram, dem früheren Inspektor der südlichen Provinz Bornu's, und der dritte vom Kaschella Ali Dendal oder Ladan, dem Heerführer, der durch seinen letzten Raubzug den Grund zur Klage von Seiten des Herrn von Adamaua gegeben hatte.

Es ergab sich, daß diese verschiedenen Briefe insgesammt Ansprüche von Seiten Bornu's auf das Gebiet von Kofa und Kobtschi erhoben. Kaum waren sie gelesen, so erhob sich ein Sturm und in einem wüthenden Anfall von Zorn machte Loel meinem Gefährten die heftigsten Vorwürfe, daß er mit solchen Ansprüchen auftrete, da er doch selbst völlige Kenntniß vom Lande habe und wisse, wie es mit dem Gegenstand des Streites stehe. Wenn Scheich Omar Unfrieden wünsche, wohl, so sei er bereit, und sie wollten ihre Grenzgebiete gegenseitig durch Raubeinfälle verheeren. Nachdem er so seinen Gefühlen gegen Billama freien Lauf gelassen hatte, richtete er seinen Zorn gegen mich und erklärte mir in's Gesicht, daß ich ganz andere Beweggründe gehabt hätte, in sein Land zu kommen, als die in Scheich Omar's Briefe so wohlgefälligerweise entwickelten, und um diese Ansicht zu begründen, bezog er sich auf einige zweideutige, aber wahrscheinlich ganz unverfängliche Worte in Mala Ibram's Briefe, worin dieser Hofmann beiläufig, wie es schien, erklärte, daß, was mich beträfe, die Gründe meiner Reise nach Adamaua ihm ein vollkommenes Geheimniß wären.

Trotz allen Wohlwollens, das Hadj Beschir mir erwiesen hat, kann ich ihn und die andern Bornu-Diplomaten allerdings nicht von dem Verdachte freisprechen, daß sie mich arglistigerweise dazu benutzten, den Herrn von Adamaua einzuschüchtern, indem sie mich als den Abgesandten einer ihnen befreundeten mächtigen Nation darstellten. Vielleicht lagen ihrer Handlungsweise auch noch andere Absichten zu Grunde, genug, nach einem langen Streit in Bezug auf das Grenzgebiet hieß man mich und meine Begleiter einen Augenblick abtreten. Wieder mußten wir zwei volle Stunden auf dem feuchten Boden sitzen und erhielten dann die wenig befriedigende Mittheilung, daß wir — nur wieder nach Haus gehen möchten.

So mußte ich mit meinen Geschenken ein zweites Mal abziehen. Man mochte mir wohl die innere Bewegung ansehen, denn mehrere der Anwesenden kamen, mich zu trösten; auch Manssur rief mich zu sich und versicherte mir, seines Bruders Benehmen gälte nicht mir, sondern nur meinem Begleiter Billama, dem Gesandten von Bornu. Er nahm mich dann mit sich in seine saubere, geräumige Wohnung, wo wir noch eine lange und lebhafte Unterhaltung hatten. Auf meine Bemerkungen, daß die erduldete Behandlung mich besonders in Bezug auf die Regierung verletze, die mich gesandt habe, u. s. w., entgegnete er, daß der Lamido allerdings nicht glaube, diese habe feindliche Absichten gegen ihn, daß er aber unzufrieden sei, daß ich unter dem

Schutze seiner Feinde, der Bornauer, gekommen wäre; ein Brief des Sultans von Stambul oder selbst meines eigenen Fürsten würde mich vortheilhafter empfohlen haben.

Der folgende Tag ging hin, ohne daß mir die geringste Nachricht vom Hofe zukam; man mochte noch überlegen, was zu thun sei. Dennoch konnte ich mich nicht völliger Ruhe überlassen, da eine Menge Leute kamen und um Leia's (Zauberformeln) und Arznei baten. So kam der 24. Juni heran, an welchem ich das kaum betretene Land wieder verlassen mußte. An diesem verhängnißvollen Tag stellten sich gegen 10 Uhr Morgens der Staatssekretär des Statthalters und mein Freund aus Mocha mit sehr wichtigen Amtsmienen ein und theilten mir mit, der Sultan habe ihnen befohlen, mir die Versicherung seiner höchsten Verehrung darzubringen, aber er sei nichts als ein Sklave des Sultans von Ssokoto und ich sei ein weit größerer Mann als er selbst. So ein Mann wie ich sei nie zuvor in ihr Land gekommen; er fürchte sich vor seinem Oberherrn und bäte mich, dahin zurückzukehren, woher ich gekommen sei. Wenn ich mich dann später mit einem Brief von Ssokoto einstellen würde, wolle er mich mit offenen Armen aufnehmen, mit mir ohne Rückhalt über unsere ganze Wissenschaft und unsere Instrumente sprechen und mir sein ganzes Land zeigen.

Diese Botschaft war sicherlich sehr mild und dabei nicht ungeschickt abgefaßt. Ich bewies in meiner Antwort, wie abgeschmackt und unwahr die Darstellung des Verhältnisses zu Ssokoto wäre, und berief mich auf meinen Aufenthalt bei den Statthaltern von Katsena und Kano, die von demselben Oberherrn abhängig wären. „O!“ meinten die Abgesandten, „die Verhältnisse von Katsena und Kano sind gänzlich verschieden von denen dieser Provinz; jenes sind große, geschäftsreiche Verkehrsplätze für alle Welt, Adamaua dagegen ein entferntes Gebiet im abgelegensten Winkel der Erde und eine noch junge, nicht hinreichend befestigte Eroberung.“ — Gewiß lag etwas Wahres in dieser Bemerkung; dazu kam noch der wichtige Punkt, daß gerade diese Provinz die zugänglichste vom Meere aus ist — ein Punkt, den sie zwar nicht erwähnten, gewiß aber im Sinne hatten.

Diesen Abgesandten folgte Manssur als eigentlicher und wirklicher Botschafter. Der freundliche Mann bestätigte in amtsmäßiger, aber doch sehr sanfter Weise Alles, was die beiden Andern gesagt hatten, und drückte sein Bedauern darüber aus, daß es mir nicht erlaubt sei, länger in Yola zu verweilen. Als er sich entfernte,

übergab ich seinen Dienern das für ihn bestimmte Geschenk; es bestand in 25 Dra gestreiftem Manchester, einem Paar englischer Rasirmesser, Scheere, Spiegel und dergleichen. Eine kleine Weile, nachdem er fort war, ward mir angezeigt, daß der Statthalter selbst mir ein Pferd und zwei Sklaven zum Geschenk gesandt habe, mit der Andeutung, daß auch ich ihm das für ihn mitgebrachte Geschenk übergeben möchte. Dies verweigerte ich entschieden und erklärte, abgesehen davon, daß die Sklaverei in unserem Lande verabscheut würde und ich die Sklaven daher in keinem Falle annehmen könne, würde ich jetzt, wo er mich aus seinem Lande fortschicke, weder etwas von ihm annehmen, noch ihm meinerseits ein Geschenk verabreichen. — Diese Erklärung, bei der ich entschieden verharrte, brachte meinen Aufenthalt in Yola zu einem noch schleunigeren Ende; denn bald darauf erschien ein Reiter mit dem Befehl, die Stadt unverzüglich zu verlassen.

Während dieser ganzen Verhandlung hatte meine Schwäche den höchsten Grad erreicht und die Aufregung einen heftigen Fieberanfall zur Folge gehabt. Dieser Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß ich mich für gänzlich unfähig hielt, zu Pferd zu sitzen und die mittägliche Sonnenhitze ertragen zu können. Dennoch ordnete ich mein Gepäck und wir machten uns zur Abreise bereit. Als ich aber, die Halle, in der ich gewohnt, zu früh verlassend, einen Augenblick auf meine Begleiter warten mußte, nahm meine Schwäche in der Art zu, daß ich mich, unfähig, mich länger auf den Füßen zu halten, platt niederlegen mußte. Sobald ich jedoch glücklich im Sattel saß, ließ ich das ganze Gewicht meines Körpers in den breiten, bequemen Bügeln ruhen und hielt mich mit den Händen am Sattelknopf fest. Zweimal ward ich unterwegs ohnmächtig, gewann aber endlich wieder etwas Kraft, besonders als ein leichter Wind die brennende Hitze milderte.

Eine ansehnliche Menge Volks gab mir das Geleite und drückte ihre Betrübniß über meine plötzliche Abreise aus — ein Beweis freundlicher Gesinnung, welcher bei meiner trüben Stimmung einen wohlthuenden Eindruck auf mich äußerte. Auch mit Billama hatte ich vollen Grund zufrieden zu sein; wie er mir besonders durch den Charakter seiner Sendung den ungünstigen Empfang zugezogen hatte, so bewies er mir nun auch treue Anhänglichkeit. — Ich fühlte mich kräftig genug, den Marsch bis nach Ribao fortsetzen zu können, ein Ritt von sechs Stunden in mäßigem Schritt. Wir erreichten den Ort ohne besondern Unfall und ich nahm mein Quartier in dem wohlbekannten Gehöfte unseres früheren Wirthes.

Ehe ich nun etwas über meine weitere Rückreise sage, will ich das zusammenfassen, was ich über das Land in Erfahrung bringen konnte, aus welchem ich so schnell und so unerwartet wieder scheiden mußte. Das Wenigste beruht natürlich auf eigenen Beobachtungen; in den meisten Fällen mußte ich mich auf das Zeugniß Anderer verlassen; indessen glaube ich auch einige Glaubwürdigkeit für diejenigen meiner Nachrichten in Anspruch nehmen zu dürfen, die ich nach den Aussagen der Eingebornen zusammengestellt habe.

Im Verlauf dieser Erzählung ist schon mehrfach erwähnt worden, daß der alte Name des Gebietes, welches jetzt eine fast unabhängige Provinz des Reichs von Ssokoto unter dem Namen Adamaua bildet, Fumbina war, eben so daß Adamaua ein noch neuer Name ist und dem Lande zu Ehren des Mallem Adama gegeben wurde, des Vaters des gegenwärtigen Statthalters. Dieser unternehmende Heerführer gründete zur Zeit des Sultans Bello (— Bello bestieg den Thron von Ssokoto 1817 —) ein neues mohammedanisches Reich auf den Ruinen mehrerer kleiner heidnischen Königreiche, deren bedeutendstes das von Kokomi war. Indeß ist der Name Adamaua nicht ganz gleichbedeutend mit Fumbina, indem nur diejenigen Theile dieses letzteren so genannt werden können, welche wirklich unterworfen und von den Fulbe kolonisirt worden sind.

Yola, die gegenwärtige Hauptstadt der Provinz Adamaua, ist ebenfalls eine ganz neue Ansiedelung und nach dem gleichnamigen Quartier in Kano so benannt. Die frühere Hauptstadt war Gurin, südöstlich von der jetzigen am Faro gelegen. Yola liegt in einer sumpfigen Ebene und wird auf der Nordseite von einem todten Arm des Benue begrenzt, der zur Zeit der Ueberschwemmung bis hart an das nordöstliche Quartier herantritt. Die Stadt ist von Ost nach West sicherlich nicht weniger als 1½ Stunden lang; ob sie dieselbe Ausdehnung von Nord nach Süd hat, kann ich nicht sagen, glaube es jedoch nicht. Meine Wohnung lag auf der östlichen Seite eines großen, unregelmäßigen, freien Platzes, der sich nördlich bis an die überschwemmten Flußufer hinabzog und mit reichem Grase bewachsen war.

Die Gehöfte sind, wie gesagt, meist groß und geräumig, enthalten aber oft nur eine einzige Hütte, indem der ganze Hofraum während der Regenzeit mit Korn besäet wird. Alle Hütten werden wegen der Gewalt der Regengüsse mit Lehmwänden gebaut; sie sind ziemlich hoch und im Inneren oft mit großer Sorgfamkeit aufgeputzt, ja selbst mit Farbenschmuck geziert. In größeren Gehöften wird der Eingang fast

immer von einer höheren und geräumigen runden Hütte gebildet, die als tägliches Geschäftszimmer des Mannes gilt, während die inneren Hütten meist niedriger und geschützter sind. Nur der Lamido und seine älteren Brüder haben größere Wohnungen, die mit hohen Lehmmauern eingefaßt sind und außer runden Hütten auch viereckige höhere Thongebäude enthalten. Ungeachtet seiner ansehnlichen Ausdehnung kann der Ort doch wohl nicht mehr als 12,000 Einwohner haben.

Offenbar fehlt es der Stadt an aller Industrie; Schmiedearbeit ist fast die einzige Kunst, die geübt wird. Der Markt war wenigstens während meiner Anwesenheit höchst unbedeutend und schlecht versehen; aber allerdings sind während der Zeit der Feldarbeiten, wie ich schon früher zu erwähnen Gelegenheit gehabt, alle Märkte im Inneren Afrika's von geringerer Bedeutung, als zu anderen Jahreszeiten. Die gewöhnlichsten Gegenstände auf dem Markte von Yola, die leicht Absatz finden, sind Turkedi, die großen, in Kano gewebten und gefärbten Tücher für Frauen, Glasperlen und Salz [1]); dagegen werden andere Artikel, wie bunter Manchester, gebleichter Kaliko, Tuchbernusse und wohlriechende Sachen, gemeiniglich an die Wohlhabenderen unter der Hand verkauft. Die einzigen Ausfuhrartikel sind Sklaven und Elfenbein; vier gute Turkedi, die in Kano für je 2000 Kurdi gekauft sind, bringen gewöhnlich einen Sklaven ein, und für eine einzelne Turkedi kauft man oft einen Elephantenzahn von ziemlicher Größe.

Es giebt wohl kein Land in Central-Afrika, wo die Sklaverei in größerem Maaßstabe besteht, und es finden sich hier viele Privatleute, die mehr als 1000 Sklaven besitzen. Dies ist bei einem neu eroberten Lande wie Adamaua nur zu natürlich; denn die unterworfenen Stämme besitzen kaum etwas Anderes, als ihre eigenen Leiber. Mohammed Loel, welcher übrigens nicht der größte Sklavenbesitzer ist, soll, wie man mir gesagt hat, jedes Jahr außer Pferden und Rindvieh einen Tribut von nahe an 5000 Sklaven aus der gesammten Provinz erheben. Dies scheint eine große Anzahl und ich kann bei meinem kurzen Aufenthalte im Lande die Richtigkeit dieser Angabe nicht verbürgen.

---

[1]) In Bezug auf das hier verkaufte Salz bemerke ich, daß der größte Theil desselben von Bumanda gebracht wird, das heißt dem Orte dieses Namens nahe bei Hamarrua. Ich glaubte, daß dieses Salz hier in derselben Weise erzeugt würde, wie im Thale Fega, nämlich durch Auskochen des Erdreiches selbst; aber in Bumanda ist keine Thalbildung, und Dr. Vogel, der den Ort besucht hat, behauptet, daß das Salz ganz allein durch Verbrennen des dort wachsenden Grases gewonnen werde und daß der Boden durchaus kein Salz enthalte.

Das ganze Land Fumbina, insofern es mit dem Begriffe Adamaua zusammenfällt, das heißt, so weit es in engerem oder weiterem Sinne unter die Botmäßigkeit der Fulbe gehört, bildet ein schiefes, unregelmäßiges Parallelogramm, das wie ein Keil zwischen die umliegenden Länder geschoben ist, mit der rastlosen Tendenz, sich stets weiter auszudehnen. So eingeschoben, erstreckt es sich zwischen Hamarrua, Ba-utschi, Bornu, Loggon, Baghirmi und einer Menge kleiner Heidenstaaten im Süden bis nach dem zerfallenden Königreich Kororofa in Westen. In seiner größten Länge, das heißt von Südwest nach Nordost, zwischen Tibati und Fette, dehnt es sich mehr als 50 deutsche Meilen aus, wogegen seine Breite in der Richtung von Nordwest nach Südost wohl nie über 17 bis 20 und gewöhnlich kaum 15 Meilen beträgt.

Das so eingeschlossene Gebiet aber ist noch weit entfernt, von den mohammedanischen Eindringlingen ganz und gar erobert zu sein; denn im Allgemeinen sind Letztere nur im Besitz vereinzelter Niederlassungen, während das dazwischen liegende Land, besonders aber die gebirgigeren Landschaften noch in den Händen der Heiden sind. Dies ist der eigenthümliche und höchst schwierige Zustand des Landes und der Grund, weshalb ein nie rastender Krieg geführt wird. Wenn aber das angedeutete Gebiet noch nicht ganz unterjocht ist, so haben dagegen die Eroberer an vielen Stellen ihre Waffen bis in viel größere Ferne getragen und viel weiter hinausgeschobene Landschaften in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß gezogen. Während das Land zwischen Yola und Hamarrua gänzlich unabhängig und von einer heidnischen Nation mit sehr kriegerischer Gesinnung bevölkert ist, scheint der am vollständigsten unterworfene Landestheil das Gebiet zwischen Wandala oder Mandara und dem Mussgu-Lande zu sein, wo die neuen Ansiedelungen der Eroberer allem Anscheine nach sehr dicht liegen und gut bevölkert sind. Jedoch muß ich bemerken, daß ich in Bezug auf den größeren oder geringeren Grad von Abhängigkeit, in der diese fernen Ansiedelungen zum Herrn von Adamaua stehen, nicht völlig im Klaren bin.

Sicherlich ist Adamaua eines der schönsten Länder Central-Afrika's, befruchtet von einer Anzahl bedeutender Gewässer, unter denen der Benue und Faro die ansehnlichsten sind, und durch mannichfaltige Gestaltung von Hügel und Thal ausgezeichnet. Im Allgemeinen ist das Land flach, indem es von 800 bis 900 Fuß Erhebung im mittleren Laufe des Benue im Süden zu wohl 1500 Fuß oder

mehr ansteigt. Einzelne Hügelketten oder ausgedehntere Berggruppen unterbrechen die Fläche, aber so weit ich im Stande war, es zu ergründen, ist nicht ein einziges Beispiel von größeren Gebirgsmassen bekannt. Die Hauptgebirgsgruppe bildet den nordöstlichen Winkel der Provinz gegen Mandara und aus ihr erheben sich einzelne Berghöhen, wie der Mendif, zu vielleicht 5000 Fuß. Dagegen ist selbst der Berg Alantika, über den ich von mehreren Punkten aus, freilich aus ansehnlicher Entfernung, einen hübschen Blick hatte und der doch einstimmig als die massenhafteste und höchste Bergerhebung im ganzen Lande angesehen wird, ein gänzlich abgesonderter Berg mit höchstens zwölf deutschen Meilen Umfang und höchst wahrscheinlich nicht mehr als 8000 Fuß über die Ebene erhaben, von der er emporsteigt. Gewiß muß der Benue sein Quellgebiet in einer gebirgigen Landschaft haben, aber über den obersten Lauf dieses Flusses konnte ich durchaus keine genaue Nachricht einziehen, während ich seinen unteren oder vielmehr mittleren Lauf, selbst an 25 deutschen Meilen über die Vereinigung mit dem Faro hinauf, mit ziemlicher Sicherheit habe niederlegen können.

Obgleich jedoch, wie ich bemerkte, die Verschiedenheit der Erhebung der Oberfläche des Landes nicht groß ist, so ist doch die Natur der verschiedenen Distrikte mannichfaltiger Art. So soll in Tschamba, wohl gewiß in Folge der Nachbarschaft des Berges Alantika, der die Regenwolken anzieht, die Regenzeit schon im Januar beginnen, so daß Ende April oder Anfang Mai die erste Saat schon reif ist, während in Yola und im Lande im Allgemeinen die Regenzeit selten vor März eintritt.

Diejenige Art Korn, die am ausgedehntesten angebaut wird, ist Holcus Sorghum, aber auch in dieser Hinsicht waltet ein beträchtlicher Unterschied zwischen den einzelnen Landschaften ob. So bringt das Land der Mbum, in dem südwestlichen Winkel der Provinz, kaum etwas Anderes hervor, als Brodwurzeln — „rogo“ —, welche fast die alleinige Nahrung der Bewohner bilden, während Fleisch so theuer ist, daß, wie man mir versicherte, eine Ziege oft den Preis einer Sklavin hat. Erdmandeln (Arachis hypogaea) sind nicht allein in den östlichen, sondern auch in den westlichen Distrikten in großer Menge vorhanden. Eine ansehnliche Menge Baumwolle, hier „pottolo“ genannt, wird von den Eroberern und fremden Einwanderern, besonders den Bornu-Leuten, angebaut; aber Indigo — „tschatschari“ — ist sehr selten und wird kaum irgendwo sonst gezogen, als in Ssarau und Marba, weil die Fulbe im Allgemeinen mit Indigo gefärbte

Hemden nicht schätzen, obgleich die großen, schönen Nufi-Toben in hohem Ansehen stehn. In Betreff des Reisbaues habe ich schon erwähnt, daß er in den östlichen Landestheilen ganz zu fehlen scheint.

In Bezug auf die Fülle des Pflanzenwuchses scheint Tibati an der äußersten Südwestgrenze einer der bevorzugtesten Plätze des Landes zu sein; denn hier finden sich beide Arten der Banane — „ayabadje" —, die Gonda — „dukudje" (Carica Papaya) —, verschiedene Arten des Guro-Baumes (Sterculea acuminata), der Pandanus, die Kajilia mit ihren ungeheueren, weit herabhängenden Früchten, die Kuka (Adansonia digitata) — hier „bokki" genannt — von ungeheuerer Größe, der Bombax — „rimi" — und zahlreiche andere Arten. Von der Familie der Palmen sind die Delebpalme (Borassus flabelliformis Aethiopicus), „giginna" — „dugbi" von den Fulbe genannt — und die Oelpalme (Elais Guineensis) häufig, aber auf besondere Oertlichkeiten beschränkt, und die letztere ist von den nordöstlichen Distrikten des Landes ganz ausgeschlossen, während die Dattelpalme sehr selten ist und mit Ausnahme weniger Exemplare in Yola und Bundang, südöstlich von Yola am rechten Ufer des Faro, kaum vorkommt. Der vorherrschende Baum in den südlichen Distrikten des Landes scheint die Platane zu sein; der Butterbaum (Bassia Parkii) scheint sich nicht so weit südlich zu erstrecken, wenigstens wohl nicht südlich vom neunten Grade. Unter den niedrigen Büschen ist die Palma Christi oder Ricinus sehr gewöhnlich.

Die Gebirgslandschaften Adamaua's scheinen meistens aus Granit und rothem Sandstein zu bestehen, die kleineren Höhen aus dem letzteren, die größeren aus dem zuerst genannten Gestein; jedoch möchte sich, wie ich schon oben bemerkt habe, der Mendif als eine vulkanische Erhebung erweisen. Auch am Quellgebiet des Faro scheint vulkanisches Gestein vorzukommen, und im Lande der Bakr Yemyem, im Südwesten des Landes und etwa drei Tagereisen südlich von Kontscha, sollen heiße Quellen sein, die an dem Westfuße einer von Osten nach Westen sich erstreckenden Berghöhe entspringen und gutes Wasser enthalten.

Unter den einheimischen wilden Thieren ist der Elephant sehr häufig, und nicht allein die schwarze, sondern auch eine gelbe Species, wie mir die Eingebornen versichert haben. Das Rhinoceros ist auch nicht selten, aber, wie es scheint, nur in den östlichen Theilen des Landes; der wilde Büffel — „mbanna" — dagegen scheint überall sehr häufig zu sein. Leoparden, zwei Species von Hyänen

und ein anderes, „hannnafurde“ genanntes Thier sind die gewöhnlichsten reißenden Thiere der Waldungen, der Löwe dagegen ist seltener. Unter dem gefiederten Geschlecht ist in den südlichen Provinzen der Papagei in großer Menge vorhanden. Die Flüsse sind voll von Krokodilen und Flußpferden; ein eigenthümlicher Bewohner des Benue scheint der „ayu“ zu sein, ein großes Thier, über dessen Natur ich nicht klar wurde, da ich es nicht selbst zu sehen bekommen konnte, das aber in Folge der von Dr. Vogel eingesandten Beschreibung sich nun als eine dem Manatus Senegalensis verwandte Gattung erwiesen hat und wohl den Namen Manatus Vogelii verdient. Ich hatte nämlich, als ich mich Ende Januar des Jahres 1855 von meinem weniger glücklichen afrikanischen Reisekollegen trennte, seine Aufmerksamkeit unter andern ganz besonders auf diesen Gegenstand gelenkt. Uebrigens ist der Ayu im Benue nicht häufiger als im J-ssa bei Timbuktu, und es ist höchst merkwürdig, daß er dort ebenfalls Ayu genannt wird. Er war, wie es scheint, der heilige Fetischfisch der Ssonrhai, und die Imo-scharh oder Tuareg am Ufer des Flusses tragen als größten Schmuck und zugleich als eine Art Präservativ Schnuren aus den Knochen dieses Fisches gefertigter Ringe um den Hals.

Von zahmen Thieren ist das Rind, offenbar vor zwei oder drei Jahrzehnten, von den Fulbe eingeführt worden und es gedeiht, wie es scheint, gut, obgleich Viehkrankheiten häufig sind. Weil in Haussa die weiße Farbe unter dem Vieh vorzuwiegen scheint, fiel es mir auf, daß ich hier kein einziges weißes Rind sah, so wenig wie später im Mussgu-Lande; aber die Thiere in Adamaua sind von ganz anderem Schlage, als im letzteren Lande. Eine eigenthümliche Art Zweihufer ist in den südlichen Provinzen einheimisch und wird „maturu“ genannt; das Thier wird kaum drei Fuß hoch und ist von grauschwarzer Farbe. Das Pferd in Adamaua, das höchst wahrscheinlich auch erst in verhältnißmäßig junger Zeit eingeführt wurde, ist klein und schwach; die besten Pferde werden aus den nördlichen Distrikten gebracht, besonders von Uba.

Die Provinz zerfällt in einzelne Distrikte, welche unter mehr oder minder mächtigen Häuptlingen stehen, die jetzt schon einzeln dahin streben, sich von Ssokoto, zum mindesten aber von Yola unabhängig zu machen. Das ist denn gegenwärtig dem Herrn von Buban-djidda im südöstlichen Landestheil schon gelungen. Je mehr die Eroberer den Eingebornen gegenüber sich fester begründen, um so mehr werden diese Unabhängigkeitsbestrebungen der verschiedenen Häuptlinge zu

Tage treten. Der mächtigste dieser Häuptlinge, der Herr von Tschamba, am Südfuße des Alantika, hat in mehreren kühnen Heereszügen den Einfluß und gewissermaaßen auch die Macht der Fulbe bis an die Mündung des Kuara und die Bucht von Benin ausgedehnt. Die letzten und bedeutendsten dieser Züge fielen in die Jahre 1850 und 1851. Eine der ansehnlichsten Städte des Landes außer den erwähnten ist Kontscha, nach der Seite von Hamarrua hin gelegen.

Es ist schwer zu sagen, wie stark die Kriegsmacht ist, welche die sämmtlichen unter dem Statthalter von Yola stehenden Herrschaften zusammenbringen könnten. Ihre gesammte Reiterei möchte ich nicht über 3- bis 4000 anschlagen. Die Fußmannschaft ist sehr zahlreich und beläuft sich gewiß auf das Zehnfache der angegebenen Zahl. Die Hauptwaffe der letzteren ist noch Pfeil und Bogen, während die Reiterei mit einem Speer und wo möglich mit Schwert und Schild aus Büffelhaut, seltener aus dem Fell der Antilope Leucoryx, bewaffnet ist. Feuerwaffen sind sehr selten und es sind ihnen hierin aus leicht begreiflichen Gründen die Bewohner der Küstengegenden weit überlegen.

Die Fulbe sind vorerst nur in einzelnen Ansiedelungen über das Land zerstreut. Diese sind verschiedener Art und zwar entweder größere Ortschaften oder Städte, von welchen Privatansiedelungen ausgehen, wie die Landsitze des Statthalters, „ribago“, ihrerseits wieder allmählich zu größeren Ortschaften anschwellend; oder Sitze kleiner Unterhäuptlinge, „djoro“, die ihre Vergrößerung den glücklichen Unternehmungen ihrer Herren verdanken; endlich Landbaudörfer, „uro“, wo der freie Landeigenthümer mit seiner Familie wohnt, und Sklavendörfer „rumde“, wo nur Sklaven unter der Aufsicht eines Obersklaven wohnen.

Obgleich die Herren im Lande, sind die Fulbe Adamaua's doch vorzugsweise noch geblieben, was sie waren, Viehzüchter. Rindviehheerden sind nebst Sklaven noch immer ihr Hauptreichthum; die Schaafzucht ist, wie es scheint, sehr gering. Von Industrie wissen sie noch gar nichts, und so kann Handelsverkehr bei ihnen nur noch im Keime liegen; dafür aber findet man bei ihnen jene patriarchalische Reinheit und Einfachheit der Sitten, die man in den großen, von ihnen eroberten Verkehrsstätten Haussa's vergeblich sucht. Sie sind ein rüstiges, an Strapazen und Entbehrungen gewöhntes Volk, wenn sie auch an Muth dem Europäer weit nachstehen; in ihrem religiösen Bewußtsein folgen sie instinktmäßig dem Triebe der Eroberung über

jene Heidenvölker. In der That bin ich überzeugt, daß bei der Mehrzahl dieser Leute das religiöse Bewußtsein noch immer stärker ist, als die Gewinnlust, und daß sie sich nicht allein für berechtigt, sondern selbst für verpflichtet halten, ihre Herrschaft stets mehr und mehr auszubreiten. Daß sie sich dabei wenig darum bemühen, den unterjochten Stämmen die Grundsätze und die Vortheile des Islam mitzutheilen, ist allerdings wahr genug. Immerhin ist es höchst eigenthümlich, den Glauben und die Wissenschaft der Araber auf diese Weise im Herzen Afrika's stets neue Eroberungen machen zu sehen, während in ihren ursprünglichen Sitzen alles Leben stockt.

Leider erlaubte mir mein kurzer Aufenthalt nicht, den Zustand der Bildung unter diesen fern entlegenen Moslemin näher zu beobachten, aber dennoch fand ich schon auf meiner Durchreise wenigstens das Lesen des Kurans und einiger anderer Hauptbücher des Islam und eine ganz hübsche Kenntniß der arabischen Schriftsprache bei den Vornehmeren unter ihnen. Natürlich existiren hier keine Schulen, aber es giebt doch in den größeren Ortschaften stets einen gelehrteren Mann, an den sich junge Leute, die nach weiterer Kenntniß streben, als dem bloßen Herleiern einzelner Gebete, wenden, um bei ihm zu lesen, und je größer der Mangel an anderen Büchern ist, desto lebendiger ist natürlich die Erfassung des einen ihnen zugänglichen Buches, dessen großartige poetische Sprache sie in ihren Wildnissen um so tiefer ergreift. Hier träumen sie an den Ufern des Benue und Faro, des mayo Nelbi, mayo Kebbi, und wie alle die vielen Zuflüsse heißen, von dem heiligen Hause in Mekka und schauen mit Verachtung auf die nackten, schon durch ihre dunklere Hautfarbe und ihre mehr thierisch n Züge von ihnen geschiedenen Eingebornen hinab.

Die Nahrung der Fulbe ist einfach, wie ihre Kleidung; sie haben wenig Bedürfnisse, und hier in Adamaua scheint die große Leichtigkeit des Erwerbes von Sklavinnen noch nicht ihre Sitten beeinträchtigt zu haben, sondern patriarchalisches Familienleben ist durchaus noch vorwaltend. Es ist interessant, zu beobachten, wie in diesen Ländern die eingebornen halbnackten Heiden mit Leidenschaft dem Genusse des Tabakes und der berauschenden Gia ergeben sind, während die gebildeteren Eroberer sich beider Genüsse enthalten.

Um ein lebendiges Bild der eingebornen Stämme Fumbina's zu entwerfen, war leider mein Aufenthalt im Lande zu kurz. Der zahlreichste derselben sind die oft erwähnten Batta, die wiederum in größere und kleinere Unterabtheilungen zerfallen. Sie zeichnen sich, ähn-

lich den verwandten Marghi, durch schönen, regelmäßigen Körperbau, nur wenig aufgeworfene Lippen und überhaupt durch Regelmäßigkeit ihrer Züge aus. Es fiel mir auf, daß ich unter ihnen nicht jene röthliche Färbung bemerkte, die mir bei den Marghi so bemerkenswerth erschien; allerdings erstreckten sich meine Beobachtungen nur auf einen kleinen Theil des Stammes. Die Batta bewohnen nicht allein alles Land am mittleren Lauf des Benue und am Faro entlang bis weit hinaus südlich vom Alantika, sondern auch den ganzen Strich nördlich von diesen Flüssen bis zu den südlichen Grenzen von Bornu, wenn wir nämlich die stammverwandten Marghi hinzurechnen.

An Zahl und Wichtigkeit folgen auf die Batta die Fali, die gegenwärtig zwischen dem oberen Lauf des Benue und den südlichen Provinzen Baghirmi's angesessen sind. Nach den Fali sind die Mbum zu nennen, welche südlich von den Batta und südwestlich von den Fali wohnen und zum Theil unterworfen sind, indem die Fulbe-Eroberer vorzugsweise in dem Orte Ngaundere einen Mittelpunkt ihrer Herrschaft begründet haben.

Von den übrigen zahlreichen Stämmen ist mir zum Theil wenig mehr als der Name bekannt geworden. Was ich über dieselben noch in Erfahrung gebracht habe, habe ich in meinem ausführlicheren Werke und namentlich in den hierher gehörigen Itinerarien im Anhange des zweiten Bandes mitgetheilt. Wie groß die Zahl der eingebornen Stämme aber ist, kann man daraus schließen, daß mir zwischen 30 und 40 verschiedene Dialekte genannt wurden, die in dem ehemaligen Fumbina geredet werden sollen. — Ich will hier nur noch bemerken, daß diese Gegenden sowohl vom Gesichtspunkte der physikalischen Geographie, wie von dem der Ethnographie das höchste Interesse in Anspruch nehmen. Denn hier sind nicht allein die Quellgebiete einer Menge kleinerer und größerer Ströme, welche das bedeutende Strompaar des Benue und Faro bilden, bergige Landschaften mit vulkanischen Produkten und eine reiche Fülle des Pflanzenwuchses, sondern hier greifen auch die Gebiete der nord- und süd-afrikanischen Völkerfamilien auf das Mannichfachste in einander über. Dazu kommt nun der merkwürdige Kampf zwischen dem Islam und Heidenthum, der hier ununterbrochen vor sich geht und das höchste Interesse der gebildeten europäischen und christlichen Welt in Anspruch nehmen muß.

Nachdem ich diese wenigen Bemerkungen in Bezug auf das interessante Werk der Eroberung und Kolonisation, welches in dem

neuen Adamaua vor sich geht, eingeschaltet habe, kehre ich in unser Quartier zu Ribago zurück, um den Leser von dort mit mir auf meiner trübseligen Heimreise nach Kukaua zurückzuführen. Da ich zum größten Theil derselben Straße folgte, welche ich gekommen war, und Land und Leute auf dieser schon ausführlich geschildert habe, so wird es genügen, die Heimreise in allgemeinen Zügen wiederzugeben.

Auf Befehl des Statthalters sollte Ibrahima, der frühere Führer der nach Kukaua gesendeten Boten, mich wieder zurück geleiten bis an die Grenze seines Landes gegen Bornu. Dagegen war der alte leutselige Mallem Katori in Yola zurückgeblieben. Billama schien so langsam als möglich reisen zu wollen, wie um den Herrn von Adamaua zu verspotten, und da ich so krank und schwach war, ließ ich mir die kurzen Tagereisen auch gern gefallen. So gelangten wir erst am 27. Juni wieder an den Taepe oder das natürliche Koblenz des Benue. Da die Regenzeit noch nicht in ihrer vollen Stärke eingetreten war, hatte der Faro seit dem 18. Juni nur wenig mehr als 20 Zoll zugenommen, das heißt $2\frac{1}{2}$ Zoll den Tag; dennoch war der Uebergang durch die stärker gewordene Strömung ungleich schwieriger als das erste Mal. Der Benue war in bedeutenderem Grade gewachsen und die sandige Landspitze zwischen den beiden Flüssen stand fast ganz unter Wasser; das Gleiche galt von unserem früheren Einschiffungspunkt, so daß wir hier nicht landen konnten, sondern an einer andern Stelle das steile Ufer erklettern mußten, was mir in meinem fieberhaften Zustande unsägliche Mühe verursachte.

Nur der fortwährende Gebrauch von Chinin setzte mich in den Stand, der Hitze und der Anstrengung nicht zu unterliegen, und ich war froh, als wir Ssulleri erreichten. Zu meinem Erstaunen wurden wir hier diesmal sehr freundlich aufgenommen und sogar genöthigt, auch noch den andern Tag zu bleiben. Ungeachtet dieses Ruhetages war ich bei der Weiterreise am 29. Juni so schwach und elend, daß ich mich nicht mehr im Sattel halten konnte, sondern mich wiederholt auf den Boden hinstrecken mußte. Leider verhinderte mich mein Zustand, den Weg mit derselben Genauigkeit, wie ich dies sonst zu thun pflegte, auf meiner Karte niederzulegen; denn wir folgten von Ssulleri an nicht der früheren Richtung, sondern schlugen für die nächsten Marschtage eine mehr östliche ein. Wir betraten auf derselben eine gegen die flache Sawannenlandschaft des Benue in lebendigem Gegensatz gezeichnete Gegend: erst ein rauhes Hügelland voll aufspringender Höhen und Kuppen, dann eine reiche Landschaft mit dem

üppigsten Pflanzenwuchs und wohlhäbigen Weilern. Die Ortschaft, in der wir Quartier nahmen, Demssa, in zwei verschiedenen Gruppen, Demssa-Poha und Demssa-Me-ssu, war der Hauptort einer gleichnamigen Abtheilung der Batta und bildete mit seiner Umgebung ein überaus malerisches Landschaftsgemälde. Je wilder und eigenthümlicher der ganze Charakter des Landes war, mit seinen rings aufspringenden hohen Felsmassen, um so tiefer war der Eindruck der Ordnung und Nettigkeit, die überall in Landbau und Häuslichkeit sich kundgaben. Das schöne Bild ließ mich für einen Augenblick wirklich Ermüdung und Krankheit vergessen, aber in meinem Quartier angelangt, machten beide sich desto fühlbarer und mein fieberhafter Zustand erreichte den höchsten Grad. Diese Verschlimmerung meines Zustandes nach jeder Anstrengung führte mich zu dem Schluß, daß ich damals den üblen Folgen der Regenzeit unterlegen wäre, wenn es mir gelungen sein würde, meine Absicht zu erreichen, tiefer in jene wasserreichen Gegenden Adamaua's einzudringen; denn meine geringen materiellen Mittel würden mir jede Erleichterung der Strapazen und jegliche Erquickung versagt haben. So führte ich damals nicht das Geringste mit mir, was mir als Bettunterlage hätte dienen und mich vor der Feuchtigkeit bewahren können.

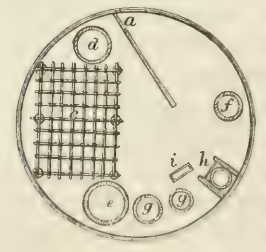
Glücklicherweise blieben wir in Demssa bis zum 2. Juli, da wir die Rückkunft des Lamido, der auf einem Kriegszug abwesend war, abwarten wollten, und setzten erst dann die Reise nach Belem fort, der Heimath meines Freundes Mallem Delil. Der Tagemarsch, der uns dahin führte, war kurz, aber von höchstem Interesse, da der Reichthum und die Schönheit der Landschaft sich gleich blieben. Das Ackerland war überall von schönem Baumwuchs unterbrochen, der dem Feldarbeiter hier zu Lande nicht fehlen darf, um während der Mittagszeit im kühlen Schatten ruhen zu können. Auch an Wasser fehlte es der Gegend nicht. Die Ortschaft Demssa war im Nordwesten von einem stehenden flachen Gewässer begrenzt, wie wir sie im Mussgu-Lande vorwiegend finden werden, und wenige Minuten jenseits desselben überschritten wir den breiten, klaren Strom des Mayo Tiel, der jetzt auf Kiesboden eilig dahinzog. Kaum hundert Schritt weiter gelangten wir schon wieder an ein Gewässer, einen kleinen See, wie es schien von ansehnlicher Tiefe und von zahlreichen Krokodilen belebt.

Die Gegend wurde nun offener, bot aber immer neuen Reiz. Wir begegneten hier einer höchst stattlichen kleine Gesellschaft einge-

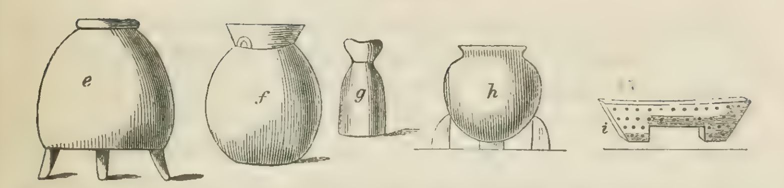
wanderter Bornauer, die in diesem reichen jungfräulichen Lande eine neue Heimath gefunden hatten. Ihr Aussehen war ein genügender Beweis, daß die höheren Gegenden Adamaua's keineswegs ungesund, sondern dem menschlichen Gedeihen sehr günstig sind; denn die Männer waren breitschulterige, kernige Gestalten und die Frauen die schönsten Vertreterinnen des Kanori-Stammes, die ich jemals gesehen habe, rund und wohlgenährt, mit gefälligen Formen und einnehmenden Zügen. Gar stattlich saßen sie auf breiter, bequemer Unterlage auf ihren Lastochsen und grüßten uns freundlich.

Von Belem aus erreichten wir am 5. Juli unser altes gemüthliches Quartier zu Ssarau-Berebere und verfolgten auch am nächsten Tage unsere alte Straße über Badanidjo nach Ssegero. Am nächstfolgenden Tage aber wichen wir jenseits des an Delebpalmen reichen Mbutudi, wo wir uns nur einen Augenblick aufhielten, um etwas Milch für Perlen zu kaufen, von unserem früheren Wege wieder östlich ab und erreichten das Dorf Muglebu, damals von einer reichen Fülle wogender Saaten umgeben. Als wir am nächsten Morgen ziemlich früh von hier aufbrachen, war das Wetter im Anfang klar und günstig, nach kurzer Zeit aber wurden wir von einem heftigen Regenschauer überrascht. Gewitter am Vormittag bei vorher reinem Himmel gehören allerdings zu den Seltenheiten in Central-Afrika, doch finden sich in meinen meteorologischen Aufzeichnungen mehrere Beispiele für diese Erscheinung.

Bald vereinigte sich unser Pfad wieder mit der alten Straße und wir kamen nach Mubi. Trotz der ungastlichen Aufnahme, die wir hier fanden, mußten wir doch einen Tag hier liegen bleiben, da, während ich selbst mich etwas erholt hatte, meine drei Diener seit einigen Tagen heftig erkrankt waren. Das Wetter war unfreundlich und mein eigener angegriffener Zustand erlaubte kein Umherstreifen; so hatte ich denn Muße, das Innere der sauberen kleinen Behausung zu studiren, die ich mir erst mit Gewalt hatte erobern müssen. Sie maß




etwa zwölf Fuß im Durchmesser und war im Bango-Styl (Thonwände mit Rohrdach) gebaut. Bei a befand sich die Thüre, 3 Fuß hoch und 15 Zoll weit, und die etwa 6 Fuß lange Querwand, die „Schutzmauer der Häuslichkeit“. Hinter dieser das Bett (c), aus einem Gestell aus jungen Baumstämmen bestehend, welches auf thönernen Füßen ruhte.




An dem Kopfende des Bettes, in dem geschütztesten Winkel, eine Kornurne (d), am Fußende eine andere, nicht so hoch, aber breiter (e). Dann folgten zwei thönerne Fußgestelle (g, g), um Töpfe oder sonst etwas darauf zu stellen; hierauf die Feuerstätte (h), drei thönerne abgerundete Erhöhungen, in deren Höhlung der Kochtopf hineinpaßte. Davor stand zur Bequemlichkeit der Hausfrau ein kleiner, aus sehr hartem einheimischen Eichenholz gefertigter, nett gezierter Schemel (i), und endlich in dem Raum der Hütte, welcher zunächst der Thür als Empfangszimmer dient, die große unbewegliche Wasserurne. Alles dieses haftete fest an seinem Platz; dagegen war der sämmtliche bewegliche Hausrath, wie die hölzernen Schüsseln, die Schalen, Trinkgefäße und großen Löffel aus Kürbisschalen und der nie fehlende Rohrteller, von der vorsichtigen Hausfrau vor meinem Eintritt entfernt worden. Auch hier fiel es mir wieder auf, daß diese einfachen Wohnstätten gar keine Vorrichtung zum Aufbewahren von Kleidungsstücken haben, außer daß gelegentlich ein Kleidungsstück, namentlich ein zweites Gewand der Frau, in die Kornurne gestopft wird.

Am 12. Juli, als wir Uba, die nördlichste Stadt Adamaua's, verließen, nahm Ibrahima, mein Adamaua-Geleitsmann, von mir Abschied. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich noch einmal, wie er dies schon öfter gethan hatte, sehr tadelnd über die Thorheit seines Herrn aus, mich aus dem Lande zu weisen; denn eine Art republikanischen Freimuthes gehört zu den charakteristischen Eigenschaften der Fulbe. Fast aber schien es, als habe man uns nur die Grenze Adamaua's in Sicherheit erreichen lassen, um uns in dem nun folgenden gesetzlosen Waldbezirk irgend einer verrätherischen Hinterlist preiszugeben. Man wehrte uns nicht nur ohne allen Grund den Durchgang zwischen einigen Ackerfeldern, die wir auf dem Hinmarsch ungestört passirt hatten, sondern versuchte auch einigen unserer Gefährten mit Gewalt zwei ihrer Sklaven zu entreißen. Als die Angreifenden Widerstand fanden, erhoben sie ein lautes Hülfsgeschrei, das schauerlich von Fels zu Fels durch die wilde Berglandschaft schallte. Wir Alle, so wie etwa dreißig bewaffnete Reisende, die sich uns angeschlossen hatten,

rüsteten uns zu ernsthaftem Streit; aber obgleich noch mehrere Male alarmirt, erreichten wir doch, ohne wirklich angegriffen zu werden, Lahaula, das in jenem merkwürdigen Felsenkessel gelegene Dorf, wo man uns auf der Hinreise des Nachts hatte überfallen und plündern wollen. Diesmal aber wurde ich nicht nur von dem alten guten Aischa, sondern auch von dessen wildem, leidenschaftlichem Sohn freundlich aufgenommen und schlief ruhig in der kleinen sauberen Hütte am Gottespfahl.

Eine eben so erfreuliche Sinnesänderung fanden wir bei den Bewohnern von Issege, unserem nächsten Quartier. Mit der äußersten Liebe und Herzlichkeit ward ich im Hause einer wohlhabenden Familie aufgenommen. Dach und Wände meiner kleinen, aber netten Hütte waren von Rohr, letztere hatten aber einen Ueberzug von Thon. Unter den Geräthen und Waffen in derselben fiel mir besonders ein ungeheuerer Schild auf; derselbe bestand aus einem dicken Flechtwerk von Rohr und war groß genug, um zwei bis drei Personen auf Einmal zu schützen. Die Hütte war das Gemach des jüngsten Sohnes der Familie, eines schönen, hoch und schlank gewachsenen jungen Mannes mit höchst einnehmenden Zügen. Sein Anzug war äußerst spärlich und doch wieder überaus gekünstelt; die eigentliche Kleidung bestand in einem kleinen, um die Hüften gegürteten ledernen Schurz; dann aber trug er erstlich um seinen Hals eine doppelte Reihe rother Glasperlen, etwas niedriger ein anderes Geschmeide von drei Schnüren Korallen (oder vielmehr rother Glasperlen) und noch niedriger, auf die Brust herabreichend, einen Schmuck von zwei Reihen Eisen- oder, man möchte fast sagen, Stahlperlen. An seinem linken Oberarme trug er vier breite Eisenringe, an seinem Ellbogen zwei andere schmale Eisenringe, sehr niedlich, wie aus Perlen zusammengesetzt, gearbeitet; an seinem Handgelenk hatte er zwei schmale und einen breiten Eisenring und darüber endlich einen Elfenbeinring. Der rechte Arm war nicht so reich geschmückt, sondern hatte nur vier Eisenringe am oberen Theile und zwei am Handgelenk. Unterhalb des Knie's trug er eine von seiner Schwester höchst niedlich aus Baumwolle geflochtene Schnur — man möchte sie einem Strumpfbande vergleichen, nur daß natürlich die Strümpfe fehlten. Außerdem hatte er noch an seinem Fußgelenk einen schmalen Eisenring. Jedoch bemerkte ich in der Folge, daß dieser junge Mann, obgleich so reich geschmückt, noch nicht einmal allen seinem Stamme eigenthümlichen nationalen Schmuck trug; denn ich sah Andere seiner Landsleute, welche außerdem noch ein eisernes Kettchen

(„schuschu") um ihre Hüften hatten. Auch trug er keinen „sser" (d. i. ein kleines, durch das Ohr gebohrtes Rohr); der Mangel dieses vermeintlichen Schmuckes war aber natürlich nur vortheilhaft für ihn.

Alle diese eisernen Schmucksachen werden von den Mandarauern sehr niedlich verfertigt. Ich habe schon bemerkt, daß Mora, welches von hier nur zwei Tagemärsche entfernt ist, den Hauptmarkt für die Marghi bildet, und ich bedauere es nur, daß ich nicht im Stande war, einige von diesen Gegenständen mitzubringen, da sie ebensowohl als Proben der vortrefflichen Art Eisens, welches die Eingebornen besitzen, dienen könnten, als auch als Zeugniß ihrer Industrie und Kunstfertigkeit.

Meine kleine Hütte wurde den ganzen Nachmittag nicht leer von Besuchern, und alle betrugen sich höchst anständig. Beim Anblick dieser Leute mit ihrer einfachen, aber freien Natürlichkeit, ihren schönen männlichen Gestalten, ihren meist regelmäßigen Zügen, nicht entstellt durch barbarischen Schmuck — abgesehen von dem leichten, federartigen Rohr, das Einige im Ohr trugen — und ihrem graziösen Gang drang sich mir von Neuem die Ueberzeugung auf, daß die Marghi in der That ein überlegener Menschenschlag genannt werden müssen. Leider war mein Aufenthalt unter ihnen zu kurz, als daß ich Vieles von ihren Sitten und Gebräuchen hätte sehen können; Einiges habe ich bereits erwähnt — wie z. B. den höchst merkwürdigen Umstand, daß sie die Einimpfung der Pocken sehr allgemein zu üben scheinen —, ein eigenthümliches Gottesgericht aber, welches auf dem heiligen Granitfelsen von Kobschi stattfindet, verdient noch genannt zu werden. Wenn nämlich zwei Marghi mit einander in Streit liegen, begeben sie sich nach jenem Felsen, Jeder mit einem Kampfhahn. An der heiligen Stätte angelangt, werden die beiden Hähne gegen einander gehetzt, und wessen Thier die Oberhand behält, der erhält auch Recht in dem ursprünglichen Streit. Aber nicht allein dies, sondern der erzürnte Gott soll den, dessen Unrecht durch die Besiegung seines Hahnes erwiesen ist, dadurch strafen, daß derselbe bei der Rückkehr in's Dorf stets seine Hütte in Brand findet.

Es kostete mich einige Mühe, meinen Bornu-Geleitsmann am anderen Morgen zum Verlassen dieses freundlichen Ortes zu bewegen, wo wir höchst gastlich bewirthet worden waren. Bei unserem Aufbruch schlugen wir einen Pfad ein, der etwas östlicher als der frühere verlief, im Ganzen aber von derselben Beschaffenheit war, voller Risse und Spalten und mit dichter Waldung bedeckt. Doch bot die nahrhafte

Wurzel Katakirri den Gliedern unserer Karawane auch diesmal eine willkommene Beschäftigung. Nach einem Marsch von acht Stunden erreichten wir das nördliche Molgheu, mit der Absicht, hier zu rasten. Aber auf das Entschiedenste abgewiesen, blieb uns nichts Anderes übrig, als den Marsch nach dem noch über drei deutsche Meilen entfernten Yerimari fortzusetzen. Ich mußte meine Kräfte durch den reichlichen Genuß von Waldfrüchten, besonders der kleinen schwarzblauen Pflaume, „birgim“, und der angenehm saueren Waldkirsche, „tsaba“, aufrecht erhalten. — Thiere und Menschen waren denn auch am nächsten Morgen so erschöpft, daß wir den kleinen, armseligen Grenzort nicht verlassen konnten. Erst nach einem Ruhetag zogen wir weiter und kamen am Abend des 16. Juli nach Udje Kassukula.

Der Anblick des Landes unterwegs hatte uns recht deutlich merken lassen, wie weit wir bereits nördlich vorgerückt waren; denn während wir in den südlicheren Gegenden schon mannshohe Saaten durchzogen hatten, stand hier das Gras erst 1 bis 2 Zoll hoch und die Saat, wo sie am besten stand, erst 10 bis 12 Zoll hoch. Freilich war bis jetzt ausnahmsweise nur spärlicher Regen gefallen.

Ich hatte Kassukula im Zustand der äußersten Erschöpfung erreicht und war genöthigt, hier drei Tage liegen zu bleiben; zum Glück fand ich sehr freundliche Aufnahme und Pflege in dem Hause des Amtmanns. Von ihm erfuhr ich denn auch zu meiner großen Freude, daß Dr. Overweg sich wirklich auf dem Tsad eingeschifft habe, um die Inseln der Yedina zu besuchen.

So traten wir denn am 20. Juli den letzten Abschnitt unserer Rückreise an, indem wir nun ohne weiteren Aufenthalt der Hauptstadt zueilten und den Weg dahin in fünf Tagen zurücklegten. Auf dem Ausmarsch hatten wir einen Umweg nach Westen über Udje Maiduguri und Udje Mabani gemacht; wir schlugen daher jetzt einen mehr direkten, östlicheren Pfad ein. Da derselbe aber von dem früheren höchstens nur einige Meilen südwärts lag und wie dieser durch die gleichförmigen flachen Alluvialebenen des eigentlichen Bornu führte, so war im Allgemeinen der Charakter der berührten Landschaften derselbe, wie ich ihn auf dem Ausmarsch geschildert habe. Ackerland und Weidegründe wechselten mit einander ab; bald zogen wir durch dichtbevölkerte Distrikte, bald über öden Sand- oder Sumpfboden; auch die düsteren Firki traten wieder auf.

In der Pflanzenwelt bildeten krüppelhafte Mimosen den vorherrschenden Zug; nur die auf der ersten Hälfte des Wegs häufigen

Ansammlungen stehenden Wassers, oft von ziemlicher Ausdehnung, waren mehrfach von Tamarinden und Sykomoren umgeben. Während der ersten Tagereisen war indessen Niederwald nicht selten, und ich beobachtete dort zuerst den „kum=kum“, einen Busch mit einander gegenüberstehenden oblongen und scharf gespitzten Blättern, dessen Beeren einen dem Kaffee ähnlichen Geschmack haben sollen; in der That mag es eine der Coffea nahe verwandte Pflanze sein. Mein diensteifriger Begleiter brachte mir auch die Beeren eines Busches, „bulte“ genannt, deren Geschmack sehr angenehm und dem der Korinthen nicht unähnlich war; ferner eine sehr schöne Fito, eine Frucht mit weicher, dünner Schale, die etwa aussieht wie rother Pfeffer, eine Unzahl kleiner Kerne in sich schließt und etwas säuerlich schmeckt. — Unter den natürlichen Produkten dieses Landstriches muß auch Eisenstein genannt werden, welcher in ziemlicher Menge in der Umgegend von Munghono, einige Meilen südlich von Kukaua, gefunden wird; geschmolzen liefert er ein nur mittelmäßiges Eisen.

Abstoßend einförmig aber, im Gegensatz mit dem Reichthum natürlicher Formen, den ich in Adamaua vor Augen gehabt hatte, erschien mir die Landschaft, als ich endlich die öde Umgebung der Hauptstadt betrat mit ihrem tödtlich ermüdenden Dumgestrüpp und der langweiligen Asclepias, die in der That würdig wären, in das Wappen von Kukaua aufgenommen zu werden.

An Erlebnissen von besonderem Interesse waren diese letzten fünf Märsche ziemlich arm. Am Abend des dritten Tages, als wir in einem Dorf unser Quartier aufgeschlagen hatten, welches dem Bruder des Scheichs, Abd e' Rahman, gehörte, vergnügte ich mich eine Weile sehr an dem geräuschvollen Lärm einer Knabenschule, die ganz nahe bei meiner Hütte lag. Um ein Feuer herum kauerten 6—7 Knaben und wiederholten ein Paar Verse aus dem Kuran, die der Schulmeister sie tagsüber hatte lesen gelehrt, so laut sie nur immer schreien konnten und unter den unsinnigsten Verdrehungen. Man glaubt gewöhnlich, daß ein Schulknabe in Europa zu sehr geplagt werde; diese armen afrikanischen Buben aber werden bei dem Wenigen, was sie lernen, noch viel mehr gepeinigt. Wenigstens habe ich sie oft in der kalten Jahreszeit, kaum mit ein paar Lumpen bedeckt und um ein elendes Feuer hockend, schon um 4 Uhr Morgens ihre Lektion lernen sehen; dabei werden sie vom Schulmeister zu allerhand Dienstleistungen gebraucht und nicht viel besser behandelt als Sklaven. — Am andern Tage hatten wir bei dem Brunnen von Meira auf der

sonst von allem Verkehr entblößten Straße ein sehr interessantes Schauspiel; es zog nämlich ein ganzes Schua-Dorf auf seiner Wanderung, um frische Weidegründe zu suchen, an uns vorüber. Jede Familienmutter saß oben auf ihrer besten Habe, die in gut gesäumten Lederschläuchen sorgsam zu einem bequemen Sitz auf den breiten Rücken der Rinder gepackt und mit Fellen bedeckt war, während eine Sklavin auf dem weniger werthvollen Gepäck mit den Stangen, Töpfen und übrigem Geräthe dieser Art in einiger Entfernung folgte. Vor Allen aber war die Frau des Häuptlings ausgezeichnet, sowohl durch das Geschirr ihres Reitthiers, als auch durch die nette Anordnung ihres Sitzes, durch eine zeltähnliche Bedachung über ihrem Haupte und durch die abgerundete, wohlgenährte Form ihrer eigenen kleinen Person. Die stattliche Figur dieser kleinen Kuhfürstin zeichnete sich um so mehr aus, als die meisten übrigen Frauen eher schlank waren. Diese Schua-Frauen verschleiern übrigens, so viel ich gesehen, ihr Gesicht nie, während wunderbarerweise die eingebornen Manga diese Sitte noch heute beobachten; ihr Anzug ist einfach und anständig und ihr Haar fällt in reich gebutterten Ringellocken über die Wangen herab; aber in der Reinlichkeit stehen sie den Fulfulde-Damen bei weitem nach. Der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes folgte in großer Entfernung mit den Schaaf- und Ziegenheerden.

Als diese interessante Prozession vorüber war, machte sich die Einförmigkeit der Landschaft um so mehr fühlbar. Doch betraten wir bald die gut angebaute und dichtbevölkerte Landschaft Yele. Es war etwas ganz Ungewohntes für uns, hier zuerst wieder aus einem Brunnen Wasser ziehen zu müssen; denn seitdem wir auf unserem Ausmarsch Udje erreicht hatten, fanden wir stets Wasserpfuhle oder kleine Bäche, aus denen wir den nöthigen Vorrath schöpfen konnten. Das Wasser dieser stehenden Pfützen ist aber weit davon entfernt, gesund zu sein, und ich hege keinen Zweifel, daß das Trinken desselben die hauptsächlichste, wenn nicht alleinige, Ursache jener weit verbreiteten abscheulichen Krankheit ist, des sogenannten Haut- oder Guinea-Wurmes, „farantit“ oder „arug“. Die Kanori nennen dieselbe sehr bezeichnend das „Elend“, „ngibui“, weil sie gerade zu der Zeit sich einstellt, in welcher allein der Mensch in diesen Gegenden arbeiten muß; so hindert sie denn den unglücklichen Kranken an der Arbeit und bringt ihn an den Bettelstab. Man darf wohl annehmen, daß unter drei Personen in Central-Afrika eine mit dieser Krankheit behaftet ist, besonders unter solchen Leuten, die viel umherreisen; auf-

fallend aber ist es, daß ich dieselbe nie an Frauen bemerkt habe, und es will mir scheinen, als ob auch die heidnischen Stämme weniger an diesem Uebel litten, als die zum Islam übergegangenen.

Endlich kam der letzte Reisetag, der 24. Juli 1851. Schon bald nachdem wir den Marsch angetreten hatten, kündete ein Trupp Schua, Männer und Weiber, die mit ihren leeren Packochsen vom Montagsmarkt zurückkehrten, die Nähe der Hauptstadt an.

Als wir nach einer kurzen Rast von dem Brunnen Kaine, etwa eine Meile von Kukaua, aufbrachen, kamen uns schon Leute von dort entgegen, die von unserer Ankunft gehört hatten. Auch von Seiten der regierenden Herren wurde mir ein ehrender Empfang zu Theil; denn als wir uns dem Südthore der Stadt näherten, kamen drei Reiter in gestrecktem Galopp auf mich zu geritten, begrüßten mich in kriegerischer Weise durch das Schwingen ihrer Lanzen und führten mich an der Spitze unseres Zuges in stattlicher Prozession mitten durch die Stadt nach meiner Wohnung. — Später sandte mir der Vezier ein reiches Abendessen und ich konnte, im sichern Hafen wieder angelangt, mich endlich der Ruhe überlassen.

Da ich noch vor dem zweiten Nachmittagsgebet die Stadt betreten hatte, so hätte ich mich der Etikette gemäß noch an demselben Tage dem Vezier vorstellen müssen. Allein ich fühlte mich zu angegriffen und verschob es auf den nächsten Tag. Mein hoher Gönner und Freund empfing mich denn auch sehr leutselig in öffentlicher Audienz, sprach sich mit viel Theilnahme über meinen geschwächten Gesundheitszustand aus, erkundigte sich nach der Aufnahme in Adamaua und unterhielt sich mit mir über meine nächsten Pläne.

Meine nächste Sorge mußte nun sein, den siechen Körper wieder herzustellen und zu kräftigen, damit das Schiff, frisch kalfatert und neu ausgerüstet, zu weiteren Fahrten tüchtig sei.

# Dreizehntes Kapitel.

## Zweiter Aufenthalt in Kukaua. — Zug nach Kanem.

Als ich nach Kukaua zurückkehrte, hatte die Regenzeit, welche damals im Gebiete des Benue schon ihren Höhepunkt erreicht haben mußte, für die Umgegend der Hauptstadt Bornu's kaum begonnen. Das ganze Land war noch versengt und dürr; man harrte noch des Segens, der „aus der Wolke quillt“, um mit dem Anbau des Bodens zu beginnen. Erst im Anfang des August stellte sich der regelmäßige Regenfall ein und mit ihm gewann die Stadt urplötzlich ein anderes Ansehen; überall sproßte junges Gras und frisches Laub, überall entfaltete sich ein neues reges Leben auf den Fluren. So begannen unter Trommelschall am 8. August die Feldarbeiten auf den benachbarten Gütern des Scheichs und eine große Menge Menschen arbeiteten hier täglich bei dem Schalle ihres nationalen Instruments. Kaum einen Monat später, am 5. September, erhielten wir die erste Probe von neuer weißer Negerhirse, freilich nur als Leckerbissen. In beträchtlicher Menge wird das neue Getreide erst Ende Novembers oder Anfang Dezembers zu Markte gebracht. So lange läßt man es auf dem Felde in großen, hüttenförmig aufgerichteten Haufen liegen, bis man dann mit höchst einfachen Dreschflegeln die Saat vom Rohre trennt und die Kolben in Mörsern ausstampft. Kommt nun so reicher Vorrath von Korn auf den Markt, da belebt sich auch der Hausstand des Städters und Landmanns, doppelte Portionen werden ausgetheilt und Heirathen geschlossen.

Doch nicht blos auf das Reich der Pflanzen erstreckten sich die Veränderungen dieser neu belebenden Zeit, auch die Welt der Thiere nahm daran Theil. Die junge Brut der Vögel ward jetzt flügge, und ich beobachtete mit vielem Vergnügen den kleinen Haushalt einer befiederten Familie mit fünf neuen Sprossen, die sich in meinem Gemache eingenistet hatte. Das älteste und kühnste der kleinen Geschöpfe

begann am 12. August, seine jungen Kräfte zu erproben, und die vier anderen entflohen am 14. in geschwisterlicher Gemeinschaft dem Neste. Die großen ausgewachsenen Termiten, die so lange von unserem Zucker und anderen Vorräthen gezehrt hatten, verschwanden nach einigen ergiebigen Regengüssen alle auf Einmal an Einem Tage, den 6. August, und erfüllten die Luft als vergängliche geflügelte Geschöpfe. In diesem Zustande ereilt die Rache der Menschen diese lästigen Plagegeister — in großer Menge werden sie eingefangen, geröstet und verzehrt. Hierzu ist das neue Insekt selbst behülflich durch die Hinfälligkeit und Schwäche seiner Natur; denn nicht stark genug, um sich lange in der Luft zu halten, fällt es in jeder Richtung auf Alles herab und wird so zur neuen Plage, ehe es eines gewaltsamen Todes stirbt.

Nur der fremde Wanderer aus dem fernen Norden — wenn rings um ihn Alles grünt und sproßt und im üppigsten Gedeihen steht — fühlt sich schwach und krankhaft-hinfällig in der Zeit des afrikanischen Frühlings. Für ihn steigen Fieber und Siechthum statt frischer rüstiger Kraft aus dem Ueberfluß des befruchtenden Elements empor und drohen den letzten Rest von Mannhaftigkeit zu verzehren, welchen die erschlaffende Sonne der heißen Jahreszeit ihm noch nicht geraubt hat.

Es war meine erste Regenzeit in den Tropen, wenigstens war ich zum ersten Mal der vollen klimatischen Einwirkung einer solchen ausgesetzt; denn die Regenzeit in dem Alpenlande Aïr, am Rande der Wüste, kann in dieser Hinsicht keine Gefahr für den Europäer mit sich bringen. Ganz besonders aber ist Kukaua zu dieser Zeit des Jahres ein höchst ungesunder Aufenthalt. Ueberall nämlich bilden sich, auch innerhalb der Stadt, in jeder Vertiefung des Bodens Lachen stehenden Wassers, welche die Sorglosigkeit der Einwohner noch dazu benutzte, todtes Vieh und Abfall aller Art hineinzuwerfen. Neben dem allgemeinen Einfluß der Jahreszeit glaube ich ganz besonders diesen verpesteten Lachen es zuschreiben zu müssen, wenn meine Krankheit sich verschlimmerte, so sehr ich auch dagegen ankämpfte und durch kleine Ausritte mich in Bewegung zu erhalten suchte. Gewiß würde es ersprießlicher für mich gewesen sein, wenn ich mich unverweilt nach einem gesünderen Orte hätte begeben können; allein allerlei anscheinend unbedeutende, jedoch zur Zeit höchst wichtige Geschäfte hielten mich in der Hauptstadt zurück.

Der Regenfall war im Jahre 1851 sehr reichlich, und ich bin sicher, daß er die von Herrn Dr. Vogel im Jahre 1854 gefundene

Regenmenge bei weitem übertraf, wenn auch im Durchschnitt die Hauptstadt Bornu's sich mehr der mittleren Regenmenge Europa's anschließen mag. Es fielen allein während des Monats August zwölf sehr bedeutende Regengüsse, die zusammen wahrscheinlich schon 30 Zoll überstiegen. Auch darf man nicht vergessen, daß der Regenfall in Kukaua nicht die Regel für eine weite Landschaft, sondern eine Ausnahme bildet, was dem gänzlichen Mangel an Bäumen und an Anhöhen in der Umgegend zuzuschreiben ist. Ich bin daher der Ansicht, daß Herrn Dr. Vogel's Angabe [1]), die Linie tropischer Regen beginne erst südlich von Kukaua, mit einigem Vorbehalt zu verstehen sei; denn wenn er den Regen in der bewaldeten Landschaft in einiger Entfernung nördlich von der Hauptstadt, zwischen Dau-erghu und Kalilua, gemessen hätte, so würde er wahrscheinlich schon ein verschiedenes Resultat gefunden haben. Gewiß versteht Herr Dr. Vogel hier unter tropischem Regen eine tropische Regenfülle und nicht den regelmäßig wiederkehrenden Regenfall, der durch die aufsteigenden Strömungen erhitzter Luft verursacht wird, und schließt in dieser Beziehung Kukaua von der Zone tropischer Regen aus. Man muß sich aber meiner Meinung nach wohl hüten, dies zu verallgemeinern und eine Linie südlich von Kukaua durch den Sudan oder selbst nur durch Bornu zu ziehen. Wie ganz anders muß der Regenfall auf dem Tsad sein und wie ganz anders selbst in den waldigen und sumpfigen Gegenden am Komadugu!

Während meiner Abwesenheit auf der Reise nach Adamaua war endlich Mohammed el Mugharbi, jener Araber, welcher mich auf dem Wege von Kano nach Kukaua in Gummel traf und mir ein Briefpacket von Europa einhändigte, mit den für die Expedition bestimmten Waaren von Kano in Kukaua eingetroffen. Es fand sich Waare im Belauf von 100 Pfund Sterling; da ich aber gezwungen war, die Artikel für baares Geld loszuschlagen, ergab sich für mich ein bedeutender Verlust, und ich konnte mit der übrigbleibenden Summe voraussichtlich nur eine kurze Zeit ausreichen. Um so erfreulicher mußte es daher für mich sein, daß ich am 6. August abermals ein Packet von Briefen aus Europa erhielt, aus denen ich ersah, daß man unseren Forschungen mit Interesse folge und daß uns die Mittel gewährt werden würden, dieselben ohne zu große Entbehrungen fortsetzen zu können.

[1]) In einem seiner Briefe, der im Journal of the Royal Geogr. Soc., Bd. XXV, 1855, S. 241, abgedruckt worden ist.

Mit erneutem Eifer ging ich nun an die Abfassung meines Berichts über die Reise nach Adamaua und die Entdeckung des Benue, und so gering diese Arbeit auch an sich war, verursachte sie mir doch in meinem krankhaften Zustande große Mühe und Schwierigkeit. Kaum hatte ich am 8. August einen Boten mit diesem Bericht abgesendet, als am 9. Dr. Overweg von seiner interessanten Beschiffung des Tsad zurückkehrte. Es ward nun ein zweiter Bote mit der Nachricht hiervon dem ersten nachgesandt, welcher diesen auch glücklich noch einholte.

In Hinsicht auf diese Fahrt meines verewigten Reisegefährten muß Jeder es schmerzlich bedauern, daß der kühne Reisende durch frühzeitigen Tod verhindert wurde, einen vollständigen Bericht über dieselbe auszuarbeiten. Die von ihm hinterlassenen Materialien aber gestatten kaum, mehr davon zu sagen, als was schon Dr. A. Petermann [1]) in einem Bericht über unsere Expedition aus ihnen zusammengestellt hat. Der Verabredung gemäß, die ich vor meiner Abreise nach Adamaua mit ihm getroffen, hatte er sich auf dem Boot, welches wir mit unsäglicher Mühe von der Nordküste durch Sand- und Steinwüsten hierher gebracht hatten, eingeschifft und auf einer Fahrt über das seichte Wasserbecken des Tsad einen großen Theil der Inseln besucht, welche in ihm zerstreut liegen, zum Theil bloße Sanddünen, zum Theil zu weiten grasreichen Niederungen sich ausdehnend. Auf dieser zweimonatlichen Wasserfahrt war Herr Dr. Overweg vielfach mit dem eigenthümlichen Volksstamm in Berührung gekommen, welcher auf jenen Inseln seine Nationalunabhängigkeit fristet und eine kleine, in sich abgeschlossene Welt bildet. Dr. Overweg's Gesundheit war bei dessen Rückkehr vortrefflich, viel besser als zur Zeit, wo ich zuletzt mit ihm in Kukaua zusammengetroffen war; dennoch wünschte der Vezier, daß er so wenig als ich selbst während des letzten Theils der Regenzeit in den sumpfigen Niederungen der Hauptstadt verweilen möge. Er willigte daher ein, sich mir auf dem gewagten Zuge nach Kanem anzuschließen, dessen Ausführung ich zunächst beabsichtigte.

Das Ländergebiet rings um den Tsad zu erforschen und wo möglich bis zu dem berühmten, mit vielen blühenden Ortschaften besetzten Thal „Bahr el Ghasal“ vorzudringen, war ein Plan, den wir beide schon seit dem Beginn unseres Unternehmens mit Vorliebe ge-

---

[1]) Account of the Progress of the Expedition to Central Africa performed by order of H. M's Foreign Office under Messrs Richardson, Barth, Overweg and Vogel. London & Gotha, 1854.

hegt hatten. Ich nahm denselben mit erneutem Eifer wieder auf, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es mir unmöglich sein würde, nach Süden vorzudringen. Der Ausführung des Planes waren aber die inneren Zustände jener Landschaften und namentlich die von Kanem bisher nicht günstig gewesen, so daß auch der Vezier noch bei meiner Rückkehr aus Adamaua es für unthunlich erklärt hatte, dahin vorzudringen.

Es wird dem Leser aus der Uebersicht über die Geschichte Bornu's, die ich mitgetheilt habe, erinnerlich sein, daß nach der Vertreibung der alten Kanori-Dynastie aus dem Stammlande Kanem durch die Bulala — die Herren des Seelandes von Fittri — es den Herrschern von Bornu ungeachtet aller spätern Siege nicht gelang, Kanem dauernd und vollständig wieder zu erobern. Namentlich war es der Sultan von Wadai, welcher als gegenwärtiger Herr des Landes Fittri Ansprüche an dasselbe machte, denen schon der glückliche Mohammed el Kanemi vergeblich entgegengetreten war. Dies war der Feind, der es fortwährend von Osten her bedrohte. Die westlicheren Landschaften Kanems aber, besonders jene, welche die Verbindung mit dem eigentlichen Bornu bildeten, waren den steten Einfällen der räuberischen Tuareg (Imo-scharh) ausgesetzt und einzelne Städte waren ihnen sogar tributpflichtig. Kurz, ganz Kanem war zum wilden Jagdgebiet abenteuerlicher Raubzüge von allen Seiten her geworden. Statt nun mit eigener Kraft das alte Stammland von Räubern zu befreien und den königlichen Nebenbuhler aus den östlichen Marken desselben zu verjagen, hatte es der Vezier vorgezogen, den kriegerischen und heimathlosen Araberstamm der Uëlad Sſliman zu diesem Kriege zu verwenden. Er versah diese Araber mit Pferden, Flinten und Schießbedarf und überließ es ihnen, sich weiter für ihre Mühe durch die gemachte Beute schadlos zu halten, erhob jedoch auch von dieser einen Antheil. Als nun Anfang Augusts die Nachricht eines erfolgreichen Raubzugs jener afrikanischen Landsknechte nach Kukaua gelangt war, ließ mir der Vezier melden, ich könne nun den Versuch machen, den Bahr el Ghasal zu erreichen. Natürlich mußten wir, um jene ungastlichen Gegenden besuchen zu können, unsere friedlichen Bestrebungen mit den weniger heilsamen jener Horde vereinigen. Ich zeigte demnach schon in der Mitte des August dem Vezier an, daß ich bereit sei, mich nach Borgu, einer Landschaft der Tebu nordöstlich von Kanem, dem damaligen Standquartier der Uëlad Sſliman, zu begeben; doch verzögerte sich unsere Abreise bis gegen die Mitte des folgenden Monats.

Ich benutzte die Zwischenzeit, mich zu diesem neuen Zuge zu rüsten, miethete neue Diener, von denen zwei eben zu jenem Araber=stamm gehörten, und kaufte ein paar andere Kameele nebst dem nö=thigen Mundvorrath. Dies Alles erschöpfte meine Mittel wieder der Art, daß es mir unmöglich war, auch noch ein gutes, starkes Pferd zu beschaffen. Da erinnerte ich mich eines früheren Versprechens meines Gönners Hadj Beschir und ließ ihn wissen, daß er mich durch das Geschenk eines Pferdes unendlich verbinden würde. Er war denn auch so freundlich, mir vier Thiere zur Auswahl zuführen zu lassen, keines aber entsprach meinem Geschmack und meinen Bedürf=nissen, und ich erlaubte mir daher, alle vier mit der Bemerkung zu=rückzusenden, es sei mir unmöglich, unter diesen vier „Gäulen“ ein „Pferd“ auszuwählen. Bei einiger Nachhülfe verstand denn auch mein edler Freund diesen Wink und schickte mir ein ausgezeichnetes Thier aus seinem eigenen Stall, welches mir auf allen meinen fol=genden Reisen ein treuer Gefährte war, bis es im Dezember 1854 auf meiner Heimreise von Timbuktu in Kano von einer Krankheit dahin gerafft wurde. Seine Farbe war ein eigenthümliches Grau, schön leopardenartig gefleckt. Es liebte, seine schöne Figur auf das Vortheilhafteste zu zeigen, und war feurig und lebhaft, wie alle Bornu=Pferde. Dabei war es ein vortrefflicher „keri=ssa“, d. h. es hatte einen sehr schnellen Schritt, und der beste Beweis für seine Kraft und Ausdauer sind die weiten Länderstrecken, durch welche es mich trug, zumal ich stets Waffen und Munition, meine wissenschaft=lichen Apparate und einen Theil des Mundvorrathes auf seinem Rücken mit mir führte. Ueberall, wohin ich mit diesem edlen, treuen Thiere kam, war es ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides.

Aus diesem meinem zweiten Aufenthalt in der Hauptstadt Bornu's will ich noch des Festes gedenken, welches die große jährliche Fasten=zeit abschließt und „Aid el Fotr“ oder „Ngumeri ascham“ genannt wird. Die Festfeier bestand darin, daß der Scheich mit seinem Hofe in militärisch=pomphaftem Aufzuge auf das freie Feld im Norden der Stadt hinauszog, um dort sein Gebet zu verrichten. Die Leute aus dem Volk betheiligten sich wenig und eigentlich nur als Zuschauer an der Feier; doch hatten die Meisten ihre besten Kleider angelegt, wie es denn auch in größeren Haushalten an diesem Tage Sitte ist, den Dienern ein neues Hemd zu schenken. An andern Orten, wie z. B. in Kano, scheint die Feier eine mehr volksthümliche zu sein; die Kinder der Schlächter führen dort an diesem Feste eigens dazu gemästete

und festlich geschmückte Rinder, zwischen deren Hörnern sitzend, in der Stadt umher.

Ich begab mich am Morgen des Festes ebenfalls in meiner besten Kleidung nach der Oststadt. Die dahin führende Hauptstraße war gedrängt voll Menschen zu Fuß und zu Pferd. Von verschiedenen Seiten her zogen mehrere Abtheilungen Reiterei nach dem Nordthore, in Schwadronen von je 100 bis 200 Mann, jede von ihrem Hauptmann, „Kaschella“, geführt. Die ganze Mannschaft, besonders die schwere Reiterei, war in den prachtvollsten Anzügen. Die Reiter trugen meistens einen langen, dick wattirten Rock, darüber mehrere Toben von verschiedener Farbe und mit allerlei Zierath, und ihre Kopfbedeckung bestand in einem Helme, dem unserer mittelalterlichen Ritter sehr ähnlich, aber von leichterem Metalle und mit den prahlendsten Federn geschmückt. Ihre Streitrosse waren insgesammt in Kriegszeug gekleidet, nämlich in dicke Decken, welche aus verschiedenartig gestreiftem Zeuge gefertigt waren und aus drei Theilen bestanden; die Füße der Thiere blieben unbedeckt, während der Kopf vorn mit einer Metallplatte sowohl beschützt, als auch geschmückt war. Andere trugen Panzer, deren es zwei verschiedene Arten giebt.

Die leichte Reiterei trug nur je zwei oder drei hell-schimmernde Toben und kleine Mützen von weißer oder anderer Farbe; die Offiziere und begünstigteren Diener jedoch waren mit Bernusen von feinerem oder gröberem Zeuge angethan, die malerisch so über die Schultern geworfen waren, daß man das reiche Seidenfutter in seiner ganzen Pracht zu sehen bekam.

Alle diese stolzen Schwadronen, in welchen gar viele herrliche Pferde prunkten, zogen nach dem Nordthore der Billa gedibe, während die Reiterbedeckung des Scheichs selbst, welcher noch in der Weststadt geblieben war, von Südwest herkam. Diese letztere Truppe gewährte, wenigstens aus der Ferne gesehen, einen wahrhaft großartigen Anblick. Den Zug eröffnete eine Anzahl Reiter; dann folgten die Livrée-Sklaven des Scheichs, mit Flinten bewaffnet, und zuletzt kam der Scheich selbst, als Zeichen seines priesterlichen Standes mit einem weißen Bernus angethan, welcher sehr schön gegen seine Kopfbekleidung, einen dunkelrothen Shawl, abstach. Hinter ihm folgten vier prächtige Schlachtrosse, mit seidenen Decken von verschiedenen Farben behangen, das erste Streitroß mit Weiß und Gelb, das zweite mit Weiß und Braun, das dritte mit Weiß und Hellgrün und das vierte mit Weiß und Kirschroth. Dies war unstreitig der interessanteste und be-

merkenswertheste Theil des Aufzuges. Nach den Pferden folgten die vier großen Fahnen — „alam“ — des Scheichs nebst den vier kleineren der Musketiere, und eine zahlreiche Schwadron Reiterei schloß das Ganze.

Mit dem Zuge des Scheichs vereinigten sich nun die anderen Korps, und das ganze Heer zog in der Richtung von Dau-erghu ungefähr eine Meile weit vor die Stadt hinaus. Hier schlug man das Zelt des Scheichs auf, welches aus einer sehr weiten, blau und weiß gestreiften Kuppel und aus zur Hälfte weißen, zur Hälfte rothen Vorhängen bestand; die letzteren blieben halb geöffnet und gestatteten einen Blick über das Ganze. In diesem Zelte verrichteten der Scheich, der Vezier und die Großwürdenträger ihre Gebete, während die zahlreiche Mannschaft zu Pferde und zu Fuß sich höchst großartig und malerisch im Felde umher gruppirte.

Ich umwanderte indessen die interessanten Gruppen und suchte die Stärke der verschiedenen Abtheilungen zu zählen. Das Resultat befriedigte zwar nicht die hoch gespannte Erwartung, welche man in mir erregt hatte; doch waren mindestens 3000 Mann Reiterei und 6- bis 7000 M. Fußvolk, das letztere zum Theil nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, auf dem Platze. Die Menge der Zuschauer war ebenfalls sehr groß.

Die Feierlichkeit dauerte nicht lange; bereits um 9 Uhr rief die „ganga“ die Anführer zum Aufsitzen, und die dichte Menschenmasse zertheilte und schaarte sich in verschiedene Abtheilungen. Der Zug nahm seinen Weg um die Nordwestecke der Oststadt und betrat dieselbe durch das Westthor.

Auch das „Aid el Kebir“ oder „Ngumeri laiabe“, das, obgleich ursprünglich das wirklich „große“ oder größte moslemische Fest, doch bei den Mohammedanern dieser Gegenden im Allgemeinen etwas an Glanz verloren hat, wird in der Hauptstadt Bornu's mit bedeutendem Gepränge gefeiert, und zu ihm findet sich besonders die einheimische arabische Bevölkerung in großer Anzahl ein.

Während so die Angelegenheiten der Stadt ihren gewohnten Lauf nahmen, nahte endlich für mich der Tag, an welchem ich nach einer vierzigtägigen Ruhe meine Thätigkeit nach einer neuen Richtung hin beginnen sollte. — Um meinen geschwächten Körper nach und nach in kleinen Tagemärschen wieder an die Strapazen der Reise zu gewöhnen, brach ich am 11. Septbr. 1851 allein auf, nur von meinen Dienern mit den beiden Kameelen begleitet. Dr. Overweg mit dem übrigen Troß sollte in Gesellschaft eines Trupps der Uëlad Sliman, der sich gerade zur Zeit in Kukaua befand, nachfolgen.

Die Sonne ging eben unter, als ich zum Nordthor der Weststadt hinausritt; der Abschied von dem Vezier und die Erledigung mancherlei lästiger Geschäfte hatten mich so lange aufgehalten. Es war mir überhaupt heute mehr darum zu thun, der Einförmigkeit und Enge der Stadt zu enteilen, als eine große Strecke Wegs zurückzulegen, und so schlug ich denn schon $1\frac{1}{2}$ Stunden nördlich von Kukaua an einem bequemen Platz auf etwas ansteigendem sandigen Boden mein Zelt zur nächtlichen Ruhe auf. Mit frohem Herzen erwachte ich am andern Morgen und ließ mich vor meinem Zelte nieder, mich meiner Freiheit und der ersten schönen Stunden des jungen Tags zu erfreuen; denn nichts kann mich so glücklich machen, als eine weite offene Landschaft, ein bequemes Zelt und ein schönes Pferd, und fühlte ich mich auch schwach und krank, so war ich doch wieder den engen Mauern der Stadt entflohen und es standen mir die Elemente eines freien Reiselebens zu Gebote. Mein edles Roß freilich hatte heute Ruhetag, denn ich saß stundenlang in ruhigem Anschauen und Genießen der einfachsten Landschaft, deren ungebrochene, tiefe Stille solche Heiterkeit und Zufriedenheit athmete, daß ich mich eben so glücklich als gestärkt fühlte. So verträumte ich den ganzen Tag.

Selbst die sonst so öde Umgebung von Kukaua war jetzt, gegen das Ende der Regenzeit, mit einer reichen Pflanzendecke überzogen, deren Fülle jedoch noch größer wurde, als wir am folgenden Tage die Hirsengefilde der Landschaft Dau-erghu erreichten. Hier erstiegen wir bald den ersten jener Sandhügel, welche das ganze Ansehen der Landschaft ändern; das ermüdende Dumgestrüpp hört nun fast gänzlich auf und Retem (Spartium junceum oder monospermum) wird der gewöhnliche botanische Schmuck des Bodens überall da, wo der Ackerbau eine Stelle frei gelassen hat, während dichtbelaubte Mimosen die Einförmigkeit der Saatfelder unterbrechen. Traf der Blick über das weite Land auch keine malerischen Punkte, so fand er doch auch keinen kahlen Fleck, der das Auge beleidigt hätte. Ueberall war der Boden vom reichsten Pflanzenteppich überzogen, in dessen Grün nur die fast reifen Aehren der afrikanischen und indischen Hirse, die sich bereits gelbbraun zu färben begannen, eine wechselnde Schattirung brachten. Die höchsten Halme des Getreides maßen etwa 15 Fuß, eine Höhe, die ich später in den üppigen Thälern von Kebbi noch weit übertroffen fand.

Ich hatte mich eben am Rande eines mit Wasser gefüllten Firki im Schatten einiger Akazien hingestreckt, als mir mitgetheilt wurde,

es sei ein Bote von Rhet, dem Häuptling der Uëlad Sſliman, mit der Nachricht vorübergekommen, daß sich dieser unstete Stamm von Borgu wieder nach Kanem zurückgezogen habe. Dies war eine gar unangenehme Nachricht für mich, da mir nach Allem, was man mir über dessen Bodenbildung und natürliche Erzeugnisse gesagt hatte, Borgu als ein Land von großem Interesse erschienen war. Seine tief in den Felsboden eingeschnittenen Thäler und Schluchten, sagten die Berichte, seien von lebendigen Quellen bewässert und erzeugten außer einer Fülle vortrefflicher Datteln an einzelnen begünstigten Stellen sogar Trauben und Feigen. So hatte ich denn gehofft, ein Land von wenigstens gleich großer geographischer Bedeutung wie Air oder Assben zu finden; die Aussicht, dasselbe zu erreichen, war aber durch jenen Rückzug der Uëlad Sſliman zunichte geworden.

Die nächsten drei Tagereisen bis zur Stadt Yo brachten eben keine besonders bemerkenswerthen Erlebnisse; ich zog mit möglichster Schonung meiner Kräfte vorwärts. Nachdem man Dau-erghu durchwandert hat, gelangt man in die Landschaft Ngurutua. Außer Sorghum ward hier auch Karaſs (Hibiscus esculentus) gebaut, ein Gemüse, welches in diesen Gegenden zur Würze der Suppen benutzt wird, wo die Blätter des Hadjilidj (Balanites Aegyptiacus) oder des Affenbrodbaums, der Kuka, fehlen. Obgleich nun die nahe Hauptstadt nach dem letzteren Baume genannt worden ist, so kommt derselbe dennoch in einem Umkreis von einigen Stunden kaum in einzelnen verkrüppelten Exemplaren vor. Im Ganzen waren die Gefilde weniger sorgfältig bestellt, aber doch in weiteren Zwischenräumen mit Bäumen mannichfacher Art bepflanzt. Außer dornigem Talhagestrüpp kamen besonders vor der eben genannte Hadjilidj oder Bito, der Sſelim, Kurna, Sſerrach und Gherred (Mimosa Nilotica). Die Frucht der Gherred — oder vielmehr die Gherred selbst, denn dieser Name kommt eigentlich nur der Frucht zu und ist von dieser auf den Baum selbst übertragen — ist im äußeren Ansehen der Frucht des Tamarindenbaums sehr ähnlich und bildet namentlich bei der Ruhr eine wichtige einheimische Arznei. Ich selbst verdanke derselben wahrscheinlich meine Genesung, als ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Sſokoto (im September 1854) von dieser gefährlichen Krankheit befallen wurde. Auch für Gerber und Tischler ist dieser Baum vom größten Nutzen. Der Kadjidji ist gleichfalls sehr häufig hier; von der ungefähr nußgroßen Wurzel dieser kleinen Pflanze machen die Einwohner einen sehr ausgedehnten Gebrauch als Räucherwerk.

Ferner kommen hier mehrere Arten einer eßbaren Poa vor, „kreb“ oder „kascha“ genannt, und ich sah ein Weib die Samen derselben einsammeln, indem sie einen leichten Korb über ein mit dieser etwa drei Fuß hohen Graminee bestandenes Stück Land hinschleifte. Die Samen dieser Gräser werden von den Bewohnern Bornu's, Baghirmi's und Wadai's in großer Menge als Nahrungsmittel benutzt; bei den arabischen Ansiedlern dieser Länder, den Schua, bilden sie sogar einen Hauptbestandtheil der Nahrung.

Jenseits Ngurutua führte mein Pfad durch eine freundlich gehügelte Landschaft, die mit lichter, oft unterbrochener Waldung bedeckt war und zahlreichen Heerden von Rindvieh und Schaafen unter der Obhut von Kanembu-Hirten zur Weide diente; unser Weg führte uns an mehreren Hürdelagern der Letzteren vorüber. Weiterhin sah ich auch Pferde in großer Anzahl unter den weidenden Thieren. — Eine charakteristische Erscheinung dieser Waldregion waren eine Menge Lachen stehenden Wassers.

Mehrere Stunden vom Komadugu, an dessen Südufer die Stadt Yo liegt, ward die Gegend wieder sehr einförmig und der Boden kahl. Einzelne Gruppen der Dumpalme, welche in dieser Landschaft wieder der vorherrschende Baum ist, dienten dazu, dieselbe einigermaaßen zu heben.

Sehr ermüdet erreichte ich mit dem mich begleitenden Geleitsmann die Stadt Yo (etwa zehn deutsche Meilen von Kukaua) am Vormittag des 16. September. Die eigentliche Stadt besteht aus sehr engen Gassen, in denen eine drückende Hitze herrschte und ein so unangenehmer Geruch von getrockneten Fischen verbreitet war, daß mir der Aufenthalt in ihr ganz unerträglich vorkam. Da wir jedoch einmal hier waren, ritten wir nach der Wohnung des Statthalters oder Schitima Yoma. Derselbe war gerade mit den Vorbereitungen zu einer neuen Hochzeit beschäftigt und eine große Masse Getreide war als Vorrath für den neuen Haushalt vor dem dazu bestimmten Theile eines ansehnlichen Lehmgebäudes aufgehäuft [1]). Es war mir

[1]) Die Hochzeitsfeierlichkeiten, „niga“, dauern in Bornu eine ganze Woche. Am ersten Tag schmaust man „nakia“, eine Art Kuchen aus Reis, Butter und Honig; am zweiten „tiggra“, einen trocknen, sehr stark mit Pfeffer gewürzten Brei; am dritten „ngadji“, das gewöhnliche aus Sorghum bereitete Gericht, wo möglich mit Fischsauce. Der vierte Tag ist der „liktere“, wie ich glaube, so benannt, weil an demselben der Braut, „larussa“, die Zierahten, welche sie bisher als Zeichen der Jungfrauschaft getragen hat, abgenommen werden; am

jedoch nicht möglich, mich in dem angewiesenen Quartier behaglich zu fühlen. Ich eilte also wieder aus der Stadt hinaus und schlug mein Zelt etwa 900 Schritt von derselben entfernt unter einem schattigen Tamarindenbaum auf, wo ich denn, als ich meine matten Glieder auf dem Boden ausstreckte, einige Stunden lang in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit versank. Der scharfe Morgenritt hatte mich so ermüdet, daß ich mit Besorgniß daran dachte, was daraus werden sollte, wenn die eigentlichen Anstrengungen der Reise nach der Vereinigung mit den zurückgebliebenen Reisegefährten beginnen würden.

Sobald ich mich hinreichend erholt hatte, um von meinem Lager aufstehen zu können, machte ich einen Gang, um eine Ansicht des Komadugu zu gewinnen. Dieser viel besprochene Flußlauf bildete jetzt eine schöne Wasserfläche, da sein Bett ganz voll war, und eilte mit reißender Strömung dem Tsad zu. Dennoch haben europäische Theoretiker ihn zu einem Kunstkanal ihrer Einbildungskraft gemacht, um die überflüssigen Gewässer des Tsad in den Kuara zu leiten. Was die Richtung seines Laufs anbetrifft, so fließt er hier im Allgemeinen von West nach Ost; ungefähr eine Meile unterhalb Yo, von dem ummauerten Städtchen Fatse an, wendet er sich nach Nordosten und mündet etwa drei Meilen von Yo, bei der beträchtlichen Kanembu-Stadt Bosso, in den Tsad. Nur auf dem Nordufer führt ein Weg nach der eben genannten Stadt; auf dem Süduser gelang es uns nicht weiter als bis Fatse vorzudringen.

Die Ufer des Komadugu, da wo er bei Yo vorüberfließt, sind sehr malerisch, indem sie von herrlichen Tamarinden und Dumpalmen beschattet werden, wozu sich am nördlichen Ufer noch mancherlei schön belaubte Akazien gesellen. Im Schatten der Tamarinden zieht man eine sehr gute Baumwolle und etwas weiter unterhalb am Flusse erzeugt man um diese Jahreszeit Weizen in regelmäßigen, künstlich bewässerten Anlagen. Baumwolle und eine mäßige Menge Weizen sind

---

fünften wird die Braut auf eine Matte, „buschi", gesetzt, von welcher sie sich siebenmal erhebt und eben so oft niederkniet (diese Ceremonie heißt „buschiro" oder „butschiro genatssin"); am folgenden Tag, welcher ein Freitag sein muß, findet das Kopfwaschen der Braut statt; diese Ceremonie wird von ihren Freundinnen vollzogen, und am Abend wird sie dann auf ein Pferd gesetzt und in das Haus des Bräutigams gebracht, wo nun der Schluß der Hochzeit begangen wird. Die Kanori unterscheiden sehr genau die Hochzeit mit einer Jungfrau, „fero", „fero kuyanga", von einer solchen mit einer Witwe, „kamo sanar", und haben auch noch einige andere feine Unterscheidungen.

die einzigen Erzeugnisse dieser Gegend, außer den Fischen und der Frucht der Dumpalme, welche letztere eine wesentliche Würze des „kunu“, eines aus Negerhirse bereiteten Breies, bildet. Hirse und Sorghum werden hier nur wenig gebaut und andere Cerealien fehlen ganz. Auch Vieh ist nicht eben viel in Yo vorhanden, so daß nur wenig Milch zu haben ist. Fische, von denen der Fluß mehrere sehr schmackhafte Arten führt, sind hier die hauptsächlichste Speise. Auf den flachen Landspitzen am Ufer unterhalb der Stadt liegen mehrere kleine Fischerdörfer, bei welchen sich lange Reihen von Stangen zum Trocknen der Fische hinzogen, die zur Zeit unserer Anwesenheit sehr reichlich, namentlich mit Barben, behangen waren.

Ich sah hier auch ein Exemplar des elektrischen Fisches. Er war gegen 10 Zoll lang, sehr fett, und konnte den Arm eines Mannes auf mehrere Minuten gefühllos machen; sein Rücken war aschgrau und sein Bauch ganz weiß, Schwanz und hintere Flossen roth.

Während der Nacht erhob sich ein heftiger Sturm, es fiel jedoch kein Tropfen Regen, denn die Regenzeit war für Bornu so gut wie vorüber.

Ich genoß am Morgen die Ansicht des Flusses und schwelgte in der frischen Kühle, welche an seinen Ufern herrschte. Männer badeten, Weiber holten Wasser, Reisende setzten über, indem sie entweder mit ihren Kleidern auf dem Kopfe hinüberschwammen oder auf ein paar großen ausgehöhlten Kürbissen, die durch ein Joch mit einander verbunden waren, mit dem halben Leibe unter Wasser hinübersteuerten. Eine am vorherigen Tage angekommene Kafla Tebu aus Kanem war jenseits gelagert; denn dieselbe durfte den Fluß nicht eher überschreiten, als bis Erlaubniß für sie eingeholt war, da mehrere Monate im Jahre dieser Fluß oder dieses Thal eine Art Quarantaine bildet, während sonst wenigstens kleine Karawanen nach Belieben hinüber und herüber passiren können.

Das einzige Fahrzeug auf dem Flusse, auf welchem auch wir selbst übersetzen sollten, war eine Makara, gebildet von mehreren Paaren jener Kürbisjoche und von der gebrechlichen Art, wie sie bereits schon früher von mir beschrieben worden ist. Leider war es unmöglich, den schönen Schatten der herrlichen Tamarinden ungestört zu genießen, wegen der Menge von Pelikanen und sonstigem Wassergeflügel, welche deren Zweige bewohnten. Eine andere Plage waren die weißen Termiten, welche in dieser Gegend sehr zahlreich vorkommen, obwohl ihre Anlagen nur von mäßiger Größe und durch-

aus nicht mit den großartigen Bauten zu vergleichen sind, welche ich später in Baghirmi fand.

Den 18. September, ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht, kam Herr Dr. Overweg mit einem der Angesehensten unter den Uëlad Ssliman, Namens Chalef-Allah, an und meldete, daß unsere kleine Truppe heranrücke. Dieselbe erschien jedoch erst um 10 Uhr Morgens. Es waren ihrer im Ganzen 25 Mann zu Pferde, etwa zwölf Mann zu Kameel und gegen acht Mann zu Fuß, außer den Kindern. Sie schlugen ihre Zelte etwas östlich von den unserigen auf und bildeten ein reges Lager, dessen Eintracht jedoch, wie es bei solchen Leuten natürlich ist, bald durch Zank und Streit gestört wurde. Bereits am folgenden Tage sollten wir ein schönes Pröbchen von dem Charakter der Freibeuter erhalten, die unsere künftigen Gefährten sein sollten. Die kleine Tebu-Karawane hatte endlich Erlaubniß erhalten, den Fluß zu überschreiten. Es waren harmlose Leute, welche einige Lastthiere mit geringem Gut, hauptsächlich Datteln, beladen hatten; kaum waren sie nun an das diesseitige Ufer herübergekommen, so wurde beschlossen, sie zu überfallen und zu plündern, so daß die armen Tebu wirklich all' ihrer Datteln beraubt wurden. Erst als die Beute größtentheils verzehrt und verschleppt war, wurde auf die Vorstellungen eines bejahrten Arabers der Rest gesammelt und den Eigenthümern zurückgegeben.

Da wir die Ankunft eines Boten vom Vezier abzuwarten hatten, ehe wir über den Fluß gehen konnten, so fand der Uebergang erst am 21. September statt. Etwa um 9 Uhr Morgens befand ich mich im Fluß auf einer Makara aus drei Kürbisjochen und durchschnitt das Wasser mit sehr ungleichmäßiger Bewegung, je nachdem die beiden vorn angespannten schwarzen Schwimmer der gebrechlichen Fähre einen Ruck gaben. Der Fluß war in der Nähe des Südufers 10 bis 11, in der Mitte 6 bis 7 Fuß tief. — Wir kamen Alle, Menschen und Thiere, glücklich hinüber und setzten, nachdem die Hitze etwas nachgelassen hatte, unsern Marsch fort. Er kam jedoch bald zu Ende; eine uns begegnende Schaafheerde gab den ritterlichen Arabern Gelegenheit, einen fetten Widder zu stehlen, worauf sofort beschlossen wurde, zu lagern und den Raub zu verzehren.

Die Gegend nördlich vom Komadugu hatte etwa dieselbe Beschaffenheit wie in der Nähe der Hauptstadt; der Boden war harter, schwarzer Humus, mit kurzem Gras und einzelnen Talhabäumen bewachsen. Etwas Ackerbau fand ich erst in der Nähe der Stadt

Barrua, 4 bis 5 Meilen von Yo, einem unter den steten räuberischen Anfällen der Tuäreg verkommenen Ort. Die Macht des Scheichs von Bornu hört thatsächlich am Komadugu auf, so daß die Bewohner von Barrua sich nur durch die Entrichtung eines Tributs an die Tuareg schützen können. Sie bestehen aus Kanembu und einigen Yedina und leben hauptsächlich von der Fischerei auf dem Tsad, dessen nächste Buchten je nach der Jahreszeit 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt entfernt sind. Will man durch die Wüste über Bilma reisen, so versorgt man sich hier mit einem Vorrath getrockneter Fische.

Jenseits Barrua erreichten wir ein sandiges, von Siwak-Büschen (Capparis sodata) bestandenes Hügelland und gewannen von dem Kamm eines niedern Sandhügels zum ersten Mal einen Anblick des Tsad oder wenigstens des von ihm überschwemmten Wiesenlandes. — Diese Reihe niederer Sandhügel, die wir hier betreten hatten, zieht sich eine ansehnliche Strecke weit um die Nordwestecke des Tsad herum und läßt, dessen eigentliches Becken begrenzend, einen schmalen, an einigen Stellen ein paar Stunden breiten Streifen Tiefland zwischen sich und dem Rande des Wassers. Zu diesem tiefern Theil des Seegestades stiegen auch wir bald wieder hinab, um für eine Reihe von Tagen unsern Marsch immer am äußersten Rande des Tsad fortzusetzen.

Es fehlte hier nicht an einer üppigen Pflanzendecke und schöne Weidegründe wechselten mit dichtem Niederwald. Den Rand umsäumte meist die erwähnte Capparis sodata in dichter Menge, und wir passirten manche Stelle, wo diese Pflanze gerodet und zur Salzgewinnung verwendet war. Auch an einer in Thätigkeit befindlichen Salzsiederei kamen wir vorüber, in welcher wenigstens 20 irdene Pfannen in Betrieb waren. Man erhält die Soole durch das Auslaugen der Asche; jene wird dann weiter versotten und in irdene Formen abgegossen, aus denen das feste Salz in großen dreieckigen Stücken herausgenommen wird. Die Kanembu verführen es so nach Kukaua. — So schwach und geschmacklos dieses Salz auch sein mag, so ist es doch jedenfalls vorzüglicher als das von den Bewohnern Kotoko's (am Südufer des Tsad) aus Rinderkoth bereitete. In Miltu am obern Schari oder Ba-busso wird ziemlich gutes Salz aus einem in diesem Flusse wachsenden Gras hergestellt, und die Mussgu gewinnen diese den Menschen aller Zonen so unentbehrliche Waare — oder wenigstens eine ihr ähnliche Substanz — aus der Asche von Hirsen- und Sorghumstroh.





ELEPHANTENHEERDE AM TSAD.

So zogen wir durch dies grüne Weideland, bis wir die Ortschaft Ngegimi erreichten. Wir hatten den Namen oft nennen hören und erwarteten einen stattlichen Ort; statt dessen aber trafen wir ein offenes armseliges Dorf. Zwei Jahre später sollte es von der Stelle, die es jetzt einnahm, ganz verschwinden. Im Jahr 1853 zwang eine hohe Ueberfluthung des Tsad die unglücklichen Bewohner des kurz zuvor von den freibeuterischen Tuareg ausgeplünderten Dorfes, ihre Heimath ganz aufzugeben und sie nach der höheren sandigen Hügelkette zu verlegen. Damals wurde auch der größte Theil des Marschlands, welches wir seit Barrua durchzogen hatten, von den Gewässern des Tsad verschlungen.

Jenseits Ngegimi zeigte die völlig flache Ebene, die jedenfalls einst Seeboden gewesen ist und es bald wieder werden sollte, nicht mehr ununterbrochen jenen dichten Pflanzenwuchs, sondern dürre und kahle Stellen traten oft dazwischen. Ein vorspringender Sporn der immer noch zur Linken unsern Gesichtskreis begrenzenden Hügelreihe gewährte uns an diesem Abend eine herrliche Uebersicht über die Uferlandschaft des nahen Flachsee's. Vor uns nach Südosten erstreckte sich das sumpfige Gestade, ein — wenigstens seiner Bestimmung nach — unabsehbares Reisfeld, bis zum fernsten Horizont; jedoch war kein offenes Wasser zu erkennen, nicht einmal zusammenhängende Seearme, nichts als eine unermeßliche, von unbestimmt begrenzten Kanälen durchzogene Marschfläche, so weit nur immer das Auge reichte. Südwärts dehnte sich das grüne Weideland, durch das wir gekommen, bis weit jenseits Ngegimi aus. Es war hier vor meinem Blicke ein Gemälde einer der fruchtbarsten, dabei aber der Verödung gänzlich preisgegebenen Landschaften der Erde aufgerollt.

Wir waren den andern Morgen noch nicht lange unterwegs, als wir das Glück hatten, eines der anziehendsten Schauspiele zu genießen, welche diese Gegenden in ihrer jetzigen Verödung darzubieten vermögen. Rechts in der Ferne rückte eine ganze Heerde Elephanten in regelmäßigem Aufzuge langsam heran zur Tränke, einer Heerschaar vernünftiger Wesen nicht unähnlich. Den Vortrab bildeten die Männchen, deutlich an ihrer Größe erkennbar, in regelmäßiger Schlachtordnung; in einem kleinen Abstande folgten die Jungen, in einem dritten Zuge die Weibchen, und den Nachtrab des ganzen Zuges bildeten fünf Männchen von ungeheuerer Größe. Die letzteren bemerkten uns, obgleich wir in ziemlicher Entfernung waren und uns ganz ruhig verhielten; einige von ihnen warfen Staub in die Luft, wir störten sie

jedoch nicht. Es waren ihrer zusammen 96 Stück. Wir hatten bis dahin nur die Spuren von Elephanten und von anderem Wild außer zahlreichen Wasservögeln einige Exemplare der großen rehfarbenen Antilope Kelara (Aigocerus ellipsiprymnus?) gesehen.

An die Stelle des schönen frischen Weidegrundes trat nun bald minder ergiebiger Boden, indem dürre, nur mit Haide bewachsene Strecken sich einschoben. Die Einförmigkeit der Landschaft wurde noch durch die vollständige Baumlosigkeit erhöht. Fast hätte ich auch gewünscht, daß uns keine lebenden Wesen begegnet wären; denn was wir immer antrafen, Viehheerden oder friedliche Händler, Alles wurde auf das Schamloseste von meinen Begleitern beraubt, und als ich mir einmal erlaubte, ihr Benehmen gegen die mißhandelten Unterthanen des Scheichs von Bornu, in dessen Sold sie doch standen, mit dem rechten Namen zu benennen, scheute Einer der Wildesten sich nicht, mein Leben zu bedrohen.

Gegen Mittag am 26. September erreichten wir die ersten Hüttengruppen von Beri, einem großen Dorf an der äußersten Nordecke des Tsad. Der Ort ist in der Geschichte Bornu's von Bedeutung und seiner Lage nach ein wichtiger Posten; denn hier verließen die von Bornu nach Kanem ziehenden Heere das Seeufer und machten zuvor eine Zeit lang Halt, um sich zu sammeln und für den Weitermarsch vorzubereiten. In ähnlicher Weise dient auch heute noch Beri allen Reisenden als eine Art Stationsplatz. Bis vor wenigen Jahren hatte hier auch ein Bornauischer Statthalter seinen Sitz, er zog es jedoch vor, seinen Aufenthalt in der Residenz zu nehmen. — Der Ort besteht eigentlich aus drei getrennten Dorfschaften, „Beri-kura" (Groß-Beri), „Beri-futebe" (West-Beri) und „Beri-gedibe" (Ost-Beri); er wird großentheils von Kanembu aus der Sippschaft der Ssugurti und von vielen Yedina bewohnt, die zusammen kaum mehr als 2000 Köpfe betragen mögen. — Der Name des Ortes, „Viehhürde", deutet auf den Hauptnahrungszweig der Bewohner hin, und in der That sah ich hier eine der schönsten und größten Viehheerden, die ich überhaupt in Inner-Afrika getroffen habe. Getreide wird fast gar nicht gebaut. — Die Entfernung Beri's vom See ist wechselnd; am Tage unserer Ankunft war der nächste Punkt desselben eine in das Land einschneidende Bucht, die wir eine ziemliche Strecke vor dem Ort durchreiten mußten; bei unserer Rückkehr, den 5. November, war das Wasser bis hart an das Dorf getreten. Freilich stand zu dieser Zeit der größte Theil des Wegs, den wir so eben von Ngegimi her durchschritten hatten, tief unter Wasser.

Wir verließen nun das Seeufer, indem wir ganz gemach ein wenig aufwärts stiegen, hatten aber am Morgen einen schwierigen Marsch, um die vielen vom See gebildeten und sich zwischen den Sandhügeln hindurchwindenden sumpfigen Buchten und Natronbecken zu vermeiden. In Bezug auf letztere erinnere ich noch einmal daran, daß das Natron nicht in dem Wasser des Tsad, sondern im Boden enthalten ist, aus welchem es durch das Wasser erst ausgelaugt wird. — Da wir keinen Führer hatten — denn wer hätte sich als solcher der zügellosen Bande unserer Begleiter preisgeben wollen? — war es eine gar schwierige Aufgabe, aus diesem Labyrinth von Sümpfen und Lachen herauszukommen. So erreichten wir nach einigen Stunden eine schmale, aber sehr morastige Lache, über welche wir, wie es schien, setzen mußten. Ich hatte drei Reiter vor mir; als das Pferd des vordersten in den Morast gerieth, stürzte es wiederholt und gelangte nur nach großer Anstrengung hindurch auf festen Boden; hierdurch stutzig gemacht, wandten die beiden andern, die unmittelbar vor mir waren, plötzlich ihre Pferde, wodurch das meinige, ohnehin feurig und unruhig, in den Morast gedrängt wurde. Es stürzte nun ebenfalls auf die Kniee, raffte sich zwar wieder empor, fiel aber nach einigen vergeblichen wilden Ansätzen, sich herauszuarbeiten, auf die Seite, mich unter sich in den 4 Fuß tiefen Morast drückend. Ich erhielt von den Vorderhufen meines Pferdes auf Kopf und Schultern einige empfindliche Schläge, doch gelang es mir endlich nach vieler Anstrengung, mich aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Ich hatte — ehe ich in den Sumpf fiel — einen weißen Bernus und eine Nyffi-Tobe an; man kann sich also leicht vorstellen, wie ich aussah, als ich wieder herauskam! — Ueberdies kostete es noch harte Arbeit, mein Pferd aus dem Morast zu bringen, wobei die Herren Araber ruhig zusahen, ohne ein Glied zu meinem Beistand zu rühren. — Dieses unfreiwillige Schlammbad war bei meinem fieberhaften Zustand doppelt unangenehm; zum Glück schien die Sonne warm und wir bezogen in geringer Entfernung unser Lager, so daß ich meine durchnäßten Sachen zum Trocknen ausbreiten konnte.

Noch vier Tage lang zogen wir in ziemlich kurzen Märschen und im Allgemeinen in nordöstlicher Richtung, bis wir zum Standquartier der Uëlad Ssliman gelangten. Die Landschaft war im Ganzen leicht gewellt, bald ebener, bald zu nicht unbedeutenden Hügelreihen sich erhebend. Eine der letzteren, etwa 6 deutsche Meilen vom nächsten Ufer des Tsad oder 7 bis 8 Meilen nordöstlich von Beri gelegen, erwies

sich als der Kulminationspunkt der ganzen Landschaft, obgleich sie sich nicht mehr als ungefähr 700 Fuß über den Spiegel des See's oder zu 1550 Fuß absoluter Höhe erheben mochte. Zu ihr gehörten mehrere Thalkessel von großer Lieblichkeit; in einem derselben, welcher von hohen Lehnen eingeschlossen wurde, fand ich eine auffällige Terrasse von Kalkstein. Die größte landschaftliche Anmuth aber bot das Thal Foio oder Foyo, dessen Sohle mit einem ununterbrochenen, fast ganz undurchdringlichen Pflanzenwuchs bekleidet war; die größeren Bäume gehörten meist zu denselben verschiedenen Species der Acacia, welche in allen diesen Landschaften vorwalten, nämlich die Kurna (Cornus), die Sserrach, die Um el barka (Mimosa Nilotica), der Hadjilidj und die Talha (Mimosa ferruginea) — alle mit Schlingpflanzen reich umwunden und den kühlsten Schatten gewährend. Unter den Kräutern dieser Gegend hatte ich früher schon als besonders hervorragend die Nessi, die Bu-rekkeba (Panicum colonum) und die dorngefiederte Klette (Pennisetum distichum) bemerkt.

So lieblich diese Thäler oder vielmehr Thalkessel mit ihrem einladenden Schatten bei Tage sind, so gefährlich sind dieselben während der Nacht; denn die dort befindlichen Wasserplätze, die einzigen in einem weiten Umkreis, locken alsdann die reißenden Thiere herbei, deren es eine große Anzahl in diesem Theile von Kanem giebt, besonders Löwen. Was die übrige Thierwelt anbetrifft, so sahen wir in diesen letzten Tagen eine große Heerde Gazellen und von Straußen wenigstens die Eier; das Merkwürdigste aber war eine im Laub eines Gherred versteckte und zum Angriff sich rüstende Boa von 18 Fuß 7 Zoll Länge, die wir erlegten.

So gelangten wir denn am 1. Oktober in die Nähe des Lagers der Uëlad Ssliman. Ein Reiter kam uns entgegen, in dieser Wildniß uns willkommen zu heißen, und in ununterbrochener Reihenfolge stürzten dann Araber aus dem Dickicht rechts und links von unserm Pfade hervor, schossen ihre Flinten ab und begrüßten uns mit ihrem gewöhnlichen Feldgeschrei: „ya riab, ya riab!“ Endlich erblickten wir die ganze Reiterei des Stammes und an ihrer Spitze den jungen Häuptling Rhet und dessen Oheim Omar, die ausgezogen waren, uns feierlich einzuholen. — Nach den üblichen Begrüßungen geleitete uns die ganze Schaar nach dem Lagerplatze.

In Folge seiner wilden, ruhelosen und räuberischen Lebensweise war dieser früher sehr mächtige Araberstamm von den Türken aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen an der Syrte vertrieben worden

und hatte sich nach einer langen Reihe abenteuerlicher Fahrten endlich unter der Führung Mohammed's, des ältesten Sohnes Abd el Djelil's, in diesem Grenzlande zwischen der Wüste und den fruchtbaren Strichen Mittel-Afrika's auf den Trümmern des alten Königreichs Kanem niedergelassen, wie in ganz entsprechender Weise in der westlichen Hälfte der Wüste die Uëlad Ammer (Mungo Park's „Ludamar") auf den Trümmern des Reichs Melle. Damals konnten die Uëlad Sliman 900 bis 1000 Mann Reiterei in's Feld stellen, da sie von allen Araberstämmen vom Rif bis Fesan großen Zuzug an Abenteurern erhielten. Sie wandten nun ihre Aufmerksamkeit unsern Freunden, den Kel-owi, zu und fingen an, die großen Kameelheerden, mit denen diese den Salzhandel von Bilma betreiben, als Raub davon zu führen. Trotz des Reichthums der Kel-owi an Kameelen ist doch die Angabe, daß die Uëlad Sliman jenen in zwei bis drei Jahren 30,000 oder, wie Einige sagen, sogar 50,000 Kameele geraubt hätten, wohl übertrieben. Dennoch würden sie durch das Wegführen der nöthigen Lastthiere den für ganz Mittel-Afrika so hochwichtigen Salzhandel zerstört und große Umwälzungen herbeigeführt haben, hätten sie ungestraft ihr Handwerk forttreiben können. Endlich aber ermannten sich die Kel-owi, sammelten die streitbaren Mannen ihrer verschiedenen Stämme in Assben und zogen, verstärkt durch die befreundeten umwohnenden Stämme, im Jahre 1850 aus, den Löwen in seiner eigenen Höhle aufzusuchen. Als die Araber von diesem Kriegszuge Kunde erhielten, verschanzten sie sich anfangs in Keskaua am Tsadsee (5 bis 6 deutsche Meilen östlich von Beri), verließen diese Feste aber wieder im Unglauben an die Ausführung des feindlichen Unternehmens. Trotz vorausgegangener Warnung wurden sie bald darauf im Wadi Alali überfallen und erlitten eine blutige Niederlage, in welcher die Streitbarsten unter ihnen fielen. Der Häuptling selbst soll schwer verwundet auf der Flucht von einem Tebu-Weib erschlagen worden sein. — Sein kaum mündiger Sohn Rhet erbte den geringen Rest von Macht und Vermögen und trat in die Dienste des Scheichs von Bornu. Aber weder der Letztere verstand es, die zügellosen Freibeuter in strenger Dienstordnung und Unterwürfigkeit zu halten, noch konnte der junge 20jährige Häuptling selbst bis dahin zu ungetheiltem Ansehen gelangen; sein Oheim Omar stand an der Spitze einer der Parteien, die von Anfang an gegen ihn sich bildeten. Rhet konnte mit seiner im Ganzen nur 250 Reiter zählenden Rotte keine großen Erfolge erzielen, zumal fast alle Stämme Kanems und der umlie-

genden Landschaften als Feinde der Räuber oder „der Fresser“ — wie man die Araber nannte — ihm gegenüberstanden. — In Folge dieser allmählichen Auflösung verließen Viele der Achtbarsten die Horde, dem Handel sich zuwendend oder nach ihren ursprünglichen Sitzen zurückkehrend, und bei meiner Abreise von Bornu (1855) hatte der Rest der kleinen Bande sich in zwei gesonderte Lager gespalten, so daß ihre gänzliche Auflösung bevorstand.

Dies waren die Leute, mit deren Geschick wir das unsere für die nächste Zukunft verknüpft hatten. — Die Zelte und Mattenhütten der Araber bedeckten einen ausgedehnten Platz auf einer sandigen, offenen, aber doch leicht gewellten Fläche, die mit einzelnen Mimosen bestanden war; am Fuße derselben zog sich ein Thal mit einer Fülle des reichsten, aber einförmigsten Pflanzenwuchses hin, der von zwei dort befindlichen Brunnen genährt wurde.

Bald nach unserer Ankunft machten wir dem jungen Häuptling, einem ziemlich hübschen, aber noch nicht mit der Würde eines Mannes sich benehmenden Jüngling, und seinem Oheim einen Besuch und überreichten am anderen Tag unsere Geschenke nebst einem Brief des Herrn Frederic Warrington in Tripolis, welcher durch die Stellung seines Vaters — seit langen Jahren englischer Consul an jenem Platze — und durch seinen eigenen halb orientalisirten Charakter noch aus früherer Zeit den angesehensten Leuten im Stamme bekannt war. Beide Häuptlinge aber, der Neffe sowohl wie der Onkel, erklärten einen Besuch des Bahr el Ghasal für unausführbar.

Sahen wir durch diese mit großer Bestimmtheit ausgesprochene Erklärung den Hauptzweck unserer Reise vereitelt, so waren schon die ersten Tage unseres Aufenthalts im Lager der Araber ganz geeignet, uns einen Vorgeschmack von dem unruhigen Leben zu geben, das wir fortan führen sollten. Fast kein Tag verging ohne eine aufregende Nachricht oder einen Vorfall, der den leicht erregbaren Haufen in Bewegung brachte. Bald war es der nächtliche Einbruch einiger frecher Räuber in das Lager, um Vieh und Lastthiere zu stehlen, bald die Flucht einer Sklavin von großer Schönheit, einer schlanken Tochter der Yedina, die für des Veziers Harem bestimmt gewesen war, bald Streit und Zwistigkeit im Innern der Bande. Als Hadj Abbaß, der Bote des Veziers, der uns hierher begleitet hatte, sich anschickte, wieder nach Kukaua zurückzukehren, brachen 150 Mann mit 70 Pferden ebenfalls dahin auf, zum großen Aerger ihres Häuptlings. Für die Ausführung unserer Pläne war diese Schwächung der Bande natürlich

höchst ungünstig, zumal auch der erfahrene Omar unter den Abziehenden sich befand; so war das Geschenk, das wir ihm gegeben, eine für unsere Verhältnisse nicht unbedeutende nutzlose Ausgabe gewesen.

Am 5. Oktober wurde das Lager einige Meilen weiter nach Osten verlegt. Ehe wir den vorangegangenen Kameelen und dem Fußvolk folgten, ritten wir noch einmal zu den Brunnen in der Einsenkung am Fuße unseres bisherigen Lagerplatzes, die Pferde zu tränken. Ich hatte das von unsern Zelten etwas entfernte Thal bisher noch nicht besucht. Es zeigte im Allgemeinen jenen wild üppigen Charakter, welcher den Thalsenkungen Kanems eigenthümlich ist, und übertraf sogar die meisten derselben an malerischer Wildheit; ein fröstelnder Luftzug kam uns aus dem für Sonnenstrahlen undurchdringlichen Walde entgegen, welcher die Thalsohle in tropischer Fülle bedeckte. — Ueber leicht gewellten, schön bewaldeten Sandboden erreichten wir den neuen Lagerplatz, für welchen abermals der Rücken eines Sandhügels gewählt war; unterhalb desselben zog sich ein anderer Thalkessel hin. Er war namentlich mit Kurnabäumen üppig bewachsen, woher die dortige Quelle den Namen „Bir el Kurna“ empfangen hat.

Hier blieben wir fünf Tage. Da ich so manches nicht eben Rühmliche von unsern neuen Freunden habe anführen müssen, so verlangt es die Gerechtigkeit, daß ich wenigstens der gastfreundlichen Bewirthung gebührend gedenke, welche sie uns angedeihen ließen. Wir lernten ganz besonders die Milch ihrer Kameele schätzen, die wir schmackhafter und gesünder fanden, als Kuhmilch, und ich schreibe die Wiederherstellung meiner Gesundheit hauptsächlich ihrem Genusse zu. Auch an Speisen, die in dem civilisirten Europa als Leckerbissen gelten, fehlte es uns nicht, indem Schildkröten häufig in dieser Gegend vorkommen, obwohl sie meistens sehr klein sind.

Ehe wir weiter nach Osten aufbrachen, vereinigte sich eine kleine Schaar der Fugabu, eines der wenigen mit den Uëlad Sliman befreundeten Tebu-Stämme, mit diesen. Es war der kriegerische Häuptling Halluf mit 17 Reitern, deren Aufritt vor dem Zelte des Scheichs Rhet ihrer Reitkunst alle Ehre machte.

So verstärkt rüsteten wir uns endlich zum Aufbruch. Es war nämlich die Nachricht eingelaufen, der Chalifa von Wadai sei aus Furcht vor dem beabsichtigten Angriff der Araber aus seinem Sitze Mao entflohen und Niemand sei zum Schutze dieses Ortes zurückgeblieben. Den Arabern eröffnete sich also eine Aussicht zu leichter Plünderung; zu gleicher Zeit aber richteten sich ihre Blicke mit Sehn-

sucht nach Bateli, den berühmten Weidegründen im Nordlaufe des Bahr el Ghasal, wo dermalen große Kameelheerden versammelt sein sollten. Um ihr eigentliches Ziel geheim zu halten, sprachen sie jedoch bald von diesem, bald von jenem Punkte, welchem der Raubzug gelte.

Während die älteren Leute zur Vertheidigung des Lagers, der Angehörigen und des Eigenthumes zurückgelassen wurden, machten wir selbst uns am 11. Oktober auf, um den rüstigeren Theil der Horde auf seinem Heereszuge zu begleiten. Wir nahmen dazu nur je ein Kameel und zwei unserer Leute mit.

Die Landschaft, durch welche unser Weg führte, war von demselben Charakter, wie ich ihn schon bei früher durchzogenen Gegenden Kanems beschrieben habe: eine sandige Ebene, mit Bäumen mittlerer Größe — fast durchgehends Mimosen — geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeeignet, hie und da durch tiefe Einsenkungen von bald größerer, bald geringerer Ausdehnung unterbrochen. Diese sind meist hinreichend mit Wasser versehen, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen, und jetzt bei dem verwahrlosten Zustande, in den dieses Land versunken ist, mit üppigem Waldwuchse bedeckt, der nur den Thieren der Wildniß zur sicheren Zufluchtsstätte dient. Zur Blüthezeit des Landes aber bildeten diese Einsenkungen die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen, deren berühmteste neben der Hauptstadt Ndjimin besonders Agho und Aghafi waren. Einen solchen unregelmäßigen Thalkessel durchschnitten wir etwa zwei Meilen von unserem Hauptquartier und wählten unseren Lagerplatz auf dem höheren Terrain, das den „Bir el Ftaim" beherrscht.

Der Thalkessel, welcher den eben genannten Brunnen enthält, unterscheidet sich jedoch von den meisten der bereits erwähnten Einsenkungen durch seine beschränkte Ausdehnung, welche keinen Anbau des Bodens gestattet, und dadurch, daß die umgebenden Thalwände, wenigstens auf der Nordseite, höher sind, als das Land ringsumher, mithin als ansehnliche Hügel über dasselbe emporsteigen. Sicherlich lag auf der das Thal überragenden Anhöhe in alter Zeit ein bedeutender Ort, gegenwärtig aber war sie nur von einem kleinen Dorf der Fugabu-Kobber gekrönt. Dr. Overweg und ich stiegen in einiger Entfernung von den leichten Hütten ab und machten den Bewohnern einen Besuch, der freundlich aufgenommen wurde. Die guten Leute erkundigten sich naiv nach den politischen Beziehungen unseres Vaterlands zu Dar For und Wadai — womit für sie die Welt abschloß

— und bewirtheten uns mit verschiedenen Gerichten, von denen eins aus Weizen bestand, mit Datteln gewürzt und mit wohlschmeckender Butter übergossen war. Zum Schluß beschenkten sie uns sogar noch mit einem Löwenfell.

Ein paar Stunden weiterhin war abermals ein tiefes romantisches Thal in das Plateau eingeschnitten. Ein tiefer Kessel von bedeutendem Umfang, die geeignetste Stätte für künstlichen Anbau, war mit der üppigst wuchernden Fülle wilder Pflanzen so gänzlich durchwachsen, daß er nicht mehr zu passiren war. Nur mit Mühe konnte man zu der dort befindlichen Quelle gelangen, aber ihr Wasser war schlecht, indem schwefelige Gase aus demselben emporstiegen. Die Kameele fanden eine reiche Weide an diesem selten betretenen Ort, der eben deshalb auch die Zufluchtsstätte zahlreicher wilder Thiere war; selbst Elephanten mußten den gefundenen Spuren nach in nicht geringer Zahl hier hausen. Große Schwärme wilder Tauben trieben ihr Spiel in dem üppigen Dickicht.

Auf der Hochebene östlich über diesem reichen Thalkessel, da wo diese in einem tiefen Gehänge von 3- bis 400 Fuß in denselben abfiel, schlugen die Araber ihr Lager auf und blieben drei Tage hier liegen. — Während dieser Zeit erbot sich Halluf, der oben genannte Häuptling der Fugabu-Tebu, uns nach Karka oder Kargha zu geleiten, dem sumpfigen Insellande im südöstlichen Winkel des Tsad, das einen vollständigen, in seinen Umrissen schwankenden, ewig wandelbaren Archipel kleiner Inseln bildet. Anfangs widersetzte sich Scheich Rhet diesem Vorhaben, gab aber nach vielem Verhandeln, und nachdem wir reichliche Geschenke für den Fall des Gelingens unseres Planes in Aussicht gestellt hatten, seine Zustimmung. Schon war der Tag des Aufbruchs nach jener ersehnten Landschaft, in welcher wir auch in den Theil des Bahr el Ghasal, der zunächst an den Tsad stößt, zu gelangen hofften, bestimmt, als plötzlich Halluf sein Versprechen zurücknahm. Leider waren wir nicht im Stande, augenblicklich durch werthvolle Gaben vielleicht eine Aenderung seines Sinnes hervorzurufen.

So war denn abermals eine Hoffnung zunichte geworden, den Wunsch der englischen Regierung, das östliche Ufer des Tsad zu erforschen, zur Ausführung zu bringen; auch die Möglichkeit, jene wunderbaren Angaben, welche mir über das viel genannte Bahr el Ghasal gemacht worden waren, genauer zu prüfen, war mir genommen.

Alle bezüglich dieses Thales (von den Kanembu auch „Burrum", d. i. Brunnen, Wasserplatz, und von den Tebu „Fede" genannt) mir

gewordenen Mittheilungen stimmten dahin überein, daß es nicht von der Wüste nach dem Tsad, sondern von diesem nach der Wüste zu sich abdache. Alle Zeugen sagten aus, daß es gegenwärtig trocken sei, aber vor weniger als hundert Jahren das Bett eines Flusses oder Kanals gebildet habe, durch welchen eine Wasserverbindung zwischen dem Tsad und Burgu stattfand. Einige behaupten sogar, es lebe noch ein sehr alter Mann, welcher in früher Jugend diesen Weg zu Wasser gemacht habe. Auch Scheich Omar, der Oheim Rhet's, stimmte im Allgemeinen mit dieser Ansicht überein; dennoch halte ich alles dieses für sehr apokryphisch und kann mir nicht vorstellen, daß das Land Borgu nicht mehrere hundert Fuß über dem Niveau des großen mittel-afrikanischen Wasserbeckens läge. Noch jenseits des 16. Breitegrads entspringend, läuft dieses Thal südlich, mit geringer Abweichung nach Westen, gegen die Südostecke des Tsad zu, und mündet hier, einen großen Bogen beschreibend, hart südlich von einer Ortschaft Namens Alimari. Die unmittelbare Verbindung des Thales aber mit dem Tsad soll gegenwärtig durch hohe Sanddünen in der Art unterbrochen sein, daß das Wasser des See's selbst beim höchsten Stande verhindert wird, in das Thal einzutreten.

Die Landschaft, in welcher sich unser Lager befand, gehörte bereits zu dem Gau Schitati. Dieser Gau war offenbar eine der volkreichsten Provinzen des alten Reiches Kanem, in welcher die berühmtesten und mächtigsten Städte lagen, vor allen das uralte Agho (Arho) und die neuere gewaltige Stadt Gharni Kiyala. — Da wir nun das entferntere Kargha hatten aufgeben müssen, gereichte es uns wenigstens zum Trost, daß wir am nächsten Tag, den 16. Oktober, mit der ganzen Horde weiter nach Osten vorwärts gehen sollten.

Wir hatten kaum unsere Lagerstätte verlassen, als wir auf einen viel betretenen Elephantenpfad stießen. Da derselbe augenscheinlich zu einer Quelle führte, verfolgten wir ihn und durchschnitten nach etwa 1½ Stunden Wegs eine sehr schöne Thalsenkung oder vielmehr einen Thalkessel, der sich von Süd nach Nord erstreckte und jedes Erzeugnisses fähig war; gegenwärtig aber sah man hier nur wenige Spuren menschlicher Thätigkeit und Industrie an einem kleinen Weizenfeld, das mit Hülfe von Ziehbrunnen, bei den Arabern „chattatir“ genannt, wie wir sie schon wiederholentlich auf unserer Wanderung angetroffen hatten, bewässert wurde. Eben diesen Namen hat man in der Folge der ganzen Oertlichkeit gegeben; ihr einheimischer Name ist, wenn ich nicht irre, „Yakallogo“, vielleicht richtiger „Yakal-agho“.

Unser Pfad führte uns dann zu einem anderen Thalkessel, der ganz die Gestalt eines alten Cirkus hatte und dessen Boden reich mit Natron geschwängert war; sein Name ist Berende. Während unser Troß dem geraden Pfade folgte, wandten wir, Herr Dr. Overweg und ich, uns südwärts ab und besuchten eine andere kesselförmige Einsenkung Namens Boro. Dieser Kessel, obgleich klein an Umfang, hatte eine größere Tiefe und in seinem Grunde einen See, der je nach der jedesmaligen Jahreszeit und der Wassermenge, die er enthält, gleich mehreren anderen Wasserbecken um den Tsad her, bald ein Süßwassersee, bald ein Bittersee genannt werden kann. Nun war während der letzten Regenzeit nur sehr wenig Regen in Kanem gefallen und folglich der See augenblicklich von nur kleinem Umfang (etwa $\frac{2}{5}$ Meile) und beschränkte sich auf den tieferen südlichen Winkel des Beckens, während der nördliche Theil dicht bewaldet war. — In früheren Zeiten war hier viel Anbau und ein kleines Dorf (zur Blüthezeit des Landes wohl ein größerer Ort) lag am Rande des See's. Jetzt ist Alles wüst und öde und unser Führer aus Kanem, Mussa Bede, nicht eben geneigt, länger als nöthig an einem solchen Orte zu verweilen, drängte vorwärts. Wir mußten daher schneller hinwegeilen, als wir gewünscht hätten, und stiegen das steile östliche Gehänge hinauf, welches wohl sicherlich 400 Fuß hoch ist. Hier gewannen wir eine Aussicht über einen weiten Landstrich, aber Alles war eine ununterbrochene und unübersehbare Wildniß ohne eine einzige Spur friedlicher menschlicher Thätigkeit. Das einzige Zeichen von Leben, das wir gewahrten, war eine Schaar von fünf Männern, die aus der Ferne unsere Bewegungen beobachteten. Wir kehrten daher eilig zu unserer Heerschaar zurück, um sie von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen, worauf sogleich eine Anzahl Reiter zu ihrer Verfolgung abgeschickt wurde.

Etwa ½ Stunde vor Mittag durchzogen wir abermals einen Thalkessel Namens Toader, in dessen südlichem Theile sich ein Seebecken befand, das zwar augenblicklich trocken, aber von mehreren Brunnen umgeben war. Einige Meilen weiterhin aber erreichten wir ein ausgedehnteres und überaus anmuthiges Thal. Obwohl mit reicher Pflanzenfülle bekleidet, war es doch nicht in so wildem Zustande und nicht ganz so undurchdringlich, wie manche von denen, welche wir gesehen hatten. Der Grund schien darin zu liegen, daß es weniger tief war, nur etwa 150 Fuß unter dem Niveau der sandigen Hochfläche. Es ist unzweifelhaft, daß am Rande dieses schönen Thales eine der Hauptstätten des alten Kanem zu suchen ist, aber sonder=

barerweise habe ich seinen Namen nicht erfahren oder auch vielleicht vergessen, ihn aufzunotiren.

Hier machte die Heerschaar während der Tageshitze Halt. Der Platz war eben zu baumreich und zu dicht beschattet zu einem nächtlichen Lager, sowohl der wilden Bestien halber, als auch wegen der Gefahr eines plötzlichen feindlichen Ueberfalls; auch war bei aller Anmuth der Boden dieses schönen Thalgrundes voller Skorpione und mein Leibwächter Bu-sed ward von einem älteren Vertreter dieses gefährlichen Geschlechtes sehr ernsthaft gestochen. Demgemäß ward, als die Mittagshitze vorüber war, Befehl zum Aufbruch gegeben und wir erstiegen, indem wir uns im Thale entlang hielten, dessen östlichen Abhang, hier einen ganz offenen, von Bäumen fast entkleideten Platz zu unserem Lager wählend. Die Araber brachten uns hier einen jungen Strauß, den sie im Thale gefangen hatten.

Zu sehr früher Stunde brachen wir zu einem langen, mühevollen Tagesritt mit mehr südlicher Richtung auf. Ungeachtet aller Sorgfalt, die ich auf mein Befinden wandte, und obgleich ich mich sehr in Acht nahm, konnte ich meinen kränklichen Zustand doch nicht ganz überwinden und war für Strapazen überaus empfindlich.

Im Anfange unseres Marsches war das Land ärmer an Baumwuchs als gewöhnlich, aber es wurde bewaldeter, nachdem wir das „Asſfura“ genannte Thal passirt hatten. Dieser Kessel, der nur geringe Ausdehnung hat und auf allen Seiten von steilen Gehängen umschlossen ist, enthält eine große Menge Brunnen ausgezeichneten Wassers; aber sein Boden, der meist steinig ist, hat fast gar keinen Pflanzenwuchs, hie und da eine Gruppe Dumgestrüpp ausgenommen. Es war, wie es schien, ursprünglich die Absicht gewesen, von hier aus direkt in südöstlicher Richtung vorzudringen; aus irgend einem mir unbekannten Grunde jedoch hatte man diesen Plan aufgegeben und änderte die Marschrichtung nach Nordosten.

Die Bildung der Oberfläche des Landes bietet hier eine größere Mannichfaltigkeit dar; anstatt einer ausgedehnten, ununterbrochenen und gleichmäßigen Fläche, wie im westlichen Theile Kanems, folgen sich hier Thal und Hügel in schneller Abwechselung. Nachdem wir mehrere kleine Einsenkungen dieser Art passirt hatten, erreichten wir ein beträchtlicheres Thal Namens Djena u Schelukko. Hier zeigte sich Anbau von Korn oder vielmehr indischer Hirse, aber die Felder waren von den Elephanten ganz und gar zerstört. Selbst auf der Hochfläche war Korn gebaut worden, die Ernte war jedoch wegen der

Kargheit des Regens gänzlich fehlgeschlagen. Denn Kanem, wie schon Makrisi sehr richtig bemerkt hat, ist ein sehr dürres Land, obwohl in alter Zeit eben des reicheren Anbaues und der größeren Pflanzenfülle halber auch der Regenfall hier jedenfalls viel stärker gewesen sein muß, als in gegenwärtiger Zeit. Gewiß konnte aber auch zur Blüthezeit des Landes in gewissen Perioden eine gelegentliche fürchterliche Hungersnoth nicht ausbleiben. Keine Spür von menschlichen Wohnungen war hier zu sehen.

Unsere Leute hatten es sich eben in diesem schönen Thale bequem gemacht, um hier die heißen Tagesstunden zuzubringen, als plötzlich der Befehl zum Aufbruch kam. So stiegen wir denn unwillig wieder zu Pferde und zogen in abermals veränderter Richtung und zwar nach Südosten weiter. Das Land wurde jetzt hügeliger und wir erreichten bald den schönen, brunnenreichen Thalkessel Agho, an dessen Rande eine der ältesten und berühmtesten städtischen Ansiedelungen des früheren Reiches Kanem lag. Jetzt ist auch diese Stätte eine Einöde. Wir machten dann einen kurzen Halt in dem flachen Thale Nundul, um unsere Pferde zu tränken und uns selbst aus den hier befindlichen Ziehbrunnen mit Wasser zu versorgen; denn hier ist auch heutigen Tages noch einiger Landbau zu sehen und um zwei oder drei dieser Brunnen lag in Stoppeln stehendes Ackerland umher.

Das Land wurde wiederum ebener als im letzten Theiles unseres Marsches. Wir hatten nur ein, aber freilich langgestrecktes Thal Namens Maina-ssa auf unserer Rechten. Offenbar näherten wir uns auf diesem Wege jetzt dem Feind; denn um zwei Uhr Nachmittags wurde Halt gemacht, die ganze Schaar in Schlachtlinie aufgestellt und durch Anreden und allerlei Schaugepränge zur Tapferkeit ermahnt. Dann löste sich die Linie wieder in kleine unregelmäßige Haufen auf und der Marsch wurde fortgesetzt. — Wir kamen durch eine schön gewellte und gut bewaldete Gegend und wählten um Sonnenuntergang einen Platz zu unserem Lager, wo wir, wie es hieß, ruhen sollten, bis der Mond aufgegangen wäre. Zugleich ergingen dringende Verbote, ein Feuer anzuzünden, damit der Feind unsere Nähe nicht gewahr würde. Die Dunkelheit war jedoch kaum eingetreten, als sich in südöstlicher Richtung große Feuer sehen ließen, die eine ununterbrochene Flammenreihe bildeten. Ein Jeder überzeugte sich, daß dies nicht gewöhnliche Feuer seien, sondern Feuerzeichen der Landesbewohner unter einander, und es wurde daraus geschlossen, daß der Feind Nachricht von unserem Anrücken habe und seine Freunde zusammenrufe.

Demgemäß kam der Befehl, unverzüglich aufzubrechen und den Marsch fortzusetzen; aber kaum waren die Kameele beladen und Alles zum Marsch bereit, als der Gegenbefehl kam, wir sollten bleiben, wo wir wären. Das Gepäck wurde also wieder abgeladen, als plötzlich abermals der Befehl erlassen wurde, aufzubrechen. Bei dem nun folgenden höchst anstrengenden Nachtmarsch blieb ich bald zurück, da ich nicht im Stande war, mit meinem Kameel den Vorauseilenden schnell genug zu folgen. Zuletzt hatte ich alle Spur verloren, war aber dennoch so glücklich, gegen Mitternacht unsere Schaar wieder einzuholen, nachdem sie auf Dr. Overweg's Vorstellungen Halt gemacht hatte, um mich zu erwarten.

Etwa um 2 Uhr Morgens erreichten wir höheres Terrain und konnten hier neben unsern ermüdeten Pferden ein Stündchen Ruhe genießen, worauf wir, stets in derselben östlichen Richtung, noch eine Stunde angestrengt weiter marschirten und endlich auf gewelltem, dicht mit Gebüsch bewachsenem Sandboden einen kurzen Halt machten. Die Reiterei sprengte hierauf voraus, während Dr. Overweg und ich mit dem Packtroß zurückblieben. Dieser bestand aus 60—70 Kameelen, geritten von jungen Leuten und nicht über 10 Jahre alten Knaben, die mit so großer Begierde auf Beute lauerten, daß sie nur mit Mühe von einigen der erfahrenen Krieger zurückgehalten werden konnten. Endlich rückten wir langsam vorwärts, mußten aber bald zum zweiten Mal Halt machen, da sich nicht ein einziger Schuß hören ließ, um uns zu leiten; als aber der Tag dämmerte, ließen sich die raubgierigen Buben nicht länger zurückhalten und es ging vorwärts.

Hier hatten wir vor uns eine schwache Ansicht einer unregelmäßigen Thalbildung im Schmucke einiger wenigen Palmen, die in der unsteten Beleuchtung der Morgendämmerung der Landschaft einen interessanten und ganz neuen Charakter verliehen. Indem wir dann diese Thalebene durchschnitten, stiegen wir gemach auf höheren Boden hinan und erreichten ein kleines Dorf, dessen Hütten sich durch Geräumigkeit auszeichneten. Um die Bande zusammenzuhalten, wandten wir uns von diesem Dorfe nördlich ab, aber die am besten Berittenen und Verwegensten stürmten doch auf ihren leichten Mehara davon, um zu sehen, ob in dem verlassenen Orte etwas für sie zurückgeblieben wäre. Wir hatten jetzt nämlich die Sitze des Stammes erreicht, gegen welche die Rhasia der Araber gerichtet war; es war dies der Stamm der Worhda, welche zu den in Kanem angesessenen Tebu gehören.

Etwas Anbau war in der Nähe des Dorfes zu sehen, aber im Allgemeinen verblieben der Landschaft auch hier die augenscheinlichsten

Spuren der Verödung. Endlich milderte sich ihr trockener, dürrer Charakter, und wir stiegen in ein regelmäßig gebildetes Thal Namens Gessgi hinab, das 7- bis 800 Schritt Breite hatte und von hohen Sandsteinklippen geschlossen war. Dies war die erste regelmäßige Thalbildung, die wir auf unserer Reise nach Kanem sahen, höchst bedeutend als ein Beispiel der ausgebildeteren Thäler, welche diesen südöstlichen Theil Kanems auszeichnen, während alle Einsenkungen in den westlichen Landschaften eher den Charakter unregelmäßiger Thalmulden hatten, mit mehr oder weniger vollkommen gebildetem Gehänge. Dieses Thal dagegen, welches hier von Nord nach Süd gerichtet war, bildete augenscheinlich die gelegentliche Rinne eines kleinen Stromes und war in Folge der über die ganze Weite sich verbreitenden Feuchtigkeit mit mehreren Gruppen Palmbäumen, hie und da auch mit Kornfeldern geschmückt.

Es war also kein geringes Interesse, mit welchem Herr Dr. Overweg und ich dieses Thal betrachteten, aber auch unsere Freunde, die raublustigen Araberbuben, fanden gleichfalls hier etwas für sie Anziehendes, und jeder Rest von Ordnung hörte in unserer kleinen Schaar auf. Einige machten sich hinter die Schaafheerden, die man im Thale gesehen hatte, während Andere die Hütten eines kleinen Weilers plünderten, der am westlichen Rande des Thales lag.

Nachdem wir uns vergeblich nach allen Richtungen hin umgeschaut hatten, um eine Spur der vorausgeeilten Reiterschaar zu entdecken, erstiegen wir den östlichsten Rand des Thales, der außerordentlich steil war. Hier sammelten sich denn auch unsere Gefährten vom Troß allmählich wieder um uns, und langsam in einer durchgehends südöstlichen Richtung weiter rückend, kamen wir bald an ein anderes begünstigteres Thal, Henderi (Thal) Ssigge-ssi genannt. Der Boden desselben war mit einem dichten Palmenhain geschmückt und im Schatten der schlanken Bäume wogten schöne Weizenfelder in frischer grüner Pracht, während die Aehren anfingen, sich gelblich zu färben, — ein ganz ungewohnter Anblick für uns. Oben dagegen, nahe am steil (etwa 120 Fuß) in das Thal abfallenden Abhang, waren Felder mit einheimischer Hirse, die schon völlig gereift, aber noch nicht geerntet war. Alles zusammen, die grüne Saat unten im Thale, leicht beschattet von den malerischen Federblättern der schlanken Palmen darüber, in deren Dickicht die Flüchtlinge Schutz suchten, der hohe Rahmen der braunen Sandsteinklippen, dann die trockene reife Saat der stämmigen Hirsenpflanzen und der eben in Brand gesteckte Weiler oben am Rande, bildete eine interessante Scene.

Schon während wir am Rande des Thales hinzogen, bemerkten wir, daß die Eingebornen uns aus dem Palmenhain, in welchen sie sich geflüchtet hatten, beobachteten. Zwar erhob die Schaar unserer unbärtigen Troßbuben ein mächtiges Schlachtgeschrei und jeder Einzelne geberdete sich so kriegerisch als möglich, die Feinde zu schrecken; dennoch machten diese, als wir in das Thal hinabgestiegen waren, einen Ausfall auf unsere Nachzügler und bemächtigten sich zweier Kameele, da deren heldenhafte Reiter ohne auch nur den Schein eines Widerstandes von ihren Thieren herabsprangen und davon eilten.

Nach diesem Verlust erreichten wir glücklich die Höhe der östlichen Thalwand, aber auch hier war keine Spur unserer Reiter zu sehen und wir befanden uns völlig im Unklaren, wohin wir uns wenden sollten. Ohne bestimmte Richtung auf- und abziehend, litten wir nach dem langen Tage- und Nachtmarsch außerordentlich an Ermüdung, zu welcher nun noch die drückende Sonnenhitze kam, da der Mittag herannahte; ich befand mich daher in einem schrecklichen Zustand der Erschöpfung. Dennoch durften wir bei der Unsicherheit unserer Lage nicht daran denken, abzusteigen und einen Augenblick der Ruhe zu pflegen. Endlich ließen sich einige Reiter in großer Entfernung sehen, jenseits einer ansehnlichen, aber flachen Thalsenkung, wie sie eine geraubte Viehheerde vor sich hertrieben. Wir eilten natürlich, uns ihnen anzuschließen, und zogen dann mit ihnen weiter thalabwärts nach einem kleinen Weiler mit Stoppelfeldern; hier legte ich mich in dem spärlichen Schatten einer Talha nieder. Unglücklicherweise aber war kein Brunnen an diesem Ort, und es wurde daher nach einer kurzen Berathung der Befehl zum Aufbruch gegeben. Kaum war ich noch im Stande, mein Roß zu besteigen und der Schaar zu folgen. In einem nahen schönen Thale Namens Mßsallat oder Amssallat, tiefer als das vorige, aber flacher als die Thäler Sſigge-ſſi und Geſſgi, fanden wir den gesuchten Brunnen; es war ein Ziehbrunnen, vermittelst dessen eine schöne Baumwollenpflanzung bewässert wurde, die erste, die wir in Kanem sahen. Das Thal war außerdem in wilder Ueppigkeit mit Mimosen bewachsen.

Hier vereinigte sich denn auch Scheich Rhet, der mit einem Trupp Reiter am weitesten vorgedrungen war, eine Heerde Schaafe vor sich hertreibend, mit der übrigen Horde. Die Beute der Araber war nicht sehr beträchtlich, da die Feinde zeitig Nachricht erhalten und gerettet hatten, was sie konnten; dieselbe bestand zusammen in 15 Kameelen, etwas über 300 Stück Hornvieh und etwa 1500 Schaafen.

Außerdem hatten sie ihre leeren Ledersäcke mit dem aufgespeicherten Getreide der Worhda gefüllt.

Doch auch hier sollten wir noch nicht zur Ruhe kommen; denn eben als wir beschäftigt waren, die Pferde zu tränken und die Schläuche zu füllen, entstand Lärm und es erfolgte diesmal wirklich ein ernstlicher Angriff der Worhda. Obgleich dieselben bis auf eine bedeutende Entfernung zurückgeschlagen wurden, so wurde doch die Absicht, hier neben dem Brunnen zu lagern, als zu gefährlich aufgegeben, und wir mußten abermals in den Sattel. Zwar schien der Plan, nach Mao, dem jetzigen Hauptorte von Kanem, also weiter nach Südosten vorzudringen, noch nicht aufgegeben zu sein, aber es sollte doch dieses schöne Thal in der That der fernste Punkt des ganzen Zuges werden.

Als es nämlich mit vieler Mühe und großem Zeitverluste gelungen war, die Heerden glücklich aus demselben hinaus zu treiben, schlugen wir eine südwestliche Richtung ein, um uns von den Sitzen der Worhda zu entfernen. Es war jetzt kurz nach Mittag, und nicht eher glaubten die tapferen Raubritter sich und ihre Beute in Sicherheit, bis wir gegen Sonnenuntergang einen Abhang erreichten, welcher sich zu einem tiefen Thal hinabsenkte. Bis zu diesem Punkte war der Marsch mit ununterbrochener Eile fortgesetzt worden, ausgenommen eine etwa halbstündige Rast in einem tiefen und anmuthigen, mit einem Hain von Dattelpalmen geschmückten Thale, um die ermatteten Thiere zu tränken und die Schläuche mit Wasser zu füllen. — Schon auf dem letzten Theile des Marsches war ich so vollkommen erschöpft, daß ich — selbst auf die Gefahr hin zurückzubleiben — in kurzen Zwischenräumen absteigen und mich einen Augenblick niederlegen mußte. Als wir endlich Halt machten, fiel ich besinnungslos zu Boden, zum großen Entsetzen Dr. Overweg's und unserer Leute; ich war, kurze ungenügende Unterbrechungen abgerechnet, 34 Stunden zu Pferde gewesen, und nur der Aufwand aller mir zu Gebote stehenden Energie hatte es mir möglich gemacht, mich so weit fortzuschleppen. Nach Verlauf einer Stunde erholte ich mich ein wenig und nach einer ungestörten Nachtruhe fühlte ich mich am anderen Morgen stark genug, einer nicht einmal unumgänglich nöthigen Anstrengung mich zu unterziehen. So stieg ich denn mit meinen Leuten, als diese Wasser holen wollten, in das Thal hinab. Es führt nach dem kleinen Weiler Alali, der auf dem Gipfelpunkte der Hochfläche über dem Thalrande liegt, den Namen Alali Adia oder Djerad. Die Quelle war sehr reich und

das Thal prangte von Dattelpalmen, zeigte aber keine Spur von Anbau. Der Abhang vom Lagerplatz in den Thalkessel hinab war sehr steil und etwa 130 Fuß hoch. Es war in diesem Thale oder in dem eben vorher beschriebenen, wo 1850 dieselben Uëlad Sſliman von den Kel-owi überfallen und beinahe vernichtet worden waren.

Unsere Freunde wußten offenbar nicht genau, ob sie weiter vordringen oder den Rückzug antreten sollten; jedenfalls aber war ihr Häuptling Rhet der Meinung, daß er uns schon weit genug gebracht hätte, um mehr Geschenke zu verdienen. Er ließ diese seine Ansicht uns auch zu wissen thun, und obgleich wir derselben keineswegs beipflichten konnten, hielten wir es doch für besser, seinen Wunsch zu berücksichtigen. Glücklicherweise besaß ich noch einen hübschen gelben, mit Goldnaht verzierten Kaftan von Tuch, den wir ihm nun verehrten. Bald aber sollten wir aller Zweifel über die Richtung unseres Weitermarsches enthoben werden.

In Folge eines heftigen Fieberanfalles, den ich im Laufe des Nachmittags überstanden hatte, und weil ich meines leidenden Zustandes wegen in den letzten Tagen fast gar keine Nahrung zu mir genommen, lag ich schwach und schlaflos in meinem Zelte, als sich im letzten Theile der Nacht (vom 20. zum 21. Oktober) ein gewaltiger Alarm im Lager erhob. Ruhelos auf meiner Lagerstätte mich hin und her wälzend, hörte ich, wie die Araber ihre Pferde bestiegen und mit ihrem üblichen Schlachtruf durch das Lager ritten. Dennoch blieb ich ruhig liegen und ließ mich selbst dann nicht aus meinem lethargischen Zustand erwecken, als man mir mittheilte, daß eine zahlreiche feindliche Schaar gegen das Lager anrücke; ich nahm diese Nachricht mit der Gleichgültigkeit auf, mit der eben ein von Krankheit Erschöpfter Alles betrachtet, was um ihn vorgeht. So ließ es mich auch ohne Theilnahme, als mit der ersten Morgendämmerung des 21. Oktober der Feind wirklich bis auf geringe Entfernung herankam, und unsere Freunde das Lager verließen, sich ihm entgegenzuwerfen. Wohl hörte ich dann etwa ein Dutzend Schüsse fallen, dachte aber freilich nicht daran, daß die Araber geschlagen werden würden; da plötzlich kündigte Dr. Overweg mir an, daß unsere Freunde geschlagen seien, schwang sich auf sein Pferd und galoppirte davon. Der Eine meiner Diener, der beritten war, hatte längst die Flucht ergriffen; eiligst sattelte der Andere mein Pferd; die Gefahr gab mir neue Kraft, ich schlug meinen Bernus um mich, nahm Flinte und Pistolen, warf den Doppelsack mit Journal und Instrumenten über den Sattel, schwang mich hinein und eilte in

westlicher Richtung davon, indem ich meinen Diener sich fest an dem Schweif anhalten ließ.

Es war die höchste Zeit zur Flucht; denn in demselben Augenblick drang der Feind auf der Ostseite in das Lager ein. Alles war geflohen und ich sah nur den Hauptsklaven des Scheichs, der mich flehentlich bat, das Prunkschwert seines Herrn mitzunehmen, damit es nicht in des Feindes Hände falle. Ich war jedoch noch nicht weit vom Lager entfernt, als ich nahe hinter mir schießen hörte; mich umwendend sah ich die Reiterei der Araber sich sammeln und den Feind, der sich zum Plündern zerstreut hatte, wieder angreifen, der nun seinerseits die Flucht ergriff. Ich kehrte hierauf mit meinem Diener zum Lager zurück, aber zu unserem großen Staunen und Schrecken fanden wir, daß nicht allein all' unser Gepäck verschwunden, sondern sogar von meinem Zelt nicht eine Spur übrig geblieben war. Die Worhda, nur von dem fremden Zelt mit rothem Knopf und dem Gepäck des Scheichs angelockt, hatten die Habseligkeiten der anderen Leute kaum angerührt, jenes aber weggeschleppt. Zum Glück nahmen die verfolgenden Araber ihnen den Raub wenigstens zum Theil wieder ab. Unser hauptsächlichster Verlust bestand daher nur in dem Kochgeschirr und den Vorräthen. Die Araber hatten vier Pferde verloren und der Häuptling der Worhda konnte sich mit dem rothen Bernus brüsten, den wir dem Scheich Rhet geschenkt hatten.

Von den Arabern waren in diesem Gefecht 4 Mann todt geblieben, vom Feinde dagegen 34; alle waren in der äußersten Wuth über die Unverschämtheit dieser Tebu, die es gewagt hätten, sie in ihrem eigenen Lager anzugreifen. Indessen wiederholten die unerschrockenen Eingebornen diese Unverschämtheit noch einmal vor Sonnenuntergang, und wenn es auch gelang, abermals den Angriff zurückzuschlagen, so waren doch die Aussichten für die nun folgende Nacht keineswegs günstig. Die Araber hatten nämlich die Kundschaft erhalten, daß im Laufe derselben eine Schaar von 30—40 Reitern aus Wadai zum Feinde stoßen würde, worauf dann ein letzter Angriff geschehen sollte. Man war sich recht wohl bewußt, daß die Worhda nur aus Mangel an Reiterei besiegt worden waren, und würde noch am selbigen Abend abgezogen sein, hätte man nicht gefürchtet, daß ein Nachtmarsch zu unordentlicher Flucht werden würde. Glücklicherweise verging die Nacht, ohne daß der Feind sich zeigte, und mit Tagesanbruch ward das Zeichen zum Abmarsch gegeben. — Wirklich kam der Feind nach einer uns später zugegangenen unzweifelhaften Nachricht eine Stunde später im Lager

an, fand es aber nicht für rathsam, uns auf dem Marsche zu folgen; denn die Wadai-Reiter hatten eben so viel Furcht vor den Arabern wie diese vor jenen.

An ein weiteres Vordringen in die östlichen Theile von Kanem oder zum Bahr el Ghasal war natürlich nun nicht mehr zu denken; wir mußten mit dem bitteren Gefühl getäuschter Hoffnung und in dem traurigen Bewußtsein, den letzten Rest unserer Habe auf diesen erfolglosen Zug verwendet zu haben, die Rückkehr nach Bornu antreten. Hatten wir auch immerhin ein hübsches Stück von Kanem gesehen, so mußten wir doch gerade den interessantesten Theil hinter uns lassen, eine Landschaft, durchzogen von zahlreichen begünstigten Thälern voll von Dattelwäldern und einst dicht besetzt mit großen, volkreichen und berühmten Städten, wie Ndjimie, der alten Residenz der Sjäfua, Aghafi, einst berühmt als Festung der Bulala, und so vielen anderen. Selbst Mao, die jetzige Hauptstadt des Landes (wenn anders im heutigen Kanem irgend ein Ort diesen Namen verdient), die wir so sehnlichst zu erreichen wünschten, der Sitz eines Chalifa und immer noch von etwa 4000 Einwohnern bevölkert, war nur noch etwa fünf deutsche Meilen von dem weitesten Punkte, den wir erreicht hatten, entfernt gewesen.

Als wir am Morgen des 22. Oktober das Lager am Wadi Alali Adia verließen, richteten wir unsern Marsch erst nach Westen, dann nach Südwesten und erreichten nach einigen Stunden ein weites muldenartiges Thal Namens Takulum, mit reicher, frischer Weide und schönem Baumwuchs. Man glaubte sich hier sicher genug, um einen Aufenthalt zur Fütterung der Thiere wagen zu können. Aber gerade als die Tageshitze am größten war, brachen wir wieder auf und traten jetzt mit nordwestlicher Richtung den eigentlichen Rückmarsch an, nach der Gegend hin, wo wir die Bande zuerst getroffen hatten. Allmählich ansteigend erreichten wir einen ziemlich bewaldeten Distrikt, wo jüngst alles Gras in Brand gesteckt worden war und zum Theil noch brannte. Dieses alljährliche Verbrennen des Grases, welches ich schon früher erwähnt habe, scheint eine in ganz Inner-Afrika gebräuchliche Sitte zu sein, in welcher auch das Vorkommen des Höhenrauchs, z. B. auf den Bergen von Adamaua, eine hinreichende Erklärung finden dürfte.

Gegen Abend wurde das Land wieder ganz offen, nur weit vor uns ließ sich ein kleiner Höhenzug sehen. Einen besonders erwähnenswerthen Punkt aber erreichten wir erst am folgenden Tag, etwa acht

Meilen vom Wadi Takulum. Es war dies das Thal Burka-drusso, eins der schönsten, die wir im Lande angetroffen hatten, nur daß es keine Dattelpalmen hervorbrachte; allein die Landschaft Schitati, welche wir nun wiederum betreten hatten, scheint dieser Palme keineswegs günstig zu sein, während die Landschaft Schiri, in welcher der Gau der Worhda liegt, und die Nachbarschaft von Mao sehr reich mit der Phoenix dactylifera bestanden sind. Wir brachten die heißen Stunden des Tages in diesem freundlichen Thalgrunde zu, welcher zum Theil in Kornfelder ausgelegt war, die mit Hülfe von Ziehbrunnen bewässert wurden. In der Nähe lag eine Gruppe von Hütten und ein größeres Dorf am Rande des Abhanges, welcher das Thal beherrschte.

Nur Dr. Overweg und ich mit Scheich Rhet und einigen seiner Reiter hatten den mehr nördlichen Pfad über Burka-drusso eingeschlagen; der größte Theil des Trosses und der Reiterei war vorausgezogen und hatte das Lager in einem Thalkessel unweit eines Brunnens aufgeschlagen, dessen Name Bir el Hamesch oder Yegil war, der aber gewöhnlich Yiggeli genannt wurde. Als wir endlich, lange nach eingetretener Dunkelheit, ebenfalls eintrafen, waren wir sehr erfreut, alle unsere Leute vorzufinden, die wir am Bir el Kurna zurückgelassen hatten, unter ihnen auch unsere Diener mit dem Gepäck. Es waren den Zurückgebliebenen so viel ungünstige Nachrichten über das Schicksal unserer Heerschaar zu Ohren gekommen, daß man das Lager dort vor mehreren Tagen verlassen und hierher verlegt hatte, wo man nun mit der größten Sorge unserer Rückkehr harrte. — Das kesselförmige Thal, in welchem wir lagerten, war ungewöhnlich reich und enthielt mehrere Teiche stehenden Wassers. Es war zum Theil mit einem Rohrdickicht bewachsen und hier und da zeigte sich die Höhle eines Löwen. Der Fürst der Wildniß verfehlte denn auch nicht, seinen Tribut von den Heerden zu erheben, welche den Besitz unserer Freunde ausmachten, wobei er hinlänglich bezeugte, daß er wählerisch eine Abwechselung in seine Mahlzeiten zu bringen suchte, indem er nach einander ein Pferd, ein Kameel und einen Bullen zu seiner Beute erkor.

Es mußte uns nun daran gelegen sein, unserer Genossenschaft mit den Uëlad Ssliman so bald als möglich ein Ende zu machen. Da wir nach einigen Tagen sahen, daß sich eine Reisegesellschaft sammelte, um nach Kukaua zu gehen, während die Araber die Absicht hatten, nach Burka-drusso zurückzukehren, so wandten wir uns unverzüglich

an den Häuptling, um ihn von unserer Absicht in Kenntniß zu setzen. Zwar mußten wir uns am 31. Oktober noch einmal mit unseren Freunden gen Osten wenden, da sie an diesem Tage ihr Lager nach dem Thal Arnanko verlegten, eine jener Einsenkungen, welche wir auf dem Wege von Burka-drusso nach Yegil passirt hatten; doch brachen wir bereits am 2. November von hier mit der ganz aus Kanembu bestehenden Karawane nach Kukaua auf, da deren Abreise durch ungünstige Nachrichten über die Bewegungen der Tuareg beschleunigt worden war, um die Straße nach Bornu noch unbesetzt von diesen Freibeutern zu finden.

So richteten wir denn unsern Marsch wiederum nach der Nordwestecke des Tsad und erreichten Beri am 5. November. Die Bewohner empfingen uns in Schlachtordnung, da sie uns für anrückende Tuareg gehalten hatten, von denen kurz vorher all' ihr schönes Vieh geraubt worden war. Da der auf dem Ausmarsch verfolgte Pfad nunmehr tief unter Wasser stand, wählten wir unsern Weg einige Meilen weiter nordwestlich über den Rücken jener Hügelkette, an deren Fuß wir früher hingezogen waren; erst bei Ngegimi kamen wir auf den alten Pfad zurück.

Am 10. November erreichten wir den Komadugu gegenüber von Yo und erhielten nach einer lebhaften Verhandlung noch an demselben Nachmittag die Erlaubniß, den Fluß zu passiren. Dann aber gestattete man uns nicht, die Reise fortzusetzen, bis ein mit der Anzeige von unserer Ankunft nach der Hauptstadt geschickter Bote mit der ausdrücklichen Erlaubniß der Weiterreise zurückgekehrt wäre. Das ist das übliche Verfahren, dem jede hier ankommende Kafla unterworfen ist.

Der Fluß war während unserer Abwesenheit noch bedeutend gestiegen und hatte jetzt seinen höchsten Stand erreicht. Ansehnliche Strecken der Ufer waren in regelmäßigen Beeten mit Weizen bebaut. Am 14. November endlich langten wir wohlbehalten in Kukaua an und fanden von Seiten unseres Wirthes, des Veziers, einen freundlichen Empfang.

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.







